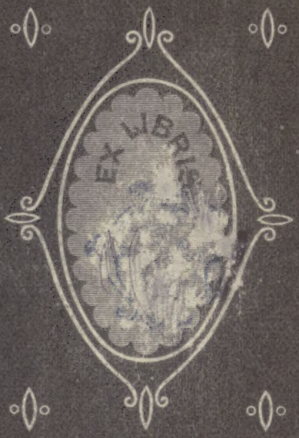
CHAMISSO

3 1761 05332270 7


EX LIBRIS

Th. Knaur
Nachf.

Presented to the

LIBRARY *of the*

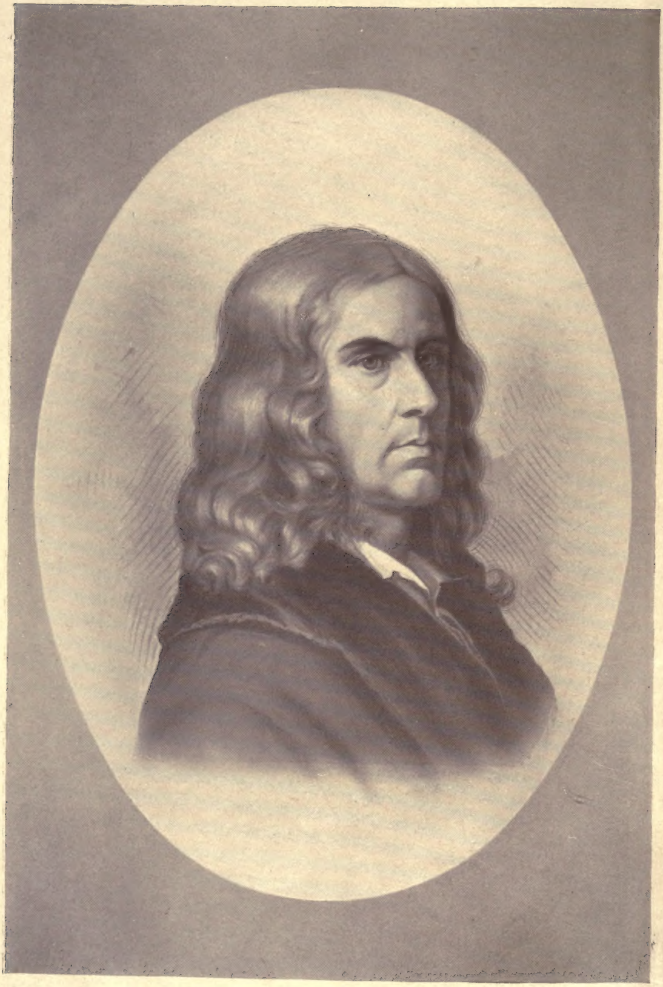
UNIVERSITY OF TORONTO

by

MRS. AILEEN WOLFF

Digitized by the Internet Archive
in 2007 with funding from
Microsoft Corporation

http://www.archive.org/details/smtlichewerkei00chamuoft

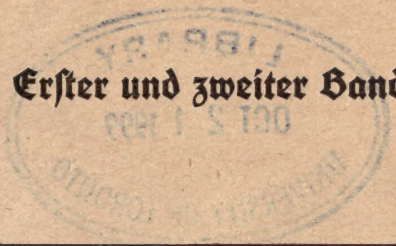


Ad. Chamisso

Adelbert von Chamisso

Sämtliche Werke in vier Bänden

Mit Einleitung von
Rudolf v. Gottschall



Erster und zweiter Band

Th. Knaur Nachf., Berlin und Leipzig

Neue Rechtschreibung

LIBRARY
OCT 2 1 1999
UNIVERSITY OF TORONTO

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig

Adelbert von Chamisso.

Zu den eigenartigsten und liebenswürdigsten Dichterpersönlichkeiten, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts auf dem deutschen Musenberg eine Stelle gefunden, gehört jedenfalls der Deutsch-Franzose Adelbert von Chamisso und sein Andenken ist jetzt keineswegs erloschen; auch wird es nicht bloß durch die Literaturgeschichten erhalten, sondern seine Gedichte sind nach wie vor lebendig, und sie haben auch jetzt noch ein dankbares Publikum besonders in jenen Kreisen, in denen die Lyrik noch nicht zum alten Eisen geworfen wird, in den Kreisen der Jugend und der Frauen. Das hat Chamisso mit Ludwig Uhland gemein, daß er dauernden Nachruhm sich durch einen einzigen Gedichtband erwarb, während unsere Klassiker mit glänzender Vielseitigkeit sich auf den verschiedensten dichterischen Gebieten versuchten; spätere Schriftsteller wie Gutzkow, wenn er auch kein Lyriker war, haben in einer langen Reihe von Bänden Dramen und Romane veröffentlicht und neue Dichter wie Heyse als Lyriker, Dramatiker und Novellist an eine unermüdliche Tätigkeit entwickelt. Doch ein einziger glücklicher Wurf hat schon manchem Dramatiker großen Ruf verschafft und ein einziges schönes Gedicht, das den Stempel der Unvergänglichkeit trägt, kann einen Dichter immer Dauer verleihten. Bei Chamisso wie bei Uhland geht neben dem dichterischen Schaffen eine wissenschaftliche Tätigkeit einher, welche bei diesem sich mit der Erforschung alter Sprach- und Literaturdenkmäler beschäftigt, bei jenem mit Naturkunde, namentlich Botanik, und Völkerkunde; auf beiden Gebieten haben die Dichter wertvolle wissenschaftliche Werke veröffentlicht.

Dem jungen Adelbert von Chamisso war es nicht an der Wiege gesungen worden, daß er einst als deutscher Dichter sich Ruhm erwerben würde. Einem altfranzösischen Adelsgeschlecht entstammend, wurde Adelbert de Chamisso auf einem Familienbesitz, dem Schloß Boncourt bei St. Menehould, am 30. Januar 1781 geboren. Sein Vater Louis Marie Comte de Chamisso, Seigneur de Boncourt war französischer Offizier. Die Familie war reich begütert und durch Heiraten auch mit regierenden Häusern verwandt. Einige der Ahnherren hatten in den Feldlagern sich Ruhm erworben, so der Großvater des Dichters, dem Marschall Villers 1709 einen Degen schenkte, weil er sich mitten durch die Feinde durchgeschlagen, um einem abgeschnittenen Korps die Befehle des Marschalls zu überbringen. Zwei ältere Brüder des Dichters, Hippolyt und Karl, waren Pagen am französischen Königshofe geworden, Leibpagen des unglücklichen Königs Ludwig XVI.; der erstere begleitete ihn bei der Flucht nach St. Menehould, der zweite war an dem Schreckenstage des 10. August, als das Volk die Tuillerien stürmte, in des Königs Nähe und wurde verwundet. Noch später, als König

Ludwig XVI. in seinem Schlosse wie ein Gefangener lebte, der nur noch heimlich seine Gunstbezeigungen austeilen konnte, gelang es ihm, den wackern Karl für seine Aufopferung zu belohnen, ihm einen Degen zuzustecken, den er einst selbst getragen, nebst einem Stückchen Papier, das er unter dem Rock auf die Brust geknöpft und auf welchem er eigenhändig seinen treuen Diener Karl, der mehrmals für ihn sein Leben aufs Spiel gesetzt, seinen prinzlichen Brüdern empfahl. Dieser Degen und Zettel ist im Familienbesitz geblieben, während der Degen des Marschalls Villers mit anderen Kostbarkeiten bei der Zerstörung des Schlosses Boncourt verloren ging.

Denn auch das alte Schloß, dem Chamisso ein schönes Gedicht gewidmet hat, wurde in den Stürmen der Revolution zerstört.

Hoch ragt aus schattigen Gehegen
Ein schmuckes Schloß hervor;
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinernen Brücken, das Tor,
Es schau'n am Wappenschilde
Die Löwen so freundlich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Das Wappen der Familie zeigte zwei Löwen, die ein silbernes Schild halten, auf welchem sich fünf in Form eines Herzens gelegte Kleeblätter und darunter zwei nach unten greifende Hände befanden.

Die ersten neun Jahre seines Lebens brachte der Dichter auf diesem alten Familiensitze zu; es war ein nachdenklicher Knabe, der wenig sprach und es liebte, zurückgezogen von den anderen, in der Stille seinen Gedanken nachzuhängen. Schloß Boncourt wurde 1790 der Erde gleich gemacht, der dazu gehörige Besitz konfisziert und verkauft, die Eltern an den Bettelstab gebracht; sie vermehrten die große Zahl der Emigranten, suchten zuerst eine Zuflucht in den Niederlanden, 1793 in Lüttich und wandten sich dann nach den deutschen Reichslanden, nach Würzburg und Bayreuth. In Würzburg beratschlagte die Familie, ob man den Adelbert nicht solle Tischler werden lassen, er hatte wie sein Bruder viel Talent zur Miniaturmalerei und war ein vortrefflicher Zeichner, was ihm später bei seinen botanischen Studien zugute kam; auch Landschaften zu seinen Reiseerinnerungen hat er aufgezeichnet. In Bayreuth war er eine Zeitlang Blumenverfertiger und Blumenverkäufer. In Berlin waren indes seine Brüder Hippolyt und Karl Miniaturmaler von Ruf geworden, sie wurden 1797 außerordentliche Mitglieder der Akademie der Künste. Der Vater richtete ein Gesuch an den König Friedrich Wilhelm II., sich ebenfalls in Berlin niederlassen zu dürfen, wie viele französische Emigranten, was ihm auch in Gnaden bewilligt wurde. Hier scheint sich der junge Adelbert zunächst auch mit Porzellanmalerei beschäftigt zu zu haben. Dann wurde er unter die Pagen der Königin Luise aufgenommen. Diese sorgte für seine geistige Ausbildung, ließ ihm Privatunterricht geben und erlaubte ihm auch, sich an dem öffentlichen Unterricht des französischen Gymnasiums in Berlin zu beteiligen, wo er besonders Rhetorik und Philosophie studierte, mit gutem Erfolg, wie

es günstige Zeugnisse bestätigen. 1798 trat er zugleich in preußische Kriegsdienste; er wurde Fähnrich in dem Regiment Götze, das damals in Berlin in Garnison stand; 1801 mit zwanzig Jahren wurde er Leutnant in diesem Regiment. Der Dienst scheint ihm noch Muße genug gelassen zu haben für seine Studien; auf der Wache in Potsdam, während seine Kameraden Karten spielten, studierte er griechisch; ja er schrieb seine Doktordissertation in jener Zeit und als er die Doktorwürde erhalten, sagte er: „Jetzt endlich bin ich Leutnant in der Philosophie und Doktor im Regiment Goetz." Damals studierte er auch eifrig die deutsche Sprache und las die Werke unserer großen Dichter, er begeisterte sich für Schillers Genius. Ein dramatischer Versuch, den er damals machte, zeigte, daß er noch immer mit der deutschen Sprache ringen mußte, noch schroff und ungelenk in ihrer Behandlung war. Dieser Versuch ist auch deshalb von Interesse, weil er der einzige geblieben ist, indem der Dichter sich später niemals mehr der dramatischen Muse zugewendet hat. Das Trauerspiel, das vielleicht Bearbeitung eines französischen Stoffes war, hatte den Titel: Der Graf von Commenges. Der Held liebt seine Base Adelheid, welche aber einen andern Bewerber heiratet, weil sie nur so den Geliebten aus dem Kerker rettet; den Gatten verwundet er und glaubt ihn getötet zu haben. Dann erfährt er, daß Adelheid Witwe geworden, aber gestorben sei. Er hat sich in die Abtei La Trappe begeben. Dort aber lebt ein Pater Enterpe, der sterbend das Geheimnis enthüllt, daß er niemand anders sei, als jene Adelheid. Die höchst befremdende Komödie würde nicht Erwähnung verdienen, wenn sie nicht für die Sprachstudien des jungen Dichters bezeichnend wäre. Sie ist in Prosa geschrieben, enthält aber eine Sterbelitanei in griechischen Strophen, die dem Klopstockschen Vorbilde nachgedichtet sind.

Der erste Konsul Napoleon hatte den Emigranten die Erlaubnis erteilt, nach Frankreich zurückzukehren und Chamissos Eltern und seine Schwester machten von dieser Erlaubnis Gebrauch und gingen wieder nach Frankreich. Adalbert blieb zurück. Doch die Sehnsucht nach seinem Vaterlande war noch lange in ihm lebendig, wie er selber sang:

Trauer umwölket den Blick, fern, fern von des Vaterlandes
Sehnend besonnter Flur klagt der Verbannte das Leid.
Trauer umwölket den Blick, ach, nicht in der Sprache der Väter
Hebt er, der Wehmut Gesang, fern von den Lieben und fremd.

Dabei lebte er in sehr dürftigen Verhältnissen und was er hierüber seinen Eltern, Geschwistern und Freunden schreibt, spricht für seine wahrhaft spartanische Genügsamkeit und Bedürfnislosigkeit. „Wohl ist es eine schöne Sache, Soldat für sein Vaterland zu sein, an der Grenze zu fallen, sein Leben in der Mitte von besiegten Feinden seines Vaterlandes zu verlieren, aber dieses Leben zu verkaufen um den Preis von 8 Tlrn. 25 Gr. monatlich, das ist ein schändliches Metier". Bei diesen mehr als bescheidenen Einkünften hatte Chamisso den verwegenen Gedanken, sich zu verheiraten, und zwar mit einer französischen Weltdame, Cérès Duvernay, welche Esprit und feine Manieren besaß und stets in den glänzendsten Toiletten erschien; er glaubte sich wiedergeliebt, wozu ihm die Koketterie der gefallsüchtigen Dame ausreichende Veranlassung

gab; sie spannte nur den jugendlichen Verehrer an ihren Triumphwagen, zeigte sich ihm bald huldvoll geneigt, bald quälte sie ihn mit empfindlicher Zurücksetzung. Als sie seinen Antrag erhielt, gab sie ihm einen in zierlichen französischen Versen geflochtenen Korb; er hatte sie ebenfalls in solchen Versen verherrlicht und klagte später auch in seiner Muttersprache um sein verlorenes Glück.

Seine Studien der Werke Goethes und Schillers regten ihn selbst zu poetischem Schaffen an und er hatte die Vermessenheit, 1803 einen „Faust" zu dichten, den er selbst später einen „fast knabenhaften poetischen Versuch" nannte. Dieser „Faust" beschwört den guten und bösen Geist; von dem letzteren wird ihm ein Dolch in die Hand gezaubert, dessen Spitze er gegen sein Herz wendet und sich langsam tötet mit den Worten:

Verdammnis, ewige, in deinen Schoß.
Vielleicht Vernichtung nur, vielleicht Erkenntnis,
Gewißheit doch!*)

Wenn Chamisso diesen „Faust" in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen hat, so ist das keineswegs unberechtigt; denn der knabenhafte Versuch zeigt doch nicht nur die Klauen des Löwen, sondern er enthält auch, so ungelenk bisweilen die sprachliche Behandlung erscheint, Stellen von unleugbarer gedanklicher Tiefe, besonders in dem ersten geistvollen Faustmonolog:

Wir müssen wollen, ja wir müssen — müssen?
Nicht frei dann? Also wollend nur ein Stein,
Der in die Tiefe fällt und fühlt, er wolle!

oder:

Was ist die Gottheit? Jeder großen Kette
Ein erstes ewig unbegriffenes Glied,
Das, nicht getragen, alle Glieder trägt?
Erscheinung nur und Wahn ist alles mir,
Es wirft das Licht, das inn're, dort hinaus
Auf ausgespannte Nacht die Bilder hin,
Ein leerer Wiederschein des eig'nen Ich,
Und so erscheint die Welt, die ich erkenne.

Hier spuken Kant und Fichte, welcher letztere den poetischen Versuchen des jungen Chamisso eine warme Teilnahme widmete. Das Faustfragment ist auch deshalb von Interesse, weil Chamisso in allen seinen späteren Gedichten und Dichtungen niemals wieder auf solche philosophische Probleme zurückgekommen ist.

Durch seinen „Faust" wurde er mit einem anderen strebsamen Studenten bekannt, der noch vier Jahre jünger war. Varnhagen von Ense, ebenfalls mit dichterischen Versuchen beschäftigt, wurde bald sein Herzensfreund und seinem meisterhaften Griffel verdanken wir die wertvollen Aufzeichnungen, die uns das Jugendbild Chamissos aufs lebendigste vor die Seele führen. In seinen Denkwürdigkeiten erzählt er uns von der Bekanntschaft, die er in Charlottenburg mit einem preußischen Offizier gemacht, der sich ihm ganz unvermutet als Dichter enthüllt

*) Der spätere Faust Lenaus stößt sich ebenfalls den Dolch ins Herz.

habe und zwar als einer von der seltsamsten Art, die größtenteils schon darin begründet gelegen, daß dieser deutsche Dichter eigentlich ein Franzose war. Den Franzosen konnte Chamisso in keinem Zuge verleugnen; Sprache, Bewußtsein, Sinnesart, Manieren und Wendungen: alles erinnerte an seine Herkunft, und war sein ganzes Wesen dabei mit einer besonderen, seinen Landsleuten sonst nicht gerade eigenen Ungeschicklichkeit behaftet, die doch viele Gewandtheiten und Fertigkeiten gar nicht ausschloß, sondern ihm nur etwas Wunderliches zugesellte, woraus dann allerlei hervorging, was er selbst oder andere als Unfall oder Übelstand zu ertragen hatten. Seine langen Beine, die knappe Uniform, der Hut und Degen, der Zopf, der Rock und die Handschuhe, alles konnte ihm unvermutet Ärgernis bereiten. Am meisten und am sichtbarsten aber kämpfte er mit der Sprache, die er unter gewaltigen Anstrengungen mit einer Art von Meisterschaft und Geläufigkeit radebrechte, welches er auch in der Folge zum Teil beibehalten mußte." Bisweilen rezitierte er seine Gedichte aus dem Gedächtnis mit einer zerquetschenden Aussprache, in einer Türe stehend und den Durchgang hemmend.

Die Freundschaft der beiden jungen Dichter, denen sich einige gleichgesinnte Genossen zugesellten, sollte indes nicht müßig und unfruchtbar bleiben. Ihre Gedichte mehrten sich so, daß sie, wie Varnhagen sagt, aus dem Pult hinausdrängten. Als dieser mit Chamisso an einem späten Abend in einem Garten wandelte, da ging ihm plötzlich der Gedanke auf, einen Musenalmanach herauszugeben, wo ihre poetischen Erzeugnisse das Licht der Welt erblicken konnten. Doch erwies sich bei näherer Prüfung und Schätzung der Vorrat eigener Gedichte, unter denen sich vieles Gelegentliche und Schlechte befand, nicht ausreichend für einen solchen Almanach. Chamisso unternahm es, auf Werbung auszugehen und einige Freunde um Beiträge zu bitten. Er fand auch Gehör; doch nun galt es, ein Richteramt auszuüben und Verfehltes zurückzuweisen. Von den ersten Einsendungen waren viele nicht verwendbar; doch fanden sich später Mitarbeiter mit annehmbaren Leistungen und bald bildete sich um den Almanach ein Freundeskreis, der auch bei geselligen Zusammenkünften dichterischen Bestrebungen huldigte. Da war der Referendar Hitzig, der, besonders willkommen, Übersetzungen aus dem Spanischen, Englischen und Italienischen gab. Ludwig Robert, der Bruder der geistreichen Rahel Levin, der späteren Gattin Varnhagens, Franz Theremia, damals Kandidat des Predigtamts der französischen Kolonie, später berühmter Kanzelredner. Auch der ritterliche Fouqué, der unter dem Namen Pellagrin dichtete, und selbst Fichte steuerte einige poetische Gaben bei, der letztere allerdings ohne seinen Namen. Wenn wir dies vorgreifend erwähnen, im Hinblick auf die Jahrgänge dieses „grünen" Almanachs, der allerdings im dritten Jahr die grüne Farbe mit der roten vertauschte, so müssen wir gleich ergänzend hinzufügen, daß der erste Jahrgang nur nach schweren Geburtswehen das Licht der Welt erblickte. Das Manuskript wanderte von einem Buchhändler zum andern, umsonst — es fehlten in dem Almanach die berühmten Namen, die einen Erfolg verbürgen konnten. Zuletzt gab wenigstens ein Leipziger Buchhändler seine Firma her und die

Freunde druckten den Almanach auf eigene Kosten. Chamisso war der eigentliche Geldgeber, was bei seinen damaligen Verhältnissen einigermaßen befremden muß. Varnhagen und ein anderer Freund, Neumann, kauften ihm dann eine Anzahl von Exemplaren ab, doch das deckte nicht die von Chamisso verausgabte Summe. Eingeführt wurde der Almanach durch ein Gedicht Chamissos in Terzinen, „die jungen Dichter", in welchem von Thuiskons Bardenhaine und von Apollos Leier die Rede ist, so daß wir an unsere Klassiker Klopstock und Schiller erinnert werden. Der Dichter selbst nennt sich darin einen Franken, einen Fremdling, dem der deutsche Gesang tief ins Herz hallt. Die Namenlosen reihen sich den Sängern „ewiger Lieder" an; sie ringen aufwärts;

es spielen
Apollos Strahlen leuchtend um die Leier
Und mächtig in dem engen Busen fühlen
Auflodern wir der künft'gen Lieder Feuer.

Die romantische Schule hatte damals vor kurzem ihre Programme veröffentlicht, es war eine Revolution der Literatur, welche das Alte zu stürzen suchte und die mondbeglänzte Zaubernacht des Mittelalters heraufbeschwor. Unter dem Protektorat der Gebrüder Schlegel hatten sie den Nordsternbund gebildet; solche literarische Vereinigungen waren Mode geworden. Ein Romantiker de pur sang, Fouqué, hatte Gedichte zum Almanach beigesteuert, andere wie Zacharias Werner hatten sich für das Unternehmen begeistert. August Wilhelm Schlegel äußerte sich aufmunternd darüber. So wurden die jungen Poeten den Anhängern der neuen Richtung zugezählt. Die Vertreter des gesunden Menschenverstandes, der freilich von den Romantikern allzusehr auf den Kopf gestellt wurde, Schriftsteller wie Kotzebues Freund, Merkel, zögerten nicht, die jungen Dichter in den Sündenfall der Romantik mit zu verwickeln und auf sie, wie auf ihre Vorbilder loszuschimpfen. Einen literarischen Wert hatte das grüne Buch nicht; es waren zum großen Teil unbedeutende Talente, die darin zu Worte kamen, aber es war eine strebsame Jugend, welche eine Stagnation des literarischen Lebens verhinderte. In ästhetischen Tees versammelten sich diese Jünglinge und bis tief in die Nacht hinein dauerten die Zusammenkünfte mit dem Vortrag von Gedichten, kritischen Beratungen und Beratschlagungen über die Aufnahme von Beiträgen in den Almanach. Anfangs gab der Referendar Hitzig seine geräumige Wohnung dazu her; später kam man oft auf den Wachtstuben am Potsdamer oder Brandenburger Tor zusammen, wo sie mitten unter militärischen Unterbrechungen ihre poetischen Sitzungen abhielten, denn außer Chamisso war noch ein anderer junger Leutnant Mitglied des Bundes, de la Foye, ebenfalls wie jener von Geburt Franzose. Innige Herzensfreundschaft verband die beiden Deutsch-Franzosen und Regimentskameraden. Die Freundschaftsbeteuerungen, welche die beiden miteinander austauschten, können an die überschwenglichsten Herzensergüsse der Freunde in den Jean Paulschen Romanen erinnern. So schrieb Chamisso am 20. Januar 1805 an de la Foye: „Dein ich, jetzt fortan und ewig! Mit allen den Kräften der Seele, Leib und Leben und auch allem niedrig Irdischen, was sie „Habe" nennen und ihre gepriesenen

selbstgeschaffenen Delikatessen können auch nicht zwischen uns sein. Also, mein Vermählter, gebiete du über mich, denn des Wortes können wir, wechselseitige Leibeigene, uns wohl bedienen." Mit diesem Freunde ist Chamisso bis kurz vor seinem Tode in fortwährender deutscher Korrespondenz geblieben. Längst lebte de la Foye als professeur de la faculté de Caën in Frankreich, ohne sein Deutsch verlernt zu haben.

Schon im Jahre 1804 war de la Foye nach Frankreich zurückgekehrt, sein Vater war gestorben und er eilte zu seiner Mutter nach Caën. Auch sonst hatte der Berliner Bund sich aufgelöst: Hitzig war als Assessor bei der Regierung in Warschau angestellt worden, Theremia hatte sich zur Beendigung seiner theologischen Studien nach Genf begeben, Varnhagen war nach Hamburg gegangen. Doch rege war der briefliche Verkehr zwischen den Freunden, und das Licht des Polarsternes, das Symbol des Nordsternbundes, war nicht erloschen. Die Briefe zwischen den Freunden sind uns erhalten und nicht unwichtige Beiträge zur Kenntnis der damaligen literarischen Strömungen und Stimmungen. Chamisso exerzierte Rekruten und studierte eifrig Griechisch, ebenso wie Varnhagen, und beide brachten es dahin, daß sie lange Briefe in griechischer Sprache schreiben konnten.

Chamisso verließ im Oktober 1805 Berlin mit seinem Regiment; erst nach einem fast halbjährigen Marsche erreichte er die Festung Hameln, während er vorher in verschiedenen kleinen Städten ein ungeregeltes Lagerleben mit seinen Truppen teilen mußte. Bei dem Ausmarsch aus Berlin herrschte eine kriegerische Stimmung; es lag ja etwas wie Krieg in der Luft. Der Krieg drohte Chamissos schönste Hoffnungen zu vernichten; doch zum Ersatz dafür hoffte er zu sehen, „wie sich vor ihm der Schauplatz der wildesten Wirksamkeit der Kräfte eröffnen werde und das stürmische Gewirr des Krieges". Doch zunächst empfand er nur die Langeweile endloser Märsche und beklagte sich in seinen Briefen über die Dummheit der Vorgesetzten und die Schläfrigkeit der Soldaten; er lobte sich seine raschen mutvollen Franzosen. Bei allen Wanderungen durch Regen und Kot, bei allem Wechsel der Quartiere beschäftigte ihn immerfort das grüne Buch; er dichtete und rezensierte, tadelte und lobte, auch die lyrischen Ergüsse seines Freundes Varnhagen, las den Homer und die Bibel. Im April rückte sein Regiment in Hameln ein. Hier besuchten ihn seine Freunde Varnhagen und Neumann auf der Durchreise von Hamburg nach Halle, wo sie ihre Studien fortsetzen wollten. Chamisso hatte gerade die Wache am Ostertor, und in der Wachtstube besprachen die drei Freunde Gegenwart und Zukunft, dichterisches Schaffen und die eigenen Schicksale. Bei einem Spaziergang durch die einsamen Festungswerke im Mondschein fiel Chamisso den Freunden um den Hals und erklärte fest und feierlich, er wolle nun ganz ihnen gehören, ihre Studien und Geschicke teilen, den Abschied nehmen und ihnen nach Halle folgen. Die Uniform war ihm längst eine Zwangsjacke geworden; auch peinigte ihn der Gedanke, gegen seine Landsleute ins Feld rücken zu müssen. Er kam im Juni um seinen Abschied ein, doch wurde sein Gesuch nicht bewilligt. Noch kritischer wurde seine Lage, als Napoleon am 7. Oktober 1806 von Bernburg aus ein Dekret erlassen hatte, wo-

nach jeder Franzose, der in den Reihen des Feindes diente, im Falle der Gefangennehmung vor ein Kriegsgericht gestellt und binnen vierundzwanzig Stunden erschossen werden sollte. Um dieser drohenden Gefahr vorzubeugen, wandte sich der junge Leutnant noch einmal mit dem Gesuch um Dienstentlassung an seinen Regimentskommandeur; doch dieser berief sich darauf, daß der König sein Gesuch im Juni abgeschlagen habe und daß man nicht wieder darauf zurückkommen könne. Ihm selbst aber könne es nicht zur Last gelegt werden, wenn er auf das kaiserliche Dekret den Dienst nicht verlasse und nicht nach Frankreich zurückkehre. So blieb der Dichter, wie er einem Freunde schrieb, getrost in Reih und Glied gegen sich selber."

Nach dem Besuch der Hamburger Dichtergenossen schrieb er „Adelberts Fabel", in welcher der Grundgedanke durch die allzu dramatische Einkleidung abgeschwächt wird. Er wollte den Schicksalsmächten und ihrer zwingenden Notwendigkeit die eigene Geistesmacht, den siegreichen freien Willen gegenüberstellen, die er soeben bewährt hatte durch seinen festen Entschluß, dem Militärdienst zu entsagen. Eine Kritik dieser Fabel gibt er selbst in einem Briefe an Varnhagen: „Ich fühle, ich kann auch keine ruhige Prosa schreiben, das Ding wird verzerrt genug dastehn!" Dann spannte Chamisso, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, wieder ein Märchen auf den Rahmen; es hatte den Titel: „Fortunati Glückssäckel und Wünschhütlein", ein Spiel; er schrieb es anhaltend, angestrengt nieder und bekämpfte die Verse und den Reim mit unendlicher Mühsamkeit, es gab darin Terzinen, lyrische Stanzen und sehr künstliche Dinge; er las, was er geschrieben, einigen Freunden vor; der Eindruck war der des gewaltigsten Komischen, die Dichtung sollte sehr umfangreich werden, doch sie blieb unvollendet. Später schrieb Ludwig Tieck eine Fortunatus, wohl die beste seiner großen Märchen- und Sagendichtungen und neuerdings hat Julius Große den Stoff in einem größeren geistvollen Drama verwertet.

Der Krieg war inzwischen ausgebrochen; bei Jena und Auerstedt hatte Napoleon die preußische Armee vernichtet, die noch von dem Ruhm des großen Friedrich zehrte; große preußische Festungen fielen durch schmachvolle Übergabe in die Hände der Franzosen. Auch der Festung Hameln sollte dies Los nicht erspart werden; sie kapitulierte am 21. November 1806 — eine schmachvolle Kapitulation, der kein Kampf, keine Belagerung vorausging, nur die Empörung der eigenen Truppen gegen die Generale und Obristen, die mit dem Feinde unterhandelt und die Festung übergeben hatten. Doch den Offizieren und Soldaten fehlte der Führer — und so kam es nur zu tumultuarischen Auftritten, zu Ausbrüchen wilder Verzweiflung. Die Patronen wurden verschossen, die Gewehre zerschmettert. Zwei Brüder Wernecke, Soldatensöhne und Soldaten selbst, setzten sich wechselseitig das Gewehr auf die Brust, drückten zugleich ab und fielen einander in die Arme, um die Schmach ihrer Waffen nicht zu überleben. Das berichtet Chamisso in höchster Erregung seinem Freunde Varnhagen: „Ein neuer Schimpf haftet auf dem deutschen Namen, es ist vollbracht, das Schmähliche, die Stadt ist über, — ich habe heute nur Jammer und Tränen, die in mein Herz zurück-

fallen und es schwellen, daß ich nicht Atem holen kann. Müssen einzelne so reich an Schande sein, daß sie den Becher über Tausende, Starke und Gesunde, auszuleeren vermögen und sie in eigene Niedrigkeit ziehen und verderben. Das ist ein Hartes, bei Gott, ein Hartes, der schuldlosen Opfer eines zu sein und zürnend Schamröte über sein Gesicht glühen zu fühlen, da man nichts verbrochen." Dem deutschfühlenden Franzosen macht diese Sprache flammender Entrüstung große Ehre — bekennt er doch selbst später, daß er ein Deutscher, aber ein freier Deutscher in seinem Herzen sei und auf immerdar bleibe. Der Sieger Napoleon aber, dessen Bundesgenossen, die Holländer, in die Festung Hameln einzogen, war dem Dichter stets ein schicksalsmächtiger Herrscher, wie er in seiner dramatischen Skizze: „Napoleons Tod" sagt:

Du Franklin nicht, nicht Washington, du hast gebaut
Vergänglich für die trunk'ne Lust des Augenblicks.
O hättest Freiheit du geschafft nach deiner Macht,
Noch ständen aufrecht deine Bilder, unentweiht
Von Händen, die zu heben unvermögend sind
Das dir entsunk'ne, dein gewicht'ges Herrscherschwert.

Doch bei seiner Bewunderung für die Größe des Cäsars fühlte er sich gekränkt durch die Spottverse, womit Rückert und andere Dichter später den geschlagenen Kriegsfürsten verhöhnten.

Chamisso wurde Kriegsgefangener und erhielt einen Paß nach Frankreich; schon früher hatte er die Absicht, dorthin zu reisen, um die Seinen wiederzusehen und Familienangelegenheiten zu ordnen. Es beginnt jetzt in des Dichters Leben eine unruhige, haltlose und fruchtlose Zeit — ein Hinundher zwischen Frankreich und Deutschland. Vater und Mutter waren kurz vorher gestorben, als er in Frankreich ankam; seine Ansichten und Überzeugungen wichen von denen seiner Familie so wesentlich ab, daß er sich dort nicht heimisch fühlen konnte. Er kehrte bald nach Deutschland zurück und suchte die alten Freunde wieder auf. Damals lernte ihn auch Varnhagens Schwester, Rosa Marie, in Hamburg kennen und mit jener Porträtkunst, welche sich auf ihre Töchter, Ludmilla und Ottilie Assing, vererbt hat, entwirft sie ein Bild des Dichters, wie er in der damaligen Zeit ihr vor Augen trat. „Er trug eine elegante polnische Kurtka mit Schnüren besetzt, ging mit schwarzem, natürlich herabhängendem Haar, mit einer leichten Mütze, was ihm sehr wohl stand und nebst einem kleinen Schnurrbart seinen schönen sprechenden Augen voll Treue und Klugheit einen eigentümlichen Reiz verlieh." Auch in Deutschland fühlte er sich damals so wenig heimisch, wie in Frankreich. Er schreibt: „Ohne Stand und ohne Geschäft, gebeugt, zerknickt verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit." Das einzige, was er erreichte, war seine Entlassung aus dem Militärdienst, die ihm am 11. Januar 1808 in ehrenvoller Weise zuteil wurde, mit der Erlaubnis, die alte Armeeuniform zu tragen. Er lebte damals einsam und aussichtslos; die Freunde waren zerstreut; das „grüne Buch" hatte aufgehört ein Mittelpunkt ihrer literarischen Bestrebungen zu sein. Da hatten sich in Frankreich Verwandte und Freunde für ihn bemüht; eine Stelle als Professor am Lyzeum von Napoleonville war für ihn

in Aussicht genommen. Wieder siedelte er nach Frankreich über, doch nicht frohen Mutes; denn er fühlte die Lücken seines Wissens; besonders war seine Unkenntnis der lateinischen Sprache ein von ihm selbst peinlich empfundenes Hindernis. Doch die Sache zerschlug sich wieder. So war Chamisso in Paris so beschäftigungslos, wie kurz vorher in Berlin. Mit Helmine von Chezy, der Tochter der Karschin, zusammen übersetzte er August Wilhelm Schlegels Vorlesungen über dramatische Literatur ins Französische, die Verfasserin des sehr anfechtbaren Textes zu Webers „Euryanthe", welcher nur das Verdienst hat, den Text zu Richard Wagners „Lohengrin" vorgeahnt zu haben, hatte in Paris gesellschaftliche Beziehungen auch mit Frau von Stael, welche ja in A. W. Schlegel einen Verehrer und eine Zierde ihres Hofhaltes hatte. So wurde auch Chamisso mit Frau von Stael bekannt und durfte sie in ihrem Schlosse Chaumont an dem Ufer der Loire besuchen. „Die Stael," schreibt er, „hat Natur, Begeisterung und Tiefe; dazu hat ihr die Natur aus Ironie eine recht dicke Scholle Erde zum Körper gegeben." In Chaumont fand er auch die schöne Recamier und den klugen, zierlichen Schlegel, den er hier erst näher kennen lernte. In Paris lernte Chamisso übrigens auch Uhland kennen, von dessen Gedichten er eine sehr hohe Meinung hatte; von seiner Persönlichkeit schreibt er: „Er ist klein, unscheinbar, dickrindig und schier klotzig." Chamisso glaubte die Frau von Stael seine Freundin nennen zu können; sie hatten sich gegenseitig in vertraulichen Gesprächen ihre Lebenserfahrungen mitgeteilt. Er folgte ihr nach Coppet in ihr Schweizer Tuskulum; doch hier war sie nicht mehr so zuvorkommend; sie war mißgestimmt, auch er misanthropisch: so traten sie sich kalt und fremd gegenüber. Gleichwohl trat in Coppet eine entscheidende Wendung in Chamissos Leben ein; er fühlte auf einmal seinen Beruf als Naturforscher. Anlaß dazu gab eine Bemerkung in einem Briefe seines Freundes de la Foye, dem er mitteilte, daß er Englisch studierte, worauf dieser erwiderte, daß er dort, wo er jetzt sich aufhielt, nicht Englisch, sondern Botanik treiben müsse. Das zündete; Chamisso fing an, Botanik zu treiben, und das wurde seine Lieblingswissenschaft, in der er später Hervorragendes leisten sollte.

Er war fast ein Jahr in Coppet, vom Sommer 1811 bis zum Sommer 1812 — so oft er abreisen wollte, immer ließ er sich wieder bewegen zu bleiben. So geistig bedeutend war Frau von Stael und daß sie sich unglücklich fühlte, zog ihn immer wieder zu ihr hin. Außerdem aber fesselte ihn die Alpenflora, und als seine Wirtin verreist war, hielt er sich noch zwei Monate in Coppet auf, in freundlichem Verkehr mit dem Sohne derselben, der ihn auf seinen botanisierenden Ausflügen in den Jura, in die savoyischen Voralpen begleitete; er widmete seine Zeit „dem stillen, innigen, wortlosen Genuß der schönsten Natur, die ihm wie eine Geliebte ist". Sein Herbarium umfaßte im August 1812 schon tausend Gattungen. Dennoch fühlte er sich wie ein Schiff bei Windstille, des Hauches harrend, der ihn an irgend ein Gestade treibt; er sehnte sich danach, sich eine unabhängige, bescheidene, stille Existenz zu verschaffen. So kehrte er nach Berlin zurück, ließ sich als studiosus

medicinae an der Universität einschreiben und hörte Kollegia über Anatomie, Zoologie und Botanik. Den Sommer des Jahres 1813 brachte er bei Herrn von Itzenplitz auf dem Gute Kunersdorf zu. Nicht gleichgültig sah er dem Völkerkrieg zu, der in den deutschen Landen hin und her wogte, doch die Zeit hatte für ihn kein Schwert; in dem Kampf zwischen dem alten und neuen Vaterlande konnte er nicht nochmals zu den Waffen greifen; er arbeitete immer an seinen Pflanzen und botanisierte in der Umgegend; sein Herbarium vermehrte sich um immer neue Spezies, so daß er im nächsten Jahre bereits 4000 derselben besaß. Gleichzeitig aber verfaßte er eine Schrift, eine Art von Märchen, das zunächst für die Kinder seines Freundes Hitzig bestimmt war, „Peter Schlemihl", das in Deutschland günstig aufgenommen und in England besonders durch Cruikschanks Zeichnungen volkstümlich wurde. Das Märchen begründete Chamissos schriftstellerischen Ruf; denn seine poetischen Beiträge zu dem grünen Buch waren dazu nicht bedeutend genug. Doch der buchhändlerische Erfolg des „Peter Schlemihl" war nach unseren heutigen Begriffen keineswegs glänzend; erst 1827 konnte eine zweite Auflage erscheinen; man vergleiche damit die rasch aufeinander folgenden, zahllosen Auflagen des Trompeters von Säckingen, des Mirzá Schaffy, des Rattenfängers.

Peter Schlemihl ist eine originelle drollige Geschichte. „Ich will," schreibt er einmal, „in meiner Poesie selten etwas; wenn eine Anekdote, ein Wort mich selbst im Leibe an der Seite der linken Pfote bewegt, so denke ich, es muß andern auch so ergehn und nun ringe ich mühsam mit der Sprache, bis es herauskommt. Schlemihl ist auch so entstanden." Wenn einige Literarhistoriker davon ausgehn, daß Chamisso in dem unglückseligen Zustande des schattenlosen Schlemihl das eigene Unglück des vaterlandslosen Dichters dargestellt habe, so liegt in diesem Bestreben, einen Grundgedanken des Märchens herauszufinden, ein Verkennen der Lust am Fabulieren, welcher dies Märchen entsprungen ist. Wie bei den Romantikern überhaupt spielen verschiedene Gedanken mit hinein, aber sie lassen sich nicht festhalten. Eine Grundstimmung freilich ist unverkennbar. Schlemihl fühlt sich unglücklich, die Welt verlacht ihn; er muß die Gesellschaft fliehen: darin spiegelt sich die Stimmung, die Chamisso lange Zeit beherrschte. Die Fabel des Märchens ist einfach. Ein Hexenmeister, der alles aus der Tasche zu zaubern vermag, kauft von Schlemihl seinen Schatten und gibt ihm als Ersatz das Glückssäckel des Fortunatus. So knüpft der Dichter wieder an sein unvollendetes Märchen an. Doch das Gold nützt ihm wenig; sobald die Leute merken, daß er schattenlos ist, sagen sie sich los von ihm und verhöhnen ihn. Auch der glückliche Erwerber des Schattens spielt ihm manchen Schabernack; ja er will ihm denselben zurückgeben, wenn Schlemihl ihm dafür seine Seele verschreibt. Da wirft dieser den Glückssäckel von sich, sagt sich los von dem Versucher, erhält zwar seinen Schatten nicht wieder, doch wohl seine Seelenruhe. Durch Zufall findet er ein Paar Siebenmeilenstiefeln, mit denen er durch die Welt spaziert. Hier ward der Märchenerzähler zum Propheten; diese Sehnsucht nach einer Weltreise, wie er sie nicht lange darauf unternehmen konnte, war schon längst in

ihm lebendig, wie aus einigen seiner Briefe hervorgeht. Ganz aber verwandelt sich Schlemihl in Chamisso im zehnten Kapitel, wo der Held in stummer Andacht auf die Kniee sinkt und Tränen des Dankes vergießt, weil plötzlich seine Zukunft klar vor seiner Seele stand. „Von der Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich an die Natur, die ich stets geliebt, gewiesen, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu ihrem Ziel die Wissenschaft. Es war nicht ein Entschluß, den ich faßte. Ich habe nur seitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein inneres Auge trat, getreu mit stillem, unausgesetztem Fleiß darzustellen gesucht und meine Selbstzufriedenheit hat von dem Zusammenfallen des Dargestellten mit dem Urbild abgehangen."

Peter Schlemihl ist das Kabinettstück eines eigenartigen Humors. Ein Schatten, der zusammengerollt und in die Tasche gesteckt wird, ist spaßhaft genug, und wenn Schlemihl einmal zu seiner Entschuldigung erzählt, ein ungeschlachter Mann habe so vlämisch in seinen Schatten getreten, daß er ein großes Loch darin riß und er habe ihn nur zum Ausbessern gegeben, so ist dies ebenso drollig, wie wenn der Zaubermann, der den Schatten für Schlemihls Seele zurückgeben will, sagt: „Und wenn ich fragen darf, was ist denn das für ein Ding, Ihre Seele? Haben Sie es je gesehen und was denken Sie damit anzufangen, wenn Sie einst tot sind?" Kein Wunder, daß Amadeus Hoffmann außer sich vor Vergnügen und Spannung war, als ihm Hitzig den „Peter Schlemihl" vorlas; er hing an den Lippen desselben, bis er vollendet hatte, und sonst jeder Nachahmung so abhold, widerstand er doch der Versuchung nicht, eine Variante zum Peter Schlemihl in den „Abenteuern der Sylvesternacht" zu dichten; doch diese Variante, das verlorene Spiegelbild des Erasmus Spikter, war nicht sehr glücklich.

Chamisso setzte seine Studien inzwischen eifrig fort; außer der Anatomie zog er auch die Mineralogie in den Kreis derselben. Sein intimster Freund Hitzig verlor indessen seine schöne, liebreiche Gattin; er selbst gab seinen Buchhandel, den er übernommen, auf und trat wieder in seine Beamtenkarriere ein als Kammergerichtsassessor; er war so beschäftigt, daß er in dieser Zeit dem Freunde wenig sein konnte. Das stimmte Chamisso wieder trübe; er saß auf seinem „Herd", wie er es nannte, in schwermütigen Gedanken. Da fiel ihm zufällig bei Hitzig ein Zeitungsartikel in die Hand, worin von einer bevorstehenden Entdeckungsreise der Russen nach dem Nordpol berichtet wurde. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol," rief Chamisso aus. Hitzig fragte, ob es ihm ernst damit sei, und als der Freund bejahte, so forderte er ihn auf, Zeugnisse über seine Studien und Befähigung herbeizuschaffen. Hitzig hatte Beziehungen zum Staatsrat von Kotzebue, einem Verwandten des Admirals Krusenstern, der für den Grafen von Romanzoff die Entdeckungsreise ausrüstete. Auf Hitzigs Verwendung wurde Chamisso zum Naturforscher für die zu unternehmende Entdeckungsreise in die Südsee und um die Welt ernannt. Die Siebenmeilenstiefel Schlemihls waren gefunden. Chamisso trat die dreijährige Reise — vom 15. Juli 1815 bis Ende Oktober 1818 — an; er hat sie in anregender und anschau-

licher Weise beschrieben; sie hat nicht nur seine naturwissenschaftlichen Sammlungen bereichert, sondern auch seine poetischen Anschauungen befruchtet, ihm als Gelehrten ein neues Relief gegeben und ihn auch als Dichter um einige Staffeln höher gerückt, als vorher sein Standpunkt war. Die Reise hatte den Dichter auf dem Schiff, welches Otto von Kotzebue kommandierte, nach Norden bis in die Behringstraße geführt. Dort trägt der Kotzebuesund den Namen des Entdeckers und eine kleine Insel wurde „Chamissoinsel" getauft. Über die Sitten der Aleuten, der Tschuktschen, der Eskimos finden wir manche interessante Mitteilung; noch mehr aber über die Inseln der Südsee und ihrer Bewohner, besonders die Sandwichinseln und die Radackinseln, die gegenwärtig als eine Gruppe der Marschallinseln unter der Hoheit des Deutschen Reiches stehen. Seine Bemerkungen zu seinem Reisebericht enthalten viel Wertvolles auf dem Gebiete der Pflanzenkunde und der Geologie, vor allem aber Zeugnisse dafür, welch eifriger Sprachforscher der Dichter war; seine Untersuchungen über die Tongosprache und die Hawaisprache, über die er später eine selbständige Schrift herausgab, zeigen ihn auf einem Gebiete tätig, auf welchem sich Wilhelm von Humboldt in seinem großen Werke über die Kawisprache Lorbeeren erworben hatte.

Nach seiner Rückkehr von der Weltreise lenkte des Dichters Leben in jene ruhigen Bahnen ein, welche der aufzeichnenden Chronik keine glänzende Berichterstattung übrig lassen. Ein fester geregelter Beruf und ein reiches Familienleben hielten ihn jetzt in der Hauptstadt des preußischen Staates fest. Er erhielt 1819 das Amt eines Kustoden am Botanischen Garten; seine von der Reise mitgebrachten Sammlungen hatte er dem Berliner Museum vermacht. Die Universität Berlin ernannte ihn zum Ehrendoktor der Philosophie. Er war eifrig in seinen wissenschaftlichen Forschungen; ein berühmter Gelehrter, Dubois Reymond, hat seine Verdienste gewürdigt in der Schrift: „Chamisso als Naturforscher". Mit dem Amt wurde auch sein Wunsch lebhafter, sich ein eigenes Heim zu gründen. Gleich nach seiner Rückkunft von der Reise hatte er an de la Foye geschrieben: „Heiraten — gut —, aber wen denn? Ja, wer es wüßte!" Doch die Braut fand sich, ein Mädchen, das mit Hitzigs älteren Töchtern wie eine Schwester aufgewachsen war, das er selbst auf den Knieen geschaukelt, als sie noch ein Kind war, Antonie Piaste. Er war „aufgelöst in Wonnen" und richtete an seine Braut begeisterte Verse. Die Hochzeit fand am 25. September 1819 statt; die Ehe war eine glückliche und kinderreiche. 1825 machte Chamisso eine Reise nach Frankreich in einer Vermögensangelegenheit, da ihm eine nicht unbedeutende Summe zufiel, welche seine Familie bei der Kommission zur Regulierung der Entschädigungen für die Emigranten für ihn liquidiert hatte. Sonst machte der Weltreisende nur kleine Ausflüge, wie nach der Insel Rügen, bei der es nichts zu entdecken gab, wie bei den Inseln des Stillen Ozeans. 1822 brannte das Haus in Schöneberg nieder, wo Chamisso seine Dienstwohnung hatte; später zog er in ein Haus der Friedrichstraße, eine Wohnung, die ihm auch Gartenspaziergänge ermöglichte.

Der Weltreisende, der Naturforscher Chamisso hatte sich Ruf ver-

schafft, dem Dichter war dies noch nicht gelungen. Sein „Schlemihl“ war doch ein humoristisches Capriccio, und wenn er der zweiten Auflage 1827 einen Anhang lyrischer Gedichte beifügte, so war auch damit noch nicht das Eis gebrochen. Erst in den nächsten Jahren wuchs sein Dichterruhm. Die Lyrik Chamissos ist eine Spätherbstblüte; in den Jahren vor und nach dem fünfzigsten Lebensjahre hat sie sich am schönsten entfaltet. Er selbst zweifelte bis dahin an seinem Dichterberuf. Erst als im Wendtschen Musenalmanach von 1829 seine zwei markigen Sonette „An die Apostolischen“ und die „herrlichen Terzinen seines Salas y Gomez“ erschienen waren, wurde sein Name den berühmten Dichternamen der Zeit zugesellt und eine 1831 erschienene Gesamtausgabe seiner Gedichte diente nur dazu, seinen Dichterruf weiter zu verbreiten. Auch war damit seine poetische Tätigkeit keineswegs abgeschlossen. Der deutsche Musenalmanach, den er seit 1833 mit Gustav Schwab herausgab, brachte noch einige seiner besten Gedichte.

Chamissos jugendliche Dichtung, wie sie sich in dem ersten, mit Varnhagen herausgegebenen Musenalmanach zeigte, wurzelte allerdings in dem Boden der Romantik; doch sie hatte vor den Dichtungen der Genossen, besonders vor denen seines Busenfreundes Fouqué, immer den freien Weltblick voraus. Den Dichter Chamisso in späterer Zeit kann man zu den Romantikern nicht mehr rechnen; er hatte mit ihnen die Vorliebe für romanische Dichtformen, Terzinen und Sonette gemein; ebenso bevorzugte er wie Brentano grelle Überlieferungen der Volkssage; aber aus dem Sagengewölk der alten nordischen Götter und Recken, der alten deutschen Burgen und Klöster war seine Muse längst herausgetreten bei ihren weltweiten Wanderungen und die großen Zeitereignisse warfen ihre Lichter und Schatten in seine Dichtungen. So bildet er auf der einen Seite den Übergang zu Freiligraths exotischen Gedichten, auf der anderen zur politischen Lyrik. Auch der Liederzyklus, der ihn am meisten volkstümlich und, wenn man so sagen darf, auch salontümlich gemacht, „Frauenliebe und Leben“ (1830), von Schumann komponiert, von Thumann illustriert, hat mit der Romantik nichts gemein. Wie der „Liebesfrühling“ Rückerts, eines auch in die Ferne schweifenden Sängers, ist er eine köstliche Heimkehr an das deutsche Gemütsleben, in bezug auf Klarheit und Reinheit der Form, schlichte und doch ergreifende Innigkeit des Ausdrucks das Beste, was Chamisso geschaffen. Eine Reihe von Gedichten schließt sich ihm an, ebenso aus der Fülle des häuslichen Glückes geschaffen; daneben Genrebilder, wie „Die alte Waschfrau“, die an Bérangers Chansons erinnern, schalkhafte Humoresken, wie „Pech“, „Geduld“, „Kanon“ u. a., die in dem Ton des entschatteten Schlemihl gedichtet sind, daneben Balladen, zum Teil mit grellem Inhalt, und Sagen in volkstümlichem Ton.

Die größeren Gedichte in Terzinen, einer Lieblingsform des Dichters, die er mit großer Kunst behandelt, obschon es ihm nicht immer gelingt, das Schleppende, das ihr anhaftet, ganz zu beseitigen, haben mehr einen zeitgeschichtlichen Inhalt oder führen uns in die Ferne zu wilden Naturvölkern und fremdartigen landschaftlichen Szenerien. Zu mehreren Gedichten hat die Julirevolution die Anregung gegeben, zu anderen der

Kampf der Griechen mit den Türken. Nach Tahiti führt uns die Dichtung: „Ein Gerichtstag auf Huahine“, zu den Rothäuten Südamerikas und Nordamerikas mehrere Gedichte, von denen „Das Mordtal“ sehr farbenreich ist und eine wirksame Steigerung enthält. Wenn in allen diesen Gedichten kaum eine Spur ist von der deutschen romantischen Schule, so spielt die französische eine desto größere Rolle. Unverkennbar sind besonders im grellen Farbenauftrag die Einwirkungen Victor Hugos; Gedichte wie Don Juanito Marques Verdago de los Leganes hätte der Führer der romantischen Schule Frankreichs verfassen können. Bérangers Gedichte hat Chamisso in Gemeinschaft mit Gaudy übersetzt. In einem Briefe, welchen der geistvolle Kronprinz Friedrich Wilhelm, nachmals König des preußischen Staates, 1836 an den Dichter schrieb, hob er hervor, dieser habe den gottlosen Béranger nicht übersetzt, sondern verdeutscht — „ich wollte, Sie hätten ihn zerdeutscht.“ In diesem Briefe fragte der Kronprinz: „Wo haben Sie das Goethesche Deutsch her? Manche Franzosen haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgend einer es dem Besten gleich und darüber hinaus getan in der Sprache, wie dies von Ihnen geschehen.“ Dies mag besonders von dem berühmtesten seiner Gedichte, von den Terzinen des „Salas y Gomez“ gelten, der schönsten, wenn auch spät gereiften Frucht seiner Weltreise (1827). In den Bemerkungen nennt er die Insel Salas y Gomez, die in der Nähe der Osterinsel liegt, eine bloße nackte, aus den Wellen hervorragende Klippe, gleichartig und wohl im Zusammenhang mit dem hohen vulkanischen Lande der benachbarten Osterinsel. „Man soll bei Salas y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffs wahrgenommen haben; wir spähten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden könnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen sonnengebrannten Steingestell immer allzusehr zu verlängern hingereicht haben. Diese Beobachtung gibt den Grundakkord für die schöne Dichtung her, welche Chamisso an dies Reisebild knüpfte. Sie trägt vorzugsweise das Gepräge seiner Lyrik, das Herbe, Schroffe und Knappe, das ihr eigen ist, eine Knappheit, die bisweilen das Verständnis der Erzählung erschwert, ebenso oft aber, besonders bei den Abschlüssen der Gedichte, von großer Wirkung ist. Man merkt oft den Kampf, um die Sprache zu bändigen, die immerhin nicht des Dichters Muttersprache ist, aber in diesem Kampf entwickelt sich eine oft bewältigende Kraft des Ausdrucks. Wo diese Kraft aber ins Zarte und Innige hinschmilzt, wie in den Liedern über Frauenleben, da ist der Zauber, den sie ausübt, um so größer. Alles aber, was Chamisso dichtete, hat das Gepräge seines kindlichen und ritterlichen Wesens. Bis zu seinem Tode redigierte er mit Gaudy zusammen den Musenalmanach; er hatte noch die Freude, aus der er kein Hehl machte, in Ferdinand Freiligrath einen hochbegabten Jünger begrüßen zu können, der in seinen Bahnen wandelte.

Seine letzten Lebensjahre wurden durch Krankheiten verdüstert; seine Frau kränkelte und starb schon im 36. Lebensjahre am 20. Mai 1837. Er selbst war 1831 an der Grippe erkrankt und konnte sich seit-

dem nicht wieder erholen; er besuchte das Bad Reinerz in Schlesien ohne Erfolg. Fast nur ein Jahr überlebte Chamisso seine Antonie; er starb am 21. August 1838. Neben Uhland, Rückert und Platen hat dieser liebenswürdige Franzose in den Reihen der deutschen Dichter und im Herzen unseres Volkes einen dauernden Platz gefunden.

Rudolf von Gottschall.

Inhalt.

Der Dichter.

Seite

Der Dichter.
1. Aus der Beringsstraße . . . 1
2. Bei der Rückkehr 2
3. Berlin 2

Lieder und lyrisch-epische Gedichte.

Frauen-Liebe und -Leben 4
Küssen will ich, ich will küssen . . . 10
Tränen 11
Die Blinde 14
Lebens-Lieder und -Bilder 17
Die Braut 32
Der Klapperstorch 33
Die kleine Liese am Brunnen . . . 34
Die Klage der Nonne 35
Die drei Schwestern 37
Die alte Waschfrau 39
Zweites Lied von der alten Waschfrau 40
Heimweh 41
Der erste Schnee 42
Frühling 43
Geh du nur hin! 43
Was soll ich sagen? 44
Morgentau 44
Zur Antwort 44
Zur Unzeit 45
Auf der Wanderschaft 45
Gern und gerner 46
Im Herbst 47
Das Schloß Boncourt 47
Frühling und Herbst 48
Die drei Sonnen 49
Nacht und Winter 50
Blauer Himmel 52
Winter 52
Abend 53
Frisch gesungen 53
Es ist nur so der Lauf der Welt . . 54
Geduld! 54
Pech 55
Mäßigung und Mäßigkeit 56
Tragische Geschichte 58
Nachtwächterlied 59
Josua 60
Ein französisches Lied 60
Kleidermacher-Mut 62
Das Dampfroß 62
Die goldene Zeit 64
Kanon 66
Das Gebet einer Witwe 66
Katzennatur 67
Sternschnuppe 68
Der Frau Base kluger Rat . . 69
Recht empfindsam 70
Polterabend 71
Der vortreffliche Mantel 72
Eid der Treue 73
Minnedienst 74
Lebe wohl 76
Frühlingslied 76
Hochzeitlieder 78
In malaiischer Form.
1. Genug gewandert 79
2. Die Korbflechterin 79
3. Totenklage 80

	Seite
Das Kind an die erloschene Kerze	81
Der Glücksvogel	81
Familienfest	82
Verratene Liebe	83
Die Quelle	83
Der Gemsenjäger und die Sennerin	84
Die Jungfrau von Stubbenkammer	85
Das Burgfräulein von Windeck	87
Herzog Huldreich und Beatrix	88
Liebesprobe	90
Die Mutter und das Kind	92
Der Kranke	94
Die Großmutter	95
Die Waise	96
Treue Liebe	97
Der Sohn der Witwe	98
Laß reiten	100
Die Müllerin	101
Der Müllerin Nachbar	101
Don Quichotte	102
Der alte Müller	104
Vier Lieder von Béranger.	
1. Die Kartenlegerin	105
2. Die rote Hanne oder das Weib des Wilddiebes	106
3. Der Bettler	107
4. Prophezeiung des Nostradamus auf das Jahr MM.	109
Nach dem Dänischen von Andersen.	
1. Märzveilchen	110
2. Muttertraum	110
3. Der Soldat	111
4. Der Spielmann	111
Der Müllergesell	112
Roland ein Roßkamm	114
Hans Jürgen und sein Kind	114
Böser Markt	117
Der rechte Barbier	119
Hans im Glücke	121
Das Urteil des Schemjáka	127
Ein Lied von der Weibertreue	133
San Vito	137
Vetter Anselmo	138
Der neue Ahasverus	150
Der Schatz	152

	Seite
Herein!	152
Liebesstreit	156
Die Löwenbraut	157
Der Bettler und sein Hund	158
Der Invalide im Irrenhaus	160
Des Gesellen Heimkehr	160
Die Sonne bringt es an den Tag	162
Das Auge	164
Des Basken Etchehons Klage	166
Das Mädchen zu Cadix	168
Nächtliche Fahrt	170
Die Sterbende	171
Die Giftmischerin	172
Der Tod des Räubers	173
Der Graf und der Leibeigene	177
Der Waldmann	179
Vergeltung	182
Der König im Norden	185
Laß ruhn die Toten	185
Ungewitter	186
Der alte Sänger	187
Deutsche Volkssagen.	
1. Das Riesenspielzeug	188
2. Die versunkene Burg	190
3. Die Männer im Zobtenberge	191
4 Der Birnbaum auf dem Walserfeld	193
5. Die Weiber von Winsperg	194
Abdallah	195
Der heilige Martin, Bischof von Tours	200
Abba Głosk Leczeka	202
Der neue Diogenes	209
Georgis	210
Lord Byrons letzte Liebe	212
Sophia Kondulimo und ihre Kinder	213
Chios.	
1. Der Dichter	215
2. Die Brüder	217
3. Die Märtyrer	218
4. Die Geretteten	219
5. Die Leichen	221
6. Kanaris	222
Korsische Gastfreiheit	223
Der arme Heinrich	225

Sonette und Terzinen.

	Seite
Der einst zum Grabstein Blüchers bestimmte Granitblock am Zobten	236
An die Apostolischen	236
Mahnung	239
Memento	239
Der vertriebene König	240
Aus der Vendee.	
1. Im Jahre 1832	242
2. Im Jahre 1833	244
Deutsche Barden	244
Erscheinung	246
Evangelium St. Lucae 18, 10	248
Traum	248
ΘΑΝΑΤΟΣ	251
Die Kreuzschau	253
Die Ruine	254
Der Republikaner	258
Chassané und die Waldenser	260
Die Predigt des guten Briten	262
Bisson vor Stampalin	263
Don Raphaels letztes Gebet	264
Die Verbannten.	
1. Woinarowski	265
2. Bestujeff	271
Ein Gerichtstag auf Huahine	273
Der Stein der Mutter oder der Guahiba-Indianerin	276
Verbrennung der türkischen Flotte zu Tschesme	279
Der Szekler Landtag	280
Tue es lieber nicht!	282
Sage von Alexandern	283
Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange im Rate der Creek-Indianer	288
Das Mordtal	290
Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes, spanischer Grande	297
Das Vermächtnis	304
Der Geist der Mutter	305
Die Reträte	308
Ein Baal Teschuba	310
Mateo Falcone, der Corse	313
Die Versöhnung	317
Ein Kölner Meister	322
Francesco Francias Tod	324
Das Kruzifix	325
Salas y Gomez	330
Das Malerzeichen	338
Die stille Gemeinde	347

Gelegenheits-Gedichte.

Der jungen Freundin ins Stammbuch	349
Auf den Tod von Otto von Pirch	349
Stimme der Zeit	350
Trinkspruch in einer litterarischen Gesellschaft	352
Zur Einleitung des deutschen Musenalmanachs 1833	352
Nachhall	354
Dichters Anmut	356
Die letzten Sonette	356
An Trinius	357
Traum und Erwachen	358
Wer hat's getan?	361

In dramatischer Form.

Der Tod Napoleons	362
Faust	364

Übersetzungen.

Das Lied vom Thrym	374
Idylle. Aus der Tongasprache	378

Anhang.

	Seite
Die jungen Dichter	381
Sängers Lohn	383
An Friedrich Schiller	384
Trinkspruch zum 21. März 1826	384
An C. v. Holtei	385
An Fouqué	385
Vor dem Bilde von Karl Lessing: „Das trauernde Königspaar"	386
Wechselgesang aus „Fortunatus"	387
Der Sturm	388
Untergang	389
Der blinde Knabe	392
Die Romanze der Blume	392
Die Knospe der Rose	393
Das Lied von der Freundschaft	394
An W. Neumann	395
An August W.	396
An eine Freundin	396
Adelbert an seine Braut	398
Für Madame Adelbert	398
Die Trauung	399
Der Tochter Verzweiflung	404
Die zwei Raben	406
Der arme Sünder	406
Das ist's eben	408
Vom wackern Reichhart	409
Vom Pythagoräischen Lehrsatz	410
Völker und Staaten	410

Erzählungen.

	Seite
Peter Schlemihls wundersame Geschichte	411
Adelberts Fabel	467

Der Dichter.

Und wie der Mensch nur sagen kann: Hie bin ich!
Daß Freunde seiner schonend sich erfreun;
So kann ich auch nur sagen: Nimm es hin.

Goethe.

Der Dichter.

1. Aus der Beringsstraße

im Sommer 1816.

Die Lieder, die mir unter Schmerz und Lust
Aus jugendlichem Busen sich befreit,
Nachklangen wohl, ich bin es mir bewußt,
In derer Herzen, denen sie geweiht;
Sei still, mein Herz, und trage den Verlust,
Sie klangen, sie verhallten in der Zeit;
Mein Lieben und mein Leben sind verhallt
Mit meinen Liedern, um mich ist es kalt.

Das Leben hat, der Tod hat mich beraubt,
Es fallen Freunde, sterben von mir ab,
Es senkt sich tief und tiefer schon mein Haupt,
Ich setze träumend weiter meinen Stab
Und wanke, müder als wohl mancher glaubt,
Entgegen meinem Ziele, meinem Grab.
Es gibt des Kornes wenig, viel der Spreu:
Ich pflückte Blumen, sammelte nur Heu.

Das tat ich sonst, das tu' ich annoch heute,
Ich pflücke Blumen, und ich sammle Heu;
Botanisieren nennen das die Leute,
Und anders es zu nennen, trag' ich Scheu;
So schweift das Menschenkind nach trockner Beute
Das Leben und die Welt hindurch, die Reu'
Ereilet ihn, und, wie er rückwärts schaut,
Der Abend sinkt, das Haar ist schon ergraut.

So, Bruder, schaudert's mich auf irrer Bahn,
Wann düstre Nebel ruhn auf trübem Meer;
Beeiste Felsen ruf' ich liebend an,
Die kalten Massen widerhallen leer;
Ich bin in Sprach' und Leben ja der Mann,
Der jede Silbe wäget falsch und schwer;
Ich kehre heim, so wie ich ausgegangen,
Ein Kind, vom greisen Alter schon umfangen.

Wann erst der Palme luft'ge Krone wieder
In tiefer Bläue schlankgetragen ruht,
Aus heitrer Höh' die mächt'ge Sonne nieder
Zur wonn'gen Erde schaut in reiner Glut,
Dann schmiegen sich durchwärmt die starren Glieder,
Und minder schwer zum Herzen fließt das Blut,
Dann möchten auch die düstern Träume weichen,
Und ich die Hand dir sonder Klage reichen.

2. Bei der Rückkehr.

Swinemünde im Oktober 1818.

Heimkehret fernher aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt, der Wandrer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen,
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge.

3. Berlin.

Im Jahre 1831.

Du, meine liebe deutsche Heimat, hast,
Worum ich bat, und mehr noch mir gegeben;
Du ließest freundlich dem gebeugten Gast
Die eigne traute Hütte sich erheben,
Und der bescheidne kleine Raum umfaßt
Ein neuerwachtes heitres, reiches Leben;
Ich habe nicht zu bitten, noch zu klagen,
Dir nur aus frommem Herzen Dank zu sagen. —

Du siehst mich zweifelnd halb und halb erschrocken
Mit feuchten Augen an, mein gutes Kind;
Laß nicht den Schein in Irrtum dich verlocken,
Es ist ja nur des Abends kühler Wind,
Des Mondes bleicher Schein auf meinen Locken,
Die fast wie Silber anzusehen sind;
Ein halbes Hundert mir entrauschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.

Mit duft'gen, üpp'gen Blumenkränzen mußt,
Mit Rosen du beschatten ihren Glanz;
Ich bin noch jung, noch stark, noch voller Lust,
Und windet um die Stirne sich der Kranz,
Und wieget sich mein Haupt an deiner Brust,
Und wird der Traum zur Wirklichkeit so ganz:
Erblühet zum Gesang mein heimlich Meinen,
Und alle meine Lieder sind die deinen.

Ja! Lieder, neue Lieder will ich singen;
Du, meine Muse, lauschest unverwandt,
Und wenn die Weisen dir zum Herzen dringen,
Drückst leise du belohnend mir die Hand;
Laß ungestraft um uns die Kinder springen,
Vielleicht, daß sie der Geist der Lieder bannt;
Kein Zwang: es würden mich die Armen dauern,
Sie dürfen nicht um unsre Freude trauern.

Und, liebes Kind, laß Tür' und Fenster offen;
Erworben hab' ich mir der Freunde viele,
Und habe derer manche schon getroffen,
Die Freude hatten an dem heitern Spiele;
Willkommen sei, wer lauschen will: mein Hoffen
Wär' eben, daß es vielen wohlgefiele;
Wem aber unsre Lieder nicht gefallen,
Der stört uns nicht, der wird vorüber wallen.

Lieder und lyrisch-epische Gedichte.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald.
Uhland.

Frauen-Liebe und -Leben.

1.

Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein;
Wo ich hin nur blicke,
Seh' ich ihn allein;
Wie im wachen Traume
Schwebt sein Bild mir vor,
Taucht aus tiefstem Dunkel
Heller nur empor.

Sonst ist licht- und farblos
Alles um mich her,
Nach der Schwestern Spiele
Nicht begehr' ich mehr,
Möchte lieber weinen
Still im Kämmerlein;
Seit ich ihn gesehen,
Glaub' ich blind zu sein.

2.

Er, der Herrlichste von allen,
Wie so milde, wie so gut!
Holde Lippen, klares Auge,
Heller Sinn und fester Mut.

So wie dort in blauer Tiefe,
Hell und herrlich, jener Stern,
Also er an meinem Himmel,
Hell und herrlich, hoch und fern.

Wandle, wandle deine Bahnen;
Nur betrachten deinen Schein,
Nur in Demut ihn betrachten,
Selig nur und traurig sein!

Höre nicht mein stilles Beten,
Deinem Glücke nur geweiht;
Darfst mich niedre Magd nicht kennen,
Hoher Stern der Herrlichkeit!

Nur die Würdigste von allen
Soll beglücken deine Wahl,
Und ich will die Hohe segnen,
Segnen viele tausendmal.

Will mich freuen dann und weinen,
Selig, selig bin ich dann;
Sollte mir das Herz auch brechen,
Brich, o Herz, was liegt daran!

3.

Ich kann's nicht fassen, nicht glauben,
Es hat ein Traum mich berückt;
Wie hätt' er doch unter allen
Mich Arme erhöht und beglückt?

Mir war's, er habe gesprochen:
Ich bin auf ewig dein! —
Mir war's — ich träume noch immer,
Es kann ja nimmer so sein.

O, laß im Traume mich sterben,
Gewieget an seiner Brust,
Den seligsten Tod mich schlürfen
In Tränen unendlicher Lust.

4.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

Ich hatt' ihn ausgeträumet,
Der Kindheit friedlichen Traum,
Ich fand allein mich, verloren
Im öden, unendlichen Raum.

Du Ring an meinem Finger,
Da hast du mich erst belehrt,
Hast meinem Blick erschlossen
Des Lebens unendlichen Wert.

Ich werd' ihm dienen, ihm leben,
Ihm angehören ganz,
Hin selber mich geben und finden
Verklärt mich in seinem Glanz.

Du Ring an meinem Finger,
Mein goldnes Ringelein,
Ich drücke dich fromm an die Lippen,
Dich fromm an das Herze mein.

5.

Helft mir, ihr Schwestern,
Freundlich mich schmücken,
Dient der Glücklichen heute mir.
Windet geschäftig
Mir um die Stirne
Noch der blühenden Myrte Zier.

Als ich befriedigt,
Freudigen Herzens
Dem Geliebten im Arme lag,
Immer noch rief er,
Sehnsucht im Herzen,
Ungeduldig den heut'gen Tag.

Helft mir, ihr Schwestern,
Helft mir verscheuchen
Eine törichte Bangigkeit,
Daß ich mit klarem
Aug' ihn empfange,
Ihn, die Quelle der Freudigkeit.

Bist, mein Geliebter,
Du mir erschienen,
Gibst du, Sonne, mir deinen Schein?
Laß mich in Andacht,
Laß mich in Demut
Mich verneigen dem Herren mein.

Streuet ihm, Schwestern,
Streuet ihm Blumen,
Bringt ihm knospende Rosen dar.
Aber euch, Schwestern,
Grüß' ich mit Wehmut,
Freudig scheidend aus eurer Schar.

6.

Süßer Freund, du blickest
Mich verwundert an,
Kannst es nicht begreifen,
Wie ich weinen kann;
Laß der feuchten Perlen
Ungewohnte Zier
Freudenhell erzittern
In den Wimpern mir.

Wie so bang mein Busen,
Wie so wonnevoll!
Wüßt' ich nur mit Worten,
Wie ich's sagen soll;
Komm, und birg dein Antlitz
Hier an meiner Brust,
Will ins Ohr dir flüstern
Alle meine Lust.

Hab' ob manchen Zeichen
Mutter schon gefragt,
Hat die gute Mutter
Alles mir gesagt,
Hat mich unterwiesen,
Wie, nach allem Schein,
Bald für eine Wiege
Muß gesorget sein.

Weißt du nun die Tränen,
Die ich weinen kann,
Sollst du nicht sie sehen,
Du geliebter Mann;
Bleib' an meinem Herzen,
Fühle dessen Schlag,
Daß ich fest und fester
Nur dich drücken mag.

Hier an meinem Bette
Hat die Wiege Raum,
Wo sie still verberge
Meinen holden Traum;
Kommen wird der Morgen,
Wo der Traum erwacht,
Und daraus dein Bildnis
Mir entgegen lacht.

7.

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

Das Glück ist die Liebe, die Lieb' ist das Glück,
Ich hab' es gesagt und nehm's nicht zurück.

Hab' überglücklich mich geschätzt,
Bin überglücklich aber jetzt.

Nur die da säugt, nur die da liebt
Das Kind, dem sie die Nahrung gibt,

Nur eine Mutter weiß allein,
Was lieben heißt und glücklich sein.

O, wie bedaur' ich doch den Mann,
Der Mutterglück nicht fühlen kann!

Du schaueſt mich an und lächelst dazu,
Du lieber, lieber Engel, du!

An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!

8.

Nun hast du mir den ersten Schmerz getan,
Der aber traf.
Du schläfst, du harter, unbarmherz'ger Mann,
Den Todesschlaf.

Es blicket die Verlass'ne vor sich hin,
Die Welt ist leer.
Geliebet hab' ich und gelebt, ich bin
Nicht lebend mehr.

Ich zieh' mich in mein Innres still zurück,
Der Schleier fällt,
Da hab' ich dich und mein vergangnes Glück,
Du meine Welt!

9.

Traum der eignen Tage,
Die nun ferne sind,
Tochter meiner Tochter,
Du mein süßes Kind,
Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm ins frische Leben
Meinen Segensspruch.

Siehst mich grau von Haaren,
Abgezehrt und bleich,
Bin, wie du, gewesen
Jung und wonnereich,
Liebte, wie du liebest,
Ward, wie du, auch Braut,
Und auch du wirst altern,
So wie ich ergraut.

Laß die Zeit im Fluge
Wandeln fort und fort,
Nur beständig wahre
Deines Busens Hort;
Hab' ich's einst gesprochen,
Nehm' ich's nicht zurück:
Glück ist nur die Liebe,
Liebe nur ist Glück.

Als ich, den ich liebte,
In das Grab gelegt,
Hab' ich meine Liebe
Treu in mir gehegt;
War mein Herz gebrochen,
Blieb mir fest der Mut,
Und des Alters Asche
Wahrt die heil'ge Glut.

Nimm, bevor die Müde
Deckt das Leichentuch,
Nimm ins frische Leben
Meinen Segensspruch:
Muß das Herz dir brechen,
Bleibe fest dein Mut,
Sei der Schmerz der Liebe
Dann dein höchstes Gut.

Küssen will ich, ich will küssen.

Freund, noch einen Kuß mir gib,
Einen Kuß von deinem Munde,
Ach! ich habe dich so lieb!
Freund, noch einen Kuß mir gib.
Werden möcht' ich sonst zum Dieb,
Wärst du karg in dieser Stunde;
Freund, noch einen Kuß mir gib,
Einen Kuß von deinem Munde.

Küssen ist ein süßes Spiel,
Meinst du nicht, mein süßes Leben?
Nimmer ward es noch zu viel,
Küssen ist ein süßes Spiel.
Küsse, sonder Zahl und Ziel,
Geben, nehmen, wiedergeben,
Küssen ist ein süßes Spiel,
Meinst du nicht, mein süßes Leben?

Gibst du einen Kuß mir nur,
Tausend geb' ich dir für einen.
Ach, wie schnelle läuft die Uhr,
Gibst du einen Kuß mir nur.
Ich verlange keinen Schwur,
Wenn es treu die Lippen meinen,
Gibst du einen Kuß mir nur,
Tausend geb' ich dir für einen.

Flüchtig, eilig wie der Wind
Ist die Zeit, wann wir uns küssen.
Stunden, wo wir selig sind,
Flüchtig, eilig wie der Wind!

Scheiden schon, ach, so geschwind!
O, wie werd' ich weinen müssen!
Flüchtig, eilig wie der Wind
Ist die Zeit, wann wir uns küssen.

Muß es denn geschieden sein,
Noch nur einen Kuß zum Scheiden!
Scheiden, meiden, welche Pein!
Muß es denn geschieden sein?
Lebe wohl, und denke mein,
Mein in Freuden und in Leiden!
Muß es denn geschieden sein,
Noch nur einen Kuß zum Scheiden!

Tränen.

1.

Was ist's, o Vater, was ich verbrach?
Du brichst mir das Herz, und fragst nicht danach.

Ich hab' ihm entsagt nach deinem Befehl,
Doch nicht ihn vergessen, ich hab' es nicht Hehl.

Noch lebt er in mir, ich selbst bin tot,
Und über mich schaltet dein strenges Gebot.

Wann Herz und Wille gebrochen sind,
Bittet um eins noch dein armes Kind.

Wann hold mein müdes Auge sich schließt,
Und Tränen vielleicht das deine vergießt:

An der Kirchwand dort, beim Hollunderstrauch,
Wo die Mutter liegt, da lege mich auch.

2.

Ich habe, bevor der Morgen
Im Osten noch gegraut,
Am Fenster zitternd geharret
Und dort hinaus geschaut.

Und in der Mittagsstunde,
Da hab' ich bitter geweint,
Und habe doch im Herzen:
Er kommt wohl noch, gemeint.

Die Nacht, die Nacht ist kommen,
Vor der ich mich gescheut;
Nun ist der Tag verloren,
Auf den ich mich gefreut.

3.

Nicht der Tau und nicht der Regen
Dringen, Mutter, in dein Grab,
Tränen sind es,
Tränen deines armen Kindes
Rinnen heiß zu dir hinab.

Und ich grabe, grabe, grabe;
Von den Nägeln springt das Blut,
Ach! mit Schmerzen,
Mit zerriss'nem, blut'gem Herzen
Bring' ich dir hinab mein Gut.

Meinen Ring, sollst mir ihn wahren,
Gute Mutter, liebevoll;
Ach! sie sagen,
Daß ich einen andern tragen,
Weg den meinen werfen soll.

Ring, mein Ring, du teures Kleinod!
Muß es denn geschieden sein?
Ach! ich werde
Bald dich suchen in der Erde,
Und du wirst dann wieder mein.

4.

Denke, denke, mein Geliebter,
Meiner alten Lieb' und Treue,
Denke, wie aus freud'gem Herzen,
Sonder Harm und sonder Reue,
Frei das Wort ich dir gegeben,
Dich zu lieben, dir zu leben —
Suche dir ein andres Lieb!

Ach! er kam, besah die Felder
Und das Haus, der Mutter Erbe,
Sprach und feilschte mit dem Vater,
Der befahl gestreng und herbe. —

Eitel war das Wort gesprochen,
Herz und Treue sind gebrochen —
Suche dir ein andres Lieb!

Und der Priester mit dem Munde
Sprach den Segen unverdrossen,
Unerhöret, einem Bunde,
Der im Himmel nicht geschlossen —
Zieh' von hinnen! Zieh' von hinnen,
Andres Glück dir zu gewinnen,
Suche dir ein andres Lieb!

5.

Die, deren Schoß geboren,
In Wonn' und Lust verloren,
Ihr Kind in Armen hält,
Sie gibt dir Preis und Ehren
Und weint des Dankes Zähren
Dir, Vater aller Welt.

Und, welcher du verneinet
Des Leibes Segen, weinet
Und grämt und härmet sich,
Sie hebt zu dir die Arme
Und betet: Ach! erbarme,
Erbarme meiner dich!

Ich Ärmste nur von allen,
In Schuld und Schmach gefallen,
Bin elend grenzenlos;
Ich bete: — Weh mir! mache,
Aus Mitleid oder Rache,
Unfruchtbar meinen Schoß.

6.

Ich hab' ihn im Schlafe zu sehen gemeint,
Noch sträubt vor Entsetzen mein Haar sich empor,
O, hätt' ich doch schlaflos die Nacht durchweint,
Wie manche der Nächte zuvor.

Ich sah ihn verstört, zerrissen und bleich,
Wie er in den Sand zu schreiben schien.
Er schrieb unsre Namen, ich kannt' es gleich,
Da hab' ich wohl laut geschrien.

Er fuhr zusammen, vom Schrei erschreckt,
Und blickte mich an, verstummt wie das Grab;
Ich hielt' ihm die Arme entgegengestreckt,
Und er — er wandte sich ab.

7.

Wie so bleich ich geworden bin?
Was willst du fragen?
Freue, freue dich immerhin,
Ich will nicht klagen.

Hast das Haus und die Felder auch,
Und hast den Garten,
Laß mich unterm Hollunderstrauch
Den Platz erwarten.

Tief das Plätzchen und lang und breit
Nur wen'ge Schuhe,
Leg' ich dort mich zu guter Zeit
Und halte Ruhe.

Die Blinde.

1.

Es hat die Zeit gegeben,
Wo hinaus mein Auge mich trug,
Zu folgen im tiefen Lichtmeer
Der flüchtigen Wolken Zug;

Zu streifen über die Ebne
Nach jenem verschwindenden Saum,
Mich unbegrenzt zu verlieren
Im lichten unendlichen Raum.

Die Zeit ist abgeflossen,
Leb' wohl, du heiterer Schein!
Es schließet die Nacht der Blindheit
In engere Schranken mich ein.

O, trauert nicht, ihr Schwestern,
Daß ich dem Licht erstarb;
Ihr wißt nur, was ich verloren,
Ihr wißt nicht, was ich erwarb.

Ich bin aus irren Fernen
In mich zurücke gekehrt,
Die Welt in des Busens Tiefe
Ist wohl die verlorene wert.

Was außen tönet, das steiget
Herein in mein Heiligtum;
Und was die Brust mir beweget,
Das ist mein Eigentum.

2.

Wie hat mir einer Stimme Klang geklungen
Im tiefsten Innern
Und zaubermächtig alsobald verschlungen
All mein Erinnern!

Wie einer, den der Sonne Schild geblendet,
Umschwebt von Farben,
Ihr Bild nur sieht, wohin das Aug' er wendet,
Und Flammengarben:

So hört' ich diese Stimme übertönen
Die lieben alle,
Und nun vernehm' ich heimlich nur ihr Dröhnen
Im Widerhalle.

Mein Herz ist taub geworden! wehe, wehe!
Mein Hort versunken!
Ich habe mich verloren, und ich gehe
Wie schlafestrunken.

3.

Jammernd sinn' ich und sinn' immer das eine nur:
Wonneselig die Hand, welche beseelet, sanft
Gleitend über sein Antlitz,
Dürft' ihm Form und Gestalt verleihn!

Armes, armes Gehör, welches von ferne nur
Du zu schlürfen den Ton einzig vermagst, ins Herz
Ihn nachhallend zu leiten,
Ob nachhallend, doch wesenlos!

4.

Stolz, mein Stolz, wohin gekommen!
Bin ein armes, armes Kind,
Deren Augen ausgeglommen,
Nur zu weinen tauglich sind.

Lesen kann ich in dem seinen
Nicht das heimlich tiefe Wort;
Meine schweigen, aber weinen,
Weinen, weinen fort und fort.

Ja, wir sind getrennt! In Scherzen
Und in Freuden wandelst du,
Über mich und meine Schmerzen
Schlägt die Nacht die Flügel zu.

5.

Wie trag' ich's doch, zu leben
Nur mir und meiner Pein?
Dem Liebsten sollt' ich dienen,
Da wollt' ich selig sein!

Ich wollt' ein treuer Page
Um den Gebieter stehn,
Bereit zu jeder Botschaft
Und jeden Gang zu gehn.

Ich kenne jede Windung
Der Straßen, jedes Haus
Und jeden Stein am Wege,
Und weiche jedem aus.

Wie freudig zitternd trüg' ich
Ihm nachts die Fackel vor,
Die freud'ge Luft ihm spendend,
Die selber ich verlor!

O, traurig ist's im Dunkeln,
Ich weiß es nur zu sehr!
Licht wollt' ich, Licht verbreiten
Um seine Schritte her.

Ihn sollte stets erfreuen
Das allerfreu'nde Licht;
Sein Anblick sollte jeden
Erfreuen, mich nur nicht.

Und sollte da mich treffen
Der Menschen Spott und Hohn,
Ich seh' es nicht, und hört' ich's,
Auch das ertrüg' ich schon.

6.

Du mein Schmerz und meine Wonne,
Meiner Blindheit andre Sonne,
Holde Stimme, bist verhallt.
Meine Nacht hüllt sich in Schweigen,
Ach, so schaurig, ach, so eigen,
Alles öd' und leer und kalt!

Leise welken, mich entfärben
Seht ihr Schwestern mich und sterben,
Und ihr fragt und forscht und klagt;
Laßt das Forschen, laßt das Fragen,
Laßt das Klagen, seht mich tragen
Selbst mein Schicksal unverzagt.

Hingeschwunden ist mein Wähnen;
Ohne Tränen, ohne Sehnen
Welk' ich meinem Grabe zu;
Nichts dem Leben bin ich schuldig,
Stumm, geduldig trag' ich, duld' ich,
Schon im Herzen Todesruh'.

Lebens-Lieder und -Bilder.

1. Der Knabe.

Gehört vom Lindwurm habt ihr oft,
Ihr meine Spielgesellen,
Nun wird es wahr, was ich gehofft,
Den Drachen werd' ich fällen.
Er liegt gekrümmt am dunklen Ort,
Im kleinen Schrank am Spiegel dort,
Da hat er seine Höhle.

Ihr seid die beiden Doggen traut,
Die ich zum Kampfe brauche;
Ich treib' euch an, ihr heulet laut
Und packt ihn unterm Bauche.

Ich geh' mit Schwert und Schild voran,
Mit Helm und Panzer angetan,
Und schrei' ihn aus dem Schlafe.

Hervor, hervor! du Höllenbrut!
Da, seht den grimmen Drachen!
Hu! wie er Feuer speit und Blut
Aus weit gesperrtem Rachen!
Wir kamen unbedachtsam nicht
Zu diesem Strauß, tut eure Pflicht,
Ihr meine guten Doggen.

Und schnappt er gierig erst nach mir,
Ich werd' ihn listig fassen,
Die aufgehäuften Bücher hier
Sind schwere Felsenmassen;
In seinen Rachen werf' ich sie:
Du Untier, erst verschlucke die,
Bevor du mich kannst beißen.

Die Schlacht beginnt, wohl aufgepaßt!
Wir wollen Gutes hoffen;
Er denkt: er hält mich schon gefaßt.
Sein weites Maul ist offen, —
Der dicke Scheller fliegt hinein,
Die andern folgen, groß und klein,
Der Bröder und der Buttmann.

O Buttmann! o, was tust du mir,
Du dummer, zum Verderben!
Du triffst den Spiegel, nicht das Tier,
Da liegen, ach, die Scherben!
Der dumme Spiegel nur ist schuld,
Und tragen soll ich in Geduld
Deshalb noch viele Schläge.

Das Glück hat feindlich sich erprobt;
Getrost, ihr Spielgesellen!
Ich werde, wenn der Meister tobt,
Mich selbst für alle stellen.
Er schlage mich nach Herzenslust;
Daß er es kann, ist mir bewußt,
Doch wird es so nicht dauern.

Ich bin auf immer nicht ein Kind,
Es wird das Blatt sich wenden;
Die durch die Rute mächtig sind,
Die Ruten werden enden.
Ich hab' als Kind den Schwur getan,
Und bin ich erst erwachs'ner Mann,
Dann weh, den Rutenführern!

2. Das Mädchen.

Mutter, Mutter! meine Puppe
Hab' ich in den Schlaf gewiegt;
Gute Mutter, komm, und siehe,
Wie so englisch sie da liegt.

Vater wies mich ab und sagte:
Geh, du bist ein dummes Kind;
Du nur, Mutter, kannst begreifen,
Welche meine Freuden sind.

Wie du mit den kleinen Kindern,
Will ich alles mit ihr tun,
Und sie soll in ihrer Wiege
Neben meinem Bette ruhn.

Schläft sie, werd' ich von ihr träumen,
Schreit sie auf, erwach' ich gleich; —
Meine himmlisch gute Mutter,
O, wie bin ich doch so reich!

3. Er.

Möchte doch einer die Fäuste sich nagen!
Also zu jung! nicht stark noch genug!
Hören muß ich die Trommel schlagen,
Sehen die andern Waffen tragen,
Fernab ziehen, verschwinden den Zug.

Hören muß ich und ruhig kauern,
Schelten der Fremden Übermut,
Sehen die Mutter beten und trauern,
Aber, gefangen in diesen Mauern,
Kühlen am Tacitus meine Wut.

Ziehet, ihr glücklichen, fröhlichen Fechter,
Sorget, daß ihr vom Joch uns befreit;

Aber bestellt mich vertrauend zum Wächter
Über die künftigen Schergengeschlechter!
Einst auch kommen wird meine Zeit.

4. Sie.

Mutter, Mutter! unsre Schwalben —
Sieh' doch selber, Mutter, sieh'!
Junge haben sie bekommen,
Und die Alten füttern sie.

Als die lieben kleinen Schwalben
Wundervoll ihr Nest gebaut,
Hab' ich stundenlang am Fenster
Heimlich sinnend zugeschaut.

Und wie erst sie eingerichtet
Und bewohnt das kleine Haus,
Haben sie nach mir geschauet
Gar verständig klug hinaus.

Ja, es schien, sie hätten gerne
Manches heimlich mir erzählt,
Und es habe sie betrübet,
Was zur Rede noch gefehlt.

Also hab' ich, liebe Schwalben,
Unverdrossen euch belauscht,
Und ihr habt mit euren Rätseln
Wunderseltsam mich berauscht.

Jetzt erst, jetzt hat das Geheimnis,
Das ihr meintet, sich enthüllt,
Eure heimlich süße Hoffnung
Hat sich freudig euch erfüllt.

Sieh' doch hin! die beiden Alten
Bringen ihnen Nahrung dar.
Giebt es Süßeres auf Erden,
Als ein solches Schwalbenpaar?

5. Er.

Kraft der Erde, Licht der Sonne,
Schäumt der edle Wein;
Laßt, ihr Brüder, ernst und heilig
Unsre Stimmung sein!

Heute nicht dem Rausch der Freude,
Nicht der eitlen Lust,
Nein, dem Gotte soll er gelten
Tief in unsrer Brust.

Gleich dem Weine, warm und kräftig,
Lauter, rein und klar,
Bringen wir das volle Leben
Ihm zum Opfer dar.

Schmach der Feigheit! Krieg der Lüge!
Allem Schlechten Krieg!
Herrlich für die Freiheit sterben,
Herrlicher der Sieg!

Wir, für Menschenrecht und Würde
Kämpen allzumal,
Weihen den gefallnen Helden,
Funkelnd den Pokal.

6. Sie.

Rose, Rose, Knospe gestern,
Schliefst du noch in mos'ger Hülle,
Heute prangst in Schönheitsfülle
Du vor allen deinen Schwestern.

Träumtest du wohl über Nacht
Von den Wundern, die geschahen,
Von des holden Frühlings Nahen
Und des jungen Tages Pracht?

7. Er.

Ich hab' in den Klüften des Berges gehaust
Gar manche schaurige Nacht
Und, wann in den Föhren der Sturm gesaust,
Recht wild in den Sturm gelacht.

Da, wo die Spur sich des Menschen verlor,
Ward's erst mir im Busen leicht;
Ich bin geklommen auf Gipfel empor,
Die sonst nur der Adler erreicht.

Das Land, vom luftigen Horst geschaut,
Lag unten, von Wolken verdeckt;

Da schallte mein Lied gar grimmig und laut, —
Das Lied — hat schier mich erschreckt.

Und nieder trieb mich die graufige Lust
Am Strom der Wildnis entlang;
Ihn überschrie aus bewegter Brust
Mein seltsam brausender Sang.

Der Strom vertobt in ein friedliches Tal,
Dort liegt ein einsames Haus —
Ein Rosengarten — ein Gartensaal —
Es schaut wohl jemand heraus.

Und wie ich schweifend vorübergewallt
Am Hag, wo die Rosen sind,
Sind alle die schaurigen Lieder verhallt,
Ich ward so ein sanftes Kind!

8. Sie.

Ich muß den Zweig, den bösen Rosenzweig
Verklagen.
Er bat so sanft, wie sollt' ich den ihm gleich
Versagen?

Doch war's, daß ich ihn selbst zum Strauch geführt,
Nicht weise,
Wo seine Hand die meinige berührt
So leise.

Und als er zögernd aus dem Garten war
Gegangen,
Stand zitternd ich, als hätt' ich Böses gar
Begangen.

O hätt' ich seiner holden Rede nicht
Gelauschet!
Mich nicht an seines Auges klarem Licht
Berauschet!

Nun trag' ich unablässig, schreckhaft, bang,
Mit Schmerzen
Das Licht des Auges und der Stimme Klang
Im Herzen.

9. Er.

Ein Rosenzweig dich schmücken?
Du Wilder, wie will sich's schicken?
Was hast du mit Rosen gemein?
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Zwei Knospen am Zweig und die Rose
Entscheiden nun meine Lose,
Die dreie, die mein' ich allein. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Die Rose, die zarte, blühet,
Die Liebe blühet und glühet,
Das fühl' ich im Herzen mein. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Noch Knospen im grünen Laube,
Die Hoffnung und der Glaube,
Sie müssen zur Blüte gedeihn. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Ich pflanz' ihn in meinen Garten,
Den Zweig, und seiner zu warten,
Dem will ich ernst mich weihn. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Ich seh' ihn im freudigen Traume
Erwachsen zum starken Baume,
Mein Obdach soll er sein. —
Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' ihren Schein.

Und hat der Traum mich betrogen,
Verdorrend der Zweig mich belogen,
Mag alles dann Lüge sein;
Dann steht kein Stern am Himmel,
Kein Stern gibt der Liebe den Schein.

10. Sie.

Hör' ich seine Stimme wieder?
Weh mir, weh mir! welche Lieder!
Ach! was hab' ich ihm getan?
Mitleid sollt' er an mir üben,
Aber nur mich zu betrüben,
Sinnt der schonungslose Mann.

Vor den Liedern sollt' ich fliehen,
Mich verbergen, mich entziehen
Der bezaubernden Gewalt, —
Aber lauschen muß ich, lauschen,
Gierig, schmerzlich mich berauschen,
Bis der letzte Ton verhallt.

Schweigt es, hallt in mir die Weise
Nach, gar unbegriffner Weise,
Traurig mild und schaurig wild. —
Und die Träume! Wehe, wehe,
Wann ich leuchtend vor mir sehe
Wundersam sein hohes Bild!

11. Er.

Am Rosenhag im Tal, am Quell der Linden,
Da haben meine Lieder oft gerauscht;
Sie hofften gläubig Widerhall zu finden.
Hast, Widerhall, den Liedern du gelauscht
Und ahnungsvoll gebebt bei ihrem Klange? —
Lange!

Geahnet hättest du, daß ich dich meinte
Und dich in Schmerz und Lust mit mir vereint?
Und hättest bald, wenn ich verzagend weinte,
Betrübet und verzagend auch geweint?
Und bald gehofft, wann ich ermutigt hoffte? —
Ofte!

Du kennst das unbegriffne bange Sehnen,
Den Widerstreit in der bewegten Brust?
Den Hochgesang der Freuden und die Tränen,
Den liebgehegten Schmerz, die herbe Lust?
Der Hoffnung Honigseim, des Zweifels Galle? —
Alle!

Wohlan! Ich werde gehn, mein Haus zu bauen;
Sei fest, wie ich es bin, gedenke mein.
Den dreien Sternen will ich fest vertrauen,
Die dort der Liebe geben ihren Schein;
Und wirst auch du vertrauen ihrem Schimmer? —
Immer!

So lebe wohl, du Seele meiner Lieder,
Und nur auf kurze Zeit verstumme du;
Gar bald erweckt dich meine Stimme wieder.
Dann rufen wir es laut einander zu,
Was, ungesagt, verschwiegen nicht geblieben, —
Lieben!

12. Sie.

So still das Tal geworden! — ach! die Lieder,
Seitdem er fortgezogen, sind verhallt;
Und sorglos wandl' ich, aber trauernd wieder
Am Quell der Linden, wo sie sonst geschallt.

Der Winter schleicht heran, die Bäume zeigen
Die Äste schon, vom falben Schmuck beraubt,
Mein Rosenbaum wird bald die Krone neigen,
Vom Reife schwer und schimmernd neu belaubt.

Und auch auf meinen Wangen, hör' ich sagen,
Entfärben sich die Rosen, sie sind bleich;
Und mir ist wohl, ich habe nicht zu klagen,
Ich bin in der Erinnerung so reich!

Er hat, der Morgensonne gleich, dem Traume,
Dem nächtlichen, der Kindheit mich entrückt;
Er schreite vor im lichterfüllten Raume,
Es sinkt mein Blick geblendet und entzückt.

Ich werde nicht, einfält'ges Kind, begehren,
Daß mir die Sonne nur gehören soll;
Mag flammend mich ihr mächt'ger Strahl verzehren,
Ich segne sie und sterbe freudenvoll.

13. Er.

Wie stürmte der Knab' in das Leben
So feindlich schroff und ergrimmt! —

Ein Blick in dein klares Auge,
Ein Blick in den reinen Himmel,
Wie friedsam ward er gestimmt!

Er liegt, der Wilde, besänftigt,
Gelassen, besonnen und mild,
Zu deinen Füßen gebändigt
Und hebet zitternd die Hände
Zu dir, du friedliches Bild!

Ich habe mir einen Garten
Bestellt nach allem Fleiß;
Da seh' ich die Rosen erblühen,
Sich härmen und still verglühen,
Von denen die Herrin nicht weiß.

Ich hab' ein Haus mir erbauet,
Begründet es dauerhaft;
Das seh' ich so düster trauern,
Weil nicht in den öden Mauern
Die segnende Hausfrau schafft.

Ich habe von reinem Golde
Bestellt mir einen Ring,
Den Ring, . . . ich zittre verstummend —
Den Ring, du Reine, du Holde,
Nimm an den goldenen Ring.

Den Gartenhag und die Rosen,
Das Haus, des Ringes Zier,
Mein Herz und meinen Frieden,
Mein Leben und mein Lieben,
Die leg' ich zu Füßen dir.

14. Sie.

Mein güt'ger Herr, du willst herab dich lassen
Beseligend zu deiner armen Magd;
Mir hat die Sonne deiner Huld getagt!
Ich kann es nicht ermessen, nicht erfassen.

Du sollst nicht wirre Träume neu beleben,
Mein innres Herz nicht rufen an das Licht;
Laß ab, du täuschest dich, du kennst mich nicht,
Ich habe nichts als Liebe dir zu geben.

Laß ab, du Vielgeliebter, von der Armen,
Die schon der Liebe Schmerz um dich beglückt;
Sie heißt dich fliehn, und fest und fester drückt
Sie wonnetrunken dich in ihren Armen.

15. Er.

Wie klang aus deinem Munde
Das Ja so wunderbar?
Ich bin nun zwei geworden,
Der ich so einsam war.

Sie.

Wie klang es aus deinem Munde
Beseligend meinem Ohr?
Ich habe Ruhe gefunden,
Da ich in dir mich verlor.

Er.

Mein Kind, mein Weib, mein Liebchen,
Mein süßes Eigentum,
Du meines Laubes Blume,
Du meine Freude, mein Ruhm!

Sie.

Dein Kind, dein Weib, dein Liebchen
Und deine Magd und dein!
Mein teurer Herr, mein Gebieter,
Du Vielgeliebter mein!

Er.

Wie anders ergeht in die Zukunft
Sich nun der Gedanken Flug!
Nun gilt es, stark zu erhalten,
Beharrlich, besonnen und klug.

Sie.

Vergessen aller Zeiten
An deiner lieben Brust!
Der Gegenwart genießen
In süßer, himmlischer Lust!

Beide.

Wirf, segenreicher Vater,
Den Blick auf die Kinder dein,
Und laß ihre fromme Liebe
Ein Dankgebet dir sein!

16. Sie.

Du schlummerst, feiner Knabe,
Du meiner Freuden Kind,
So sanft in meinen Armen,
Die deine Welt noch sind.

Nun wachst du auf, du lächelst,
Ich blicke wonnereich
In deines Vaters Augen
Und in mein Himmelreich.

Laß schwelgend mich genießen
Der süßen kurzen Frist,
Wo noch an meinem Herzen
Du ganz der Meine bist.

Es will sich bald nicht passen,
Es treibt und dehnt sich aus,
Es wird dem lock'gen Knaben
Zu klein das Mutterhaus.

Es stürmt der Mann ins Leben,
Er bricht sich seine Bahn;
Mit Lieb' und Haß gerüstet,
Strebt kämpfend er hinan.

Und der verarmten Mutter
Ist nun Entsagung Pflicht;
Sie folgt ihm mit dem Herzen,
Ihr Aug' erreicht ihn nicht.

O Liebling meines Herzens,
Mein Segen über dich!
Sei gleich nur deinem Vater,
Das andre findet sich.

17. Er.

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt gar eigene Träume
Und singt und wieget dich ein.

Es eilt die Zeit so leise,
Gewaltig und geschwind,
Aus enger Wiege steiget
Hervor das muntere Kind.

Das Kind wird still und stiller,
Es drängt an die Mutter sich;
Wie blühet heran die Jungfrau
Bewußtlos so minniglich!

Ein Himmel, welcher Tiefe!
Ihr Auge so blau und klar!
Wie bist du gleich geworden
Der Mutter, die dich gebar!

Nun übertauen Perlen
Des hellen Blickes Glanz,
Nun will der Zweig der Myrte
Sich biegen zum bräutlichen Kranz.

Dein Vater hält dich im Arme,
Du goldenes Töchterlein,
Und träumt von deiner Mutter
Und singt und wieget dich ein.

18. Sie.

Du liebst mich wohl, ich zweifle nicht daran
Und lebte nicht, wenn mir ein Zweifel bliebe;
Doch liebst du mich, du lieber böser Mann,
Nicht so, wie ich dich liebe.

Geteilten Herzens, halb, und halb wohl kaum,
Wann eben Zeit und Ort es also geben!
Du aber bist mein Wachen und mein Traum,
Mein ganzes Sein, mein Leben.

Du kennst nicht deiner süßen Stimme Macht,
Wenn du dich liebeflüsternd zu mir neigest;
Ein armes Wort, das schon mich selig macht,
Du sprichst es nicht, du schweigest.

Noch winde dich aus meinem Arm nicht fort,
Laß lesen mich aus deinen lieben Augen,
Und von dem kargen Lippenpaar das Wort,
Das ungesprochne, saugen.

19. Er.

Ich werde mit dir, Süße, rechten; —
Dich lieben so wie du mich liebest? nein.
Aus Rosen laß den Siegerkranz dir flechten,
Der Liebe Preis ist dein.

Die Lieb' umfaßt des Weibes volles Leben,
Sie ist ihr Kerker und ihr Himmelreich;
Die sich in Demut liebend hingegeben,
Sie dient und herrscht zugleich.

Gekehrt nach außen ist des Mannes Trachten,
Und bildend in die Zukunft strebt die Tat;
Als Pflegling muß die Liebe den betrachten,
Dem segnend sie sich naht.

So hab' ich dir im allgemeinen Bilde,
Beglückende, dein eigenes gezeigt,
Dein Bild, vor dem der Ungefüge, Wilde
Sich sanft gebunden neigt.

O lasse mich in deinen lieben Armen
Vergessen dieser Zeiten düstern Schein,
An deiner lieben, treuen Brust erwarmen
Und reich und glücklich sein!

20. Sie.

Es wallt das Gewölk herüber,
Verhüllt, verfinstert meinen Stern.
Es faltet sich trüb' und trüber
Die Stirne meines teuern Herrn.

Zu dir erhebet die Hände,
Erbarmer, die gebeugte Magd;
Du schaffe des Grames Ende,
Der meinem Herrn am Herzen nagt.

Wo nicht sie vermag zu heilen,
Vertraut die Liebe dir allein;
Befiehl dem Gewölk, sich zu teilen,
Gib meinem Stern du seinen Schein.

21. Er.

Sei stark, du meine Männin, reiche mir
Und weihe, sie berührend, meine Waffen;
Nicht töricht gilt's, die Welt mehr umzuschaffen;
Sei stark! für Recht und Ordnung kämpfen wir.

Bricht selbstverschuldet Unheil auf ein Land,
Und krächzet mahnend links am Weg der Rabe,
Wird ihm verderblich seine Sehergabe;
Ihm giebt des Unheils Schuld der Unverstand.

Es hob sich wider mich der Toren Zunft,
Sie stürmten auf mich ein, mich zu zerreißen;
Ich, Rabe, schrie: Die schwangre Zeit will kreißen!
Nun bebt die Welt bei ihrer Niederkunft.

Das haben ja die Kinder schon gewußt,
Und jene haben doch das Wort gesprochen;
Nun ist der Tag des Blutes angebrochen;
Mit Erz umgürtet sich jedwede Brust.

Wir ziehen trauernd in die Männerschlacht,
Und über Trümmer kämpfen wir und Leichen.
Fluch über sie, die uns den Ölzweig reichen
Verschmähend sahn und Krieg uns zugebracht!

Fluch über sie! denn losgerissen stürzt
Anwachsend die Lawin' und schafft Verderben.
Für Recht und Ordnung gilt's annoch zu sterben! —
Wer weiß, wie morgen sich der Knoten schürzt?

In Zwietracht auf erkämpftem Boden mag
Sich leicht die Schar zerspalten der Genossen;
Die heut' um mich den Heldenkreis geschlossen,
Sind Feinde mir vielleicht am nächsten Tag.

Ich werde stehen, wo ich soll und darf,
Und fallen, muß es sein, wo Edle starben;
Für Recht und Ordnung wehen meine Farben,
Für Recht und Ordnung ist der Tod nicht scharf.

Ich deck' euch kämpfend mit dem eignen Leib;
Umarme mich noch einmal, laß das Weinen,
Bring her mir meine beiden armen Kleinen,
Und nun — — leb' wohl, du vielgeliebtes Weib!

22. Sie.

Bestreut mit Eichenlaub die Bahre dort! — —
O meine Kinder! so wird hergetragen,
Der unser Vater war und unser Hort;
Sein Herz hat ausgeschlagen.

Heb' auf das Tuch, du bist sein einz'ger Sohn;
Dem Sohne wird die Wunde dieses Helden,
Was Mannestugend sei, und was ihr Lohn,
Gar unvergeßlich melden.

Des Namens Erbe, den er sich erwarb,
Sollst trachten du dereinst nach gleichem Adel
Und sterben, muß es sein, so wie er starb,
Stets ohne Furcht und Tadel.

Du, Auge meiner Freude, fielest zu,
Dich, süßer Mund, erschließet nicht mein Sehnen; —
Ja, weine, meine Tochter, weine du;
Ich habe keine Tränen.

Die Braut.

Wie wohlgefällig hat auf mir
Des teuern Vaters Auge geruht!
Wie sprach der stumme Blick doch schier:
Bist meine Lust, ich bin dir gut!

Wie hat die Mutter früh und spat
Für mich sich bemühet so liebereich!
Und was sie geschäftig auch alles tat,
Wie war ihr Segen auf mir zugleich!

Wie sehen die lieben Schwestern mich
So trauernd scheiden aus ihrer Zahl,
Die, feuchten Auges, heute für dich
Mich noch geschmückt zum letztenmal!

Wie glücklich war ich im Mutterhaus!
Wie haben alle mich doch geliebt!
Und dir, Geliebter, folg' ich hinaus,
Dich hab' ich mehr als alle geliebt.

Ich werde, Geliebter, dir untertan
Und werde dir dienen in treuer Pflicht.
Was ich verlassen, was ich getan
Für dich, du Guter, vergiß es nicht.

Der Klapperstorch.

1.

Was klappert im Hause so laut? horch, horch!
Ich glaub', ich glaube, das ist der Storch.

Das war der Storch. Seid, Kinder, nur still,
Und hört, was gern ich erzählen euch will.

Er hat euch gebracht ein Brüderlein
Und hat gebissen Mutter ins Bein.

Sie liegt nun krank, doch freudig dabei;
Sie meint, der Schmerz zu ertragen sei.

Das Brüderlein hat euer gedacht
Und Zuckerwerk die Menge gebracht;

Doch nur von den süßen Sachen erhält,
Wer artig ist und still sich verhält.

2.

Und als das Kind geboren war,
Sie mußten der Mutter es zeigen;
Da ward ihr Auge voll Tränen so klar,
Es strahlte so wonnig, so eigen,

Gern litt ich und werde, mein süßes Licht,
Viel Schmerzen um dich noch erleben.
Ach! lebt von Schmerzen die Liebe nicht,
Und nicht von Liebe das Leben?

3.

Der Vater kam, der Vater frug nach seinem Jungen,
Und weil der Knabe so geweint,
So hat ihm auch der Alte so ein Lied gesungen,
Wie er's im Herzen treu gemeint.

Als so ich schrie, wie du nun schreist, die Zeiten waren
Nicht so, wie sie geworden sind;
Geduld, Geduld! und kommst du erst zu meinen Jahren,
So wird es wieder anders, liebes Kind!

Da legten sie mit gläub'gem Sinn zu mir, dem Knaben,
Des Vaters Wappenschild und Schwert;
Mein Erbe war's und hatte noch, und sollte haben
Auf alle Zeiten guten Wert.

Ich bin ergraut, die alte Zeit ist abgelaufen,
Mein Erb' ist worden eitel Rauch;
Ich mußte, was ich hab' und bin, mir selbst erkaufen,
Und du, mein Sohn, das wirst du auch.

Die kleine Liese am Brunnen.

(Frei nach dem Dänischen von Andersen.)

In den Grund des Brunnens schaut
Lieschen gar gedankenvoll;
Was hier dieser Brunnen soll,
Hat die Mutter ihr vertraut.

„Meine Schwester sagte zwar,
Daß der Storch die Kinder bringt;
Wie verständig es auch klingt,
Ist es aber doch nicht wahr.

Nein, das macht sie mir nicht weis.
Mutter, wie ich sie gefragt,
Hat es anders mir gesagt,
Mutter, die es besser weiß.

Aus dem Brunnen holt bei Nacht
Sie die weise Frau allein;
Die hat jüngst das Brüderlein
Aus dem Brunnen uns gebracht.

Vor fünf Jahren schlief ich auch
Hier im Brunnen, wundersam,
Bis sie mich zu holen kam
Nach dem hergebrachten Brauch.

Könnt' ich nur die Kleinen sehn!
Ach, ich säh' sie gar zu gern!
Doch sie schlafen tief und fern;
Keines läßt sich heut' erspähn.

Wüßt' ich, wie die Frau es macht,
Holt' ich eines mir geschwind.
So ein himmlisch kleines Kind,
Ei, das wär' auch eine Pracht!

O, was gäb' ich nicht darum!
Seit es durch den Sinn mir fährt,
Bist mir gar nichts, gar nichts wert,
Garst'ge Puppe, stumm und dumm!"

Die Klage der Nonne.

(Deutsch nach dem Chinesischen.)

Ich muß in diesen Mauern in Abgeschiedenheit
Versäumen und vertrauern die schöne Jugendzeit.
Sie haben gar zur Nonne mich eingemauert arg
Und haben mich lebendig gelegt in meinen Sarg.

Ich muß die Metten singen, mein Herz ist nicht dabei.
Vergib mir, du mein Heiland, wie sündhaft ich auch sei,
Vergib mir, und vergib auch in deiner reichen Huld
Den Blinden, den Betörten, die an dem Unheil schuld!

Hier senkt die hohe Wölbung sich schwer auf mich herab,
Und drängen sich die Wände zu einem engen Grab;
Mein Leib nur ist gefangen, es hält die dumpfe Gruft
Mein Sinnen nicht, das schweifet hinaus nach freier Luft.

Mich zieht die Sehnsucht schmerzlich in die erhellte Welt,
Wo Liebe sich mit Liebe zu froher Lust gesellt;
Die Freundinnen mir waren, sie lieben, sind geliebt,
Und nur für mich auf Erden es keine Liebe gibt.

Ich seh' sie, ihre Männer, ihr häuslich stilles Glück,
Umringt von muntern Kindern, — es ruft mich laut zurück
In Gottes Welt, ich weine und weine hoffnungslos;
Ward doch auch mir verheißen des Weibs gemeinsam Los!

Ich hätte nicht den Reichsten, den Schönsten nicht begehrt,
Nur einen, der mich liebe, der meiner Liebe wert;
Ja, keine Prunkgemächer, nur ein bescheidnes Haus,
Er ruhte sich am Abend vom Tagwerk bei mir aus.

Ich könnt' im ersten Jahre in stolzer Mutterlust
Ein Kind, wohl einen Knaben, schon drücken an die Brust;
Da würden manche Sorgen und Schmerzen mir zu teil,
Ist doch das Glück auf Erden um hohen Preis nur feil.

Ich wollt' an seiner Wiege so treu ihm dienstbar sein;
Ihn pflegte ja die Liebe, was sollt' er nicht gedeihn?
Du lächelst, streckst die Händchen, du meine süße Zier!
O Vater! sieh den Jungen, fürwahr, er langt nach dir!

Ich müßte bald verschmerzen, was meine Freude war,
Ich müßt' ihn ja entwöhnen wohl schon im nächsten Jahr;
Du blickst, mein armer Junge, verlangend nach mir hin,
Du weinst, — ich möchte weinen, daß ich so grausam bin.

Er wächst, er kreucht, er richtet an Stühlen sich empor,
Verläßt die Stütze, schreitet selbständ'ge Schritte vor;
Er fällt; du armer Junge, verliere nicht den Mut!
Ein Hauch von deiner Mutter macht alles wieder gut.

Und wie die ersten Laute er schon vernehmlich lallt:
Mama, Papa! ihr Klang mir im Herzen widerhallt;
Und wie ihn reich und reicher die Sprache schon vergnügt,
Und seltsam noch die Worte er aneinander fügt!

Er wird schon groß, wir schaffen ein Wiegenpferd ihm an,
Er tummelt es und peitscht es, ein kühner Reitersmann. —
Ei! kletterst du schon wieder? du ungezogner Wicht!
Er lacht, er kommt, er küßt mich, und zürnen kann ich nicht.

Er muß in seinen Jahren bald in die Schule gehn,
Muß lesen, schreiben lernen: das wirst du, Vater, sehn.
So wild er ist, wir lösen — ja, er wird fleißig sein —
Noch manchen roten Zettel von ihm mit Naschwerk ein.

Und wenn von roter Farbe nicht alle Zettel sind,
Sollst, Vater, so nicht schelten, er ist ja noch ein Kind,
Er wird noch unsre Freude und unser Ruhm zugleich,
Einst hochgelahrt gepriesen im ganzen röm'schen Reich.

Und Jahr' um Jahre fliehen in ungehemmtem Lauf,
Er aber durch die Klassen arbeitet sich hinauf;
Er wird zur hohen Schule entlassen, er erreicht
Gewiß ein gutes Zeugnis; — das beste? — ja, — vielleicht!

Und wann er uns besuchet, — o Gott! ich seh' ihn schon
Mit seinem schwarzen Schnurrbart, den echten Musensohn. —
Die Ferien sind zu Ende, ade! muß wieder hin;
Ich komme nun nicht früher, als bis ich fertig bin.

Ein Brief! ein Brief! lies, Vater! — Dein Sohn hat ausstudiert,
Sie haben ihn zum Doktor mit hohem Lob kreiert;
Mit nächster Post, so schreibt er, ja, morgen trifft er ein;
Hol', Mutter, aus dem Keller die letzte Flasche Wein!

Das Posthorn hör' ich schallen! — ach nein! zu meinem Ohr
Dringt dumpf nur das Geläute, das ruft mich in das Chor;
Sie haben ja zur Nonne mich eingemauert arg
Und haben mich lebendig gelegt in meinen Sarg.

Ich muß die Metten singen, mein Herz ist nicht dabei.
Vergib mir, du mein Heiland, wie sündhaft ich auch sei,
Vergib mir, und vergib auch in deiner reichen Huld
Den Blinden, den Betörten, die an dem Unheil schuld!

Die drei Schwestern.

Wir sind drei Schwestern, mit dem Leid vertraut,
Vom Alter minder, als vom Gram ergraut,
Zu trauern wohl gewohnt und zu verzichten.
Und jede meint, der herbste sei *ihr* Schmerz;
Tritt her, der Dichter kennt das Menschenherz,
Dein Amt ist, zwischen uns den Zwist zu schlichten.

Vernimm zuerst das Leid, was mich betraf:
Ich rang erwachend mit der Kindheit Schlaf,
Die Knospe schwoll, ich fühlt' ein heimlich Regen.
Vom Hauch der Liebe brach die Blüt' hervor,
Mich zog ein Mann, ein Held zu sich empor;
Es trat das volle Leben mir entgegen.

Und mit der Myrte harrt' ich schon geschmückt
Des Freunds, in dem, erschrocken und entzückt,
Ich selber mich verloren und gefunden.
Die Hochzeitkerzen warfen ihren Schein, —
Da trugen seine Leiche sie herein,
Sein Herzblut floß aus sieben tiefen Wunden.

Das Gräßliche, was da ich überlebt,
Das ist das Bild, das ewig vor mir schwebt,
Das Bild, das Tag und Nacht mich macht erschauern.
Ich lebe nicht, dem Tod gehör' ich an
Und kann nicht sterben! O, daß ich's nicht kann!
Wie lange soll noch diese Marter dauern!?

Die zweite nahm hierauf das Wort und sprach:
Des Blutes ist das Bild, und nicht der Schmach,
Das diese wachend stets und schlafend träumet.
Mich hat ein gleicher Hauch hervorgelockt,
Gejammert hab' ich, habe frohgelockt,
Der Kelch der Liebe hat auch mir geschäumet.

Der Lichtschein schwand von des Geliebten Haupt,
Ich sah ihn selbstisch, feig, von Glanz beraubt,
Und dennoch, weh mir! mußt' ich noch ihn lieben.
Er floh. — Ob ihm gesellt die Schande bleibt,
Ob irrer Wahnsinn durch die Welt ihn treibt,
Ich weiß es nicht; mir ist der Schmerz geblieben.

Die dritte nahm hierauf das Wort und sprach:
Du sinnest zwischen beiden schwankend nach
Und zweifelst noch, für welche zu entscheiden.
Geliebet und gelebt, ein menschlich Los:
Nahm auch das Unglück sie in seinen Schoß,
Sie beide säugend mit der Milch der Leiden.

Ich weiß in kurze Reden wohl genug
Des Leids zu fassen; deinen Urteilsspruch

Sollst, Schiedsrichter, du nicht übereilen.
Vernimm denn, was das bessre Recht mir gibt, —
Vier Worte nur: Ich wurde nie geliebt! —
Du wirst des Leides Palme mir erteilen.

Die alte Waschfrau.

Du siehst geschäftig bei den Linnen
Die Alte dort in weißem Haar,
Die rüstigste der Wäscherinnen
Im sechsundsiebenzigsten Jahr.
So hat sie stets mit sauerm Schweiß
Ihr Brot in Ehr' und Zucht gegessen
Und ausgefüllt mit treuem Fleiß
Den Kreis, den Gott ihr zugemessen.

Sie hat in ihren jungen Tagen
Geliebt, gehofft und sich vermählt;
Sie hat des Weibes Los getragen,
Die Sorgen haben nicht gefehlt;
Sie hat den kranken Mann gepflegt,
Sie hat drei Kinder ihm geboren,
Sie hat ihn in das Grab gelegt
Und Glaub' und Hoffnung nicht verloren.

Da galt's, die Kinder zu ernähren;
Sie griff es an mit heiterm Mut,
Sie zog sie auf in Zucht und Ehren,
Der Fleiß, die Ordnung sind ihr Gut.
Zu suchen ihren Unterhalt,
Entließ sie segnend ihre Lieben;
So stand sie nun allein und alt,
Ihr war ihr heitrer Mut geblieben.

Sie hat gespart und hat gesonnen
Und Flachs gekauft und nachts gewacht,
Den Flachs zu feinem Garn gesponnen,
Das Garn dem Weber hingebracht;
Der hat's gewebt zu Leinewand.
Die Schere brauchte sie, die Nadel
Und nähte sich mit eigner Hand
Ihr Sterbehemde sonder Tadel.

Ihr Hemd, ihr Sterbehemd, sie schätzt es,
Verwahrt's im Schrein am Ehrenplatz;
Es ist ihr Erstes und ihr Letztes,
Ihr Kleinod, ihr ersparter Schatz.
Sie legt es an, des Herren Wort
Am Sonntag früh sich einzuprägen;
Dann legt sie's wohlgefällig fort.
Bis sie darin zur Ruh' sie legen.

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich;
Ich wollt', ich hätte so gewußt,
Am Kelch des Lebens mich zu laben,
Und könnt' am Ende gleiche Lust
An meinem Sterbehemde haben.

Zweites Lied von der alten Waschfrau.

Es hat euch anzuhören wohl behagt,
Was ich von meiner Waschfrau euch gesagt;
Ihr habt's für eine Fabel wohl gehalten?
Fürwahr, mir selbst erscheint sie fabelhaft;
Der Tod hat längst sie alle hingerafft,
Die jung zugleich gewesen mit der Alten.

Dies werdende Geschlecht, es kennt sie nicht
Und geht an ihr vorüber ohne Pflicht
Und ohne Lust, sich ihrer zu erbarmen.
Sie steht allein. Der Arbeit zu gewohnt,
Hat sie, solang' es ging, sich nicht geschont;
Jetzt aber, wehe der vergess'nen Armen!

Jetzt drückt darnieder sie der Jahre Last;
Noch emsig tätig, doch entkräftet fast
Gesteht sie's ein: „So kann's nicht lange währen.
Mag's werden, wie's der liebe Gott bestimmt;
Wenn er nicht gnädig bald mich zu sich nimmt, —
Nicht schafft's die Hand mehr — muß er mich ernähren."

Solang' sie rüstig noch beim Waschtrog stand,
War für den Dürft'gen offen ihre Hand;

Da mochte sie nicht rechnen und nicht sparen.
Sie dachte bloß: „Ich weiß, wie Hunger tut." —
Vor eure Füße leg' ich meinen Hut,
Sie selber ist im Betteln unerfahren.

Ihr Fraun und Herrn, Gott lohn' es euch zumal,
Er geb' euch dieses Weibes Jahre Zahl
Und spät dereinst ein gleiches Sterbekissen!
Denn wohl vor allem, was man Güter heißt,
Sind's diese beiden, die man billig preist:
Ein hohes Alter und ein rein Gewissen.

Heimweh.

O laßt mich schlafen! o ruft mich
In die Gegenwart nicht zurück!
Mißgönnt ihr dem kranken Mädchen
Den Traum, den Schatten von Glück?

Was sprecht ihr mir zu? vergebens!
Mein Herz verstehet euch nicht.
Bin fremd in eurem Lande;
Hier schmerzt mich das Tageslicht.

Hier dehnt sich das flache Gefilde
So unabsehbar und leer,
Darüber legt sich der Himmel
So freud- und farblos und schwer.

Es sieht mein müdes Auge,
Umflort von bitterm Tau,
Nur blasse Nebelgestalten,
Verschwindende, grau in grau.

Es rauschen fremde Klänge
Vorüber an meinem Ohr,
Es zählet die innere Stimme
Nur Schmerzen und Schmerzen mir vor.

Der Schlaf nur bringt allnächtlich
Vor Tagesgedanken mir Ruh',
Es trägt mich der Traum mitleidig
Der lieben Heimat zu.

Und meine Berge erheben
Die schneeigen Häupter zumal
Und tauchen in dunkle Bläue
Und glühen im Morgenstrahl.

Und lauschen über den Hochwald,
Der schimmernd die Gletscher umspannt,
In unser Tal herüber
Und schauen mich an so bekannt.

Der Gießbach schäumet und brauset
Und stürzt in die Schlucht sich hinab;
Von drüben erschallt das Alphorn, —
Das ist der Hirtenknab'!

Aus unserm Hause tret' ich,
Dem zierlich gefügten, herfür;
Die Eltern haben's gebauet,*)
Die Namen stehn über der Tür;

Und unter den Namen stehet
Der Spruch: Gott segne das Haus
Und segne, die frommen Gemütes
Darin gehn ein und aus.

Ich bin hinausgegangen, — —
Weh mir, daß ich es tat!
Ich bin nun eine Waise,
Die keine Heimat hat.

O laßt mich schlafen, o ruft mich
In die Gegenwart nicht zurück!
Mißgönnt nicht dem kranken Mädchen
Den Traum, den Schatten von Glück!

Der erste Schnee.

Der leise schleichend euch umsponnen
Mit argem Trug, eh' ihr's gedacht,
Seht, seht den Unhold! über Nacht
Hat er sich andern Rat ersonnen.

*) Eigentlich „gebauen", welche Lesart ich die Schweizer und die, welche die Schweiz kennen, in den Text aufzunehmen bitte.

Seht, sehet den Schneemantel wallen!
Das ist des Winters Herrscherkleid;
Die Larve läßt der Grimme fallen; —
Nun wißt ihr doch, woran ihr seid.

Er hat der Furcht euch überhoben,
Lebt auf zur Hoffnung, und seid stark!
Schon zehrt der Lenz an seinem Mark,
Geduld! und mag der Wütrich toben.
Geduld! schon ruft der Lenz die Sonne,
Bald weben sie ein Blumenkleid,
Die Erde träumet neue Wonne, —
Dann aber träum' ich neues Leid!

Frühling.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

Die Sonne bescheinet die blumige Au',
Der Wind beweget das Laub.
Wie sind mir geworden die Locken so grau?
Das ist doch ein garstiger Staub.

Es bauen die Nester und singen sich ein
Die zierlichen Vögel so gut.
Und ist es kein Staub nicht, was sollt' es denn sein?
Mir ist wie den Vögeln zumut.

Der Frühling ist kommen, die Erde erwacht,
Es blühen der Blumen genung.
Ich habe schon wieder auf Lieder gedacht,
Ich fühle so frisch mich, so jung.

Geh du nur hin!

Ich war auch jung und bin jetzt alt,
Der Tag ist heiß, der Abend kalt,
Geh du nur hin, geh du nur hin,
Und schlag dir solches aus dem Sinn.

Du steigst hinauf, ich steig' hinab,
Wer geht im Schritt, wer geht im Trab?
Sind dir die Blumen eben recht,
Sind doch sechs Bretter auch nicht schlecht.

Was soll ich sagen?

Mein Aug' ist trüb', mein Mund ist stumm,
Du heißest mich reden, es sei darum.

Dein Aug' ist klar, dein Mund ist rot,
Und was du nur wünschest, das ist ein Gebot.

Mein Haar ist grau, mein Herz ist wund,
Du bist so jung und bist so gesund.

Du heißest mich reden und machst mir's so schwer,
Ich seh' dich so an und zittre so sehr.

Morgentau.

Wir wollten mit Kosen und Lieben
Genießen der köstlichen Nacht.
Wo sind doch die Stunden geblieben?
Es ist ja der Hahn schon erwacht.

Die Sonne, die bringt viel Leiden,
Es weinet die scheidende Nacht;
Ich also muß weinen und scheiden,
Es ist ja die Welt schon erwacht.

Ich wollt', es gäb' keine Sonne,
Als eben dein Auge so klar,
Wir weilten in Tag und in Wonne,
Und schliefe die Welt immerdar.

Zur Antwort.

Dir ist sonst der Mund verschlossen,
Du antwortest mir ja kaum,
Nur zu Liedern süßen Klanges
Öffnest du ihn wie im Traum.

Könnt' ich auch so dichten, würden
Hübsch auch meine Lieder sein,
Sänge nur, wie ich dich liebe,
Sänge nur: Ganz bin ich dein!

Ich kann dir ins Antlitz schauen,
Heiter, wie das Kind ins Licht;
Ich kann lieben, kosen, küssen,
Aber dichten kann ich nicht.
Könnt' ich auch so dichten, würden
Hübsch auch meine Lieder sein,
Sänge nur, wie ich dich liebe,
Sänge nur: Ganz bin ich dein!

Zur Unzeit.

Ich wollte, wie gerne, dich herzen,
Dich wiegen in meinem Arm,
Dich drücken an meinem Herzen,
Dich hegen so traut und so warm.

Man verscheuchet mit Rauch die Fliegen,
Mit Verdrießlichkeit wohl den Mann;
Und wollt' ich an dich mich schmiegen,
Ich täte nicht weise daran.

Wohl zieht vom strengen Norden
Ein trübes Gewölk herauf,
Ich bin ganz stille geworden,
Ich schlage die Augen nicht auf.

Auf der Wanderschaft.

1.

Wohl wandert' ich aus in trauriger Stund',
Es weinte die Liebe so sehr.
Der Fuß ist mir lahm, die Schulter mir wund,
Das Herz, das ist mir so schwer.

Was singt ihr, ihr Vögel im Morgenlicht?
Ihr wißt nicht, wie Scheiden tut!
Es drücken euch Sorgen und Schuhe nicht;
Ihr Vögel, ihr habt es gut!

2.

Der Regen strömt, die Sonne scheint,
Es geht bergauf, es geht bergab, —
Ich denke sie, die mich nur meint,
Sie, die mir ihre Treue gab.

Was gehst du suchend durch das Land,
Du Müder mit ergrautem Bart?
Ich suche nicht, was ich schon fand,
Ich suche nicht, was mir schon ward.

Ich bin noch frisch, ich bin noch jung,
Die Welt ist kalt und ohne Lust,
Ich hab' daheim der Freude genung,
Es wird mir warm an ihrer Brust.

3.

Noch hallt nur aus der Ferne
Ein frisches Liedchen von mir.
Der Vater eilt zu dem Kinde,
Der Geliebte, mein Feinlieb, zu dir.

Er küßt dich auf die Stirne,
Er küßt dich auf den Mund;
Nun sie zu dir ihn tragen,
Sind ihm die Füße nicht wund.

Gern und gerner.

Der Gang war schwer, der Tag war rauh,
Kalt weht' es und stürmisch aus Norden;
Es trieft mein Haar vom Abendtau,
Fast wär' ich müde geworden.

Laß blinken den roten, den süßen Wein!
Es mag der alte Zecher
Sich gerne sonnen im roten Schein,
Sich gerne wärmen am Becher,

Und gerner sich sonnen in trüber Stund'
Am Klarblick deiner Augen
Und gerner vom roten, vom süßen Mund
Durchwärmende Flammen saugen.

Reichst mir den Mund, mir den Pokal,
Mir Jugendlust der Lebens;
Laß tosen und toben die Stürme zumal,
Sie mühen um mich sich vergebens.

Im Herbst.

Niedrig schleicht blaß hin die entnervte Sonne,
Herbstlich goldgelb färbt sich das Laub, es trauert
Rings das Feld schon nackt, und die Nebel ziehen
Über die Stoppeln.

Sieh', der Herbst schleicht her, und der arge Winter
Schleicht dem Herbst bald nach, es erstarrt das Leben.
Ja, das Jahr wird alt, wie ich alt mich fühle
Selber geworden!

Gute, schreckhaft siehst du mich an; erschrick nicht!
Sieh', das Haupthaar weiß, und des Auges Sehkraft
Abgestumpft; warm schlägt in der Brust das Herz zwar,
Aber es friert mich!

Naht der Unhold, laß mich ins Aug' scharf ihm sehn.
Wahrlich, Furcht nicht flößt er mir ein; er komme!
Nicht bewußtlos raff' er mich hin, ich will ihn
Sehen und kennen.

Laß den Wermutstrank mich, den letzten, schlürfen,
Nicht ein Leichnam längst, ein vergess'ner, schleichen,
Wo ich markvoll einst in den Boden Spuren
Habe getreten.

Ach! ein Blutstrahl quillt aus dem lieben Herzen!
Fasse Mut, bleib' stark! Es vernarbt die Wunde,
Rein und liebwert hegst du mein Bild im Herzen,
Nimmer vergänglich.

Das Schloß Boncourt.

Ich träum' als Kind mich zurücke
Und schüttle mein greises Haupt:
Wie sucht ihr mich heim, ihr Bilder,
Die lang' ich vergessen geglaubt!

Hoch ragt aus schatt'gen Gehegen
Ein schimmerndes Schloß hervor;
Ich kenne die Türme, die Zinnen,
Die steinerne Brücke, das Tor.

Es schauen vom Wappenschilde
Die Löwen so traulich mich an;
Ich grüße die alten Bekannten
Und eile den Burghof hinan.

Dort liegt die Sphinx am Brunnen,
Dort grünt der Feigenbaum,
Dort, hinter diesen Fenstern,
Verträumt' ich den ersten Traum.

Ich tret' in die Burgkapelle
Und suche des Ahnherrn Grab;
Dort ist's, dort hängt vom Pfeiler
Das alte Gewaffen herab.

Noch lesen umflort die Augen
Die Züge der Inschrift nicht,
Wie hell durch die bunten Scheiben
Das Licht darüber auch bricht.

So stehst du, o Schloß meiner Väter,
Mir treu und fest in dem Sinn,
Und bist von der Erde verschwunden,
Der Pflug geht über dich hin.

Sei fruchtbar, o teurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Ich aber will auf mich raffen,
Mein Saitenspiel in der Hand,
Die Weiten der Erde durchschweifen
Und singen von Land zu Land.

Frühling und Herbst.

Fürwahr, der Frühling ist erwacht;
Den holden Liebling zu empfahn,
Hat sich mit frischer Blumenpracht
Die junge Erde angetan.

Die muntern Vögel, lieberwärmt,
Begehn im grünen Hain ihr Fest;
Ein jeder singt, ein jeder schwärmt
Und bauet emsig sich sein Nest.

Und alles lebt und liebt und singt
Und preist den Frühling wunderbar,
Den Frühling, der die Freude bringt;
Ich aber bleibe stumm und starr.

Dir, Erde, gönn' ich deine Zier,
Euch, Sänger, gönn' ich eure Lust,
So gönnet meine Trauer mir,
Den tiefen Schmerz in meiner Brust.

Für mich ist Herbst; der Nebelwind
Durchwühlet kalt mein falbes Laub;
Die Äste mir zerschlagen sind,
Und meine Krone liegt im Staub.

Die drei Sonnen.

Es wallte so silbernen Scheines
Nicht immer mein lockiges Haar,
Es hat ja Zeiten gegeben,
Wo selber ich jung auch war.

Und blick' ich dich an, o Mädchen,
So rosig und heiter und jung,
Da taucht aus vergangenen Zeiten
Herauf die Erinnerung.

Die Mutter von deiner Mutter, —
Noch sah ich die Schönere nicht,
Ich staunte sie an, wie die Sonne,
Geblendet von ihrem Licht.

Und einst durchbebte mit Wonne
Der Druck mich von ihrer Hand;
Sie neigte darauf sich dem andern,
Da zog ich ins fremde Land.

Spät kehrt' ich zurück in die Heimat,
Ein Müder, nach irrem Lauf;

Es stieg am heimischen Himmel
Die andere Sonne schon auf.

Ja, deine Mutter, o Mädchen, —
Noch sah ich die Schönere nicht,
Ich staunte sie an, wie die Sonne,
Geblendet von ihrem Licht.

Sie reichte mir einst die Stirne
Zum Kusse, da zittert' ich sehr;
Sie neigte darauf sich dem andern,
Da zog ich über das Meer.

Ich habe verträumt und vertrauert
Mein Leben, ich bin ein Greis;
Heim kehr' ich, die dritte Sonne
Erleuchtet den Himmelskreis.

Du bist es, o Wonnereiche;
Noch sah ich die Schönere nicht,
Ich schaue dich an, wie die Sonne,
Geblendet von deinem Licht.

Du reichst mir zum Kusse die Lippen,
Mitleidig mir wohlzutun,
Und neigst dich dem andern; ich gehe
Bald unter die Erde, zu ruhn.

Nacht und Winter.

Von des Nordes kaltem Wehen
Wird der Schnee dahergetrieben,
Der die dunkle Erde decket;

Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne,
Nur der Schnee im Dunkel schimmert.

Herb und kalt der Wind sich reget,
Schaurig stöhnt er in die Stille;
Tief hat sich die Nacht gesenket.

Wie sie ruhn auf dem Gefilde,
Ruhn mir in der tiefsten Seele
Dunkle Nacht und herber Winter.

Herb und kalt der Wind sich reget,
Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Tief hat sich die Nacht gesenket.

Nicht der Freude Kränze zieren
Mir das Haupt im jungen Lenze
Und erheitern meine Stirne;

Denn am Morgen meines Lebens,
Liebend und begehrend Liebe,
Wandl' ich einsam in der Fremde,

Wo das Sehnen meiner Liebe,
Wo das heiße muß, verschmähet,
Tief im Herzen sich verschließen.

Herb und kalt der Wind sich reget,
Dunkle Wolken ziehn am Himmel,
Und es flimmern keine Sterne.

Wie sie ruhn auf dem Gefilde,
Ruhn mir in der tiefsten Seele
Dunkle Nacht und herber Winter.

Leise hallen aus der Ferne
Töne, die den Tag verkünden:
Wird der Tag denn sich erhellen?

Freude bringend dem Gefilde
Wird er strahlen, Nacht entschweben,
Herber Winter auch entfliehen,

Und des Jahres Kreis sich wenden,
Und der junge Lenz in Liebe
Nahen der verjüngten Erde.

Mir nur, mir nur ew'ger Winter,
Ew'ge Nacht und Schmerz und Tränen,
Kein Tag, keines Sternes Flimmer!

Blauer Himmel.

Heiter blick' ich, ohne Reue
In des Himmels reine Bläue,
Zu der Sterne lichtem Gold,
Ist der Himmel, ist die Freundschaft,
Ist die Liebe mir doch hold.
Laure, mein Schicksal, laure!

Keine Stürme, keine Schmerzen,
Heitre Ruh' im vollen Herzen,
Kann es aber anders sein?
Blauer Himmel, treue Freundschaft,
Reiche Liebe sind ja mein.
Laure, mein Schicksal, laure!

Hat das Schicksal arge Tücke,
Sieh', ich fürchte nichts vom Glücke,
Heiter bin ich, wie die Luft.
Mein der Himmel, mein die Freundschaft,
Mein die Liebe bis zur Gruft.
Laure, mein Schicksal, laure!

Winter.

In den jungen Tagen
Hatt' ich frischen Mut,
In der Sonne Strahlen
War ich stark und gut.

Liebe, Lebenswogen,
Sterne, Blumenluft!
Wie so stark die Sehnen!
Wie so voll die Brust!

Und es ist zerronnen,
Was ein Traum nur war;
Winter ist gekommen,
Bleichend mir das Haar.

Bin so alt geworden,
Alt und schwach und blind,
Ach! verweht das Leben,
Wie ein Nebelwind!

Abend.

Laß, Kind, laß meinen Weg mich ziehen,
Es wird schon spät, es wird schon kalt;
Es neiget sich der Tag zu Ende,
Und erst dort unten mach' ich Halt.

Wozu mir deine Lieder singen?
Sie treffen mich mit fremdem Klang. —
Wie war das Wort? war's Liebe? Liebe!
Vergessen hatt' ich es schon lang'.

Und doch, gedenk' ich ferner Zeiten,
Mich dünkt, es war ein süßes Wort.
Jetzt aber zieh' ich meine Straße,
„Ein jeder kommt an seinen Ort."

Hier windet sich mein Pfad nach unten,
Die müden Schritte schwanken sehr;
Mein frühes Feuer ist erloschen,
Das fühl' ich alle Stunden mehr.

Frisch gesungen.

Hab' oft im Kreise der Lieben
In duftigem Grase geruht
Und mir ein Liedlein gesungen,
Und alles war hübsch und gut.

Hab' einsam auch mich gehärmet
In bangem, düsterem Mut,
Und habe wieder gesungen,
Und alles war wieder gut.

Und manches, was ich erfahren,
Verkocht' ich in stiller Wut,
Und kam ich wieder zu singen,
War alles auch wieder gut.

Sollst nicht uns lange klagen,
Was alles dir wehe tut,
Nur frisch, nur frisch gesungen!
Und alles wird wieder gut.

Es ist nur so der Lauf der Welt.

Mir ward als Kind im Mutterhaus,
Zu aller Zeit, tagein, tagaus,
Die Rute wohl gegeben.
Und als ich an zu wachsen fing
Und endlich in die Schule ging,
Erging es mir noch schlimmer.

Das Lesen war ein Hauptverdruß;
Ach! wer's nicht kann und dennoch muß,
Der lebt ein hartes Leben.
So ward ich unter Schmerzen groß
Und hoffte nun ein bess'res Los,
Da ging es mir noch schlimmer.

Wie hat die Sorge mich gepackt!
Wie hab' ich mich um Geld geplackt!
Was hat's für Not gegeben!
Und als zu Geld ich kommen war,
Da führt' ein Weib mich zum Altar,
Da ging es mir noch schlimmer.

Ich hab's versucht und hab's verflucht,
Pantoffeldienst und Kinderzucht
Und das Gekreisch der Holden.
O, meiner Kindheit stilles Glück,
Wie wünsch' ich dich jetzt fromm zurück!
Die Rute war gar golden!

Geduld!

Als einst in Knabenjahren
Ich an zu kegeln fing,
Da hab' ich selbst erfahren,
Wie's jenem Kaiser ging.

Tunelli, weiland Kaiser
Vom Reich Aromata,
Großmächt'ger Fürst und weiser,
Wie noch ich keinen sah.

Du Jäger unverdrossen,
Du knalltest mannlich los,
Und hattst du nichts erschossen,
So lag's am Zielen bloß.

Ich aber schob wie keiner,
Das Zielen nur war schuld;
Von neunen fiel nicht einer. —
Der Junge rief: Geduld!

Geduld! Geduld! — Indessen
Bin worden grau und alt,
Hab' Kegeln schier vergessen,
Der Ton noch immer schallt.

Geduld! Geduld! — Ihr Jungen,
Ihr sangt ein Lied mir vor,
Euch sagen's tausend Zungen
Vielstimmig nach im Chor.

Geduld! Geduld! — Die Weise,
Die stimm' ich selbst noch an:
Geduld auf später Reise,
Du müder, alter Mann!

Pech.

Wahrlich, aus mir hätte vieles
Werden können in der Welt,
Hätte tükisch nicht mein Schicksal
Sich mir in den Weg gestellt.

Hoher Ruhm war zu erwerben,
Wenn die Waffen ich erkor;
Mich den Kugeln preiszugeben,
War ich aber nicht der Tor.

Um der Musen Gunst zu buhlen,
War ich minder schon entfernt;
Ein Gelehrter wär' ich worden,
Hätt' ich lesen nur gelernt.

Bei den Frauen, sonder Zweifel,
Hätt' ich noch mein Glück gemacht,

Hätten sie mich allerorten
Nicht unmenschlich ausgelacht.

Wie zum reichen Mann geboren,
Hätt' ich diesen Stand erwählt,
Hätte nicht vor allen Dingen
Immer mir das Geld gefehlt.

Über einen Staat zu herrschen,
War vor allen ich der Mann,
Meine Gaben und Talente
Wiesen diesen Platz mir an.

König hätt' ich werden sollen,
Wo man über Fürsten klagt;
Doch mein Vater war ein Bürger,
Und das ist genug gesagt.

Wahrlich, aus mir hätte vieles
Werden können in der Welt,
Hätte tückisch nicht mein Schicksal
Sich mir in den Weg gestellt.

Mäßigung und Mäßigkeit.

Laßt das Wort uns geben heute,
Uns vom Trunke zu entwöhnen;
Ziemt sich's für gesetzte Leute,
Wüster Völlerei zu frönen?
Nein, es ziemt sich Sittsamkeit;
Gutes Beispiel will ich geben:
Mäßigung und Mäßigkeit!
Stoßet an, sie sollen leben!
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Seht, ein Glas ist Gottes Gabe,
Und das zweite stimmt uns lyrisch;
Wenn ich gegen drei nichts habe,
Machen viele doch uns tierisch;
Trinket mehr nicht als genung!
Und mein Lied will ich euch singen:

Mäßigkeit und Mäßigung! —
Laßt die vollen Gläser klingen!
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Seht den Trunkenbold in schrägen
Linien durch die Gassen wanken;
Kommt die Hausfrau ihm entgegen,
Hört sie keifen, hört sie zanken;
Das verdient Beherzigung.
Laßt uns an der Tugend haften:
Mäßigkeit und Mäßigung!
Pereant die Lasterhaften!
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Was hast, Schlingel, du zu lachen?
Will das Lachen dir vertreiben,
Dich moralisch auch zu machen,
Dir die Ohren tüchtig reiben;
Pack' dich fort bei guter Zeit!
Doch ich will mich nicht erbosen:
Mäßigung und Mäßigkeit!
Eingeschenkt und angestoßen! —
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Modus, ut nos docuere,
Sit in rebus, sumus rati;
Medium qui tenuere,
Nominati sunt beati;
C'est le juste milieu zur Zeit!
Ergo! Ergel! — deutsch gesprochen:
Mäßigung und Mäßigkeit!
Frisch das Glas nur ausgestochen!
Mäßigung und Mäßigkeit!
Maß! Maß!
Leert darauf das volle Glas!

Nüchtern bin ich, — Wein her! Wein her!
Immer nüchtern, das versteht sich. —
Nur das Haus, der Boden — Nein, Herr,
Nicht betrunken! — Wie doch dreht sich
Alles so um mich im Schwung?
Laß mich, Kellner, laß mich liegen!
Mäßigkeit und Mäßigung!
Heute muß die Tugend siegen!
Mäßigkeit und Mäßigung!
Maß! Maß!
Noch ein Glas — so — noch ein Glas!

Tragische Geschichte.

's war einer, dem's zu Herzen ging,
Daß ihm der Zopf so hinten hing,
Er wollt' es anders haben.

So denkt er denn: „Wie fang' ich's an?
Ich dreh' mich um, so ist's getan —"
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da hat er flink sich umgedreht,
Und wie es stund, es annoch steht —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Da dreht er schnell sich anders 'rum,
's wird aber noch nicht besser drum —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich links, er dreht sich rechts,
Er tut nichts Guts, er tut nichts Schlechts —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Er dreht sich wie ein Kreisel fort,
Es hilft zu nichts, in einem Wort —
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Und seht, er dreht sich immer noch
Und denkt: „Es hilft am Ende doch —"
Der Zopf, der hängt ihm hinten.

Nachtwächterlied.

Eteignons les lumières
Et rallumons le feu.
Béranger.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Was die Glocke hat geschlagen:
Geht nach Haus, und wahrt das Licht,
Daß dem Staat kein Schaden geschicht.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, wir brauchen heute
Gute, nicht gelehrte Leute;
Seid ihr einmal doch gelehrt,
Sorgt, daß keiner es erfährt.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, so soll es werden:
Gott im Himmel, wir auf Erden.
Und der König absolut,
Wenn er unsern Willen tut.
Lobt die Jesuiten!

Seid, ihr Herrn, — es wird euch frommen —
Von den gutgesinnten Frommen;
Blase jeder, was er kann,
Lichter aus und Feuer an.
Lobt die Jesuiten!

Feuer, ja, zu Gottes Ehren,
Um die Ketzer zu bekehren
Und die Philosophen auch,
Nach dem alten guten Brauch.
Lobt die Jesuiten!

Hört, ihr Herrn, ihr seid geborgen,
Geht nach Haus, und ohne Sorgen
Schlaft die lange liebe Nacht,
Denn wir halten gute Wacht.
Lobt die Jesuiten!

Josua.

Juchhei! das war ein Schlagen,
Ein Schlachten bei Gibeon;
Der Tag gebrach den Würgern,
Es neigte die Sonne sich schon.

Sprach Josua zur Sonne:
„Du, steh' am Himmel fest!"
Sie stand, da gab er gemächlich
Den Überwundnen den Rest.

Das war ein Tag der Frommen,
Wie nie ein andrer getagt,
Wie nie ein andrer wird tagen,
Das wird ausdrücklich gesagt.

Das war ein feines Kunststück,
Wie mancher erachten mag,
Der wohl die Nacht uns wünschte
Zu jenem unendlichen Tag.

Sie beten und schimpfen und schöpfen
In Säcke das Sonnenlicht,
Es tief in das Meer zu versenken, —
Den Tag verdunkeln sie nicht.

Laßt dieses nicht euch kümmern,
Die Welt ist kugelrund
Und rollt von Westen gen Osten
Beständig zu aller Stund'.

Und der das Lied euch gesungen,
Hat auch die Welt sich beschaut;
Er hat bei den Wilden gehauset
Und sich mit ihnen erbaut.

Ein französisches Lied.

Nach der Melodie: Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus.

Und sitz' ich am Tische beim Glase Wein,
Trink' aus!
Und stimmen auch wacker die Freunde mit ein,
Trink' aus!

So geht mir zu Herzen das Heil der Welt:
's ist gar zu erbärmlich damit auch bestellt!
Trink' aus, trink' aus, trink' aus!
Es treiben's die Leute zu kraus!

Ich sollte nur tragen der Herrschaft Last,
Trink' aus!
Es stünde bald anders und besser fast.
Trink' aus!
Die Presse zuerst und die Wahlen frei,
Die Presse, sie dient mir als Polizei.
Trink' aus, trink' aus, trink' aus!
Es treiben's die Leute zu kraus!

Wann erst in dem Hause Vertrauen besteht,
Trink' aus!
Geht alles von selbst, was nimmer sonst geht.
Trink' aus!
Wir schaffen uns bald vor den Mönchen Ruh'
Wir schicken die frommsten dem Chaves zu;
Trink' aus, trink' aus, trink' aus!
Es treiben's die Leute zu kraus!

Es mögen die Städte verwalten sodann —
Trink' aus!
Die eignen Geschäfte, es geht sie nur an;
Trink' aus!
Regieren nur wenig, das wenige gut,
Das hab' ich der Ruhe halber geruht;
Trink' aus, trink' aus, trink' aus!
Es trieben's die Leute zu kraus!

Und merkt euch, ihr Freunde, wie trefflich es schafft!
Trink' aus!
Die Liebe der Völker, da lieget die Kraft.
Trink' aus!
Wie klingen die Gläser in heiliger Lust,
Wie schallt das Gebet mir aus jeglicher Brust:
Trink' aus, trink' aus, trink' aus!
Der König hoch und sein Haus!

Sind aber die Gläser und Flaschen erst leer,
Zu Bett!

Dann werden der Kopf und die Zunge mir schwer,
Zu Bett!
Mein Weib wird mich schelten, mein Herrschen ist aus;
Ich schleiche mich leise, ganz leise nach Haus,
Zu Bett, zu Bett, zu Bett!
Daß sie den Pantoffel nicht hätt'!

Kleidermacher-Mut.

Und als die Schneider revoltiert, —
Courage! Courage!
So haben gar grausam sie massakriert
Und stolz am Ende parlamentiert:
Herr König, das sollst du uns schwören.

Und drei Bedingungen wollen wir stelln: —
Courage! Courage!
Schaff' ab, zum ersten, die Schneider-Mamselln,
Die das Brot verkürzen uns Schneidergeselln;
Herr König, daß sollst du uns schwören.

Die brennende Pfeife, zum andern, sei, —
Courage! Courage!
Zum höchsten Ärger der Polizei,
Auf offener Straße uns Schneidern frei;
Herr König, das sollst du uns schwören.

Das dritte, Herr König, noch wissen wir's nicht, —
Courage! Courage!
Doch bleibt es das Beste der ganzen Geschicht',
Wir bestehn auch darauf bis ans jüngste Gericht;
Das dritte, das sollst du uns schwören.

Das Dampfroß.

Schnell! schnell, mein Schmied! mit des Rosses Beschlag!
Derweil du zauderst, verstreicht der Tag. —
„Wie dampfet dein ungeheures Pferd!
Wo eilst du so hin, mein Ritter wert?"

Schnell! schnell, mein Schmied! Wer die Erde umkreist
Von Ost in West, wie die Schule beweist,
Der kommt — das hat er von seiner Müh' —
Ans Ziel um einen Tag zu früh.

Mein Dampfroß, Muster der Schnelligkeit,
Läßt hinter sich die laufende Zeit,
Und nimmt's zur Stunde nach Westen den Lauf,
Kommt's gestern von Osten schon wieder herauf.

Ich habe der Zeit ihr Geheimnis geraubt,
Von gestern zu gestern zurück sie geschraubt,
Und schraube zurück sie von Tag zu Tag,
Bis einst ich zu Adam gelangen mag.

Ich habe die Mutter, sonderbar!
In der Stunde besucht, da sie mich gebar;
Ich selber stand der Kreißenden bei
Und habe vernommen mein erstes Geschrei.

Viel tausendmal, der Sonne voran,
Vollbracht' ich im Fluge noch meine Bahn,
Bis heut' ich hier zu besuchen kam
Großvater als glücklichen Bräutigam.

Großmutter ist die lieblichste Braut,
Die je mit Augen ich noch erschaut;
Er aber, grämlich, zu eifern geneigt,
Hat ohne weitres die Tür mir gezeigt.

Schnell! schnell, mein Schmied! mich ekelt schier,
Die jetzt verläuft, die Zeit von Papier!
Zurück, hindurch! es verlangt mich schon,
Zu sehen den Kaiser Napoleon.

Ich sprech' ihn zuerst auf Helena,
Den Gruß der Nachwelt bring' ich ihm da;
Dann sprech' ich ihn früher beim Krönungsfest
Und warn' ihn, — o hielt' er die Warnung fest!

Bist fertig, mein Schmied? nimm deinen Sold,
Eintausendneunhundert geprägtes Gold.
Zu Roß! Hurra! nach Westen gejagt,
Hier wieder vorüber, wann gestern es tagt! —

„Mein Ritter, mein Ritter, du kommst daher,
Wohin wir gehen, erzähle noch mehr;
Du weißt, o sag' es, ob fällt, ob steigt
Der Kurs, der jetzt so schwankend sich zeigt?

Ein Wort, ein Wort nur im Vertraun!
Ist's weis', auf Rotschild Häuser zu baun?" —
Schon hatte der Reiter die Feder gedrückt,
Das Dampfroß fern ihn den Augen entrückt.

Die goldene Zeit.

Oh le bon siècle, mes frères,
Que le siècle où nous vivons!
Armand Charlemagne.
(Fliegendes Blatt.)

Füllt die Becher bis zum Rand,
Tut, ihr Freunde, mir Bescheid:
Das befreite Vaterland
Und die gute goldne Zeit!
Denn der Bürger denkt und glaubt,
Spricht und schreibt nun alles frei,
Was die hohe Polizei
Erst geprüft hat und erlaubt.

Du eröffnest mir den Mund,
Du geschwätz'ger Traubensaft,
Und die Wahrheit mach' ich kund
Rücksichtslos mit freud'ger Kraft.
Steigt die Sonne, wird es Tag,
Sinkt sie unter, wird es Nacht.
Nehm' vor Feuer sich in acht,
Wer sich nicht verbrennen mag!

Ungeschickt zum Löschen ist,
Wer da Öl gießt, wo es brennt;
Noch ist drum kein guter Christ,
Der zu Moham sich bekennt;
Scheut die Eule gleich das Licht,
Fährt sich's doch vorm Winde gut,
Besser noch mit Wind und Flut,
Aber gegen beide nicht.

Wer nicht sehen kann, ist blind;
Wer auf Krücken geht, ist lahm;
Mancher redet in den Wind;
Mancher geht, so wie er kam.
Grünt die Erde weit und breit,
Glaube nicht den Frühling fern;
Rückwärts gehn die Krebse gern,
Aber vorwärts eilt die Zeit.

Zwar ist nicht das Dunkle klar,
Doch ist nicht, was gut ist, schlecht;
Denn, was wahr ist, bleibt doch wahr,
Und, was recht ist, bleibt doch recht.
Goldes-Überfluß macht reich,
Aber Lumpen sind kein Geld.
Wer mit Steinen düngt sein Feld,
Macht gar einen dummen Streich.

An der Zeit ist nicht zu spät,
Doch Geschehnes ist geschehn,
Und wer Disteln hat gesä't,
Wird nicht Weizen reifen sehn.
Gestern war's, nun ist es heut',
Morgen bringt auch seinen Lohn;
Kluge Leute wissen's schon,
Nur sind Narren nicht gescheit.

Und am besten weiß, wer klagt,
Wo ihn drückt der eigne Schuh;
Wer zuerst nur A gesagt,
Setzt vielleicht noch B hinzu;
Denn, wie Adam Riese spricht,
Zwei und zwei sind eben vier — — —
Gott! wer pocht an unsre Tür?
Ihr, verratet mich nur nicht!

„Hebt auf das verruchte Nest!
Sie mißbrauchen die Geduld.
Setzt den Jakobiner fest!
Wir sind Zeugen seiner Schuld;
Er hat öffentlich gelehrt:
Zwei und zwei sind eben vier." —
Nein, ich sagte . . . . „Fort mit dir,
Daß die Lehre keiner hört!"

Shall we rouse the night-owl in a catch, that will draw three souls out of one weaver?

Shakspeare Tw. N. Act. 2. Sc. 3.

Sollen wir die Nachteule mit einem Kanon aufstören, der einem Leineweber drei Seelen aus dem Leibe haspeln könnte?

Kanon.

Das ist die Not der schweren Zeit!
Das ist die schwere Zeit der Not!
Das ist die schwere Not der Zeit!
Das ist die Zeit der schweren Not!

Das Gebet einer Witwe.

Nach Martin Luther.

Die Alte wacht und betet allein
In später Nacht bei der Lampe Schein:
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Not lehrt beten.

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
Vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
Er tritt höchstselbst in das ärmliche Haus
Und fragt gemütlich das Mütterchen aus:
Wie lehrt Not beten?

Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut;
Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
Der nahm die beste der Kühe für sich
Und kümmerte sich nicht weiter um mich.
Die Not lehrt beten.

Ich flucht' ihm, Herr, — so war ich betört —
Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört';
Er starb; zum Regimente kam
Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
Die Not lehrt beten.

Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
Und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
Da kamen Höchstsie selbst an das Reich
Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
Die Not lehrt beten.

Kommt Dero Sohn noch erst dazu,
Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh. —
Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
Die Not lehrt beten.

Katzennatur.

's war mal 'ne Katzenkönigin,
Ja, ja!
Die hegte edeln Katzensinn,
Ja, ja!
Verstund gar wohl zu mausen,
Liebt' königlich zu schmausen,
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Die hatt' 'nen schneeweißen Leib,
Ja, ja!
So schlank, so zart, die Hände so weich,
Ja, ja!
Die Augen wie Karfunkeln,
Sie leuchteten im Dunkeln,
Ja, ja! Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Ein Edelmausjüngling lebte zur Zeit,
Ja, ja!
Der sah die Königin wohl von weit,
Ja, ja!
'ne ehrliche Haut von Mäuschen,
Der kroch aus seinem Häuschen,
Ja, ja! — Mäusenatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Der sprach: In meinem Leben nicht,
Ja, ja!
Hab' ich gesehen so süßes Gesicht,
Ja, ja!
Die muß mich Mäuschen meinen,
Sie tut so fromm erscheinen,
Ja, ja! — Mäusenatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Der Maus: Willst du mein Schätzchen sein?
Ja, ja!
Die Katz': Ich will dich sprechen allein.
Ja, ja!
Heut' will ich bei dir schlafen, —
Heut' sollst du bei mir schlafen, —
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Der Maus, der fehlte nicht die Stund',
Ja, ja!
Die Katz', die lachte den Bauch sich rund,
Ja, ja!
Dem Schatz, den ich erkoren,
Dem zieh' ich's Fell über die Ohren,
Ja, ja! — Katzennatur!
Schlafe, mein Mäuschen, schlafe du nur!

Sternschnuppe.

Wann einer ausgegangen ist,
So ist er nicht zu Haus;
Und wird der Winter hart, so friert
Das Ungeziefer aus.

Ihr war der Knecht so eben recht,
Solang' allein er warb;
Der Jäger kam, des Federhut
Den Handel ihm verdarb.

Der Pächter nahm, so wie er kam,
Ihr Herz gleich in Empfang;
Kein Wunder, daß dem Amtmann auch
Der Meisterschuß gelang.

Und den Husaren-Offizier
Erblickte sie von fern:
Fahr' hin, fahr' hin, Kartoffelkraut,
Da geht mir auf mein Stern!

Dein Stern? was geht dein Stern mich an
Absonderlicher Art,
Mit goldbeschnürtem rotem Wams
Und Schnurr- und Backenbart?

Bald hat ein solcher sich geschneuzt,
Es lischt das Lichtlein aus;
Wann einer ausgegangen ist,
So ist er nicht zu Haus.

Nun bricht der Winter an, es friert;
Du blickst nach uns zurück;
Ich und wir alle, teurer Schatz,
Wir wünschen dir viel Glück.

Und bleibst du sitzen, teurer Schatz,
So bist du nicht allein;
Noch wird der alten Jungfern Zunft
Nicht ausgefroren sein.

Der Frau Base kluger Rat.

Möchtest du den Jungen haben?
Den gesunden, frischen, üpp'gen,
Blondgelockten, schönen Knaben?
Ei, ein wahres, Zuckerpüppchen!
Eine Lust, mit dem zu leben!
Mußt um ihn dir Mühe geben;
Ja, der ist ein schmucker Mann!
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Dir den hübschen Jungen an!

Oder den, nach altem Brauche,
Mit Dreimaster, Puderzopfe,
Dünnen Beinen, dickem Bauche,
Kupfernas' und Wackelkopfe?
Stirbt er, gibt es viel zu erben;
Und was sollte der nicht sterben?
Ja, der ist ein reicher Mann!
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Kratze dir den Alten an!

Oder den vom Militäre?
Silber auf dreifarb'gem Tuche —
Federhut — „auf meine Ehre!"
Lügt er auch wie aus dem Buche.
Vornehm wirst du, Eure Gnaden!
Kommt das Bürgergrob zu Schaden,

Hältst du's mit dem Edelmann.
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Kratze dir den Leutnant an!

Oder wen du kannst, den Lahmen
Wie den Krummen, laß dich warnen:
Oft von allen, die da kamen,
Bleibt nicht einer in den Garnen.
Einen Mann nur! heutzutage
Geht die allgemeine Klage:
Jede kriegt nicht einen Mann.
Kratze, kratze, kratze, Trulle,
Dir den ersten besten an!

Recht empfindsam.

Tochter.

Meine teuern Eltern, habt Erbarmen,
Laßt mein Leid erweichen euren Sinn!
Nähm' ich diesen Mann, in seinen Armen
Welkt' ich zarte Blume schon dahin!

Vater.

Mutter, sieh, wie sie sich zieret!
Hör', du dumme Trine du,
Einen Mann sollst du bekommen,
Greif' mit beiden Händen zu!

Tochter.

Rauher Wirklichkeit nur mag er fröhnen;
Ohne Zartheit, ohne Poesie,
Ungebildet, kann er nur mich höhnen;
Mich verstehen, nein, das wird er nie!

Vater.

Mutter, die verfluchten Bücher
Müssen ihr den Kopf verdrehn.
Waren wir denn je gebildet?
Konnten wir uns je verstehn?

Tochter.

Wo die Herzen fremd einander blieben,
Knüpft ihr nicht ein gottgefällig Band;
Weder achten kann ich ihn, noch lieben,
Nimmermehr erhält er meine Hand!

Vater.

Mutter, hör' die dumme Trine,
Hör' doch, was es Neues gibt!
Haben wir uns je geachtet?
Haben wir uns je geliebt?

Tochter.

Lieber will ich in ein Kloster fliehen,
Gibt's kein Kloster, in mein frühes Grab;
Wohl denn! dieser Schmach mich zu entziehen,
Stürz' ich in die Wellen mich hinab!

Vater.

Hast du endlich ausgeredet?
Gut, du bleibst mir heut' zu Haus,
Hältst dein Maul und nimmst den Bengel,
Punktum, und das Lied ist aus.

Polterabend.

Woher, Alte, deine schönen
Launen? Willst du uns erfreuen?
Willst du dich mit uns versöhnen?
Nein, die Alte will noch freien,
Nein, sie will, vor Toresschlusse,
Humpeln noch mit lahmem Fuße,
Und um welchen Preis es sei,
Ei, ei!
Noch ein Tänzlein oder zwei.

Hurtig, hurtig! liebe Lene,
Her die Schminke, die Perücke;
Bringe her mir meine Zähne,
Meinen Busen, meine Krücke!

Also will ich seiner harren. —
Hör' ich nicht die Türe knarren? —
Ist er's? — Nein — es geht vorbei,
Ei, ei!
Töpfe werfen sie entzwei.

Testament und Ehepakten
Hat der Schreiber wohl geschrieben;
Beides nahm er zu den Akten,
Also darf ich frei ihn lieben.
Also will ich seiner harren. —
Hör' ich nicht die Türe knarren? —
Ist er's? — Nein — es geht vorbei,
Ei, ei!
Töpfe werfen sie entzwei.

Wird der Priester, wird der Küster,
Werden bald die Gäste kommen?
Und mein Bräutigam! o wüßt' er,
Wie ich seiner, liebentglommen,
Bangend harre, wie ich schmachte! — —
Klopft er? — Ist er's? — Sachte! sachte!
Ungebetne sind dabei,
Ei, ei!
Sind die Leichenträger frei.

Legen mich die schwarzen Leute
Einsam in ein enges Bette,
Schleppen sich mit ihrer Beute
Langsam nach der Ruhestätte;
Priester, Bräutigam und Gäste
Singen fröhlich bei dem Feste, —
Auch die Rede war vorbei —
Ei, ei!
Nicht ein Tänzlein oder zwei!

Der vortreffliche Mantel.

Liebe Tochter, was klagst du so sehr
Um diesen einen?
's gibt ja der hübschen Jünglinge mehr,
Laß ab zu weinen!

Liebe Mutter, es fällt mir nicht ein,
Um ihn zu klagen;
Um den Mantel klag' ich allein,
Ich will's dir sagen.

Ach, der gute Mantel, beschwert
Mit silbernen Ketten!
Den behielt er noch unverzehrt,
Wenn den wir nur hätten!

Eid der Treue.

Mißtraueſt, Liebchen, du der flücht'gen Stunde,
Des Augenblickes Luſt?
Biſt Bruſt an Bruſt du nicht, und Mund an Munde,
Der Ewigkeit bewußt?

Ich ſoll nur dir und ewig dir gehören;
Du willſt darauf ein Pfand:
Wohlan! ich will's mit kräft'gem Eid beſchwören,
Ich hebe meine Hand:

Ich ſchwör's, elftauſend heilige Jungfrauen,
Bei eurem keuſchen Bart;
Bei Jakobs Leiterſproſſe, die zu ſchauen
In Mailand wird bewahrt;

Ich ſchwör' es noch zu mehrerem Gewichte —
Ein unerhörter Schwur! —
Beim Vorwort zu des Kaiſers Karl Geſchichte
Und bei des Windes Spur;

Beim Schnee, der auf dem Libanon gefallen
Im letztvergangnen Jahr;
Bei Nihil, Nemo und dem andern allen,
Was nie ſein wird, noch war.

Und falls ich denn noch jemals untreu würde,
Vergäße jemals dein,
So ſoll mein Eid verbleiben ohne Würde
Und ganz unbündig ſein.

Minnedienst.

Während dort im hellen Saale
Lustberauscht die Gäste wogen,
Hält ein Ritter vom Gedränge
Einsam sich zurückgezogen.

Wie er von dem Sofa aufblickt,
Wo er ruhet in Gedanken,
Sieht er neben sich die Dame,
Der er dienet sonder Wanken.

Sind es Sterne, sind es Sonnen,
Die in meiner Nacht sich zeigen?
Sind's die Augen meiner Herrin,
Welche über mich sich neigen?

Schmeichler! Schmeichler! Sterne, Sonnen
Sind es nicht, wovon Ihr dichtet;
Sind die Augen einer Dame,
Die auf Euch sie bittend richtet. —

Herz und Klinge sind Euch eigen!
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich bestehen
Riesen, Drachen, Ungeheuer. —

Nein, um mich, mein werter Ritter,
Soll kein Blut den Boden färben;
Um ein Glas Gefrornes bitt' ich,
Lasset nicht vor Durst mich sterben.

Herrin, in dem Dienst der Minne
Wollt' ich gern mein Leben wagen;
Aber hier durch das Gedränge
Wird es schwer sich durchzuschlagen.

Und sie bittet, und er gehet, —
Kommt zurück, wie er gegangen:
Nein, ich konnte, hohe Herrin,
Kein Gefrorenes erlangen.

Und sie bittet wieder; wieder
Wagt er's, immer noch vergebens:
Nein! man bringt durch jene Türe
Mit Gefahr nur seines Lebens.

Ritter, Ritter, von Gefahren
Sprachet Ihr, von Kämpfen, Schlachten,
Und Ihr laßt vor Euren Augen
Ohne Hilfe mich verschmachten.

Und ins wogende Gewühle
Ist der Ritter vorgedrungen,
Dort verfolgt er einen Diener,
Hat den Raub ihm abgerungen.

Und die Dame schaut von ferne,
Wie mit hochgehaltner Schale
Er sich durch den Reigen windet
In dem engen, vollen Saale;

Sieht in eines Fensters Ecke
Glücklich seinen Fang ihn bergen,
Sieht ihn hinter die Gardine
Ihren Augen sich verbergen;

Sieht ihn selber dort gemächlich,
Das Eroberte verschlingen,
Wischen sich den Mund und kommen,
Ihr betrübte Kunde bringen:

Gern will ich mein Leben wagen,
Schickt mich aus auf Abenteuer,
Heißt im Kampfe mich bestehen
Riesen, Drachen, Ungeheuer,

Aber hier, o meine Herrin,
Hier ist alles doch vergebens,
Und man bringt durch jene Türe
Mit Gefahr nur seines Lebens.

Lebe wohl.

Wer sollte fragen, wie's geschah?
Es geht auch andern ebenso.
Ich freute mich, als ich dich sah,
Du warst, als du mich sahst, auch froh.

Der erste Gruß, den ich dir bot,
Macht' uns auf einmal beide reich;
Du wurdest, als ich kam, so rot,
Du wurdest, als ich ging, so bleich.

Nun kam ich auch tagaus, tagein,
Es ging uns beiden durch den Sinn;
Bei Regen und bei Sonnenschein
Schwand bald der Sommer uns dahin.

Wir haben uns die Hand gedrückt,
Um nichts gelacht, um nichts geweint,
Gequält einander und beglückt
Und haben's redlich auch gemeint.

Dann kam der Herbst, der Winter gar;
Die Schwalbe zog, nach altem Brauch,
Und: lieben? — lieben immerdar?
Es wurde kalt, es fror uns auch.

Ich werde gehn ins fremde Land,
Du sagst mir höflich: Lebe wohl!
Ich küsse höflich dir die Hand,
Und nun ist alles, wie es soll.

Frühlingslied.

Wohl war der Winter ein harter Gast,
Den armen, den trauernden Vögeln verhaßt,
Die fröhlich nun wieder singen;
Aus blauer Luft, auf grüner Flur,
Wie hört man's munter erklingen!

Und als sich der Wald aufs neue belaubt,
Da hat es mir nicht zu weilen erlaubt,
Ich mußte hinaus und wandern;
Es singen so lustig die Vögel umher,
Ich singe mein Lied, wie die andern.

Und komm' ich ans Wirtshaus, so kehr' ich ein:
Frau Wirtin, Frau Wirtin, ein gut Glas Wein!
Ich habe mich durstig gesungen.
Da kommt mit dem Weine die Tochter sogleich
So munter zu mir gesprungen.

Der Wein, den du schenkest, er ist fürwahr
So rot wie dein Mund, wie dein Auge so klar,
Gar kräftig und lieblich zu schlürfen;
Und darf ich dich ansehn und trinken den Wein,
So werd' ich wohl singen auch dürfen.

Ich habe soeben ein Lied mir erdacht,
Und hab' es für dich ganz eigens gemacht,
Hab's nimmer zuvor noch gesungen;
So höre mir zu, du rosige Maid,
Und sprich, ob's gut mir gelungen.

Ich liebe den Frühling, des Waldes Grün,
Der Vögel Gesang, der Bienen Bemühn,
Der Blumen Farben und Düfte,
Den Strahl der Sonne, des Himmels Blau,
Den Hauch der wärmeren Lüfte.

Sieh' dort am Tor, was die Schwalben tun,
Wie emsig sie fliegen, sie werden nicht ruhn,
Bis fertig ihr Nestchen sie schauen;
Ich sang, wie die Vögel, mein munteres Lied,
Vergaß, ein Nest mir zu bauen.

Ich liebe, die, frischer als Waldesgrün,
Noch emsiger schafft, als sich Bienen bemühn,
Vor der die Rosen sich neigen,
Deren Blick mich erwärmt wie der Sonne Strahl,
Daß Lieder dem Busen entsteigen.

Ich habe gesungen, was sagest du nun?
Sieh' dort am Tor, was die Schwalben tun;
Was sollt' es uns nicht gelingen?
Frau Wirtin, Frau Mutter, Sie kommt eben recht,
Sie soll noch Ihr Amen uns singen.

Hochzeitlieder.

1.

Es stehn in unserm Garten
Der blühenden Rosen genung, —
Dir blüht, noch schöner als Rosen,
Ein Mägdlein so frisch und so jung.

Ich habe mit Fleiß gewählet
Die schönsten Rosen zum Strauß, —
Du küssest die rosigen Lippen,
Und lachst am Ende mich aus.

2.

Rosen in dem Maien
Und der Liebe Fest!
Schwalben und die Lieben
Bauen sich ihr Nest.

Maienrosen, Lieder,
Schwalben, Liebe gar!
Und ich werde wieder
Jung im grauen Haar.

3.

Wer doch durch des Festes Hallen
Wallet mit dem Kranz im Haar?
Ach, die Beste ist's von allen,
Sie, die uns die Liebste war.

Und wer tritt mit freud'ger Eile
Schön und stolz an ihrer Hand?
Hier schoß Amor goldne Pfeile,
Und sein Bruder knüpft das Band.

Und ich seh' die Götter nieder-
steigen mit der Scherze Chor,
Und ich singe Glückeslieder,
Und ich blicke froh empor.

Liebeleben, Glückesbande,
Langes Leben, ew'ges Fest!
Tauben durch des Friedens Lande,
Viele Jungen in das Nest!

Immer froh und ohne Sorgen!
Alles, alles muß gedeihn,
Und ihr sollt mit jedem Morgen
Glücklicher und jünger sein.

In malaiischer Form.

1. Genug gewandert.

Es schwingt in der Sonne sich auf
Ein Bienchen in guldiger Pracht. —
Bin müde vom irren Lauf,
Erstarrt von der Kälte der Nacht.

Ein Bienchen in guldiger Pracht,
In würziger Blumen Reihn. —
Erstarrt von der Kälte der Nacht,
Begehr' ich nach stärkendem Wein.

In würziger Blumen Reihn
Bist, Rose, die herrlichste du. —
Begehr' ich nach stärkendem Wein,
Wer trinket den Becher mir zu?

Bist, Rose, die herrlichste du,
Die Sonne der Sterne fürwahr!
Wer trinket den Becher mir zu
Aus der rosigen Mädchen Schar?

Die Sonne der Sterne fürwahr!
Die Rose entfaltete sich; —
Aus der rosigen Mädchen Schar
Umfängt die Lieblichste mich.

Die Rose entfaltete sich,
Das Bienchen wird nicht mehr gesehn. —
Umfängt die Lieblichste mich,
Ist's fürder ums Wandern geschehn.

2. Die Korbflechterin.

Der Regen fällt, die Sonne scheint,
Die Windfahn' dreht sich nach dem Wind, —
Du findst uns Mädchen hier vereint
Und singest uns ein Lied geschwind.

Die Windfahn' dreht sich nach dem Wind,
Die Sonne färbt die Wolken rot, —
Ich sing' euch wohl ein Lied geschwind,
Ein Lied von übergroßer Not.

Die Sonne färbt die Wolken rot, —
Ein Vogel singt und lockt die Braut, —
Was hat's für übergroße Not
Bei Mädchen fein, bei Mädchen traut?

Ein Vogel singt und lockt die Braut, —
Dem Fische wird das Netz gestellt, —
Ein Mädchen fein, ein Mädchen traut,
Ein rasches Mädchen mir gefällt.

Dem Fische wird das Netz gestellt,
Es sengt die Fliege sich am Licht. —
Ein rasches Mädchen dir gefällt,
Und du gefällst dem Mädchen nicht.

3. Totenklage.

Windsbraut tobet unverdrossen,
Eule schreiet in den Klippen —
Weh! Euch hat der Tod geschlossen,
Blaue Augen, ros'ge Lippen!

Eule schreiet in den Klippen,
Graufig sich die Schatten senken —
Blaue Augen, ros'ge Lippen!
Hin mein Lieben, hin mein Denken!

Graufig sich die Schatten senken,
Regen strömt in kalten Schauern —
Hin mein Lieben, hin mein Denken!
Weinen muß ich stets und trauern.

Regen strömt in kalten Schauern.
Ziehn die Wolken wohl vorüber? —
Weinen muß ich stets und trauern,
Und mein Blick wird trüb' und trüber.

Ziehn die Wolken wohl vorüber,
Strahlt ein Stern im ew'gen Lichte —
Ach! mein Blick wird trüb' und trüber,
Bis ich ihn nach oben richte.

Das Kind an die erloschene Kerze.

Du arme, arme Kerze,
Gibst fürder keinen Schein!
Erloschen ist so schnelle
Dein Licht, das freud'ge, helle,
O mußt' es also sein!
Du arme, arme Kerze,
Gibst fürder keinen Schein!

's ist nicht, weil ich nun weilen
Muß in der Dunkelheit!
O brennteſt du nur immer;
Und gäb' dein lieber Schimmer
Nur andern Freudigkeit!
's ist nicht, weil ich nun weilen
Muß in der Dunkelheit!

Du arme, arme Kerze,
Gibst fürder keinen Schein!
's ist nicht, weil ich alleine
Im Dunkeln bin und weine,
Ich bin ja gern allein!
Du arme, arme Kerze,
Gibst fürder keinen Schein!

Der Glücksvogel.

Es fliegt ein Vogel in dem Hain
Und singt und lockt; man soll ihn fangen.
Es fliegt ein Vogel in dem Hain,
Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
In die Welt und über die See.
Und könnte wer den Vogel fangen,
Der würde frei von aller Pein,
Von aller Pein und Weh!

Es fliegt der Vogel in dem Hain;
„O könnt' ich mir den Vogel fangen!"
Es fliegt der Vogel in dem Hain,

Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
In die Welt und über die See.
„O könnt' ich mir den Vogel fangen,
So würd' ich frei von aller Pein,
Von aller Pein und Weh!"

Der Knabe lief wohl in den Hain:
„Ich will den schönen Vogel fangen."
Der Vogel flog wohl aus dem Hain,
Aus dem Hain in den Wald, in die Welt hinein,
In die Welt und über die See.
Und hat der Knab' ihn erst gefangen,
So wird er frei von aller Pein,
Von aller Pein und Weh!

Familienfest.

(Litauisch.)

Der Vater ging auf die Jagd in den Wald;
Ein gutes Wild ersah er sich bald.

Er legte wohl an, er drückte los;
Der Sperling fiel auf das weiche Moos.

Die Brüder luden zu Schlitten den Fang
Und schleiften ihn heim und jubelten lang'.

Die Töchter schnell das Feuer geschürt,
Sie rupften und sengten ihn, wie sich's gebührt.

Die Mutter briet und schmort' ihn gleich;
Der Braten war köstlich und schmackhaft und weich.

Geschäftig trugen die Schwestern ihn auf;
Es kamen der fröhlichen Gäste zuhauf.

Sie setzten zu Tisch sich und saßen fest
Und taten sich gütlich beim weiblichen Fest.

Sie schmausten den Sperling in guter Ruh'
Und tranken drei Fässer des Bieres dazu.

Verratene Liebe.

(Neugriechisch.)

Da nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat keiner uns zugeschaut;
Die Sterne, die standen am Himmel,
Wir haben den Sternen getraut.

Es ist ein Stern gefallen,
Der hat dem Meer uns verklagt;
Da hat das Meer es dem Ruder,
Das Ruder dem Schiffer gesagt.

Da sang derselbe Schiffer
Es seiner Liebsten vor;
Nun singen's auf Straßen und Märkten
Die Mädchen und Knaben im Chor.

Die Quelle.

Unsre Quelle kommt im Schatten
Duft'ger Linden an das Licht,
Und wie dort die Vögel singen,
Nein, das weiß doch jeder nicht!

Und das Mädchen kam zur Quelle,
Einen Krug in jeder Hand,
Wollte schnell die Krüge füllen,
Als ein Jüngling vor ihr stand.

Mögen wohl geplaudert haben,
Kam das Mädchen spät nach Haus:
Gute Mutter, sollst nicht schelten,
Sandtest selbst ja mich hinaus.

Geht man leicht zur Quelle, trägt man
Doch zu Haus ein schwer Gewicht,
Und wie dort die Vögel singen, —
Mutter, nein, das weißt du nicht!

Der Gemsenjäger und die Sennerin.

Nimm mich verirrten Jäger,
Du gute Sennerin, auf!
Es lockte mich über die Gletscher
Die Gemse mit flüchtigem Lauf.

Bin fremd auf dieser Alpe,
Verlassen für und für;
In rauher Nacht verschließe
Nicht hart mir deine Tür!

Muß, Jäger, wohl sie verschließen,
Ich bin ja ganz allein;
Gar eng ist meine Hütte,
Für dich kein Lager darein. —

Nur Schutz an deinem Herde,
Ein Lager begehr' ich nicht;
Ich scheide, sobald die Gletscher
Sich färben mit rötlichem Licht. —

Und wenn ich ein dich ließe, —
O Jäger, laß mich in Ruh'! —
Nachrede gäb's und Geschichten;
Was sagte der Hirt dazu? —

Der Hirt soll mich nicht hören,
Das, Gute, versprech' ich dir;
Ich halte mich friedlich und stille!
Befürchte doch nichts von mir! —

Und willst du dich halten, o Jäger,
Ein stiller und friedlicher Gast,
So werd' ich herein dich lassen;
Die Nacht ist zu grausig doch fast.

Sie öffnete leise die Türe
Und ließ den Jäger herein;
Es loderte gastlich vom Herde
Die Flamme mit freundlichem Schein.

Und bei dem Scheine sahen
Die beiden sich staunend an;
Die Nacht ist ihnen vergangen,
Der Morgen zu dämmern begann.

Wie ließ ich dich ein, o Jäger,
Ich weiß nicht, wie es kam;
Nun rötet der Morgen die Gletscher,
Und meine Wangen die Scham.

O lieber, lieber Jäger,
So schnell vergangen die Nacht!
Auf, auf! Du mußt nun scheiden,
Bevor der Hirt noch erwacht. —

Und muß für heut' ich scheiden,
So bleibe, du Gute, mir hold;
Hast keinen Grund zu weinen,
Nimm diesen Ring von Gold!

Ein Haus, das mir gehöret,
Dort droben im andern Tal,
Mein Stutzen, auf Gletscher und Felsen
Die flüchtigen Gemsen zumal:

Ich kann dich ehrlich ernähren,
Du liebe Sennerin mein;
Und steiget zu Tal der Winter,
Soll unsere Hochzeit sein.

Die Jungfrau von Stubbenkammer.

(Volkssage.)

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Beim Königsstuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenrot.

Ich kam am frühen Tage
Nachsinnend einsam her
Und lauscht' dem Wellenschlage
Und schaute übers Meer.

Wie schweifend aus der Weite
Mein Blick sich wieder neigt,
Da hat sich mir zur Seite
Ein Feenweib gezeigt.

An Schönheit sondergleichen,
Wie nimmer Augen sahn,
Mit goldner Kron' und reichen
Gewändern angetan.

Sie kniet' auf Felsensteinen,
Umbrandet von der Flut,
Und wusch mit vielem Weinen
Ein Tuch, befleckt mit Blut.

Umsonst war ihr Beginnen,
Sie wusch und wusch mit Fleiß,
Der böse Fleck im Linnen
Erschien doch nimmer weiß.

Da sah sie unter Tränen
Mich an und bittend fast,
Da hat ein heißes Sehnen
Mich namenlos erfaßt.

„Gegrüßet mir, du blendend,
Du wundersames Bild!" — —
Sie aber, ab sich wendend,
Sprach schluchzend, aber mild:

„Ich weine trüb' und trüber
Die Augen mir und blind;
Gar viele ziehn vorüber
Und nicht ein Sonntagskind.

Nach langem, bangem Hoffen
Erreichst auch du den Ort. —
O hättest du getroffen
Zum Gruß das rechte Wort!

Hätt'st du „Gott helf'!" gesprochen,
Ich war erlöst und dein;
Die Hoffnung ist gebrochen,
Es muß geschieden sein!" —

Da stand sie auf, zu gehen,
Das Tuch in ihrer Hand,
Und wo die Pfeiler stehen,
Versank sie und verschwand.

Ich trank in schnellen Zügen
Das Leben und den Tod
Beim Königsstuhl auf Rügen
Am Strand im Morgenrot.

Das Burgfräulein von Windeck.

Halt an den schnaubenden Rappen,
Verblendeter Rittersmann!
Gen Windeck fleucht, dich verlockend,
Der luftige Hirsch hinan.

Und vor den mächtigen Türmen,
Vom äußern, verfallenen Tor,
Durchschweifte sein Auge die Trümmer,
Worunter das Wild sich verlor.

Da war es so einsam und stille,
Es brannte die Sonne so heiß;
Er trocknete tiefaufatmend
Von seiner Stirne den Schweiß.

„Wer brächte des köstlichen Weines
Mir nur ein Trinkhorn voll,
Den hier der verschüttete Keller
Verborgen noch hegen soll?“

Kaum war das Wort beflügelt
Von seinen Lippen entflohn,
So bog um die Epheumauer
Die sorgende Schaffnerin schon,

Die zarte, die herrliche Jungfrau,
In blendend weißem Gewand,
Den Schlüsselbund am Gürtel,
Das Trinkhorn hoch in der Hand.

Er schlürfte mit gierigem Munde
Den würzig köstlichen Wein,
Er schlürfte verzehrende Flammen
In seinen Busen hinein.

Des Auges klare Tiefe!
Der Locken flüssiges Gold! —
Es falteten seine Hände
Sich, flehend um Minnesold.

Sie sah ihn an mitleidig
Und ernst und wunderbar,
Und war so schnell verschwunden,
Wie schnell sie erschienen war.

Er hat seit dieser Stunde,
An Windecks Trümmer gebannt,
Nicht Ruh', nicht Rast gefunden
Und keine Hoffnung gekannt.

Er schlich im wachen Traume,
Gespenstig, siech und bleich,
Zu sterben nicht vermögend
Und keinem Lebendigen gleich.

Sie sagen, sie sei ihm zum andern
Erschienen nach langer Zeit
Und hab' ihn geküßt auf die Lippen
Und so ihn vom Leben befreit.

Herzog Huldreich und Beatrix.

Herr Huldreich, der Herzog im Böhmerland,
Er jagt auf den Höhen zur Stund';
Die Bäuerin wäscht die Leinewand
Am Bach im schattigen Grund.

„Bedürftig und müde verirrtest du
Dich, Jäger, in unser Tal;
Laß hier dich nieder zu kurzer Ruh',
Und teile mit mir das Mahl!" —

Hab' Dank, hab' Dank, du freundliches Kind!
Du spendest, wo mancher raubt;
Wie mir ermattet die Glieder sind,
Sinkt sorgenschwer auch mein Haupt. —

„Und naht die Sorge bei freudiger Jagd
Dir, Jäger, im lustigen Wald?
Wann nagend den alten Vater sie plagt,
Verscheuchet mein Lied sie bald." —

Kein Lied aus treuer, freudiger Brust!
So einsam inmitten der Schar!
Kein Stern der heiteren, innigen Lust,
Kein Aug' wie das deine so klar! —

„Doch leuchtet aus kühngewölbten Braun
Mildfreundlich dein Augenstern;
Wer möchte nicht in den Himmel schaun,
Wer nicht in das Auge dir gern?" —

Zu mir hinauf wohl manche sah,
Frug nicht nach des Auges Licht;
Und hätte gestanden ein anderer da
Statt meiner, sie merkt' es nicht. —

„Auf, Jäger, es mag geschieden nun sein;
Dort windet dein Pfad sich hinan.
Noch schaut' ich ins Auge dem Vater allein,
Sonst keinem anderen Mann." —

Mißdeute nicht ein trübes Wort,
Das nicht, du Gute, dir galt;
Und schickst du von hinnen mich zürnend fort,
Wo find' ich auf Erden noch Halt? —

„Ich zürne nicht, wie du es meinst,
Ich bin vom Zürnen, wie fern!
Gott segne dich und die dereinst
Wird deines Himmels Stern!" —

Gott segne dich, du liebe Maid!
Noch eins verkünde mir mild:
Gedenk' ich dein in Freud' und Leid,
Wie nenn' ich das süße Bild?

„Beatrix nennt der Vater mich,
Des Hütte dort sich zeigt;
Du aber sprich: Wie nenn' ich dich,
Der huldreich sich mir gezeigt?" —

Beatrix, Heilesbringerin!
Wohl wirst du als solche bekannt;
Und fragst nach mir? mit zartem Sinn
Hast selbst du mich eben genannt. —

„Du Huldreich? hab' ich's doch gedacht,
Wie unser Herzog schier;
Und käm' er daher in der Herrschaft Pracht,
Ich blickte doch nur nach dir." —

Ich dünkte der Freude mich fremd noch fast,
Und hab's dir, Beatrix, vertraut;
Doch wenn um Lieb' du Liebe hast,
Verbinde der Ring mir die Braut. —

„Du lieber, du seltsamer Jägersmann,
So huld- mir und liebereich!
Den Ring, den nehm' ich vom Vater nur an,
Ich führe zum Alten dich gleich." —

Wohlan, wohlan, du süße Gestalt,
Ich werb' um deine Hand;
Der Alte findet den Bessern halt
Doch nicht im böhmischen Land. —

Da kamen die stolzen Genossen der Jagd,
Den Herzog suchend, einher:
Es dienet der Herr der Bauernmagd;
Sie zürnen und schelten sie sehr. —

„Was zürnt ihr und scheltet die Bauernmagd?
Die heut' euch dünket zu klein,
Sie wird, bevor der Morgen noch tagt,
Wohl über euch Herzogin sein."

Liebesprobe.

(Nach dem Volkslied.)

Es wiegte die alte Linde
Ihr blühendes Haupt in dem Winde,
Verstreuend Duft in das Land,
Und unter der Linde saßen
Zwei Liebende Hand in Hand.

Feinlieb, ich muß nun scheiden,
Dich sieben Jahre meiden,
's ist eine lange Zeit;
Ich frage nach sieben Jahren,
Ob du den andern gefreit. —

Ach nein! ich will dich erwarten
Die sieben Jahre, die harten,
Ich will die Deine sein;
Ich will die Treue dir halten
Und keinen andern frein. —

Es zogen Jahre nach Jahren;
Die sieben verstrichen waren,
Das achte schon begann;
Schon kam vom vierten Monat
Der vierte Tag heran.

Es wiegte die alte Linde
Ihr falbes Haupt in dem Winde,
Verstreuend ihr Laub in das Land,
Und unter der Linde rannen
Zwei Quellen in den Sand.

Du, Linde, wirst es ihm sagen;
Du blühtest in jenen Tagen,
Nun hat der Herbst dich entlaubt;
Ich habe geglaubt und geweinet,
Ich habe geweint und geglaubt.

Ein Reiter lenkte die Zügel
Vom Weg ab hinan zum Hügel,
Ritt stolz und spähend einher:
Gott grüß' dich, feines Mägdlein,
Was klagst du, was weinst du so sehr?

Gezogen sind Jahre nach Jahren,
Nichts hab' ich vom Liebsten erfahren,
Die Lind' es bezeugen mag;
Sie sieht mich im vierten Monat
Verweinen den vierten Tag. —

Er hat in den Wind es gesprochen,
Er hat dir die Treue gebrochen
Für eine schönere Braut;
Hab' unter blühenden Linden
Der Hochzeit selbst zugeschaut. —

War's auch in den Wind gesprochen,
Sind Treue und Herz mir gebrochen,
Ihm wend' es Gott zum Gewinn!
Ich werd' ihn segnen und segnen,
Bis stumm ich geworden bin.

Was guldig Schimmerndes zog er
Vom Finger sich, was bog er
Sich über ihren Schoß?
Sie weinte, daß der Goldring
In ihren Tränen floß.

Er sprang vom Roß behende,
Er legte in ihre Hände
Ein feines Linnentuch.
Trockn' ab, trockn' ab die Äuglein!
Geweinet hast du genug.

Ich habe dich nur versuchet;
Und hättest du mir geflucht et,
Mußt' weiter geritten sein;
Ich hatte es hoch geschworen:
Nun sollst du die Meine sein.

Es wiegte die alte Linde
Ihr Haupt im Abendwinde,
Und schattiger wurde das Land,
Und unter der Linde saßen
Zwei Glückliche Hand in Hand.

Die Mutter und das Kind.

Wie ward zu solchem Jammer
Der stolzen Mutter Lust?
Sie weint in öder Kammer,
Kein Kind an ihrer Brust;

Das Kind gebettet haben
Sie in den schwarzen Schrein
Und tief den Schrein vergraben,
Als müßt' es also sein.

Wie da die Erde, fallend
Auf den versenkten Sarg,
Ihn dumpf und schaurig schallend
Vor ihren Augen barg,
Hat Tränen sie gefunden,
Die nicht zu hemmen sind;
Sie weint zu allen Stunden
Um ihr geliebtes Kind.

Wann andrer Lust und Sorgen
Der laute Tag bescheint,
Weilt schweigsam sie verborgen
In finstrer Klaus' und weint;
Wann andrer Schmerzen lindert
Die Nacht, und alles ruht,
Vergießt sie ungehindert
Der Tränen bittre Flut.

Wie einst sie unter Tränen
Die stumme Mitternacht
In hoffnungslosem Sehnen
Verstört herangewacht,
Sieht wunderbarerweise
Das Kindlein sie sich nahn;
Es tritt so leise, leise,
Es sieht sie trauernd an.

O Mutter, in der Erden
Gewinn' ich keine Rast;
Wie sollt' ich ruhig werden,
Wenn du geweinet hast?
Die Tränen fühl' ich rinnen
Zu mir ohn' Unterlaß,
Mein Hemdlein und das Linnen,
Sie sind davon so naß.

O Mutter, laß dein Lächeln
Hinab ins feuchte Haus

Mir laue Lüfte fächeln,
Dann trocknet's wieder aus;
Und scheinet deinem Kinde
Dein Auge wieder klar,
Umblühn es Ros' und Winde,
Wie sonst es oben war.

O weine nicht! sei munter!
Was helfen Tränen dir?
Komm lieber doch hinunter,
Und lege dich zu mir;
Da magst du leise kosen
Mit deinem Kindelein,
Du liegst auf weichen Rosen
Und schläfst so ruhig ein.

Sie hat aus süßem Munde
Die Warnung wohl gehört,
Sie hat von dieser Stunde
Zu weinen aufgehört.
Wohl bleichten ihre Wangen,
Doch blieb ihr Auge klar;
Sie ist hinabgegangen,
Wo schon ihr Liebling war.

Der Kranke.

(Nach Millevoye.)

Sei mir gegrüßt, o mein geliebter Wald,
Du Schauplatz meiner Kindheit froher Spiele,
Zum letztenmal gegrüßt! Ich scheide bald, —
So jung annoch und schon am letzten Ziele!

Dein Laub wird gelb und gelber, fällt schon ab;
Ich seh' es wohl und fühle mich gebrochen
Und blicke trauernd in mein frühes Grab.
Im Sommer hat der Arzt zu mir gesprochen:

Es prangt der Wald im grünen Schmuck noch heut',
Du siehst ihn bald noch einmal sich entfärben,
Und wann der Herbst sein falbes Laub verstreut,
So wirst du, Früh-Verwelkter, selber sterben.

Es ist ein Gestern worden, unerhört!
Das Heut', wo du im grünen Schmuck gepranget;
Herbst ist's, es fällt dein Laub, wie sich's gehört,
Und mahnt mich, daß der Tod nach mir verlanget.

O falle, Laub! Ich kenne ja mein Los,
Zu sterben, ohne noch gelebt zu haben;
Sie werden klanglos bald und namenlos
Am Fuße dieser Eiche mich vergraben.

O falle, Laub! Dem Aug' entziehe du
Der Mutter, die mit Schmerzen mich geboren,
Die schmerzlich stille Stätte meiner Ruh'!
Sie hat die Hoffnung, unerfüllt, verloren.

Wenn aber eine kommt, die ich gemeint,
Und sucht den kleinen Platz in Waldesräumen,
Und auf den Hügel sie sich wirft und weint,
O rausche, Laub! ich werde von ihr träumen.

Er lieget nun am Fuß der Eiche dort;
Nicht aber ist, die er gemeint, gekommen;
Es überdecken Laub und Schnee den Ort,
Und weit umher wird nur das Wild vernommen.

Die Großmutter.

(Nach Victor Hugo.)

„Großmutter, schläfst du? deine Lippen pflegen
Wie betend sich im Schlafe zu bewegen;
Wie bist du heute regungslos und bleich!
Die Hände starr auf deiner Brust vereinet,
Die nicht den Atem zu erheben scheinet,
Dem Marmorbild der Schmerzensmutter gleich.

Blick' auf, erwache, rede! Wie betrübest
Du, Mutter, deine Kinder, die du liebest!
Was taten wir? wir waren beide fromm.
Du zürnest uns? du hörst nicht unsre Stimmen?
Sieh' her! die Lampe flackert im Verglimmen,
Und schon das Feuer auf dem Herd verglomm.

Und willst du Licht und Feuer nicht erhalten,
So müssen wir erstarren in dem kalten
Und finstren Haus; zu spät erwachst du dann.
Auch wir beharren stumm in deinen Armen
Und können nicht an deiner Brust erwarmen,
Du rufst die Heiligen vergebens an.

Großmutter, o, wie kalt sind deine Hände!
Wir wollen sie in unsern wärmen, wende
Nur deinen Blick uns freundlich wieder zu;
Da hast du dein Gesangbuch, nimm es wieder,
Du hast es fallen lassen; sing' uns Lieder! —
Du nimmst es nicht, und nichts erwiderst du?

Zeig' uns, wir waren fromm, uns zu belohnen,
Das Bild der Bibel, wo die Heil'gen wohnen
Beim lieben Gott, umstrahlt von seinem Licht;
Erklär' uns dann die göttlichen Gebote,
Und sprich vom bess'ren Leben nach dem Tode.
Was ist der Tod? — Du brichst das Schweigen nicht?

So hallte lange noch der Waisen Klage;
Die Nacht brach ein, sie wich dem jungen Tage,
Die Turmuhr maß die Zeit mit gleichem Schlag.
Zur offnen Türe lauschend, sah die Kleinen
Am Sterbebette knieen, beten, weinen
Ein Wandrer späte noch am andern Tag.

Die Waise.

(Litauisch.)

Sie haben mich geheißen
Nach Heidelbeeren gehn;
Ich habe nach den Beeren
Im Walde nicht gesehn.

Ich bin hinaus gegangen
Zu meiner Mutter Grab,
Worauf ich mich gesetzet
Und viel geweinet hab'. —

„Wer sitzt auf meinem Hügel,
Von der die Tränen sind?“ —
Ich bin's, o liebe Mutter,
Ich, dein verwaistes Kind.

Wer wird hinfort mich kleiden
Und flechten mir das Haar?
Mit Liebeswort mir schmeicheln,
Wie's deine Weise war? —

„Geh' hin, o liebe Tochter,
Und finde dich darein;
Es wird dir eine zweite,
Statt meiner, Mutter sein.

Sie wird das Haar dir flechten
Und kleiden dich hinfort;
Ein Jüngling wird dir schmeicheln
Mit zartem Liebeswort.“

Treue Liebe.

(Litauisch.)

Es schallten muntre Lieder
Hell durch den Fichtenwald;
Es kam ein muntrer Reiter
Zum Försterhause bald.

Frau Muhme, guten Morgen!
Wo bleibt die Liebste mein?
Sie lieget, krank zum Sterben,
Im obern Kämmerlein.

Er stieg in bittern Tränen
Die Treppe wohl hinauf;
Er hemmte, vor der Türe
Der Liebsten, seinen Lauf.

Herein, herein, Geliebter,
Zu schmerzlichem Besuch!
Die heim du holen wolltest,
Deckt bald das Leichentuch.

Sie schläft in engem Sarge,
Drauf liegt der Myrtenkranz;
Du wirst nicht heim sie führen,
Nicht bei Gesang und Tanz.

Sie werden fort mich tragen
Und tief mich scharren ein;
Du wirst mir Tränen weinen
Une eine andre frein. —

Die du mich nie betrübet,
Du meine Zier und Lust,
Wie hast du jetzt geschnitten
Mir scharf in meine Brust!

Drauf sahen zu einander
Die beiden ernst und mild,
Verschlungen ihre Hände,
Ein schönes, bleiches Bild.

Da schied sie sanft hinüber;
Er aber zog zur Stund'
Das Ringlein sich vom Finger
Und steckt's in ihren Mund.

Ob er geweinet habe,
Als solches ist geschehn? —
Ich selber floß in Tränen,
Ich hab' es nicht gesehn.

Es gräbt der Totengräber
Ein Grab und noch ein Grab;
Er kommt an ihre Seite,
Der ihr das Ringlein gab.

Der Sohn der Witwe.

(Litauisch.)

Her zogen die Schwäne mit Kriegsgesang;
Zu Roß, zu Roß! es dröhnend erklang.

Es reiten aus allen Höfen umher
Die jüngsten Söhne zum Kriegesheer.

Es ist mit uns gar schlimm bestellt,
Und keiner bleibt, wenn einer sich stellt.

Du ziehst, mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Sohn,
Du ziehst in den Krieg, das wissen wir schon.

Wir Frauen bedienen den Kriegesknecht;
Den Helmbusch steckt die Braut dir zurecht,

Den Rappen führt die Schwester dir vor,
Dir öffnet die Mutter des Hofes Tor.

Wann kehrst du, mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Kind,
Wann kehrst du zurück? das sag' uns geschwind! —

Sind Luft und Wasser und Land erst frei,
Dann säum' ich nicht länger, dann eil' ich herbei. —

Und Luft und Wasser und Land sind frei;
Was säumt er noch länger und eilt nicht herbei?

Wir Frauen, wir wollen entgegen ihm gehn,
Wir wollen vom Hügel entgegen ihm sehn.

Dort harren die Frauen und lauschen zu Tal
Die Straße entlang im Sonnenstrahl.

Und auf und nieder die Sonne steigt;
Kein Reitersmann dem Blicke sich zeigt.

Jetzt hebt sich Staub, jetzt kommt im Lauf
Ein Rappe daher, — kein Reiter sitzt drauf.

Sie fangen ihn ein, sie fragen ihn aus:
Wie kommst du, mein Rappe, doch ledig nach Haus?

Bist, schlechter Gaul, dem Herrn du entflohn?
Wo blieb mein Bräut'gam, mein Bruder, mein Sohn?

Sie haben erschossen ihn in der Schlacht,
Auf grüner Heide sein Bett ihm gemacht.

Mich ließen sie laufen in alle Welt,
Ich habe die Botschaft trauernd bestellt.

Es zogen drei Schwäne mit Klaggesang,
Ein Grab zu suchen, die Heide entlang.

Sie ließen sich nieder, wie sie es ersahn,
Zu Füßen, zu Haupte, zur Seite ein Schwan.

Zu Haupte die Schwester, zu Füßen die Braut,
Zur Seite die Mutter, hoch ergraut:

O wehe, weh Verwaisten uns drei'n!
Wer stimmt in unsre Klage mit ein?

Darauf die Sonne, sich neigend, begann:
Ich stimme mit ein, so gut ich kann.

Neun Tage traur' ich im Nebelflor
Und komm' am zehnten nicht hervor.

Die Trauer der Braut drei Wochen war,
Die Trauer der Schwester, die war drei Jahr';

Die Mutter hat der Trauer gepflegt,
Bis müde sie selbst ins Grab sich gelegt.

Laß reiten.

Es ritt ein Reiter die Straße hinaus,
Die Spur verwehte der Wind.
Ein Mädchen zerpflückt einen Rosenstrauß
Und weint die Augen sich blind.

„Du warst mir so rosig und wohlgemut,
Wie bist du geworden so bleich?
Was heimlich im Herzen dir wehe tut,
Mein Kind, vertraue mir gleich." —

„Ich weine ja nicht um heimlichen Schmerz,
Weiß nicht, wie in Leiden ich steh'.
Es tut mir, o Mutter, nicht bloß das Herz,
Es tut mir gar manches noch weh." —

„Herr Doktor, Herr Doktor, die Tochter ist krank,
O helft doch dem Kinde mein!" —
Wohl mischte der Doktor 'nen bittern Trank,
Doch konnt's nicht geholfen mehr sein.

„nen bittern Trank, den hab' ich still
Getrunken; — nun ist's vorbei!
Laß reiten, laß reiten, wer mag und will!
Man kommt doch dem Winde nicht bei."

Die Müllerin.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Sturm, der sauset darin;
Und unter der Linde am Hügel,
Da weinet die Müllerin:

Laß sausen den Sturm und brausen,
Ich habe gebaut auf den Wind;
Ich habe gebaut auf Schwüre, —
Da war ich ein törichtes Kind.

Noch hat mich der Wind nicht belogen,
Der Wind, der blieb mir treu;
Und bin ich verarmt und betrogen, —
Die Schwüre, die waren nur Spreu.

Wo ist, der sie geschworen?
Der Wind nimmt die Klagen nur auf;
Er hat sich aufs Wandern verloren, —
Es findet der Wind ihn nicht auf.

Der Müllerin Nachbar.

Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der sauset darin;
Ich wollte, ich wäre der Müller,
Von wegen der Müllerin.

Der Müller ist gestorben;
Gott schenk' ihm die ewige Ruh'!
Ich wollte, es holte der Henker
Den Flegel von Knecht noch dazu.

Am Sonntag in der Kirche,
Da glaubt' ich, sie schiele nach mir;
Sie schielte an mir nur vorüber;
Der Knecht, der stand an der Tür.

Und als es ging zum Tanze,
Da kam sie eben mir recht;
Sie grüßte mich freundlich und fragte —
Und fragte mich gar nach dem Knecht.

Der Knecht, der Knecht! — Ich wollte ....
Mir kocht in den Adern das Blut —
Ich wollte mich an ihm rächen,
Ich wollte, ich hätte den Mut.

Ich wollte .... Nun, was weiß ich?
Ich weiß nicht, wo ich bin. —
Die Mühle, die dreht ihre Flügel,
Der Wind, der sauset darin.

Don Quichotte.

Noch ein Abenteuer,
Welches Ruhm verspricht!
Siehst du auf dem Hügel
Dort die Riesen nicht?
Turmhoch, mißgeschaffen,
Drohend in den Wind,
Welche anzuschauen
Fast wie Mühlen sind?
Mit Vergunst, Herr Ritter,
Kann ich da nur sehn
Mühlen, die im Winde
Ihre Flügel drehn.

Seien, feiger Knappe,
Deinem stumpfen Sinn
Diese Ungeheuer
Mühlen immerhin;
Hülle sich mit Trugschein
Zauberhaft der Graus,
Findet doch der Ritter
Sich die Riesen aus.
Mit Vergunst, Herr Ritter,
Glaubt's mir, auf mein Wort,
Das sind echte Mühlen
Auf dem Hügel dort.

Dürft ihr's euch erfrechen,
Haltet mir nur stand!
Strauß mit euresgleichen
Ist mir Kindertand.
Einer gegen alle,
Falsche Höllenbrut,
Und die Erde trinkt bald
Eures Herzens Blut.
Mit Vergunst, Herr Ritter,
Hört mich doch nur an,
Mühlen sind's, nur Mühlen,
Wie ich schwören kann.

Süße Dulcinea,
Blick' auf mich herab!
So der wackre Ritter,
Spornt den Gaul in Trab,
Treibet auf den ersten,
Der da seiner harrt, —
Und geschleudert stürzt er
Auf die Erde hart.
Lebt ihr, guter Ritter,
Oder seid ihr tot?
Aber tat's mit Mühlen
Euch zu raufen not?

Sollte wer mich fragen,
Wie man vieles fragt,
Ob es Riesen waren,
Wie der Herr es sagt,
Oder bloße Mühlen,
Wie es meint der Knecht:
Geb' ich unbedenklich
Unserm Ritter recht.
Mit dem Herrn es halten,
Bleibt das Klügste noch;
Was von solchen Dingen
Wissen Knechte doch!

Der alte Müller.

Es wütet der Sturm mit entsetzlicher Macht,
Die Windmühl' schwankt, das Gebälk erkracht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Der Meister ist nicht, der alte, zur Hand;
Er steht an der Felswand schwindligem Rand.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Da steht er allein, mit dem Winde vertraut,
Und spricht mit den Lüften vernehmlich und laut.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Er schüttelt im Sturme sein weißes Haar,
Und was er da spricht, klingt sonderbar.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Was bringst du mir Neues? verkünd' es geschwind!
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Du hast mich gewiegt, du hast mich genährt,
Du hast mich geliebt, du hast mich gelehrt.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Du hast mir die Worte wohl hinterbracht,
Die Worte der Weisheit, von Toren verlacht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Ihr Toren, ihr Toren, die faßtet ihr nicht,
Die faßte der Wind auf, der gab mir Bericht.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Das Wort wird Tat, das Kind wird Mann,
Der Wind wird Sturm; wer zweifelt daran?
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Willkommen, willkommen, großmächtiger Wind!
Und was du bringest, vollend' es geschwind.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Das Maß ist voll, die Zeit ist aus;
Jetzt kommt das Gericht in Zerstörung und Graus.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Ein Wirbelwind faßt den Alten zumal
Und schleudert zerschmettert ihn tief in das Tal.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Zerschellt ist der Mühle gebrechlicher Bau,
Und Wogen von Sand bedecken die Au'.
Hilf, Himmel, erbarme dich unser!

Vier Lieder von Béranger.

1. Die Kartenlegerin.

Schlief die Mutter endlich ein
Über ihre Hauspostille?
Nadel, liege du nun stille!
Nähen, immer nähen, — nein!
Legen will ich mir die Karten.
Ei, was hab' ich zu erwarten?
Ei, was wird das Ende sein?

Trüget mich die Ahnung nicht,
Zeigt sich einer, den ich meine. —
Schön! da kommt er ja, der eine,
Coeurbub' kannte seine Pflicht. —
Eine reiche Witwe? — wehe!
Ja, er freit sie, ich vergehe!
O verruchter Bösewicht!

Herzeleid und viel Verdruß, —
Eine Schul' und enge Mauern, —
Carreaukönig, der bedauern
Und zuletzt mich trösten muß. —
Ein Geschenk auf art'ge Weise —
Er entführt mich — eine Reise —
Geld und Lust im Überfluß!

Dieser Carreaukönig da
Muß ein Fürst sein oder König,
Und es fehlt daran nur wenig,
Bin ich selber Fürstin ja. —
Hier ein Feind, der mir zu schaden
Sich bemüht bei seiner Gnaden,
Und ein Blonder steht mir nah'.

Ein Geheimnis kommt zutag'
Und ich flüchte noch beizeiten. —
Fahret wohl, ihr Herrlichkeiten!
O, das war ein harter Schlag!
Hin ist einer, eine Menge
Bilden um mich ein Gedränge,
Daß ich kaum sie zählen mag.

Dieser hier im grauen Haar
Ist ein Junker wohl vom Lande;
Spröde halt' ich ihn am Bande,
Und ich führ' ihn zum Altar. —
Nach Paris! — Ein lustig Leben!
Brummt der Mann, so lach' ich eben,
Bleibt doch alles, wie es war. —

Kommt das grämliche Gesicht,
Kommt die Alte da mit Keuchen,
Lieb' und Lust mir zu verscheuchen,
Eh' die Jugend mir gebricht? —
Ach! die Mutter ist's, die aufwacht
Und den Mund, zu schelten, aufmacht.
Nein, die Karten lügen nicht!

2. Die rote Hanne oder das Weib des Wilddiebes.

Den Säugling an der Brust, den zweiten
Der Knaben auf dem Rücken, führt
Sie an der Hand den Erstgebornen,
Der fast entkleidet, barfuß friert.
Den Vater haben sie gefangen,
Er fühlt im Kerker seinen Mut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

Ich sah sie oft in bessern Tagen,
Schulmeisters liebes Töchterlein;
Sie spann und sann und las und nähte,
Ein herzig Kind und schmuck und fein;
Beim Sonntagstanz im Kreis der Linden,
Wie war sie froh und wohlgemut!
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

Ein junger, hübscher, reicher Pächter
Versprach ihr einst ein bess'res Glück;
Ihr rotes Haar, das ward verspottet,
Der reiche Freier trat zurück.
Es kamen andre, gingen wieder;
Sie hatte ja kein Heiratsgut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

Ein Taugenichts war schnell entschlossen:
Ich nehme dich, blond oder rot;
Drei Büchsen hab' ich, weiß die Schliche,
Der Förster macht mir keine Not;
Den Schwarzrock will ich auch bezahlen,
Des Sprüchlein uns zusammentut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

Sie sprach nicht nein; mit sanfter Lockung
Gebot Natur in ihrer Brust,
Und dreimal ward allein im Walde
Sie Mutter unter bittrer Lust;
Die Kinder treiben und gedeihen,
Ein blühend frisch gesundes Blut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

Des treuen Weibes nächt'gen Jammer
Erhellet noch ein milder Schein;
Sie lächelt, ihre Kleinen werden
Schwarzlockig wie der Vater sein;
Sie lächelt; ach! aus ihrem Lächeln
Schöpft der Gefangne frischen Mut.
Sei, Gott, du mit der roten Hanne!
Der Wilddieb sitzt in sichrer Hut.

3. Der Bettler.

Ich will in dieser Rinne sterben,
Bin alt und siech genug dazu;
Sie mögen mich „betrunken" schelten,
Mir recht! sie lassen mich in Ruh'.

Die werfen mir noch ein'ge Groschen,
Die wenden ab ihr Angesicht;
Ja, eilt nur, eilt zu euren Festen!
Zum Sterben brauch' ich euch doch nicht.

Vor Alter muß ich also sterben,
Man stirbt vor Hunger nicht zumal;
Ich hofft' in meinen alten Tagen
Zuletzt noch auf ein Hospital.
So viel des Elends gibt's im Volke,
Man kommt auch nirgends mehr hinein;
Die Straße war ja meine Wiege,
Sie mag mein Sterbebett auch sein.

Lehrt mich ein Handwerk, gebt mir Arbeit,
Mein Brot verdienen will ich ja! —
Geh' betteln! hieß es; Arbeit? Arbeit?
Die ist für alle Welt nicht da.
Arbeite! schrien mich an, die schmausten,
Und warfen mir die Knochen zu.
Ich will den Reichen doch nicht fluchen,
Ich fand in ihren Scheunen Ruh'.

Ich hätte freilich stehlen können,
Mir schien zu betteln minder hart;
Ich habe höchstens mir am Wege
Ein paar Kartoffeln ausgescharrt;
Und immer allerorten steckte
Die Polizei mich dennoch ein,
Mir raubend meine einz'ge Habe —
Du, Gottes Sonne, bist ja mein!

Was kümmern mich Gesetz und Ordnung,
Gewerb' und bürgerliches Band?
Was euer König, eure Kammern?
Sagt, hab' ich denn ein Vaterland?
Und dennoch, als in euren Mauern
Der Fremde, Herr zu sein, gemeint,
Der Fremde, der mich reichlich speiste,
Ich Narr, wie hab' ich da geweint!

Ihr hättet mich erdrücken sollen,
Wie ich das Licht der Welt erblickt;

Ihr hättet mich erziehen sollen,
Wie sich's für einen Menschen schickt;
Ich wäre nicht der Wurm geworden,
Den ihr euch abzuwehren sucht;
Ich hätt' euch brüderlich geholfen
Und euch im Tode nicht geflucht.

4. Prophezeiung des Nostradamus auf das Jahr MM.

Schreibt Nostradamus, der die Zeit beschwören
Und aus den Sternen konnte prophezein:
Im Jahr zweitausend wird von Jubelchören
Das glückliche Paris durchtönet sein;
Man wird nur einer Stimme Mißlaut hören,
Die wird am Fuß des Louvre kläglich schrein:
Ihr glücklichen Franzosen, wollt des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Aus Rom gekommen, wird ein siecher Greise,
Ein armer Lazarus, den Ruf erheben
Und einem weiten, dichtgedrängten Kreise
Von Straßenjungen sich zum Schauspiel geben;
Drauf gibt ihm ein Senator streng Verweise:
Hört, Freund! hier darf vom Betteln keiner leben. —
Ihr werdet doch, mein gnäd'ger Herr, des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Bist wirklich du von jener Sippe? — Ja!
Der ich zu Rom zur Papstzeit noch die Krone
In meines Ahnherrn Händen schimmern sah.
Er mußte sie verkaufen; die Spione,
Die Skribler und die Helfer heischten da
Den vollen Goldeswert in ihrem Lohne.
Ein Stab ist nun mein Zepter. Wollt des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Mein Vater starb bejahrt im Schuldenturme;
Er hatte mir ein Handwerk untersagt;
Ich bettle. Hart erweist ihr euch dem Wurme,
Ihr Glückeskinder, sei es Gott geklagt!
Ich komme her, verschlagen von dem Sturme;
Ihr habt so oft die Meinen weggejagt:

O, wollt doch, da ihr glücklich seid, des armen,
Des letzten Königs Frankreichs euch erbarmen!

Wird der Senator bei der Hand ihn fassen
Und sprechen: Komm mit mir nach meinem Gute!
Wir hören auf, die Könige zu hassen;
Die letzten küssen höflich unsre Rute;
Darfst dem Senat dein Schicksal überlassen.
Der ich aus altem Königsmörder-Blute
Entsprossen bin, ich will indes des armen,
Des letzten Königs Frankreichs mich erbarmen.

Und Nostradamus schreibt: Dem Fürsten spenden
Wird der Senat zweitausend Franken jährlich;
Der Alte wird zum Guten noch sich wenden,
Als Mair' von Saint Cloud wird er schlicht und ehrlich,
Ein wackrer Bürger, seine Laufbahn enden. —
Die Chronik macht's der Nachwelt dann erklärlich,
Wie Frankreich sich im Glücke seines armen
Und letzten Königs mochte mild erbarmen.

Nach dem Dänischen von Andersen.

1. Märzveilchen.

Der Himmel wölbt sich rein und blau;
Der Reif stellt Blumen aus zur Schau.

Am Fenster prangt ein flimmernder Flor;
Ein Jüngling steht, ihn betrachtend, davor.

Und hinter den Blumen blühet noch gar
Ein blaues, ein lächelndes Augenpaar,

Märzveilchen, wie jener noch keine gesehn.
Der Reif wird angehaucht zergehn,

Eisblumen fangen zu schmelzen an, —
Und Gott sei gnädig dem jungen Mann!

2. Muttertraum.

Die Mutter betet herzig und schaut
Entzückt auf den schlummernden Kleinen;
Er ruht in der Wiege so sanft, so traut;
Ein Engel muß er ihr scheinen.

Sie küßt ihn und herzt ihn; sie hält sich kaum,
Vergessen der irdischen Schmerzen;
Es schweift in der Zukunft ihr Hoffnungstraum;
So träumen Mütter im Herzen.

Der Rab' indes mit der Sippschaft fein
Kreischt draußen am Fenster die Weise:
Dein Engel, dein Engel wird unser sein!
Der Räuber dient uns zur Speise!

3. Der Soldat.

Es geht bei gedämpfter Trommel Klang
Wie weit noch die Stätte! der Weg wie lang!
O wär' er zur Ruh' und alles vorbei!
Ich glaub', es bricht mir das Herz entzwei!

Ich hab' in der Welt nur ihn geliebt,
Nur ihn, dem jetzt man den Tod doch gibt.
Bei klingendem Spiele wird paradiert;
Dazu bin auch ich kommandiert.

Nun schaut er auf zum letztenmal
In Gottes Sonne freudigen Strahl; —
Nun binden sie ihm die Augen zu. —
Dir schenke Gott die ew'ge Ruh'!

Es haben die neun wohl angelegt;
Acht Kugeln haben vorbeigefegt.
Sie zitterten alle vor Jammer und Schmerz, —
Ich aber, ich traf ihn mitten ins Herz.

4. Der Spielmann.

Im Städtchen gibt es des Jubels viel,
Da halten sie Hochzeit mit Tanz und mit Spiel;
Den Fröhlichen blinket der Wein so rot,
Die Braut nur gleicht dem getünchten Tod.

Ja, tot für den, den nicht sie vergißt,
Der doch beim Fest nicht Bräutigam ist;
Da steht er inmitten der Gäste im Krug
Und streichet die Geige lustig genug.

Er streichet die Geige, sein Haar ergraut;
Es springen die Saiten gellend und laut;
Er drückt sie ans Herz und achtet es nicht,
Ob auch sie in tausend Stücke zerbricht.

Es ist gar grausig, wenn einer so stirbt,
Wann jung sein Herz um Freude noch wirbt;
Ich mag und will nicht länger es sehn;
Das möchte den Kopf mir schwindelnd verdrehn. —

Wer heißt euch mit Fingern zeigen auf mich?
O Gott! bewahr' uns gnädiglich,
Daß keinen der Wahnsinn übermannt!
Bin selber ein armer Musikant.

Der Müllergesell.

(Frei nach dem Dänischen des Andersen.)

Ich hab' in dieser Mühle gedienet schon als Kind;
Die Tage meiner Jugend mir hier entschwunden sind.
Wie war des Müllers Tochter so herzig und so traut;
Wie hat man zu den Augen ihr in das Herz geschaut!

Sie setzte sich vertraulich am Abend oft zu mir;
Wir sprachen viel zusammen, und alles sagt' ich ihr;
Sie teilte meinen Kummer und teilte meine Lust, —
Das eine nur verschwieg ich, die Lieb' in meiner Brust.

Das hätte sie gesehen, wenn selber sie geliebt.
Ist's denn das Wort, das arme, das die Verständ'gung gibt?
Ich sprach zu meinem Herzen: Laß fahren, und sei still!
Für dich, du armer Bursche, sich's doch nicht schicken will.

Und wie ich still mich härmte, da sprach sie liebereich:
„Wie hast du dich verändert, wie bist du worden bleich!
Mußt wieder fröhlich werden! mir ist um dich so bang'!"
So kam's, daß ich aus Liebe die Liebe selbst bezwang.

Sie kam mir nachgesprungen einst bei der Felsenwand;
Ihr Auge strahlte heller; sie faßte meine Hand:
„Nun mußt du Glück mir wünschen, du grüßest eine Braut,
Und du, du bist der erste, dem ich mein Glück vertraut."

Wie ich die Hand ihr küßte, verbarg ich mein Gesicht;
Es flossen meine Tränen, und reden konnt' ich nicht;
Es ward mir, als verschlänge vor mir zur selb'gen Stund'
Mein Denken und mein Hoffen der Erde tiefster Grund.

Am Abend war Verlobung, wobei ich selber war;
Ich saß am Ehrenplatze vor dem beglückten Paar;
Man ließ die Gläser klingen und stimmte Lieder an;
Ich mußte fröhlich scheinen, da sie mich alle sahn.

Es ging am andern Morgen mir in dem Kopf herum;
Inmitten ihrer Freude war ich verwirrt und stumm.
Was fehlte mir? Nur eines! Es war so wundersam:
Sie liebten ja mich alle, sie selbst, ihr Bräutigam.

Sie trugen mich auf Händen und wußten nicht mein Weh.
Wie sie einander liebten und kos'ten, daß ich's seh',
Kam mir die Lust zu wandern weit in die Welt hinein.
Ich schnürte gleich mein Bündel; geschieden mußt' es sein.

Ich bat: Laßt jetzt mich sehen die Welt und ihre Lust!
Ich meinte nur: vergessen die Welt in meiner Brust.
Sie sah mich an und sagte: „O Gott! was fällt dir ein?
Wir lieben dich so herzlich; wo kannst du besser sein?"

Da stürzten meine Tränen. Diesmal war's guter Brauch;
Man weint ja, wenn man scheidet; sie sagt' es selber auch.
Sie haben mich geleitet, als ich mich fortgemacht, —
Sie haben krank zum Sterben mich wieder heimgebracht.

Sie pflegten in der Mühle mich gar mit Zärtlichkeit,
Sie kommt mit ihrem Liebsten zu mir zu aller Zeit.
Im Juli wird die Hochzeit; sie aber wollen's so:
Ich soll mit ihnen ziehen und werden wieder froh.

Ich höre stumm dem Brausen des Wasserrades zu
Und denke: Tief da unten, da fänd' ich erst die Ruh'!
Dann wär' ich ohne Schmerzen und ledig aller Pein!
Das wollen ja die beiden: Ich soll zufrieden sein.

Roland ein Roßkamm.

(Orlando furioso 30. 5.)

Herr Roland ein seltsamer Roßkamm,
Als feil er die Stute bot.
Ausnehmend schön war die Stute,
Sie war aber leider tot.

„Sieh' her, die vortreffliche Stute,
Du kaufst sie, das sag' ich dir!
Mein Ohm, der mächtige Kaiser,
Besitzt kein schöneres Tier.

Betrachte den Hals und die Hüften,
Den zierlichen Gliederbau!
Kein Fehler an ihr zu rügen,
Und forschtest du noch so genau.

Ist leider sie tot, was verschlägt das?
Ein Unglück ist es doch nur,
Kein Fehler; es lieget das Totsein
In solcher Stuten Natur.

Sieh' her, die untadlige Stute,
Du kaufst sie, das sag' ich dir!
Mein Ohm, der mächtige Kaiser,
Besitzt kein schöneres Tier." —

Ist musterhaft auch geschrieben
Und regelrecht das Gedicht,
Wir kaufen die tote Stute,
Wir lesen die Verse doch nicht.

Hans Jürgen und sein Kind.

Hans Jürgen, läßt du das Trinken nicht sein
Und läßt nicht vom leidigen Branntewein,
Du wirst zur Verzweiflung mich bringen;
Im Weiher dort ist's bald geschehn,
Da wirst du dein Kind mich ertränken sehn,
Mich selbst hinunter springen. —

Ach, Frau, sei mir darum nicht gram,
Weiß selber kaum, wie gestern es kam,
Der goldene Löw' ist schuldig;
Ich kam an der Schenke vorüber und sann;
Das Tier mich anzuglotzen begann;
Der Löw', er gleißte so guldig.

Ich ging hinein, das war nicht gut;
Ich trank, hinaus zu gehn, mir Mut,
Kam unter dem Tische zu liegen;
Wenn abermals es dem Teufel gelang,
Sei, liebes Herz, darum nicht bang'!
Er soll nicht wieder mich kriegen.

Die Augen zu! Ein Wort, ein Mann!
Ich bringe dir heut', was ich alles gewann,
Und eine trockene Kehle.
So ging er zu seinem Meister hin;
Es lag ihm schwer in seinem Sinn,
Es quält' ihn in seiner Seele.

Und als es Feierabend war,
Und heim er kam, da fühlt' er gar
Den leidigen Durst ihn beißen.
Die Augen zu! Er kam mit Glück
Der Klippe vorbei, da schaut' er zurück;
Er sah den Löwen so gleißen.

Jedweder Tugend ihren Lohn!
Verdient, wahrhaftig, hab' ich ihn schon;
Ein Schluck darauf wird schmecken!
Und taumelnd gelangt er spät nach Haus;
Die Frau saß da, sah finster aus;
Er mußte vor ihr erschrecken.

Sie prüft' ihn mit den Augen stumm;
Es ging ihm seltsam im Kopf herum,
Gedenkend der eigenen Schwüre.
Sie aber schritt zu der Wiege hin
Und nahm das Kind, das gelegen darin,
Und eilte hinaus zur Türe.

Er ist da nüchtern geworden fast;
Ein kaltes Entsetzen hat ihn erfaßt: —
Dahin, dahin gekommen! —
Hans Jürgen, rette, rette dein Kind!
Zum Weiher, zum Weiher! geschwind, geschwind!
Sie hat den Weg genommen. —

Er eilt ihr nach im vollen Lauf;
Ein Plätschern schallt vom Weiher herauf, —
Nur noch die Mutter zu sehen: —
Zurück! das Kind, ich hol' es hervor;
Noch halten's die schwimmenden Tücher empor;
Zurück! genug ist geschehen. —

Er schreit es und springt in das Wasser hinein;
Das Wasser, das mochte so tief nicht sein,
Die Beute leicht zu erhalten.
Er trägt das Wickelkind im Arm
Und drückt's an die Brust so innig und warm
Und steigt aus dem Bade, dem kalten. —

„An meinem Herzen, an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!
Doch mußt du mich nicht so kratzen."
Ein gutes, schönes Kind, allein
Es kratzet doch ganz ungemein;
Was hast denn du für Tatzen?

Und wie er's näher untersucht,
Erkennt er den schwarzen Kater und flucht,
Den Kater, ihm zum Possen. —
Ach Frau, ach Frau, wo bist denn du? —
Die sitzt zu Hause, die Tür ist zu;
Die Türe bleibt verschlossen. —

Ach Frau, das ist ein frostiger Spaß!
Es ist so kalt, ich bin so naß. —
Die Türe bleibt verschlossen;
Und wie er pocht und flucht und lärmt
Und fleht und winselt und sich härmt,
Die Türe bleibt verschlossen.

Die Nachbarsleute, die Gäste zuhauf
Vom goldenen Löwen paßten wohl auf,
Das kann leicht einer sich denken;
Die haben wacker ihn ausgelacht
Und haben ein Lied auf ihn gemacht
Und singen's in allen Schenken:

Hans Jürgen, rette, rette dein Kind!
Zum Weiher, zum Weiher! geschwind, geschwind!
Doch lasse dich ja nicht kratzen!
Und schmeckt, Hans Jürgen, der Branntewein,
Komm her zum goldenen Löwen herein;
Wir singen ein Lied dir zum Platzen.

Böser Markt.

Einer kam vom Königsmahle
In den Park, sich zu bewegen;
Aus dem Busch mit einem Male
Trat ein andrer ihm entgegen;
Zwischen Rock und Kamisole
Griff er schnell, und die Pistole
Setzt' er jenem auf die Brust.

Leise, leise! muß ich bitten;
Was wir hier für Handel treiben,
Mag vom unberufnen Dritten
Füglich unbelauschet bleiben.
Wollt ihr Uhren nebst Geschenken
Wohl verkaufen? nicht verschenken;
Nehmt drei Batzen ihr dafür? —

Mit Vergnügen! — Nimmer richtig
Ist die Dorfuhr noch gegangen;
Tut der Küster auch so wichtig,
Weiß er's doch nicht anzufangen;
Jeder weiß in unsern Tagen
Was die Glocke hat geschlagen;
Gottlob! nun erfahr' ich's auch.

Sagt mir ferner, könnt ihr missen,
Was da blinkt an euren Fingern?

Meine Hausfrau, sollt ihr wissen,
Ist gar arg nach solchen Dingern;
Solche Ringe, solche Sterne,
Wie ihr da habt, kauf' ich gerne;
Nehmt drei Batzen ihr dafür? —

Mit Vergnügen! — Habt ihr künftig
Mehr zu handeln, laßt mich holen;
Edel seid ihr und vernünftig,
Und ich lob' euch unverhohlen.
Gleich mich dankbar euch zu zeigen,
Laß ich jede Rücksicht schweigen
Und verkauf' euch, was ihr wollt.

Seht den Ring da, den ich habe,
Nur von Messing, schlecht, unscheinsam,
Aber meiner Liebsten Gabe!
Ach, sie starb und ließ mich einsam!
Nicht um einen Goldeshaufen . . . !
Aber ihr, wollt ihr ihn kaufen,
Gebt mir zehn Dukaten nur. —

Mit Vergnügen! — Ei! was seh' ich?!
Schöner Beutel, goldgeschwollen,
Du gefällst mir, das gesteh' ich;
Die Pistole für den vollen!
Sie ist von dem besten Meister,
Kuchenreuter, glaub' ich, heißt er,
Nehmt sie für den Beutel hin!

Mit Vergnügen! — Nun Geselle,
Ist die Reih' an mich gekommen!
Her den Beutel auf der Stelle!
Her, was du mir abgenommen!
Gib mir das Geraubte wieder,
Gleich! ich schieße sonst dich nieder,
Wie man einen Hund erschießt! —

Schießt nur, schießt nur! Wahrlich, Schaden
Wärt ihr fähig anzurichten,
Wäre nur das Ding geladen.
Ihr gefallt mir so mit nichten.

Unfein dürft' ich wohl euch schelten:
Abgeschloss'ne Händel gelten,
Merkt es euch, und — gute Nacht!

Ihn verlachend unumwunden,
Langgebeint, mit leichten Sätzen,
War er in dem Busch verschwunden
Mit den eingetauschten Schätzen.
Jener, mit dem Kuchenreuter
In der Hand, sah nicht gescheiter
Aus, als augenblicks zuvor.

Der rechte Barbier.

Und soll ich nach Philisterart
Mir Kinn und Wange putzen,
So will ich meinen langen Bart
Den letzten Tag noch nutzen.
Ja, ärgerlich, wie ich nun bin,
Vor meinem Groll, vor meinem Kinn
Soll mancher noch erzittern!

Holla! Herr Wirt, mein Pferd! macht fort!
Ihm wird der Hafer frommen.
Habt ihr Babierer hier im Ort?
Laßt gleich den rechten kommen.
Waldaus, waldein, verfluchtes Land!
Ich ritt die Kreuz und Quer, und fand
Doch nirgends noch den rechten.

Tritt her, Bartputzer, aufgeschaut!
Du sollst den Bart mir kratzen;
Doch kitzlich sehr ist meine Haut,
Ich biete hundert Batzen!
Nur, machst du nicht die Sache gut,
Und fließt ein einz'ges Tröpfchen Blut, —
Fährt dir mein Dolch ins Herze.

Das spitze, kalte Eisen sah
Man auf dem Tische blitzen,
Und dem verwünschten Ding gar nah'
Auf seinem Schemel sitzen

Den grimm'gen, schwarzbehaarten Mann
Im schwarzen, kurzen Wams, woran
Noch schwärzre Troddeln hingen.

Dem Meister wird's zu graufig fast;
Er will die Messer wetzen,
Er sieht den Dolch, er sieht den Gast,
Es packt ihn das Entsetzen,
Er zittert wie das Espenlaub,
Er macht sich plötzlich aus dem Staub
Und sendet den Gesellen.

Einhundert Batzen mein Gebot,
Falls du die Kunst besitzest;
Doch, merk' es dir, dich stech' ich tot,
So du die Haut mir ritzest.
Und der Gesell: den Teufel auch!
Das ist des Landes nicht der Brauch!
Er läuft und schickt den Jungen.

Bist du der Rechte, kleiner Molch?
Frisch auf! fang' an zu schaben;
Hier ist das Geld, hier ist der Dolch,
Das beides ist zu haben!
Und schneidest, ritzest du mich bloß,
So geb' ich dir den Gnadenstoß;
Du wärest nicht der erste.

Der Junge denkt der Batzen, druckst
Nicht lang' und ruft verwegen:
Nur still gesessen! nicht gemuckst!
Gott geb' euch seinen Segen!
Er seift ihn ein ganz unverdutzt,
Er wetzt, er stutzt, er kratzt, er putzt:
Gottlob! nun seid ihr fertig.

Nimm, kleiner Knirps, dein Geld nur hin;
Du bist ein wahrer Teufel!
Kein andrer mochte den Gewinn,
Du hegtest keinen Zweifel;
Es kam das Zittern dich nicht an,
Und wenn ein Tröpflein Blutes rann,
So stach ich dich doch nieder.

Ei! guter Herr, so stand es nicht,
Ich hielt euch an der Kehle;
Verzucktet ihr nur das Gesicht,
Und ging der Schnitt mir fehle,
So ließ ich euch dazu nicht Zeit;
Entschlossen war ich und bereit,
Die Kehl' euch abzuschneiden. —

So, so! ein ganz verwünschter Spaß!
Dem Herrn ward's unbehäglich;
Er wurd' auf einmal leichenblaß
Und zitterte nachträglich:
So, so! das hatt' ich nicht bedacht,
Doch hat es Gott noch gut gemacht;
Ich will's mir aber merken.

Hans im Glücke.

Willst zurück zu deiner Mutter?
Hans, du bist ein braver Sohn;
Hast gedient mir treu und redlich;
Wie die Dienste, so der Lohn.
Gebe dir zu deinem Sold
Diesen Klumpen da von Gold;
Bist du mit dem Lohn zufrieden,
Hans im Glücke?

Ja, zufrieden! und die Mutter,
Ja, die gute Mutter soll
Mich beloben und sich freuen;
Alle Hände bring' ich voll.
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!

Und er ziehet seine Straße
Rüstig, frisch und frohgesinnt;
Doch es sticht ihn bald die Sonne,
Die zu steigen schon beginnt,

Und der Klumpen Gold ist schwer,
Drückt die Schulter gar zu sehr.
Du erliegest unterm Golde,
Hans im Glücke!

Kommt ein Reiter ihm entgegen; —
Schimmel! ei, du muntres Tier!
Aber schleppen muß ich, schleppen
Den verwünschten Klumpen hier;
So ein Reiter hat es gut,
Weiß nicht, wie das Schleppen tut;
Hätt' ich diesen Schimmel, wär' ich
Hans im Glücke. —

Lümmel, sage mir, was ist es,
Was du da zu schleppen hast? —
Nichts als Gold, mein werter Ritter! —
Gold?! — und mich erdrückt die Last! —
Nimm dafür den Schimmel! — Topp! —
Und so reit' ich, hopp, hopp, hopp!
Trabe, Schimmel! trabe, Schimmel!
Hans im Glücke.

Hopp, hopp, hopp! der dumme Teufel
Schwitzt nun unter meinem Schatz;
Hopp, hopp! Hopp, hopp! Sachte, Schimmel!
Pfui dich! — Plautz! ein Seitensatz,
Und er lieget da zum Spott,
Danket aber seinem Gott,
Daß er nicht den Hals gebrochen,
Hans im Glücke.

Kommt ein Bauer, treibt gemächlich
Vor sich hin ein magres Rind.
Halt' den Schimmel! halt' den Schimmel!
Schreit ihn an das Glückeskind.
Ja! es lief sehr glücklich ab;
Aber hart ist doch der Trab,
Und ich will nicht wieder reiten,
Hans im Glücke!

Eine Kuh gibt Milch und Butter;
Der Besitzer hat's nicht schlecht. —

Wollt ihr mit den Tieren tauschen?
Mir ist schon der Schimmel recht. —
Mit den Tieren tauschen?! Topp!
Trabe, Bauer, hopp, hopp, hopp!
Selig, überselig preist sich
Hans im Glücke.

Erst den Dienst und dann die Bürde,
Wieder nun den Schimmel los!
Immer besser! immer besser!
Nein, mein Glück ist allzugroß! —
Und im heißen Sonnenschein
Findet bald der Durst sich ein:
Hast ja deine Kuh zu melken,
Hans im Glücke.

Melken also; er versucht es,
Nicht gedeiht es ganz und gar,
Weil er Melken nicht gelernt hat,
Und die Kuh ein Ochse war;
Und er stößt und wehret sich;
Prr! prr! ruhig! Denkst du mich,
Wilde Bestie, tot zu schlagen?
Hans im Glücke.

Und des Weges zog ein Metzger,
Der ein Schwein zur Metzig trieb;
Esel, bleibe von dem Ochsen,
Hast du deine Knochen lieb! —
Von dem Ochsen! — Tritt zurück! —
Ist's ein Ochse? welch ein Glück!
Ich erfahr' es noch beizeiten,
Hans im Glücke.

Aber ach! die Milch? die Butter?
Nun, der wird zu schlachten sein;
Aber Schweinefleisch ist besser,
Und ich lobe mir das Schwein:
Schweinebraten, Rippenspeer,
Speck und Schinken, ja noch mehr,
Frische Wurst und Metzelsuppe!
Hans im Glücke! —

Dieses alles kannst du haben,
Gib dafür den Ochsen hin;
Willst du tauschen? — Herzlich gerne!
Ja, der Handel ist Gewinn.
Auf! mein Schweinchen, trabe du
Lustig unserm Dorfe zu!
Ja, die Mutter wird mich loben,
Hans im Glücke!

Und es hat ein loser Bube
Bei dem Handel ihn belauscht,
Hätte gern auf gute Weise
Sich von ihm das Schwein ertauscht,
Kommt daher mit einer Gans,
Schaut das Schwein an, dann den Hans: —
Hast du selbst das Schwein gestohlen,
Hans im Glücke? —

Schwein gestohlen? — Wie denn anders?
Ja, das ist gestohlnes Gut!
Sei du mir im nächsten Dorfe
Vor dem Schulzen auf der Hut!
Auf der Inquisitenbank,
Dort im Amthaus . . . — Gott sei Dank!
Das erfahr' ich noch beizeiten,
Hans im Glücke. —

Nun, dir wäre schon zu helfen,
Mach' ich doch mir nichts daraus;
Gib das Schwein und nimm den Vogel!
Ich gehöre hier zu Haus,
Weiß die Schliche durch den Wald;
Man ertappt mich nicht so bald. —
Ei! schon wieder außer Sorgen,
Hans im Glücke!

Freuen wird sich doch die Mutter;
Eine Gans ist gar kein Hund,
Und nach gutem Gänsebraten
Wässert lange mir der Mund;

Und das edle Gänsefett
Und die Daunen für das Bett!
Ei! wie wirst darauf du schlafen
Hans im Glücke!

Nicht das Beste zu vergessen:
Auch der Federkiele viel!
Nichts ist mächtiger auf Erden,
Als ein solcher Gänsekiel,
Wenn der Kantor Wahres spricht;
Aber schreiben kannst du nicht;
Hättest schreiben du gelernt,
Hans im Glücke! —

Und ein lust'ger Scherenschleifer
Kam daher die Straß' entlang,
Machte Halt mit seinem Karren,
Rieb die Hände sich und sang:
Geld im Sack, und nimmer Not;
Meine Kunst ist sichres Brot. —
Könnt' ich diese Kunst, so wär' ich
Hans im Glücke. —

Kerl, wo hast du diese Gans her? —
Hab' getauscht sie für mein Schwein. —
Und dein Schwein? — Für meinen Ochsen. —
Diesen? — Für den Schimmel mein. —
Und den Schimmel? — Für mein Gold. —
Gold?! Ja, meiner Dienste Sold. —
Blitz! du hast dich stets gebessert,
Hans im Glücke!

Aber eins mußt du bedenken!
Eine Gans ist bald verzehrt;
Mußt auf eine Kunst dich legen,
Die ein sichres Brot gewährt. —
Meister! Ja, das mein' ich auch;
Lehrt mich Scherenschleifer-Brauch!
Bin ich Scherenschleifer, bin ich
Hans im Glücke.

Willst dafür die Gans mir geben? —
Ja, es lohnet wohl der Kauf. —

Zwei der Steine, die da lagen,
Hebt der Schalk vom Boden auf,
Wohlgerundet, glatt und rein,
Nicht zu groß und nicht zu klein:
Wirft ein tücht'ger Scherenschleifer,
Hans im Glücke!

Her die Gans, und nimm die Steine,
Trage sie im Arme, so!
Auf dem klopfst du, auf dem schleifst du,
Und das ist das A und O!
Geld im Sack, und nimmer Not;
Deine Kunst ist sichres Brot;
Alles andre wird sich finden,
Hans im Glücke!

Und er nimmt mit Gans und Karren
Schnell den nächsten Seitensteg;
Hans mit seinen Steinen ziehet
Jubilierend seinen Weg:
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!

Aber späte war's geworden,
Fern das Dorf, und Essenszeit,
Nichts gegessen, nichts getrunken,
Hunger, Durst und Müdigkeit;
Und die Steine waren schwer,
Drückten, wie das Gold, auch sehr:
Holte die der Teufel, wär' ich
Hans im Glücke!

Dort am Brunnen will er trinken,
Setzt wie ein bedächt'ger Mann
Auf den Rand die Steine nieder,
Schaut sich um und stößt daran.
Plump! sie liegen in dem Grund,
Und er lacht den Bauch sich rund:
Auch der Wunsch ist eingetroffen,
Hans im Glücke!

Zu der Mutter! ruft er freudig,
Zu der Mutter, leicht zu Fuß!
Sollst mich loben! sollst dich freuen!
Bringe Glücksüberfluß:
Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren,
Hans im Glücke!

Das Urteil des Schemjáka.

(Russisches Volksmärchen.)

Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
Hilf, Reicher du, dem Armen!
Wirst gegen mich doch menschlich sein,
Wirst meiner dich erbarmen;
Leih' mir den Gaul auf einen Tag,
Daß ich zu Holze fahren mag;
Gar grausam ist der Winter!

Dich lehrt das Roß, das du verlangst,
Die Zunge zu bewegen;
Wann erst du an zu betteln fangst,
Wird's nicht so bald sich legen.
So nimm es hin, und schier dich fort,
Und sieh' dich vor! denn auf mein Wort:
Heut ist's zum letzten Male!

Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
Hilf, Reicher du, dem Armen!
Wirst gegen mich doch menschlich sein,
Wirst meiner dich erbarmen;
Du gibst das Kummet noch daran,
Daß ich zu Holze fahren kann;
Du leihst mir noch das Kummet.

Wirst mich in einem Atemzug
Ums Haus und Hof noch bitten;
Du hast das Roß, das ist genug,
Hier, Punktum! abgeschnitten.
Was zauderst du? So schier dich fort,
Du kriegst es nicht, nein! auf mein Wort,
Ich leihe dir kein Kummet!

Und gab er nicht das Kummet her,
Wird nur der Gaul es büßen,
Wird mit dem Schwanze weit und schwer
Den Schlitten ziehen müssen.
Noch diese Scheiter obenauf,
Nun ist's gepackt; lauf', Schimmel, lauf'!
Heut gilt's zum letzten Male.

Und wie er kam in seinem Stolz,
Nichts ahnend von Gefahren,
Mit einem mächt'gen Fuder Holz
Den Hof hinangefahren,
Erlitt er Schiffbruch schon am Ziel; —
Es stolperte der Gaul und fiel
Und riß sich, ach! den Schwanz aus.

Hier, Bruder, lieber Bruder, schau!
Hier hast den Gaul du wieder;
Nimm's, Bruderherz, nicht so genau,
Er hat gesunde Glieder;
Er ist noch gut, er ist noch ganz;
Es fehlt ihm nichts als nur der Schwanz;
Der Schwanz — ist ausgerissen.

Und hast du mir mein gutes Pferd
Verstümmelt und geschändet,
Und zahlst du mir nicht gleich den Wert,
So weiß ich, wie das endet:
Schemjáka spricht, der Richter, schon
Mit dir aus einem andern Ton;
Du folgst mir vor den Richter!

Dem Armen, der die Sach' ermißt,
Behaget schlecht das Wandern;
Weil's aber doch nicht anders ist,
So folgt er still dem andern.
Sie kamen, wo zur rechten Hand
Am Weg die weiße Schenke stand;
Zeit war es, einzukehren.

Gleich ward der grüne Branntewein
Dem Reichen aufgetragen;

Mit trank der Wirt, das muß so sein;
Dem Armen knurrt der Magen;
Er steiget auf die Ofenbank,
Verschlafen will er Speis' und Trank;
Er hat's nicht zu bezahlen.

Der Hunger ist ein scharfer Gast,
Der Schlaf hat seine Launen;
Er findet oben keine Rast,
Er hört sie unten raunen:
Er dreht sich hin, er dreht sich her
Und stürzt am Ende plump und schwer
Herunter auf die Wiege.

Mein Kind! mein Kind! es ist erstickt!
Der hat den Mord begangen!
Du hast's erwürgt, du hast's erdrückt,
Du wirst vom Galgen hangen!
Schemjáka spricht, der Richter, schon
Mit dir aus einem andern Ton;
Du folgst mir vor den Richter!

Zum Richter wallten nun die drei,
Sich um ihr Recht zu balgen;
Dem Armen ward nicht wohl dabei,
Er träumte Rad und Galgen;
Drum auf der Brücke, die nun kam,
Er plötzlich einen Anlauf nahm,
Er sprang, dem Tod entgegen.

Just unterhalb der Brücke fuhr
Ein Greis in seinem Schlitten;
Im Fall erdrückt' er diesen nur
Und hatte nichts gelitten. —
Ein Mord! ein Mord! du hast's vollbracht,
Hast mir den Vater umgebracht!
Du folgst mir vor den Richter!

Zum Richter wallten nun die vier,
Der Arme gar mit Grimme:
Was hilft mein Sterben-wollen mir?
Das Schlimmste jagt das Schlimme.

Zwei Tote zu dem Pferdeschweif!
Und bin zum Galgen ich schon reif,
So will ich Rache haben.

Den Stein da will ich in mein Tuch
Gewickelt bei mir tragen,
Und lautet wider mich sein Spruch,
Ich schwör', ihn zu erschlagen;
Nicht hab' ich Geld, nicht hab' ich Gut,
Und soll ich geben Blut um Blut,
Will Blut um Blut ich nehmen.

Auf hohem Richterstuhle sitzt
Schemjáka da, der Weise;
Die Kläger treten ein erhitzt
Und stellen sich zum Kreise;
Der Arme, zorn'gen Herzens, stellt
Sich hinter sie, und fertig hält
Er schon den Stein zum Wurfe.

Der reiche Bruder war nicht faul,
Die Klage zu erheben:
Der Schwanz, der Schwanz fehlt meinem Gaul,
Den soll er wiedergeben!
Dicht hinter ihm der Arme stand,
Hielt hoch den Stein in seiner Hand
Und drohte schon dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's von ferne,
Er meinte: Hundert Rubel sind
Es wohl, die nehm' ich gerne.
Und Rechtens folgt daraus der Schluß,
Daß er den Gaul behalten muß,
Bis wieder ihm der Schwanz wächst.

Der Schenkwirt trat zum andern vor,
Die Klage zu erheben:
Das Kind, das Kind, das ich verlor,
Er soll's mir wiedergeben!
Dicht hinter ihm der Arme stand,
Hielt hoch den Stein in seiner Hand
Und drohte schon dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's von ferne:
Aha! noch hundert Rubel sind
Zu haben, herzlich gerne!
So nehm' er denn zu sich dein Weib
Und zeuge dir aus ihrem Leib
Ein Kind, das dich entschädigt!

Zuletzt begann des Greises Sohn
Um Mord ihn anzuklagen:
Gib diesem Mörder seinen Lohn!
Mein Vater liegt erschlagen.
Dicht hinter ihm der Arme stand,
Hielt hoch den Stein in seiner Hand
Und drohte baß dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
Schemjáka sah's vom weiten:
Ei, Gottessegen! wieder sind
Hier hundert zu erbeuten. —
So sollt ihr zu der Brücke gehn,
Er unten und du oben stehn;
Dann springst du und erschlägst ihn!

Und früh erschien am andern Tag
Der Arme vor dem Reichen:
Gib her den Gaul! Schemjáka mag
Ich Salomon vergleichen.
Gewiß, ich bring' ihn dir zurück,
Sobald ihm nur zum guten Glück
Hinwiederum der Schwanz wächst. —

Ich hab's bedacht, es war nicht klug,
Um einen Roßschweif zanken;
Der Gaul ist so mir gut genug,
Ich will für Bess'res danken.
Laß Freund' uns sein! Ich schenke dir
Die Ziege mit dem Zicklein hier
Und noch zehn Rubel Silber.

Dem Schenkwirt macht' er den Besuch:
Ich will dein Weib mir holen,

Du weißt Schemjákas Richterspruch,
Und was er mir befohlen;
Ich will zur Sühne meiner Schuld
Die Straf' erleiden mit Geduld
Und gleich zum Werke schreiten.

Bemüh' dich nicht! Es tut nicht not;
Viel Kinder, viele Sorgen;
Und ist mein armes Kindlein tot,
Ich will kein fremdes borgen.
Als Friedenspfand nimm diese Kuh,
Das Kalb, die Stute noch dazu
Und hundert Rubel Silber!

Er kam zu dem verwaisten Sohn:
Ich bin bereit zum Tode;
Du kennst Schemjákas Urteil schon,
Ich steh' dir zu Gebote.
Was zauderst du? Der Weg ist lang;
Der kleine Sprung, der mir gelang,
Er wird dir schon gelingen. —

Der weite Gang unnötig ist,
Gefällt mir auch mit nichten;
Ich bin versöhnlich als ein Christ,
Wir wollen's gütlich schlichten;
Und weil die Sache dich verdroß,
So schenk' ich dir ein gutes Roß,
Dazu dreihundert Rubel.

Und wie sein Vieh er überschaut
Und läßt die Münze klingen,
Tritt ein Schemjákas Diener traut,
Ein seltsam Wort zu bringen:
Gib her, was du gezeiget hast,
Der weißen Rollen Silberlast,
Gib her dreihundert Rubel! —

Dreihundert Rubel, sagst du? Nein,
Wer hat die zu verschenken?
Gezeiget hab' ich ihm den Stein,
Den nimm zum Angedenken!

Mißfiel sein Spruch mir, sag's ihm nur:
Geschworen hatt' ich einen Schwur,
Mit dem ihn zu erschlagen.

Den Stein, o Herr, den schickt er nur,
Und läßt dabei dir sagen:
Mißfiel dein Spruch ihm, galt sein Schwur,
Mit dem dich zu erschlagen.
Da hat gehustet, sich geschneuzt
Schemjáka und zuletzt bekreuzt;
Gottlob! das lief noch gut ab.

Ein Lied von der Weibertreue.

S'il est un conte usé, commun et rebattu,
C'est celui qu'en ces vers j'accommode à ma guise.
La Fontaine.

Sie haben zwei Tote zur Ruhe gebracht:
Der Hauptmann fiel in rühmlicher Schlacht,
Mit Ehren ward er beigesetzt;
Und der, den jüngst er so wacker gehetzt,
Der Räuber hängt am Galgen.

Da hält die Wacht als Schildergast
Ein junger Landsknecht, verdrießlich fast;
Die Nacht ist kalt, er flucht und friert,
Und wird ihm geraubt, der den Galgen ziert,
So muß für ihn er hangen.

Im Grabgewölb' bei des Hauptmanns Leib
Verweilt verzweiflungsvoll sein Weib;
Sie hat geschworen in bittrer Not,
Für ihn zu sterben den Hungertod,
Die Amme zur Gesellschaft.

Die Amme spricht: Gebieterin!
Ich habe geschworen nach eurem Sinn;
Beklagt und lobt den sel'gen Herrn!
Da stimm' ich mit ein von Herzen gern;
Doch plagt mich sehr der Hunger.

Er war, so alt er war, gar gut,
Nicht eifersüchtig, von sanftem Mut.
Ach, edle Frau, ihr findet zwar
Den zweiten nicht, wie der erste war;
Doch plagt mich sehr der Hunger.

Euch war's — es ist mir wohl bewußt —
Ein harter Schlag, ein großer Verlust;
Doch seid ihr noch schön, doch seid ihr noch jung
Und könntet noch haben der Freude genung;
Es plagt mich sehr der Hunger.

Die Amme so; und stumm beharrt
Die edle Frau, im Schmerz erstarrt;
Erloschen scheint der Augen Licht,
Sie klaget nicht, sie weinet nicht,
Es plagt sie sehr der Hunger.

Und draußen bläst der Wind gar scharf;
Der Landsknecht läuft, so weit er darf,
Indem er sich zu erwärmen sucht;
Und wie er läuft, und wie er flucht,
So sieht ein Licht er schimmern.

Von wannen mag der Schimmer sein?
Er schleicht hinzu, er tritt hinein:
Gegrüßet mir, ihr edle Fraun!
Wie muß ich hier im Grabe schaun
So hoher Schönheit Schimmer!

So staunend er; und stumm beharrt
Die edle Frau, im Schmerz erstarrt;
Erloschen scheint der Augen Licht,
Sie klaget nicht, sie weinet nicht,
Es plagt sie sehr der Hunger.

Die Amme drauf: Das seht ihr ja,
Wir trauern um den Toten da;
Wir haben geschworen in bittrer Not
Für ihn zu sterben den Hungertod;
Es plagt mich sehr der Hunger.

Drauf er: Das ist nicht wohlgetan
Und hilft zu nichts dem toten Mann.
So schön! so jung! Ihr seid nicht klug,
Es hat die Welt der Freude genug;
Entsetzlich nagt der Hunger!

Ich sage nur: Ihr Frauen sollt
Mich essen sehn, dann tun, was ihr wollt.
Hier hab' ich Brot, hier hab' ich Wurst,
Hier eine Flasche für den Durst;
Es plagt auch mich der Hunger.

Und wie er tut, was er gesagt,
Und ihm so wohl das Essen behagt,
Da sinkt der Alten ganz der Mut:
Ach, edle Frau, das schmeckt so gut!
Und ach, mich plagt der Hunger!

Drauf er: So eßt, ich habe für zwei
Genug, und habe genug für drei;
Ich esse sonst allein für vier.
So eßt und trinkt getrost mit mir!
Das hilft schon für den Hunger.

Die Amme versucht auf gutes Glück
Ein Stückchen erst und dann ein Stück;
Sie sieht der Herrin ins Angesicht,
Sie klaget nicht, sie weinet nicht,
Es plagt sie sehr der Hunger.

Ach, edle Frau, das schmeckt so gut!
Ihr wißt schon, wie der Hunger tut;
Was hat davon euer Herr Gemahl?
Es sei genug für dieses Mal!
Entsetzlich nagt der Hunger.

Er tritt zu ihr: Versucht es nur!
Sie aber spricht: Mein Schwur! mein Schwur!
Und stößt ihn dennoch nicht zurück.
Sie nimmt ein Stückchen und dann ein Stück;
Das hilft denn für den Hunger.

Er fällt vor ihr auf seine Knie:
Ich sah ein schöneres Weib noch nie,
Nur sollt ihr hinfort mir klüger sein!
Nun muß ich gehen. Gedenket mein!
Ich komme morgen wieder.

Nichts da von Lebensüberdruß!
Er spricht's und raubt ihr einen Kuß
Und stürzt hinaus, er ist schon fort.
Die Alte ruft: So halt' auch Wort,
Du lieber, lieber Landsknecht!

Und ferner spricht sie zu der Frau:
Bedenk' ich, Herrin, die Sache genau,
Er hat es gar nicht schlecht gemacht
Und uns auf guten Weg gebracht,
Der liebe, liebe Landsknecht!

Sie sagt nicht nein, sie sagt nicht ja;
Sie steht betroffen, errötend da,
Gib ihren Tränen freien Lauf
Und seufzet, leis' eratmend, auf:
Du lieber, lieber Landsknecht!

Der Landsknecht aber verwundert sich sehr;
Er steht vor dem Galgen, und der steht leer.
Blitz Hagel, das war mein Henkersschmaus!
Den Platz da füll' ich morgen noch aus,
Ich armer, armer Landsknecht!

Er läuft zurück: Nun schafft auch Rat!
Sonst muß ich hangen, ich kam zu spat.
Sie fragen ihn aus; wie er alles gesagt,
Da weint die edle Frau und klagt:
Du armer, lieber Landsknecht!

Die Alte spricht: Geduld! Geduld!
Ich wasch' ihn rein von aller Schuld;
Er hat uns errettet, das wißt ihr doch?
Versteht mich, Frau! Was zaudern wir noch?
Du lieber, lieber Landsknecht!

Man hat ihm seinen Toten geraubt;
Wir haben auch einen. Wenn ihr es erlaubt,
Gebt ihm den unsern, gebt euren Schatz!
Der füllt, wie einer, seinen Platz.
Du lieber, lieber Landsknecht!

Und wer betrachtet's scharf genug,
Daß er entdeckte den Betrug?
Frisch angefaßt und schnell ans Werk,
Daß keiner dort den Mangel merk',
Du lieber, lieber Landsknecht!

Wie er die Hand an den Toten legt,
Da ruft der Landsknecht tief bewegt:
Mein Hauptmann! Was? Du bist es fürwahr!
Nun bring' ich dich an den Galgen gar,
Du lieber, guter Hauptmann!

Die Frau versetzt: Was zauderst du?
Geschwind! sonst kommen noch Leute dazu;
Geschwind! ich helfe, was ich kann;
Geschwind! geschwind! Du lieber Mann!
Du lieber, lieber Landsknecht!

Und er darauf: Es geht nicht an;
Dem Räuber fehlt ein Vorderzahn.
Da nimmt sie selber einen Stein
Und schlägt den Zahn dem Toten ein.
Du lieber, lieber Landsknecht!

So schleifen hinaus ihn alle drei
Und hängen ihn an den Galgen frei;
Und streift nun der Wind die Heide entlang,
So geben die Knochen gar guten Klang
Zum Lied von der Weibertreue.

San Vito.

Fünf Jahre zur See! Das sechste Jahr
Sieht heim mich kehren, so arm ich war.
Ich bin — ich bin ein geschlagener Mann,
Dem nichts auf der Welt gelingen kann,
Dem nicht will helfen San Vito!

Da bin ich, Frau, und reise nicht mehr.
Wie aber gehst du so schmuck einher?
Was hast du für schöne Kleider an?
's ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.

Und ausgebaut da unser Haus!
Wie sieht's so räumlich und blank jetzt aus!
Wer half uns dazu? das sage mir an! —
's ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.

Und drinnen wie glanzig alles und rein!
Das prächtige Bett, der Spiegel, der Schrein!
Woher uns das alles? das sage mir an! —
's ist Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.

Ein lustig Büble, das daherspringt,
An dich sich klammert und dich umschlingt!
Wer ist das Kind? das sage mir an!
Auch Gottes Segen, mein lieber Mann,
Wozu mir half San Vito.

Mord Element, zu viel ist zu viel!
Laß solchen Segen mir aus dem Spiel!
San Vito her, San Vito hin!
Ich bin — Gott besser's! — ich bin ... ich bin ...
Hole der Hund San Vito!

Vetter Anselmo.

1.

Noch war zu Toledo in hohem Flor
Die heimliche Kunst, die sonst sich verlor;
Ein weiser Meister war dort bekannt,
Yglano, der Magier und Nekromant.

Wie abends er einst vor dem Stundenglas
In seinem Museum sinnend saß,
Trat ein zu ihm demütig fast
Sein Vetter Anselmo, ein seltner Gast. —

Herr Vetter Anselmo, wo hat man das Glück?
Was führt euch endlich zu uns zurück?
Ihr wart ja sonst auf der rechten Bahn;
Was gingen euch da die Verwandten an? —

Seid grausam nicht und ungerecht,
Herr Vetter, versteht mich endlich recht!
Mich hielt von Toledos leuchtendem Stern,
Von Don Yglano, nur Ehrfurcht fern.

O, wüßtet ihr, wie der Busen mir schwoll,
Wann euer Lob mir entgegen erscholl!
Wie stolz und jubelnd ich eingestimmt:
Der ist uns allen zum Muster bestimmt!

Der eine rief, der andre schrie:
So einen sah die Welt noch nie,
Der, zaubermächtig und weise zugleich,
Beherrscht der Geister nächtliches Reich!

Er ist das Gold der Wissenschaft,
Und ist das Erz und ist die Kraft,
So männlich fest, so kindlich mild,
So aller Tugend vollendetes Bild!

Doch hat euch einer zu tadeln gewußt,
Den alle so preisen zu meiner Lust;
Und dieser Tadel, daß ihr es wißt,
Ist eben der Wurm, der das Herz mir frißt.

Er sprach: Wie kommt es, wer macht mir das klar,
Daß euer Löw' und Lamm und Aar
Den Biedermann, der sein Vetter doch ist,
Den guten Anselmo, so schmählich vergißt? —

Was sagtet denn ihr, wenn ich bitten darf,
Zu solchem Tadel, so spitz und scharf?
Ich machte die Lehre mir gerne zu Nutz;
Ihr nahmt mich, Vetter, doch wacker in Schutz? —

Vermocht' ich es denn, der ich da stand,
Dem hämischen Kläger bequem zur Hand,
Um so mich zu legen ad acta gleich,
Zerlumpt, verhungert, hager und bleich?

Ich frag' euch: O, blickt doch auf mich herab!
Sah je ein Bettler als Leiche im Grab
Erbärmlicher aus? O, tilgt doch die Schmach!
Sie trifft euch zumeist, wie der Neider sprach.

Mir eine Pfründe, ein Bischofsstab!
Das macht nur bald mit dem Teufel ab!
Und ihm und euch mit Haut und Haar
Verschreib' ich mich auf immerdar. —

Herr Vetter, Herr Vetter! Ei, ei! mit Vergunst!
Von Gott allein ist meine Kunst,
Versteht mich recht, von Gott allein!
Hab' mit dem Teufel nichts gemein. —

Von Gott, versteht sich! sagt' ich es nicht?
Es ist der Hunger, der aus mir spricht,
Mit Gott, Herr Vetter, verhelft mir zu Brot,
Und rechnet auf mich auf Leben und Tod! —

Ihr wolltet dankbar, erkenntlich sodann
Vergelten, was Gutes ich euch getan,
Wann einen Gönner und Schutzpatron
Ich einmal suchte für meinen Sohn? —

Ja dankbar, ja! mit unendlicher Lust!
Die Dankbarkeit ist die Tugend just,
Die einz'ge vielleicht, deren unverblümt
Mit Fug und Recht mein Herz sich rühmt.

Man hat von mir euch Böses gesagt,
Mich manches Lasters angeklagt,
Mich angeschwärzt zu aller Stund',
Oft, leider! vielleicht nicht ohne Grund.

Ich weiß, Herr Vetter, ich habe gefehlt,
Das Gute versäumt, das Böse gewählt,
Gewatet in Sünden bis an die Knie;
Undankbar aber, das war ich nie.

O Dankbarkeit, du süße Pflicht,
Du Himmelsluft, du Himmelslicht!
Wie hab' ich dich mir eingeprägt,
Wie hab' ich stets dich heilig gehegt!

Und euer vortrefflicher, teurer Sohn,
Wie liebt' ich den lieben Vetter doch schon!
O welch ein Glück ist Dankbarkeit!
O wär' ich doch erst, Herr Vetter, so weit! —

Gemach, gemach! das liegt noch fern,
Und nicht das Nächste versäum' ich gern.
Da kommt Frau Martha, die eben fragt,
Was mir zum Abendessen behagt.

So hört, Frau Martha, seid eben gefaßt —
Nicht wahr, Herr Vetter? — auf einen Gast!
Ihr habt zwei Hühner; das zweite Huhn
Steckt erst an den Spieß, wenn ich's heiße tun!

Jetzt aber nehmt die Flasche dort,
Und dort den Humpen von seinem Ort,
Und schenkt mir langsam den edlen Wein
Von hoch, recht perlend und schäumend ein!

Ihr, Vetter, indes kommt näher zu mir
In diesen Kreis auf dem Estrich hier!
Da, nehmt das Stundenglas in die Hand,
Und schaut nur scharf auf den rinnenden Sand!

Es ist nur so ein Experiment;
Ihr wißt den Anfang, ich weiß das End'.
Sic hocus pocus bracadabra!
Wir sind noch hier und wähnen uns da! —

Er hatte die Worte murmelnd gebraucht
Und heimlich zugleich ihn angehaucht;
Anselmo stand, die Augen verdreht
Und starr, wie ein hölzerner Heiliger steht.

2.

Die Boten sind kommen, Anselmo, du bist
Bischof geworden zu dieser Frist;
Vernimmst du's? Bischof! Erschrickt dir vor Lust
Das schlagende Herz in der schwellenden Brust?

Wirf ab die schlechten Lumpen geschwind,
Die grau und zerschlitzet vor Alter sind,
Leg' an das seidene Purpurgewand,
Zum Segen lerne falten die Hand!

Das Kreuz auf die Brust, das blinkende Ding!
An deinen Finger den Siegelring!
Leg' an, Anselmo, den vollen Ornat,
Und zeige dich uns als stolzer Prälat!

Und wie im Palast er heimisch war,
Umglitzerten rings ihn die Wände so klar;
Er legte sich, strahlend vom Widerschein,
Ins Fenster und sah in die Straße hinein.

Da hätt' er gerne die Leute gefragt:
Ihr Lumpenvolk da unten, sagt,
Wie nehm' ich denn hier oben mich aus?
Steht trefflich mir nicht das prächtige Haus?

Doch ward es ihm bald zu öd' und zu weit,
Ihm graute schier in der Einsamkeit;
Da kam ihm eine . . . . . Nichte nach,
Von welcher man schon zu Toledo sprach.

Hoffärtig war und launisch das Kind,
Wie solche Nichten zuzeiten es sind;
Die trug nun auch ein seidenes Kleid
Und brauchte Perlen und andres Geschmeid'.

Das Regiment, wie sich's gebührt,
War bald allein von ihr geführt,
Und Regen kam und Sonnenschein
In Haus und Kirche von ihr allein.

Wie wetterwendisch sie's immer trieb,
Er ärgerte sich und hatte sie lieb;
Und also kam es, bei Ärger und Spaß,
Daß ganz er Vetter Yglano vergaß.

Wie einst beim Vespern er fröhlich war,
Bedünkte es ihn fast sonderbar:
Die Tür ging auf, und herein gewallt
Erschien Yglanos vergess'ne Gestalt.

Gott grüß' euch, Herr Vetter! Ich bin erfreut,
Euch wohl zu finden; mit nichten gereut
Es mich, was ich immer für euch getan,
Sofern ihr seid ein zufriedener Mann.

Doch seht: die Welt ist kugelrund;
Der Supplikant, der bin ich zur Stund';
Entsinnt euch, ich sprach euch von meinem Sohn,
Versorgt mir ihn jetzt, das sei mein Lohn!

Die kleine Pfründe, die eben vakant
Geworden ist, wie wohl euch bekannt,
Und die ihr erst vergeben sollt,
Die wäre so recht, was für ihn ich gewollt. —

Die Pfründe, versetzte hastig die Maid,
Ist schon vergeben, es tut mir leid;
Mein Bruder bekommt sie. Ihr seht selbst ein,
Das nächste Recht war doch wohl sein.

Und nächstens, — künftig, einst vielleicht —
Wird eurem Sohn das Seine gereicht;
Geht's heut' nicht an, ist's unsre Schuld?
Der Vetter muß warten. Geduld! Geduld! —

Muß warten! erhob in demselben Ton
Der würdige Bischof seinen Sermon.
Ihr Bruder ... mein Neffe ... wir ändern es nicht;
Die Sache verhält sich so, wie sie spricht.

Ein Bistum ist kein Königreich!
Ich werde geplagt dem Besten gleich,
Von Schranken und aber Schranken beengt,
Von Supplikanten und Bettlern bedrängt.

Sie haben den Vorteil, ich habe die Qual;
Ich kann nicht helfen allen zumal,
Nicht jeden fördern nach seinem Begehr;
Ein Kardinal, der könnte schon mehr.

Ja, Vetter, hättet ihr mich gemacht
Zum Kardinal, und entspräche die Macht
Dem redlichen Willen des Herzens nur,
So wollt ich euch helfen, bei meinem Schwur!

Darauf mit großer Seelenruh'
Der Vetter Yglano: da drückt euch der Schuh?
Der rote Hut, der rote Hut!
Nicht wahr, das ist, was not euch tut?

Darauf, erglühend im Angesicht,
Der geistliche Herr: Ich leugn' es nicht;
Und wenn ihr den mir noch verschafft,
So wahr mir helfe des Zaubers Kraft! . . . .

Ihm fiel der Wundertäter ins Wort:
Genug! kein Schwur ist hier am Ort.
Ich lasse mich den Versuch nicht reun,
Euch mag der rote Hut noch erfreun.

Er hub die Hand bedrohlich fast,
Zog Kreis auf Kreis in die Luft mit Hast;
Sic hocus bocus Schiboleth!
Es wird erst Tag, wann die Nacht vergeht!

Ihm schaute zu und atmete kaum
Der geistliche Herr wie im Fiebertraum.
Das Wort war gesprochen, das Werk vollbracht;
Er rieb sich die Augen; es war noch Nacht.

3.

Da kam vom heiligen Vater der Brief,
Der unsern Prälaten nach Rom berief;
Zum Fürsten der Kirche, zum Kardinal
Erhebt ihn des Dreimalgekrönten Wahl.

Der alten Günstlinge junger Genoß,
Erschien er am Hof, wo bald ihn umfloß
Der trüglichen Sonne blendendes Licht,
Das dort auf schwankendem Boden sich bricht.

Selbstsüchtig schritt, ehrgeizig hinan
Er unverdrossen die schwindlige Bahn
Und hatte, bei üppiger Lust und Pracht,
Mit nichten noch an Yglano gedacht.

Einst saß er am offenen Fenster allein
In der scheidenden Sonne verlöschendem Schein
Und starrte, befallen mit finsterem Mut,
Hinaus in die blutig dämmernde Glut.

Da regte Geräusch sich im Säulengang.
Hin warf er den Blick, noch schimmerte lang'
Ein farbiges Spiel dem Geblendeten vor;
Yglano erschien, als der Schein sich verlor.

Und wie er ihn scharf in das Auge gefaßt,
Ward eines ihm klar, er zitterte fast:
Die Sonne sinkt, dein Stern geht auf!
Der lenkt für dich des Geschickes Lauf.

Wie kühn er den Wurf schnell überschaut,
Trat hastig er vor und grüßt' ihn vertraut
Und sprach, als ein welterfahrener Mann,
Geflügelten Wortes zuerst ihn an:

Du kommst, mich zu mahnen an deinen Sohn,
Mich anzuspornen, das merk' ich schon;
Doch solches, mein Alter, ist nicht am Ort;
Vergaß ich denn je ein gegebenes Wort?

Und was ich bin, dir schuld' ich es nur,
Dein bin ich, deine Kreatur;
Ich sag' es laut, ich bekenn' es frei. —
Du zweifelst, ob ich erkenntlich sei?

Du hast mich erzogen und meiner gepflegt,
Hast, guter Vetter, mich liebgehegt,
Du halfest dem Liebling nach deiner Macht;
Doch eines hast nicht recht du bedacht.

Du hättest gern recht hoch mich gestellt,
Zu wirken, zu schaffen in Kirche und Welt.
Ein Kardinal, das Wort schallt recht;
Sein Sinn ist: Der Knechte niedrigster Knecht.

Mein guter Vetter! O, wüßtest du doch,
Wie gespannt du mich hast in ein schmähliches Joch!
Der Neid umlagert die Pfade der Gunst;
Es gilt, sich zu drehn und zu wenden, für Kunst.

Dich lockt die Larve, du traueſt ihr wohl?
So ſchlag' an das Herz, da klingt es hohl;
Von Ränken und aber Ränken umgarnt,
Der ſtellt dir ein Bein, der vor Schlingen dich warnt.

Die Schuld, die heimlich im Finſtern ſchleicht,
Die hat das Ziel am erſten erreicht;
Verworfene Dirnen, um Sünde und Geld,
Und Schächer beherrſchen die chriſtliche Welt.

Du wähneſt annoch, gutherziger Mann,
Daß deinen Sohn ich befördern kann?
Ich bin, ob ſündenhaft, zu rein,
Um irgend in Rom vermögend zu ſein.

In meinem Bistum vermocht' ich's einmal
Zu ſchalten, zu walten nach Einſicht und Wahl;
Das ſchlechteſte Dorf iſt ein kleines Reich,
In Rom iſt der zweite dem letzten gleich.

Der heilige Vater iſt ſchwach und alt, —
Der müden Hand entſinkt die Gewalt, —
Er iſt ſehr krank, — er leidet viel, —
Er ſehnt ſich nach dem letzten Ziel.

Er könnte . . . . . ſterben, der alte Mann,
Er könnte! mein lieber Vetter, und dann . . . . .
Ich meine nicht . . . . . verſteh' mich nur:
Er könnte, es liegt im Lauf der Natur.

Sieh' krampfhaft deine Knie mich umfahn!
Verbeſſ're, vollende, was du getan!
Zieh' mich empor aus dem Sündenpfuhl,
Und bahne den Weg mir zum heiligen Stuhl!

Dann bricht mir an der gehoffte Tag,
Wo alles ich dir zu vergelten vermag:
Dein Sohn . . . . . Gebiete, Vetter! Du biſt
Mein einziger Gott, mein Heiland, mein Chriſt.

Gelaſſen drauf Yglano: Genug!
Zu viel geſprochen in einem Zug!
Was aber dahinter verborgen und nicht,
Wir fördern es, mein' ich, ſogleich an das Licht.

Der Kardinal ist euch zu gering;
Es dünkt euch Papst sein ein anderes Ding;
Wir wollen sehn, wir wollen sehn;
Euch mag nach eurem Glauben geschehn!

Er hub die Hand bedrohlich fast,
Zog Kreis auf Kreis in die Luft mit Hast:
Sic hocus bocus Schiboleth!
Es wird erst Tag, wann die Nacht vergeht!

Ihm schaute zu und atmete kaum
Der Kardinal, wie im Fiebertraum.
Das Wort war gesprochen, das Werk vollbracht;
Er rieb sich die Augen, es war noch Nacht.

4.

Und bald sprang auf ein verschlossenes Tor,
Der Papst Anselmo trat hervor
Und ward geweiht in Sankt Petri Dom;
Ihm jauchzte entgegen das heilige Rom.

Darauf von den hohen Stufen herab
Er urbi et orbi den Segen gab
Und sah vor seiner Heiligkeit
Sich beugen die sämtliche Christenheit.

Dann eilten herbei von nah und fern
Die Abgesandten der Fürsten und Herrn,
Den Fuß in Demut zu küssen bestellt
Dem dreimalgekrönten Beherrscher der Welt.

Drauf saß er geruhig im Vatikan,
Der niedern Sorgen abgetan,
Und nicht war an Lust und Freuden karg
Der enge Raum, der ihn verbarg.

Der Tisch war gut, die Pfühle weich,
Der Kämmerling dem geübtesten gleich,
Ein Kardinal ging ihm zur Hand,
Der Lesen und Schreiben trefflich verstand.

Und was das lästige Volk betrifft,
Das, nicht zufrieden noch mit der Schrift,
Redselig uns oft viel Kummer macht, —
Da hielten Pförtner schon gute Wacht.

Die Sonne stieg am Morgen auf,
Beschloß am Abend ihren Lauf;
Es wurde Tag, es wurde Nacht,
Und alles ging, wie hergebracht.

Der Frühling kam mild, der Sommer warm,
Der Herbst kam reich, der Winter arm;
Es wurde Tag, es wurde Nacht,
Und alles ging, wie hergebracht.

Da wiegte der heilige Vater sein Haupt
Und sprach: Ich hätte nimmer geglaubt,
Bevor ich selber die Macht erreicht,
Es sei die Welt zu regieren so leicht.

Und wie im Traum ein Bild uns erscheint,
Das längst wir tot und verschollen gemeint,
Trat einst ein Vergessener mahnend vor ihn,
Der schier ihm unheimlich, gespenstisch erschien:

Ich bin's, Herr Vetter! Erkennt ihr mich nicht?
Es ist Yglano, der mit euch spricht.
Ich ließ euch Zeit, ich hatte Geduld;
Nun komm' ich, einzufordern die Schuld.

Errötend, erblassend in einem Nu,
Sprang auf der Papst und schrie ihm zu:
Hinweg aus meinem Angesicht!
Hinweg! entfleuch! ich kenne dich nicht,

Yglano blieb geruhig und trat
Zwei Schritte noch vor, dann lächelnd tat
Er auf den Mund mit leisem Hohn
Und sprach in schaurig flüsterndem Ton:

O Dankbarkeit, du süße Pflicht,
Du Himmelsluft, du Himmelslicht!
Wie hat sich dieser dich eingeprägt,
Wie hat er stets dich heilig gehegt!

Ich zog dich, Wurm, aus deinem Staub
Und mästete dich mit der Kirche Raub;
Du stiegest und stiegest im schwindelnden Flug
Auf meinen Flügeln, nichts galt dir genug.

Ich machte, nach deiner gierigen Wahl,
Zum Bischof dich, zum Kardinal,
Und machte dich gar am Ende zum Papst: —
Wo blieb das Wort, das du mir gabst?

Der heilige Vater hub an zu schrein:
Wer ließ mir den groben Gesellen herein?
Trabanten und Wachen herbei! wir sind
Gefährdet; ergreift den Alten geschwind!

Da keiner erschien, fuhr Yglano fort:
Erfülle mir, Papst, dein gegebenes Wort!
Zum andern, zum dritten fordr' ich dich auf,
Ich, welcher noch lenkt des Geschickes Lauf.

Und laut und lauter inzwischen erscholl
Die Stimme des Papstes, er schrie wie toll:
Verruchter! Zauberer! Ketzer! Dein Lohn,
Der Scheiterhaufen, erwartet dich schon!

Yglano darauf: Herr Vetter! Ihr wißt
Aus Erfahrung jetzt, was des Brauches ist.
Ein jeder für sich: — was frommte mir nun,
Das Allergeringste für euch zu tun?

Dann trat er vor ihn und gab ihm zugleich
Mit fliegender Hand einen Backenstreich.
Anselmo starrte erwachend empor;
Ihm schallten die letzten Worte im Ohr.

Er sah sich um; im Büchersaal
Yglanos stand er, wie dazumal;
Zerlumpt, das Stundenglas in der Hand,
Und unvermindert rann der Sand.

Dort stand Frau Martha und schenkte den Wein
Mit erhobener Hand in den Humpen ein;
Und wie er gefüllt bis zum Rande war,
So reichte sie ihn dem Hausherrn dar.

Yglano nahm den Humpen und trank
Und setzte ihn weg und sagte: Schön Dank!
Erbat sich sodann das Stundenglas
Und stellte es hin zu dem Tintenfaß

Und sprach: Wir haben uns bedacht,
Frau Martha; ein einziges Huhn zur Nacht! —
Es tut, Herr Vetter, mir herzlich leid,
Daß ihr zu fasten gesonnen seid.

So lebt denn wohl! — Frau Martha, das Licht!
Daß nicht der Vetter den Hals noch bricht!
Ihr leuchtet ihm hübsch die Treppe hinab,
Und schließt die Haustür hinter ihm ab!

Der neue Ahasverus.

Hegst im Herzen du die Stunden
Unsrer Kindheit noch, die Träume,
All mein Lieben, all mein Hoffen?
Siehst du wandeln uns verbunden
Durch des Paradieses Räume,
Und die Zukunft vor uns offen,
Sternbeglänzt und ungemessen,
Wie des Äthers reines Blau?
Nein, Sie haben das vergessen,
Gnäd'ge Frau!

Ja, vergessen! und es sollen
Die französisch wohlgestellten
Worte für Erinnrung gelten!
Mitleid also und Erbarmen
Schenken gnädig Sie dem Armen.
Dessen Tränen sie entrollen
Sehen, ohne nur zu wissen,
Welch ein Dämon ihn betört.
O, du hast mein Herz zerrissen
Unerhört!

Hab' in altem Buch gelesen
Eine wundersame Sage,
Wer der ew'ge Jud' gewesen.
Nicht kann Ahasverus sterben,

Sterben nicht, noch Ruh' erwerben,
Bis der Herr am jüngsten Tage
Ruft die Toten aus dem Grabe.
Und auch er vernimmt das Wort,
Und er wankt am Wanderstabe
Fort und fort.

Fürder durch der Erde Weiten
Rastlos, müden Fußes wallt er,
Läßt die Weltgeschicke fluten.
Menschenalter ihm Minuten,
Und Minuten Menschenalter,
Stehen still vor ihm die Zeiten:
Bleibt in ihm sein Herz, das alte,
Drin der alte Schmerz gebannt,
Lastend über ihm die kalte
Schicksalshand.

Aber stets nach hundert Jahren
Treibt's nach Salem ihn zu wandern,
Von der Heimat zu erfahren.
Römer, Sarazenen, Franken
Wechselten, verdrängt von andern;
Tempel und Altäre sanken,
Mauern und Paläste brachen,
Flüsse wandten ihren Lauf,
Neue Götter, neue Sprachen
Stiegen auf.

Düster sinnt der Fremdgewordne
Über unbekannten Trümmern,
Daß im Geist er's wieder ordne;
Und er fragt, und fragt vergebens,
Keiner will um ihn sich kümmern;
Auf dem Grabe seines Lebens
Steht versteint der Sohn der Schmerzen.
Über ihn hin braust der Sturm,
Und in seinem alten Herzen
Nagt der Wurm.

Ich bin Ahasverus, sag' ich,
Sieh' darauf mich an verwundert,

Salem du, wovor mir grauet!
Irrens müd', das Haar ergrauet,
Wank' ich heim nach aber hundert
Jahren, und vergebens frag' ich,
Ruf' ich; — in den öden Mauern
Weck' ich keinen Widerhall; —
Sieh' Versteinten mich betrauern
Salems Fall.

Der Schatz.

Fernher aus geheimem Schreine
Winkt ein Schatz so wunderbar;
Weiß allein nur, wen er meine,
Und den Ort, wo er bewahrt.
Und wir streben, und wir meinen,
Streben, meinen immerdar,
Schweifen durch des Lebens Weite
Und verachten die Gefahr;
Wir begehren nur das eine,
Wir begehren immerdar;
Immerdar auch will's erscheinen,
Ach, verschwinden immerdar!

Herein!

Χαίρετε, τέκνα Διὸς, καὶ ἐμὴν τιμήσατ' ἀοιδήν.

(Melodie des Chor: Bekränzt mit Laub ꝛc.)

Tragiker.

Gestalten hab' ich, wie der Geist es mir gebot,
Nach meinem Bilde aus dem Schattenreich hervor
Gerufen, Leben ihnen eingehaucht und so,
Selbständig und einander widerstrebend, sie
Sich selber überlassen und dem Waltenden.
Sie stürmten unaufhaltsam dem verderblichen,
Zermalmend sie ereilenden Geschicke zu.
Ich trete, kaum aufatmend, tief erschüttert noch,
Vor euch: Gewährt Aufnahme mir in euren Kreis!

Chor.

Herein, herein! du erster unsrer Fürsten,
Das hast du gut gemacht! :|:
Du sollst uns nicht beim frohen Mahle dürsten!
Den Humpen ihm gebracht! :|:

Komiker.

Gestalten aus den Schattenreich hervor
Zu rufen, Leben ihnen einzuhauchen,
Versteh' ich auch, ich hab' es auch getan;
Nur hab' ich sie gesehen närrisch sich,
Wie eben andre Menschen tun, gebärden;
Und doch — es dünkt mich, muß ich frei gestehn —
Wir haben nicht verschiedene Gestalten,
Verschieden wohl dieselben nur geschaut;
Denn alle Menschen sind einander gleich.
Ihr hört, ich bin ein Liberaler, wollt
Mich drum aus eurem Bunde nicht verbannen!

Chor.

Herein, herein! du köstlicher Geselle,
Das hast du gut gemacht! :|:
Dir fließe gleich des Weines reichste Quelle!
Den Humpen ihm gebracht! :|:

Mimiker.

Ich zeigte Wesen euren Blicken, die
Des Dichters innres Auge nur geschaut,
Und machte seines Hirnes Träume wahr;
Den er gedacht, der war ich. Räumet mir
Den nächsten Sitz zu seiner Linken ein!

Chor.

Herein, herein! du bist der Sohn vom Hause,
Das hast du gut gemacht! :|:
Er dürfte nicht bei unserm frohen Schmause!
Den Humpen ihm gebracht! :|:

Übersetzer.

Ihr staunet ob dem königlichen Gast,
Der stolz erscheint inmitten eurem Rat,
Ein Heim'scher doch, und doch ein Fremder fast.
Ich bin's, und bin ein andrer euch genaht!
Nicht Zepter und nicht Krone rühm' ich mein,
Doch führ' ich Kron' und Zepter in der Tat.
Forscht nicht, und schafft mir Platz in euren Reihn!

Chor.

Herein, herein! mit fremder Herrscherkrone,
Das hast du gut gemacht! :|:
Dir fließe Wein, gereift in glühnder Zone!
Den Humpen ihm gebracht! :|:

Lyriker.

Gewiegt in ihren weichen Armen,
Gelehnt das Haupt an ihrer Brust,
Da fühlt' ich wohlig mich erwarmen,
Da ward Gesang aus süßer Lust.

Es klang wohl gut in dieser Stunde;
Doch, was es war, ich weiß es nicht:
Mein Lohn — ein Kuß von ihrem Munde
Und ihres Auges strahlend Licht.

Ich singe gerne, trinke gerne
Und liebe wohl, geliebt zu sein:
Mit eurem Lorbeer bleibt mir ferne,
Von euren Weinen schenkt mir ein!

Chor.

Herein, herein! du Lieblingskind der Musen,
Das hast du recht gemacht! :|:
Dir wärme Wein den liedervollen Busen!
Den Humpen ihm gebracht! :|:

Maler.

Ob ich ein Dichter sei? Seht diese Tafel,
Wo Farben Leben werden, und der Geist
Hervor aus schönen Formen strahlt! Ich bin
Ein Glied von eurer Kette. Laßt mich ein!

Chor.

Herein, herein! du Dichterfürst der Farben,
Das hast du gut gemacht! :|:
Du darfst uns nicht beim frohen Mahle darben!
Den Humpen ihm gebracht! :|:

Musiker.

Rauschend auf Cherubs-
Schwingen getragen,
Verträum' ich mein Leben
In Harmonien.
Aber es senkt sich
Der Flug hernieder,
Und in der Halle,
Der festlich erhellten,
Seh' ich der Stühle
Viele bereitet,
Und der goldene Nektar blinkt.
Empfangt mich gastlich,
Söhne der Musen,
Reicht mir die Schale,
Trinkt mir die funkelnde zu!

Chor.

Herein, herein! Beherrscher du der Töne,
Das hast du gut gemacht! :|:
Ihm fließe Wein, daß er sich her gewöhne!
Den Humpen ihm gebracht! :|:

Leser.

Ich habe meine Pflichten treu erfüllt,
Genützt, wie ich gesollt; einheimisch dann
Im schönen Dichterlande, hab' ich Ohr
Und Herz dem Zauber eurer Schöpfungen
Geliehn und nicht den oft verschuldeten,
Den schweren Vorwurf über mich geladen,
Daß ich, was besser ungeschrieben wär'
Geblieben, doch geschrieben hätte; — nein,
Ich trete kühn in diesen Kreis, es sind
Die Hände mir von Tinte rein geblieben.

Chor.

Herein, herein! du seltenster der Gäste,
Das hast du gut gemacht! :|:
Er dürfte nicht bei unserm frohen Feste!
Den Humpen ihm gebracht! :|:

Liederstreit.

Die Sänger saßen in dem Saal,
Gelehnt auf ihre Harfen,
Nach dem Genossen ihrer Wahl
Sie rings die Blicke warfen:
Die Jünger streben hohen Drangs;
Wer ist ein Meister des Gesangs?
Wem reichen wir die Palme?

Der Jünger.

Der Palmen nicht begehrend, naht'
Ich euch, ehrwürd'gen Meistern.
Verteilet sie nach weisem Rat
Den sangbegabten Geistern!
Mir schläft das Lied in tiefster Brust
Und träumt, sich selber unbewußt,
Und kann sich nicht gestalten.

Mich laßt, wo ihr begeistert singt,
Bei mächt'ger Harfen Rauschen,
Nach dem, was mir im Busen ringt,
In euren Liedern lauschen.
Es schwellen wogend Lust und Schmerz;
Ich bin ganz Ohr, ich bin ganz Herz,
Und meine Tränen rollen.

Der Sänger.

Das deutsche Lied, der deutsche Laut
Sind frei, so wie Gedanken;
Ihr Jünger, die ihr euch vertraut,
Wir öffnen euch die Schranken.
Verhalle, was nur leerer Schall,
Und wecke späten Widerhall,
Wem es ein Gott gegeben.

Du aber komm, seltsamer Gast,
Du sitzest bei uns nieder
Und übst die Gabe, die du hast,
Du Widerhall der Lieder;
Die Palme, die des Sieges Pfand,
Wir legen sie in deine Hand,
Dem Würd'gen sie zu reichen.

Die Löwenbraut.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid',
Des Wärters Tochter, die rosige Maid,
Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
Die Jungfrau, zart und wonnereich,
Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
Gar treue Gespielen, wie Kind und Kind,
Und hatten uns lieb und hatten uns gern;
Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
Dein mähnenumwogtes, königlich Haupt;
Ich wuchs heran; du siehst es, ich bin
Das Kind nicht mehr mit kindischem Sinn.

O, wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
Mein starkes, getreues, mein redliches Tier!
Ich aber muß folgen, sie taten's mir an,
Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei;
Ich wurde gefreiet; es ist nun vorbei; —
Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
Und nicht vor Tränen die Blicke mehr hell.

Verstehst du mich ganz? schaust grimmig dazu;
Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du!

Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
So geb' ich denn, Freund, dir den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
Erfaßt Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Tür sich des Zwingers zur Wacht,
Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
Sie, flehend, gebietend und drohend, begehrt
Hinaus; er im Zorn den Ausgang wehrt.

Und draußen erhebt sich verworren Geschrei.
Der Jüngling ruft: „Bringt Waffen herbei!
Ich schieß' ihn nieder, ich treff' ihn gut!"
Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wut.

Die Unselige wagt's, sich der Tür zu nahn,
Da fällt er, verwandelt, die Herrin an;
Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das teure Blut,
Er legt sich zur Leiche mit finsterem Mut;
Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
Bis tödlich die Kugel ihn trifft in das Herz.

Der Bettler und sein Hund.

Drei Taler erlegen für meinen Hund!
So schlage das Wetter mich gleich in den Grund!
Was denken die Herrn von der Polizei?
Was soll nun wieder die Schinderei?

Ich bin ein alter, ein kranker Mann,
Der keinen Groschen verdienen kann;
Ich habe nicht Geld, ich habe nicht Brot,
Ich lebe ja nur von Hunger und Not.

Und wann ich erkrankt, und wann ich verarmt,
Wer hat sich da noch meiner erbarmt?
Wer hat, wann ich auf Gottes Welt
Allein mich fand, zu mir sich gesellt?

Wer hat mich geliebt, wann ich mich gehärmt?
Wer, wann ich fror, hat mich gewärmt?
Wer hat mit mir, wann ich hungrig gemurrt,
Getrost gehungert und nicht geknurrt?

Es geht zur Neige mit uns zwein:
Es muß, mein Tier, geschieden sein!
Du bist, wie ich, nun alt und krank;
Ich soll dich ersäufen, das ist der Dank!

Das ist der Dank, das ist der Lohn!
Dir geht's, wie manchem Erdensohn.
Zum Teufel! ich war bei mancher Schlacht;
Den Henker hab' ich noch nicht gemacht.

Das ist der Strick, das ist der Stein,
Das ist das Wasser, — es muß ja sein.
Komm her, du Köter, und sieh mich nicht an,
Noch nur ein Fußstoß, so ist es getan!

Wie er in die Schlinge den Hals ihm gesteckt,
Hat wedelnd der Hund die Hand ihm geleckt;
Da zog er die Schlinge sogleich zurück
Und warf sie schnell um sein eigen Genick.

Und tat einen Fluch, gar schauderhaft,
Und raffte zusammen die letzte Kraft
Und stürzt' in die Flut sich, die tönend stieg,
Im Kreise sich zog und über ihm schwieg.

Wohl sprang der Hund zur Rettung hinzu,
Wohl heult' er die Schiffer aus ihrer Ruh',
Wohl zog er sie winselnd und zerrend her;
Wie sie ihn fanden, da war er nicht mehr.

Er ward verscharret in stiller Stund',
Es folgt' ihm winselnd nur der Hund;
Der hat, wo der Leib die Erde deckt,
Sich hingestreckt und ist da verreckt.

Der Invalide im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig! arger Boden!
Schmach für Unbill schafftest du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Trankst mein rotes Blut, wozu?

Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Tor nicht alles glaubt,
Und von schwerem Säbelstreiche
Ward gespalten mir das Haupt.

Und ich lag, und abseits wälzte
Unheilschwanger sich die Schlacht;
Über mich und über Leichen
Sank die kalte, finstre Nacht.

Aufgewacht zu grausen Schmerzen
Brennt die Wunde mehr und mehr;
Und ich liege hier gebunden,
Grimm'ge Wächter um mich her.

Schrei' ich wütend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schnöde Ruh' zurück.

Des Gesellen Heimkehr.

Wer klopft so stark? wer begehrt ins Haus?
Ich schließe nicht auf, mein Eh'herr ist aus.

„Und sag' ich dir an, der klopft, ist dein Sohn,
O Mutter, o Mutter! so öffnest du schon."

Was kehrtest du heim, mein Sohn, so geschwind,
Bevor noch die Jahre verstrichen sind?

„Ich kehrte heim — ich war wohl betört —
Hast, Mutter, du nie vom Heimweh gehört?"

Mein Mann, befürcht' ich, vernimmt's nicht gern; —
O weh, daß ich freite den anderen Herrn!

„O weh, daß dem zweiten du hin dich warfst
Und nicht mit dem Sohne dich freuen mehr darfst!"

Mein Sohn, o schone der Mutter dein,
Und laß das Gericht nur Gottes sein!

„O meine Mutter! — doch mache mir kund,
Wo weilt die Christel zu dieser Stund'?"

Mein Mann ist streng, unfreundlich fast;
Er trieb aus dem Haus den ihm lästigen Gast.

„Des Sohnes Braut aus dem Hause gejagt! —
So auch den Sohn, sei Gott es geklagt!

Das Heimweh trieb; ich kam geeilt;
Die Heimat hat gar bald mich geheilt.

Und falls Frau Mutter mich länger nicht hält,
Möcht' weiter ich ziehn in die weite Welt.

Wohin — wen kümmert's? — auf gutes Glück,
Und käme vielleicht so bald nicht zurück.

Ade! du gibst deinen Segen mir doch, —
Und Gott, vielleicht, erbarmet sich noch!"

So schied er und wandte zu gehen sich um;
Die Mutter verharrte zitternd und stumm.

Und wie hinab er die Straße gewallt,
Am Tor, vor der Wache, da macht er Halt.

Stand Christel dort im Soldatenschwarm
Und hing verbuhlt dem einen im Arm.

Wie aber sie erst den Gesellen erschaut,
Verhüllt' sie ihr Antlitz und weinte laut.

Da haben umher die Soldaten der Wacht
Mit lärmendem Jubel sie ausgelacht.

Er hat nicht gelacht, er hat nicht geweint;
Er starrte sie an und war wie versteint.

Er raffte sich endlich, endlich auf
Und stürzte hinaus mit schnellerem Lauf.

Wohin? wen kümmert's? man weiß es nicht,
Erzählt sich zur Kurzweil nur manche Geschicht'.

Er war hienieden so ganz verarmt;
Hat Gott vielleicht sich seiner erbarmt?

Sein Nam', als eines Verschollenen, hat
Zu dreimal gestanden im Wochenblatt.

Die Sonne bringt es an den Tag.

Gemächlich in der Werkstatt saß
Zum Frühtrunk Meister Nikolas;
Die junge Hausfrau schenkt' ihm ein;
Es war im heitern Sonnenschein —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Die Sonne blinkt von der Schale Rand,
Malt zitternde Kringlein an die Wand;
Und wie den Schein er ins Auge faßt,
So spricht er für sich, indem er erblaßt:
Du bringst es doch nicht an den Tag.

Wer nicht? was nicht? die Frau fragt gleich;
Was stierst du so an? was wirst du so bleich?
Und er darauf: Sei still, nur still;
Ich's doch nicht sagen kann, noch will.
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Die Frau nur dringender forscht und fragt,
Mit Schmeicheln ihn und Hadern plagt,
Mit süßem und mit bitterm Wort;
Sie fragt und plagt ihn fort und fort:
Was bringt die Sonne nicht an den Tag?

Nein, nimmermehr! — Du sagst es mir noch. —
Ich sag' es nicht. — Du sagst es mir doch. —
Da ward zuletzt er müd' und schwach
Und gab der Ungestümen nach. —
Die Sonne bringt es an den Tag.

Auf der Wanderschaft, 's sind zwanzig Jahr',
Da traf es mich einst gar sonderbar;

Ich hatt' nicht Geld, nicht Ranzen, noch Schuh',
War hungrig und durstig und zornig dazu. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Da kam mir just ein Jud' in die Quer',
Ringsher war's still und menschenleer:
Du hilfst mir, Hund, aus meiner Not!
Den Beutel her, sonst schlag' ich dich tot!
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Und er: Vergieße nicht mein Blut!
Acht Pfennige sind mein ganzes Gut!
Ich glaubt' ihm nicht und fiel ihn an;
Er war ein alter, schwacher Mann. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

So rücklings lag er blutend da,
Sein brechendes Aug' in die Sonne sah;
Noch hob er zuckend die Hand empor,
Noch schrie er röchelnd mir ins Ohr:
Die Sonne bringt es an den Tag!

Ich macht' ihn schnell noch vollends stumm
Und kehrt' ihm die Taschen um und um:
Acht Pfenn'ge, das war das ganze Geld;
Ich scharrt' ihn ein auf selbigem Feld. —
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Dann zog ich weit und weiter hinaus,
Kam hier ins Land, bis jetzt zu Haus. —
Du weißt nun meine Heimlichkeit,
So halte den Mund, und sei gescheit;
Die Sonne bringt's nicht an den Tag.

Wann aber sie so flimmernd scheint,
Ich merk' es wohl, was sie da meint,
Wie sie sich müht und sich erbost. —
Du, schau nicht hin, und sei getrost!
Sie bringt es doch nicht an den Tag.

So hatte die Sonn' eine Zunge nun;
Der Frauen Zungen ja nimmer ruhn. —
Gevatterin, um Jesus Christ,
Laßt euch nicht merken, was ihr nun wißt!
Nun bringt's die Sonne an den Tag.

Die Raben ziehen krächzend zumal
Nach dem Hochgericht, zu halten ihr Mahl.
Wen flechten sie aufs Rad zur Stund'?
Was hat er getan? wie ward es kund?
Die Sonne bracht' es an den Tag.

Das Auge.

Dir ist der alte Müller bekannt,
Bolei, der wackre, wird er genannt,
Bettlägerig ins zwanzigste Jahr,
Der Geist noch kräftig, heiter und klar.

Ihn rührte der Schlag in der Schreckensnacht,
Wo vom Stall herüber, vom Sturme gefacht,
Der ungeheure Brand das Schloß
Ergriff und über das Dorf sich ergoß.

Wo's galt zu retten, war er dabei,
Der erste, der kühnste, der wackre Bolei;
Er meint', und sprang in die Glut hinein,
Der Stallknecht möchte zu retten noch sein.

Den Fritz begrub der lodernde Graus;
Selbst kam er mit brennenden Kleidern heraus;
Und wie darauf er ins Wasser sprang,
Ward er gelähmt auf sein lebenlang.

Sein Aug' ist wunderbarlich hell,
Den Kindern und Reinen ein freudiger Quell;
Doch nimmer den scharfen Lichtblick erträgt,
Wer selbst im Busen Nächtliches hegt.

Bolei war jüngst im Haus allein;
Es trat ein fremdes Weib zu ihm ein;
Ein Fäßlein Branntwein trug sie daher,
Den bot sie feil und rühmte ihn sehr.

„Es steht nach Branntwein nicht mein Sinn;
Geh du mit Gott nur wieder hin!"
Sie ließ sich nicht abweisen und trat
Zudringlich näher und trotzte und bat.

Er sah sie an verwundert schier:
„Geh du mit Gott! was suchst du hier?"
Sie machte frech der Worte noch viel,
Bis scharf sein Blick ihr ins Auge fiel.

Dem wollte sie nicht noch weichen sogleich
Und wurde doch stumm und wurde doch bleich;
Da schrie sie auf: „Was siehst du mich an?
Was willst du? was hab' ich Böses getan?"

Er aber lag auf dem Lager dort,
Sah bloß sie an und sprach kein Wort,
Und zitternd stand sie gefesselt und schien
Unmächtig, sich dem Blick zu entziehn.

„Was willst du von mir, Entsetzlicher? sprich!
Laß ab von mir! was peinigst du mich?
Ich bin nicht schuldig; was hältst du Gericht?
Wend' ab dein Auge, halte mich nicht!"

Er aber lag auf dem Lager dort,
Sa scharf sie an und sprach kein Wort,
Und heftiger immer erzitterte sie
Und rang, sich loszureißen, und schrie:

„Wend' ab dein Auge! was hast du erdacht?
Was hältst du mich fest? wer gibt dir die Macht?
Was bringt dein Blick mit dem blutigen Schein
Des lodernden Brandes so auf mich ein?!

Wer redet vom Brande? was geht der mich an?
Wie darfst du sagen, ich hab' es getan?!
Ich sage: Nein! Was keiner weiß,
Das macht mich nicht bang und macht mich nicht heiß."

Er aber lag auf dem Lager dort,
Sah schärfer sie an und sprach kein Wort,
Sie rang, wie ihrer selbst nicht bewußt;
Da erscholl ein Schrei aus zerrissener Brust:

„Du weißt es schon, daß ich es war!
Nun ja! nun ja! es ist doch wahr!
Der böse Feind hat mich versucht,
Die Liebe, was weiß ich? die Eifersucht!

Das weißt du: Fritz, der die Eh' mir versprach,
Ging jetzt der Anne Marie doch nach;
Ich hatt's ihm gesagt, und — als er schlief —
Das Messer war scharf, der Schnitt war tief. —

Er zappelte noch und röchelte bang;
Das Blut, das rann die Dielen entlang;
Er hatte des Blutes entsetzlich viel!
Es trieb der Böse damit sein Spiel.

Ja, wenn die Flamme das Blut nur leckt
Mit roter Zunge, so wird es verdeckt,
Und unten im Stalle war willig das Stroh,
Auf einmal flackert' es lichterloh!"

Sie sprach's und stöhnte und raffte sich auf
Und war verschwunden in schnellem Lauf.
Er sah ihr nach erschrocken fast,
Bis er zum Beten sich still gefaßt.

Des Basken Etchehons Klage.

(Gazette des tribunaux.)

Gendarmen, ausgesendet,
Zu fahen den Etchehon,
Ihr sucht ihn vergeblich zu Barcus;
Er ist zu den Bergen entflohn.

Die Pyrenäen verbergen
Ihn gastlich in ihrem Schoß;
Da teilt er in bitterem Elend
Des flüchtigen Wildes Los.

Es staunen La Soules Hirten
Zu Eguiton ihn an
Und reichen das Brot des Mitleids
Dem blutigen Sängersmann.

Ihr staunt, mitleidige Hirten,
Wie blutig die Hand mir sei? —
Zehn Jahre hab' ich geschmachtet
In Ketten und Sklaverei.

Ich hab' ein Weib mir gefreiet
In meiner Jugend Kraft;
Sie hat mich umstricket in Liebe,
Mir Gift in das Haus nur geschafft.

Fünf Jahre lag ich in Ketten,
War kaum noch meiner bewußt;
In Eifersucht zehn Jahre,
Die reißt erst scharf in die Brust.

Ich trug wohl, Eguiapal,
Um dich der Ketten Last. —
Was trieb dich, mein Weib zu verführen,
Der selbst du ein Weib doch hast?

Du wußtest Ränke zu schmieden,
Du spanntest um mich den Verdacht;
Derweil in Sünde du schwelgtest,
Verkam ich in Kerkersnacht.

Ich lag in Ketten, im Kerker,
Auf Stroh, in Elend und Not,
Erweichte mit meinen Tränen
Mein hartes, mein trockenes Brot.

Du, übermüt'ger Geselle,
Warst Herr in dem Hause mein
Und schliefst auf meinen Pfühlen
Und trankest von meinem Wein.

Und als den Tag der Freiheit
Ich endlich, endlich geschaut,
Da dünkte reif uns die Rache,
Da hat es vor mir dir gegraut.

Ja, zittre, tückischer Bube!
Ich lade verhängnisvoll
Ins Feuerrohr die Kugel,
Die nieder dich strecken soll.

So harrt' ich zu nacht bei der Brücke
Von Barcus auf dich, mein Ziel;
Es trieben die Geister der Hölle
Mit mir ihr grausiges Spiel.

Ich sah dich; du kamst gegangen;
Ich zielte sicher und gut;
Ein Druck — und — Etchegoyen
Lag röchelnd in seinem Blut.

Mein Etchegoyen, der liebend
Mich stets zu erfreuen gestrebt! —
Das ist das Blut, ihr Hirten,
Das mir an den Händen klebt.

Und nicht vergebens schreit es
Um Rache zum Himmel empor;
Du bist mir, Eguiapal,
Der Schuldige, siehe dich vor!

Du mochtest frevelnd dich rühmen,
Wie trefflich dir alles gelang;
Durch dich ein gleiches Verderben
Die Besten von Barcus umschlang.

Bin müde, nur Lieder zu dichten
Zu müßigem Zeitvertreib,
Nur Tränen der Wut zu weinen,
Gleich einem gekränkten Weib.

Es zieht mit Gewalt mich hinunter,
Hinunter ins heimische Tal;
Ob ich, ob du sollst dienen
Den Geiern des Himmels zum Mahl?

Das Mädchen zu Cadix.

„Willst, ein Schlechter unter Schlechten,
Um die Spanierin du buhlen?
Girrend zu der Laute singst du,
Und der Franke hält die Runde.

Geht, ich kenn' euch, Taubenherzen!
Geht, ich kenn' euch, Andalusier!
Euch die Spindel, uns die Waffen,
Besser ständ's mit Spaniens Ruhme!

Regen sich in ihrer Scheide
Eure Messer ungeduldig,
Durstend nach dem Blut der Fremden,
Sprecht ihr zu dem Eisen: Ruhig!

O, der übermüt'gen Fremden!
Über euch sei ihre Rute,
Über euch, ihr feigen Knechte,
Würdig solcher Nebenbuhler!" —

„„Herrin, Worte schweren Inhalts
Sprichst du aus mit leichter Zunge;
Stehst du mit den fremden Henkern
Scherzend gegen mich im Bunde?"" —

„Dünken dich, mein zarter Knabe,
Schon des Mädchens Worte furchtbar? —
Sieh den Franken! — willst du Schutz nicht
Unter meinem Mantel suchen?" —

„„Unverhohlen, was begehrst du?
Eh' ich solche Schmach erdulde,
Will ich jede Tat begehen,
Gehen selber dann zugrunde!""

„Dieser kommt im Glanz der Waffen
Und vertrauet seiner Jugend;
Bist ein Spanier du, beweis' es, —
Nieder mit dem stolzen Buben!" —

Aber röchelnd lag der fremde
Krieger schon in seinem Blute;
Schergen holten ein den Täter,
Brachten ihn daher gebunden.

Und das Mädchen sang frohlockend:
„Diesmal ist es mir gelungen!
Eines Toren werd' ich ledig,
Und der Franke zahlt die Buße."

Diese Worte hört der Spanier,
Winket schweigsam seiner Buhlen,
Ziehet schweigsam dann vorüber,
Finstern Sinnes, kecken Mutes. —

„„Nicht ihr, Franken, gebt den Tod mir,
Nicht um Sühne muß ich bluten,
Weil ich Spaniens Boden schmückte
Mit dem ihm verfallnen Purpur.

Nein, ich trag' in meinem Herzen
Schweigsam schon die Todeswunde;
Meine Herrin hat gerichtet,
Meine Stunde hat gerufen!““ —

Also sang er vor der Fronte,
Als die Augen ihm verbunden;
Auf den Wink des Führers sank er,
In dem Herzen sieben Kugeln.

Nächtliche Fahrt.

In Purpur pranget der Abend,
Der Landwind hebet schon an;
Zur Luftfahrt ladet der Fischer
Dich, Mädchen, in seinen Kahn.

Noch heißer begehr' ich selbander
Mit dir zu fahren als du.
Gib voll das Segel dem Winde!
Es kommt zu steuern mir zu. —

Du steuerst zu kühn, o Mädchen,
Hinaus in das offene Meer;
Du traueſt dem leichten Fahrzeug
Bei hohen Wellen zu sehr. —

Mißtrauen sollt ich dem Fahrzeug?
Ich habe dazu nicht Grund,
Die einst ich deiner Treue
Getrauet in böser Stund'. —

Unsinnige, wende das Ruder!
Du bringeſt uns beide in Not;
Schon treiben der Wind und die Wellen
Ihr Spiel mit dem schwachen Boot.

Laß treiben den Wind und die Wellen
Mit diesen Brettern ihr Spiel!
Hinweg mit Rudern und Segel!
Hinweg! ich bin am Ziel.

Wie du mich einst, so hab' ich
Dich heut' zu verderben berückt;
Mach' Frieden mit dem Himmel,
Denn siehe, der Dolch ist gezückt!

Du zitterst, verworfner Betrüger,
Vor dieses Messers Schein?
Verratene Treue schneidet
Noch schärfer ins Herz hinein.

Und manche betrogene Buhle
Härmt stille zu Tode sich;
Ich weiß nur, mich rächend, zu sterben.
Weh über dich und mich! —

Der Jüngling rang die Hände,
Der eigenen Schuld bewußt;
Sie stieß den Dolch in das Herz ihm,
Und dann in die eigene Brust.

Es trieb ein Wrack an das Ufer
Bei wiederkehrender Flut;
Es lagen drauf zwei Leichen,
Gebadet in ihrem Blut.

Die Sterbende.

Geläute schallt vom Turm herab;
Es ruft der Tod, es gähnt ein Grab.
Ihr sünd'gen Menschen, zum Gebet!
Ein gleiches Los bevor euch steht.

Im Sterben liegt ein schönes Weib,
Sie weint um ihren jungen Leib,
Sie weint um ihre sünd'ge Lust,
Sie ringt die Hände, sie schlägt ihre Brust.

Es harrt des Ausgangs ihr Gemahl,
Blickt starr und kalt auf ihre Qual;
Sie windet sich in dieser Stund'
Zu seinen Füßen, sie öffnet den Mund:

Vergib mir, Gott, in deiner Huld!
Vergib, Gemahl, mir meine Schuld!
Ich klag' es an in bittrer Reu':
Weh mir! ich brach geschworene Treu'. —

„Vertrauen ist Vertrauen wert!
Und machst du mir kund, wie du mich entehrt,
So mach' ich dir kund in deiner Not:
Du stirbst am Gift, das ich dir bot." —

Die Giftmischerin.

Dies hier der Block, und dorten klafft die Gruft.
Laßt einmal noch mich atmen diese Luft
Und meine Leichenrede selber halten.
Was schauet ihr mich an so grausenvoll?
Ich führte Krieg, wie jeder tut und soll,
Gen feindliche Gewalten.
Ich tat nur eben, was ihr alle tut,
Nur besser; drum, begehret ihr mein Blut,
So tut ihr gut.

Es sinnt Gewalt und List nur dies Geschlecht.
Was will, was soll, was heißet denn das Recht?
Hast du die Macht, du hast das Recht auf Erden.
Selbstsüchtig schuf der Stärkre das Gesetz,
Ein Schlächterbeil zugleich und Fangenetz
Für Schwächere zu werden.
Der Herrschaft Zauber aber ist das Geld:
Ich weiß mir Bessres nichts auf dieser Welt,
Als Gift und Geld.

Ich habe mich aus tiefer Schmach entrafft,
Vor Kindermärchen Ruhe mir verschafft,
Die Schrecken vor Gespenstern überwunden.
Das Gift erschleicht im Dunkeln Geld und Macht;
Ich hab' es zum Genossen mir erdacht
Und hab' es gut befunden.

Hinunter stieß ich in das Schattenreich
Mann, Brüder, Vater, und ich ward zugleich
Geehrt und reich.

Drei Kinder waren annoch mir zur Last,
Drei Kinder meines Leibes; mir verhaßt,
Erschwerten sie mein Ziel mir zu erreichen.
Ich habe sie vergiftet, sie gesehn,
Zu mir um Hilfe rufend, untergehn,
Bald stumme, kalte Leichen.
Ich hielt die Leichen lang' auf meinem Schoß
Und schien mir, sie betrachtend tränenlos,
Erst stark und groß.

Nun frönt' ich sicher heimlichem Genuß;
Mein Gift verwahrte mich vor Überdruß
Und ließ die Zeugen nach der Tat verschwinden.
Daß Lust am Gift, am Morden ich gewann,
Wer, was ich tat, erwägt und fassen kann,
Der wird's begreiflich finden.
Ich teilte Gift wie milde Spenden aus
Und weilte lüstern Auges, wo im Haus
Der Tod hielt Schmaus.

Ich habe mich zu sicher nur geglaubt
Und büß' es billig mit dem eignen Haupt,
Daß ich der Vorsicht einmal mich begeben.
Den Fehl, den einen Fehl bereu' ich nur
Und gäbe, zu vertilgen dessen Spur,
Wie viele eurer Leben!
Du, schlachte mich nun ab, es muß ja sein!
Ich blicke starr und fest vom Rabenstein
In Nichts hinein.

Der Tod des Räubers.

(Nach de la Vigne.)

Dem Söldner zahlt den ausgerufnen Preis! —
Der sonst um Romas Mauern weit im Kreis
Gemordet und geraubt, liegt überwunden;
Der Schreckliche verspritzt aus tiefen Wunden
Sein Blut so heiß.

Die Seinen haben ihn hinabgetragen
In ihre Höhle, wo beim Fackelschein
Um den Gefallnen sie gekauert klagen;
Der Alte liegt besinnungslos, allein
Die Pulse schlagen.

Der späht, indem den Brand er näher schiebt,
Ob er kein Lebenszeichen von sich gibt;
Der spricht, indem er geht, das Grab zu graben,
Und seine Tränen er verschluckt: Wie haben
Wir ihn geliebt!
Die um das Sterbebett des Papstes weilen,
Sie haben nicht für ihn die Herzlichkeit.
Wie wußt' er zu der Plünderung zu eilen!
Wie stark im Kampf, und welche Ehrlichkeit
Sodann beim Teilen!

Er war ein echter Christ vom alten Schlag;
Er hielt die Fasten, wie nur einer mag;
Die heil'ge Kirche nebst den Heil'gen ehrt' er,
Und Raub und Mord und jedes Werk verwehrt' er
Am Feiertag.
Da hatte nicht ein Christenmensch zu beben;
Der Ketzer durfte nur, wie sich's gebührt,
Der Engeländer uns zu schaffen geben. —
Beeifert euch, wenn's so zu sterben führt,
Noch fromm zu leben!

Nun regt er sich. Erwartet sein Gebot! —
Er streckt die Hand aus, breit und blutig rot,
Sie suchet seine Flinte noch zu fassen;
Nicht will er von der alten Waffe lassen,
Nicht in den Tod.
Sie war so manche Jahre sein getreuer,
Sein einziger Beschützer und Genoß;
Er freut sich ihrer, die er hält so teuer,
Versucht mit starrem Finger noch das Schloß. —
Da gibt sie Feuer.

Schon gut, du kennst mich noch; — indessen rafft
Der Söldner mich inmitten meiner Kraft.

Ich kann nicht selber meine Rache nehmen;
Du mußt dich einer stärkern Hand bequemen,
Die Rache schafft.
Durch dich getroffen, muß der Wicht erstarren,
Den schuldest du mir noch, versage nicht!
Sie werden in die Erde mich verscharren!
Drei Tage geb' ich Zeit; tu deine Pflicht!
Ich werde harren.

Des Weges zog ein Mönch von ungefähr;
Mit Geld und milden Gaben hatten schwer
Die Gläub'gen ihn beladen; dieses bracht' er
Dem Kloster zu, des Geldes nur gedacht' er; —
So zog er her.
Ein Räuber hieß, ehrfürchtig die Gebärde,
Das Haupt entblößt, ihn folgen zu dem Platz.
Er kam unweigerlich, den Blick zur Erde,
Mit leisem Schritt, daß klingend nicht sein Schatz
Verraten werde.

Und brünstig betet' er zu Gott empor,
Da klang dies Wort unheimlich in sein Ohr:
Ihr sollt mich beichten hören, mich entbinden,
So lieb euch euer Kopf ist, meiner Sünden.
Confiteor:
Es lastet mancher Mord auf meiner Seele,
Darauf war einmal mein Gewerb' gestellt.
Demütig sprach mit angstgeschnürter Kehle
Der Mönch: Wer ist, mein Sohn, in dieser Welt
Ganz frei von Fehle?

Erbaulich kreuzigte, wer um ihn stund,
Bei jedem Mord sich traurend, den sein Mund
Berichtete. Und ferner sprach der Alte:
Wie sich's mit meinem Nachlaß noch verhalte,
Ich mach' es kund.
Im Namen Gottes und der Jungfrau sollen
Gehören meinem Weib Geschmeid' und Tand,
Dir mein Gewehr, um Rache mir zu zollen,
Euch, Herr, mein Geld! — die Seel' in Gottes Hand!
Mög' er sie wollen!

Der Mönch empfing im Schrecken seinen Lohn
Und gab dem Sünder Absolution.
Dann trat das schöne Weib herein, mit stieren,
Mit stolzen Augen, in den Armen ihren
Unmünd'gen Sohn.
Tot, rief sie, tot! doch hat er nicht die Seinen
Verlassen, und kein Feiger liegt er da!
Nein! schrie er zornig auf, wer dürft' es meinen?
Das Kind indessen weinte, weil es sah
Die Mutter weinen.

Sie warf sich neben den geliebten Mann,
Nahm in den Schoß sein Haupt und weinte dann.
Ihm klapperten vor Schmerz die Zähne heftig;
Bezwingen wollt' er sich noch willenskräftig,
Es ging nicht an.
Wir werden länger nicht vereinigt bleiben;
Leb' wohl, du gutes Kind! es wird nun wahr:
Der scheidet, will auch uns zusammen treiben.
Er lächelte, — sein Lächeln aber war
Nicht zu beschreiben.

Und weißt du noch den Kuß, der uns verband,
Den ersten, als im Wald ich einst dich fand,
Dich widerstrebend fest umschlungen hatte,
Und liebesstark dein Bräutigam, dein Gatte
Dich überwand?
So laß mit einem letzten Kuß uns scheiden!
Nicht wonnetrunken, taumelnd, unbewußt,
Nein, schmerzenreich besiegelt er uns beiden,
Wie jener erste dort die erste Lust,
Die letzten Leiden.

Es will nicht taugen, daß du einsam bist;
Nimm einen wackern Mann nach kurzer Frist,
Und beide liebet meinen armen Knaben.
Laßt, wie ich selbst, ihn Gott vor Augen haben
Als guter Christ!
Wann dreizehn Jahr' er alt ist, so erschein' er
Zum Abendmahl; dann sprich zu ihm das Wort:
Dein Vater, der dich schaut, war kühn wie keiner;
Sieh' hier sein Grab, die offene Straße dort, —
Und denke seiner!

Er sprach's; dann ging's zu sterben; in der Wut
Der Schmerzen wälzt' er stöhnend sich im Blut,
Das Antlitz bleich, von Angstschweiß überflossen.
Noch rief er: Ave! — Amen! die Genossen
Mit trübem Mut.
Dann sank sein müdes Haupt zurück. Hienieden
Gebührt die Ehr' ihm: Feuert in die Luft
Noch dreimal die Musketen! schaffet Frieden
Vor Kinderschrei um dieses Mannes Gruft!
Er ist verschieden.

Der Graf und der Leibeigene.

1.

Laß, Graf, die Jagd, und wende dein Roß!
Es wird, bevor du erreichest dein Schloß,
Wo kreißend die Gräfin begehret dein,
Der Erbe vielleicht dir geboren sein.

Wie sprengt er daher mit freudigem Mut!
Wie trieft der Rappe von Schweiß und von Blut!
Die Burg erreicht er mit letzter Kraft; —
Verwirrung herrscht in der Dienerschaft.

Es dringt in das Frauengemach der Graf;
Die Wöchnerin liegt in ruhigem Schlaf,
Die Frauen entfernt, die Fenster verhängt,
Die Wiege dicht an das Bette gedrängt.

Er deckt die Wieg' auf, atmend kaum; —
Zwei Knaben faßt der enge Raum;
Zu Haupt liegt einer, der andre am Fuß;
Wie schwelgt nun sein Herz in Überfluß!

Er hebt den einen, den andern mit Lust
Aus enger Wiege an seine Brust;
Er legt sie beisammen, und wieder hervor
Sie hebend, hält er die beiden empor.

„Wie bin ich so reich, wie war ich so arm!
Nun wieg' ich der Sprößlinge zwei im Arm!
Nun grünt mein Stamm in Üppigkeit!
Nun soll er mir ragen in Herrlichkeit!"

Da kommt die Wehemutter herein;
Sie ahnet schon, was geschehen mag sein;
Sie hört und sieht ihn erschrocken an:
Was hast du, Graf, was hast du getan?

Entbunden ward mit der Herrin zugleich
Die Schaffnerin. — Was wirst du so bleich? —
Sie hat, die hier sich geschäftig verletzt,
Der Kinder eins in die Welt gesetzt.

Zu Häupten lag, der dir gehört,
Der andre zu Füßen, wie sich's gehört.
Wer ist dein Blut, wer dein Geschlecht?
Leibeigen wer und niedrer Knecht?

Da ruft er entsetzt: „Was hab' ich getan?
Mein Sohn, mein Sohn! wer zeigt mir ihn an?"
Erwachend ruft die Gräfin: Mein Kind!
O gebt mein eigenes Kind mir geschwind!

Vergebliche Klage! Kein Zeuge spricht;
Zu kennen sind die Kinder nicht;
Verloren ist der Irrung Spur;
Die Zeichen schweigen, es schweigt die Natur.

2.

„Bald legt sich der Alte zur letzten Ruh',
Und fällt sein brechendes Aug' erst zu —
Auf welcher Seite sei das Recht, —
So bin ich der Herr, so bist du der Knecht." —

„„Du, Doppelgänger, bist mir fast,
So wie ich dir, in der Seele verhaßt;
Und schläft er, . . . ich frage nach keinem Recht
So bin ich der Herr, so bist du der Knecht."" —

„Ich bin der Graf! wer widersagt
Dem hochgeborenen Herrn? Wer wagt
Verblendet gegen mich den Raub?
Vor mir, Leibeigner, in den Staub!" —

„„Ich bin der Graf und dulde hier
Dein blasses Bild nicht neben mir;
Ich werfe dich in den tiefsten Turm.
Zu meinen Füßen kreuch, du Wurm!““ —

„Wenn schmähen deine Zunge darf,
Ist doch dein Schwert viel minder scharf,
Sonst müßte bald entschieden sein
Wohl zwischen uns das Mein und Dein.“ —

„„Was warten wir, daß sein Auge bricht?
Ich fälle dich gleich, du Bösewicht!““ —
„Was warten wir? das sprachst du gut;
Gleich dünge mein Land dein schwarzes Blut!“

Vernahmst du, Graf, der Waffen Klang
Vom Hag herüber die Halle entlang?
Was trägt dein schwankender Fuß dich dahin?
Ach! Unheil ahnet dein finsterer Sinn.

Und über zwei Leichen auf blutigem Grund,
Da ringt er, verwaist, die Hände wund
Und weint die alten Augen blind
Und schüttelt sein greises Haar in dem Wind.

Der Waldmann.

Der Wandrer eilt das Tal hinauf,
Er steigert fast den Schritt zum Lauf;
Der Pfad ist steil, die Nacht bricht ein,
Die Sonne sinkt in blut'gem Schein,
Die Nebel ziehn um den Drachenstein.

Und wie er bald das Dorf erreicht,
Ein seltsam Bild vorüberschleicht,
Gespenstisch fast, unheimlicher Gast.
Drückt ihn annoch des Lebens Last?
Gewährt das Grab ihm keine Rast?

„Ihr friedlichen Leute, was zaget ihr
Und kreuziget euch und zittert schier?“ —
Ob mir das Haar zu Berge steigt,
Ich sag's dir an, wenn alles schweigt:
Es hat der Waldmann sich gezeigt.

„Der Waldmann?" — Ja. Du wirst nicht bleich,
Du bist hier fremd, ich dacht' es gleich;
Ich bin ein achtzigjähr'ger Mann
Und war ein Kind, als sich's entspann;
Ich bin's, der Kunde geben kann,

Die Drachenburg stand dazumal
Stolz funkelnd noch im Sonnenstrahl;
Da lebte der Graf in Herrlichkeit,
Bei ihm, bewundert weit und breit,
Das junge Fräulein Adelheid.

Der Schreiber Waldmann, höflicher Art,
Trübsinnig, blaß und hochgelahrt,
Erfreute sich der Gunst des Herrn;
Er sah das Fräulein nur zu gern,
Und der Versucher blieb nicht fern.

Zu reden, wie er, kein andrer verstund;
Er webte fein mit falschem Mund
Das Netz, womit er sie umschlang.
Er sprach von Lieb', er sprach von Rang,
Von freier Wahl und hartem Zwang,

Von Gott und Christo nebenbei
Und Sündenhaftes allerlei.
So hat er sie bestürmt, geplagt,
Gequält, umgarnt, sei's Gott geklagt!
Bis sie ihm Liebe zugesagt.

Spät ward's dem Vater hinterbracht;
Sein Zorn, sein Mitleid sind erwacht;
Sein Kind Erbarmen bei ihm fand;
Der falsche Schreiber ward verbannt
Bei Leibesstrafe von Burg und Land.

Schön Adelheid in Tränen zerfloß.
Der Waldmann aber irrt' um das Schloß;
Er kannt' nicht Ruh', er wußt' nicht Rat,
Er wütete, brütete früh und spat
Und sann auf schauerliche Tat.

Er sandt' ihr heimlich einen Brief,
Wovor es kalt sie überlief.
Zusammen sterben! hieß es darin;
Getrennt zu leben, bringt keinen Gewinn;
Nach einem Dolchstoß steht mein Sinn.

Du schleichst zur Nacht aus des Schlosses Raum
Und stellst dich ein beim Kästenbaum!
Bestellt das Brautbett findest du,
Das Bett zur langen, langen Ruh';
Am Morgen deckt dein Vater uns zu.

Und wie in schwerem Fiebertraum
Zog's sie zu nacht nach dem Kästenbaum.
Ob da sie selbst den Tod begehrt,
Ob widerstrebt, ob sich gewehrt,
Die Nacht verbirgt's, kein Mensch es erfährt.

Der Tag, wie er in Osten ergraut,
Hat erst das blutige Werk geschaut;
Er hat in der Geliebten Brust,
Die Liebe nur atmet und süße Lust,
Den Dolchstoß sicher zu führen gewußt.

Wie aber sie sank in seinen Arm,
Ihr Blut verspritzte so rot und warm,
Da merkt' er erst, wie das Sterben tut,
Da ward er feig, da sank sein Mut,
Da dünkt' es ihn zu leben gut.

Er hat die Leiche hingestreckt
Und ist entflohn und hat sich versteckt.
Es ward das Schrecknis offenbar,
Wie kaum die Arme verblichen war;
Der Vater zerraufte sein greises Haar.

Er hat dem Mörder grausig geflucht:
Dem Tod zu entkommen, der drohend ihn sucht.
Er hat das Grab der Tochter bestellt,
Er hat sich bald zu derselben gesellt;
Sein Stamm verdorrt, die Burg zerfällt.

Der Waldmann dort bei den Gräbern haust,
Beim Kästenbaum, wann der Sturm erbraust,
Gespenstisch fast, unheimlicher Gast. —
Drückt ihn annoch des Lebens Last?
Gewährt das Grab ihm keine Rast?

Man weiß es nicht; doch wann er steigt
Hinab zu Tal, im Dorfe sich zeigt,
So folgt ihm Unheil auf dem Fuß;
Verderben bringt sein ferner Gruß,
Und wen er anhaucht, sterben muß.

Vergeltung.

Wie der Mai du anzuschauen,
Wonnenreiche, Zarte, Feine,
Mit des Haares Gold, der blauen,
Klaren Augen Himmelsreine,
Mit den Lippen von Korallen,
Mit der Gabe zu gefallen,
Holdes, süßes Mägdelein! —
Mußt, Unseligste von allen,
Du des Henkers Tochter sein?!

Und der Vater kam nach Hause
Düstern, fast verstörten Mutes;
Ihn verfolgt das Bild, das grause,
Des am Tag vergoss'nen Blutes: —
„Haben, die den Stab gebrochen,
Nach den Rechten auch gesprochen,
Schreit um Rache doch dies Blut.
Jene Rechte sind bestochen,
Sind der Unterdrücker Gut.

Ja, die Mächt'gen, die Beglückten,
Ja, die Götter dieser Erden!
Ihnen muß der Unterdrückten
Sühnend Blut geopfert werden.
Rein von Blut sind ihre Hände;
Das Gesetz verlangt die Spende,
Wie der Richter selber spricht;
Ich Verworfner bring's zu Ende,
Ob das Herz darob mir bricht.

Recht und Freiheit! rufen wollte
Dieser noch, da scholl der dumpfe
Trommelschlag, — ein Wink, es rollte
Schnell sein Haupt, getrennt vom Rumpfe.
Morgen werden Mütter weinen,
Morgen folgen zwei dem einen,
Und gebrandmarkt werden drei! —
Möchte noch der Tag mir scheinen,
Wo Vergeltung Losung sei!" —

Wühlt in seines Herzens Wunden
So der Alte trüb' und trüber,
Und die nächtlich bangen Stunden
Ziehen träg' an ihm vorüber;
Ewig scheint die Nacht zu dauern;
Wahngebilde sieht er lauern,
Wo sein Auge starrend ruht,
Sieht an den geweißten Mauern
Rieseln der Gerechten Blut.

Und er hofft die düstern Sorgen,
Sich beschäft'gend, abzustreifen;
Im voraus zum andern Morgen
Will er Beil und Messer schleifen,
Will am Herde sich bemühen,
Noch die Stempel auszuglühen,
Die er morgen brauchen soll; —
Blutrot sieht er Funken sprühen
Um das Eisen schreckenvoll.

Blut und Blut! die grausen Bilder
Stürmen auf ihn ein und hadern;
Es empöret wild und wilder
Sich das Blut in seinen Adern;
Frieden hofft er nur zu finden,
Sich der Angst nur zu entwinden
In der reinen Unschuld Näh': —
„Dieser Spuk, er wird verschwinden,
Wann ich meine Tochter seh'.

Nahen will ich ihr, mich halten
Ihr zu Häupten, nur sie schauen,

Zum Gebet die Hände falten
Und auf meinen Gott vertrauen." —
Wie er sagte, also tat er;
Sorglich, leisen Schrittes naht' er,
Nicht zu stören ihre Ruh'. —
Was, verzweiflungsvoller Vater,
Zuckst dein scharfes Messer du?

Ach, du siehest, weh dir Armen!
Siehst den Wüstling, siehst den Grafen,
Siehst der Tochter in den Armen
Den Verführer eingeschlafen.
Im Begriff, den Stoß zu führen,
Wirst du andres noch erküren;
Ja, du wirfst das Messer weit:
„Zeit war's, jene Glut zu schüren,
Und der Stempel liegt bereit. —

Wirst nicht, Schandbub', mit dem Leben
Nur die Freveltat mir büßen;
Werde meinen Fluch dir geben,
Und du wirst dich krümmen müssen!
Trage du auf deiner bleichen
Stirne dieses Kainszeichen,
Eingebrannt von meiner Hand!
Magst so ungefährdet schleichen,
Mann der Sünde, durch das Land!"

Zischend brennt sich ein das Eisen;
Schreiend fährt er aus dem Schlafe
Und erblickt den grimmen Greisen
Mit dem Werkzeug seiner Strafe. —
„Zeuch von hinnen! dein Erwachen
Möge den noch glaubend machen,
Der Vergeltung nicht geglaubt;
Gott ist mächtig in dem Schwachen!"
Spricht's und wiegt sein graues Haupt.

Der König in Norden.*)

Es war ein König im Norden,
Gar stolz, gewaltig und reich;
Ihm gleich ist keiner geworden,
Und nie wird einer ihm gleich.

Und als es galt zu sterben,
Er saß am öden Meer;
Es schlichen herbei seine Erben,
Der Wolf, die Eule, der Bär.

Da sprach er zum zottigen Bären:
Dir laß ich Forst und Wald;
Kein Jagdherr wird dich stören
Im luftigen Aufenthalt.

Und weiter sprach er zur Eule:
Ich lasse sonder Zahl
Dir Burgen und Städte, verteile
Sie deinen Töchtern zumal!

Und sprach zum Wolfe desgleichen:
Dir laß ich ein stilles Feld,
Mit Leichen und aber Leichen,
Wo weit ich geherrscht, bestellt.

Und wie er solches gesprochen,
So streckt' er sich aus zur Ruh'; —
Ein Sturm ist angebrochen,
Der deckte mit Schloßen ihn zu.

Laß ruhn die Toten.

Es ragt ein altes Gemäuer
Hervor aus Waldesnacht;
Wohl standen Klöster und Burgen
Einst dort in herrlicher Pracht.

---

*) Ich schmücke mich mit fremden Federn. Dieses Gedicht ist eigentlich von Julius Curtius; ich habe es nur beim Abschreiben unbedeutend in den Worten verändert.

Es liegen im kühlen Grunde
Behauene Steine gereiht;
Dort schlummern die Frommen, die Starken,
Die Mächt'gen der alten Zeit.

Was kommst du bei nächtlicher Weile
Durchwühlen das alte Gestein?
Und förderst herauf aus den Gräbern —
Nur Staub und Totengebein!

Unmächtiger Sohn der Stunde!
Das ist der Zeiten Lauf.
Laß ruhn, laß ruhn die Toten,
Du weckst sie mit Klagen nicht auf.

Ungewitter.

Auf hohen Burgeszinnen
Der alte König stand
Und überschaute düster
Das düster umwölkte Land.

Es zog das Ungewitter
Mit Sturmesgewalt herauf;
Er stützte seine Rechte
Auf seines Schwertes Knauf.

Die Linke, der entsunken
Das goldene Zepter schon,
Hielt noch auf der finstern Stirne
Die schwere, goldene Kron'.

Da zog ihn seine Buhle
Leis' an des Mantels Saum:
„Du hast mich einst geliebet,
Du liebst mich wohl noch kaum?" —

„Was Lieb' und Lust und Minne?
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt.

Ich bin auf Burgeszinnen
Nicht König mit Schwert und Kron',
Ich bin der empörten Zeiten
Unmächtiger, bangender Sohn.

Was Lieb' und Lust und Minne?
Laß ab, du süße Gestalt!
Das Ungewitter ziehet
Herauf mit Sturmesgewalt."

Der alte Sänger.

Sang der sonderbare Greise
Auf den Märkten, Straßen, Gassen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Langsam, langsam und gelassen!
Nichts unzeitig! nichts gewaltsam!
Unabläßig, unaufhaltsam,
Allgewaltig naht die Zeit.

Torenwerk, ihr wilden Knaben,
An dem Baum der Zeit zu rütteln,
Seine Last ihm abzustreifen,
Wann er erst mit Blüten prangt!
Laßt ihn seine Früchte reifen
Und den Wind die Äste schütteln!
Selber bringt er euch die Gaben,
Die ihr ungestüm verlangt."

Und die aufgeregte Menge
Zischt und schmäht den alten Sänger:
„Lohnt ihm seine Schmachgesänge!
Tragt ihm seine Lieder nach!
Dulden wir den Knecht noch länger?
Werfet, werfet ihn mit Steinen!
Ausgestoßen von den Reinen,
Treff' ihn allerorten Schmach!"

Sang der sonderbare Greise
In den königlichen Hallen
Gellend, zürnend seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.

Vorwärts! vorwärts! nimmer lässig!
Nimmer zaghaft! kühn vor allen!
Unaufhaltsam, unablässig,
Allgewaltig drängt die Zeit.

Mit dem Strom und vor dem Winde!
Mache dir, dich stark zu zeigen,
Strom- und Windeskraft zu eigen;
Wider beide gähnt dein Grab.
Steure kühn in grader Richtung!
Klippen dort? die Furt nur finde!
Umzulenken heißt Vernichtung,
Treibst als Wrack du doch hinab."

Einen sah man da erschrocken
Bald erröten, bald erblassen:
Wer hat ihn hereingelassen,
Dessen Stimme zu uns drang?
Wahnsinn spricht aus diesem Alten;
Soll er uns das Volk verlocken?
Sorgt, den Toren festzuhalten,
Laßt verstummen den Gesang!

Sang der sonderbare Greise
Immer noch im finstern Turme
Ruhig, heiter seine Weise:
„Bin, der in die Wüste schreit.
Schreien mußt' ich es dem Sturme;
Der Propheten Lohn erhalt' ich!
Unablässig, allgewaltig,
Unaufhaltsam naht die Zeit."

Deutsche Volkssagen.

„Die Sage will ihr Recht. Ich schreit' ihr nach."
Fouqué an Fichte. (Held d. N. II.)

1. Das Riesenspielzeug.

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer;
Du fragest nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

Einst kam das Riesenfräulein aus jener Burg hervor,
Erging sich sonder Wartung und spielend vor dem Tor
Und stieg hinab den Abhang bis in das Tal hinein,
Neugierig zu erkunden, wie's unten möchte sein.

Mit wen'gen raschen Schritten durchkreuzte sie den Wald,
Erreichte gegen Haslach das Land der Menschen bald,
Und Städte dort und Dörfer und das bestellte Feld
Erschienen ihren Augen gar eine fremde Welt.

Wie jetzt zu ihren Füßen sie spähend niederschaut,
Bemerkt sie einen Bauer, der seinen Acker baut;
Es kriecht das kleine Wesen einher so sonderbar,
Es glitzert in der Sonne der Pflug so blank und klar.

„Ei, artig Spielding!" ruft sie, „das nehm' ich mit nach Haus."
Sie kniet nieder, spreitet behend ihr Tüchlein aus
Und feget mit den Händen, was sich da alles regt,
Zuhaufen in das Tüchlein, das sie zusammenschlägt.

Und eilt mit freud'gen Sprüngen, man weiß, wie Kinder sind,
Zur Burg hinan und suchet den Vater auf geschwind:
„Ei, Vater, lieber Vater, ein Spielding wunderschön!
So Allerliebstes sah ich noch nie auf unsern Höhn."

Der Alte saß am Tische und trank den kühlen Wein,
Er schaut sie an behaglich, er fragt das Töchterlein:
„Was Zappeliges bringst du in deinem Tuch herbei?
Du hüpfest ja vor Freuden; laß sehen, was es sei!"

Sie spreitet aus das Tüchlein und fängt behutsam an,
Den Bauer aufzustellen, den Pflug und das Gespann;
Wie alles auf dem Tische sie zierlich aufgebaut,
So klatscht sie in die Hände und springt und jubelt laut.

Der Alte wird gar ernsthaft und wiegt sein Haupt und spricht:
„Was hast du angerichtet? das ist kein Spielzeug nicht!
Wo du es hergenommen, da trag' es wieder hin!
Der Bauer ist kein Spielzeug, was kommt dir in den Sinn!

Sollst gleich und ohne Murren erfüllen mein Gebot;
Denn wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot;
Es sprießt der Stamm der Riesen aus Bauernmark hervor;
Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!"

Burg Niedeck ist im Elsaß der Sage wohl bekannt,
Die Höhe, wo vorzeiten die Burg der Riesen stand;
Sie selbst ist nun verfallen, die Stätte wüst und leer,
Und fragst du nach den Riesen, du findest sie nicht mehr.

2. Die versunkene Burg.

Es ragt, umkrönt von Türmen, empor aus dunklem Forst
Ein steiler, luft'ger Felsen, das ist der Raubherrn Horst,
Und wie aus blauen Lüften der Aar auf seinen Fang,
So schießen sie auf Beute von dort das Tal entlang.

Drei Brüder sind's, auf Straßen zu Roß in blankem Stahl,
In Hermelin und Purpur daheim im Rittersaal,
In Blut und Lust und Sünden, in Stolz und Üppigkeit,
So schwelgen sie und prassen, gefürchtet weit und breit.

Und ihre freche Buhle weiß nicht, wie Hunger tut;
Sie prunkt in Gold und Seide und tritt aus Frevelmut
Die heil'ge Gottesgabe verächtlich in den Kot,
Sie geht einher auf Schuhen von feinem Weizenbrot.

Der Wächter hat gerufen: „Auf, Ritter, auf! zu Roß!
Von Reisigen erscheinet ein staubumwölkter Troß;
Das sind die fremden Kaufherrn, das ist der reiche Zug,
Die führen wenig Eisen, doch rotes Gold genug."

„Vergeßt nicht eure Buhle," ruft ihnen nach die Maid,
Schafft Gold und Edelsteine, schafft funkelndes Geschmeid',
Versorgt mit Singevögeln aufs neu' den Rosenhag,
Daß sich an ihrem Zwitschern mein Ohr erfreuen mag!"

Und bald mit Jubel ziehen sie wieder Burg hinan,
Vor ihnen die Gefangnen, gebunden Mann für Mann. —
„Wir bringen dir die Vögel, die du begehret hast,
Im Rosenhag zu zwitschern, und Goldes manche Last."

Der Rosenhag: tief öffnet und eng sich eine Gruft,
Das Burgverließ, es steiget empor der Leichen Duft;
Tief unten gähnt der Abgrund, ein jäher Felsenspalt;
Kein andrer Ausgang führt aus diesem Aufenthalt.

Da galt es zu verhungern. Der Angstruf, welcher drang
Aus diesem Schreckensschlunde, das war der Vogelsang;

Und wenn hinab sich stürzte, am Felsen sich zerschlug
Verzweiflungsvoll ein Opfer, das war der Vogelflug.

Sie stießen nun die Armen hinab in diesen Graus;
Da rief ein Greis, ein Priester, noch händeringend aus:
„Weh über euch, ihr Toren! die ihr verblendet seid,
Einst werden solche Werke mehr euch denn uns noch leid!"

Da rief ein Ritter grimmig: „Nun — Blutschuld, Sinnenlust?
Ich bin der eignen Werke vollkommen mir bewußt;
Ich will darüber brüten, bei meinem teuren Eid!
Bis zu dem Weltgerichte, sie werden mir nicht leid."

Da rief der andre höhnend: „Du willst der Rabe sein?
Die Sorg' um meine Werke, so wie die Lust, ist mein;
Ich selber will sie tragen, bei meinem teuren Eid!
Bis zu dem jüngsten Tage, sie werden mir nicht leid."

Da rief der dritte lachend: „Hinunter in den Schlund,
Als Nachtigall zu singen, der hier gebellt als Hund!
Ich trage meine Werke, bei meinem teuren Eid!
Bis an den Tag der Tage, sie werden mir nicht leid."

Wie frevelnd ihren Lippen das schnelle Wort entflohn,
Entgegnet aus der Tiefe ein Wehgeschrei dem Hohn,
Und „Amen!" ruft die Buhle, die höllisch gellend lacht;
Da schallt und rollt der Donner, der Felsen wankt und kracht.

Und jene kreischt verwandelt, es rauscht der Flügelschlag,
Sie schwingt sich in die Lüfte, verfinstert wird der Tag;
Die Erde, flammensprühend, eröffnet ihren Mund,
Und wie die Burg versunken, so ebnet sich der Grund.

Du forschest nach der Stätte, wo einst die stolze stand?
Du fragest nach dem Namen, wie jene sonst benannt? —
Vergebliches Beginnen! Es waltet das Gericht;
Vergessen und verschollen! die Sage weiß es nicht.

3. Die Männer im Zobtenberge.

Es wird vom Zobtenberge gar Seltsames erzählt:
Als tausend und fünfhundert und siebzig man gezählt,
Am Sonntag Quasimodo lustwandelte hinan
Johannes Beer aus Schweidnitz, ein schlichter, frommer Mann.

Er war des Berges kundig, und Schlucht und Felsenwand
Und jeder Stein am Stege vollkommen ihm bekannt;
Wo in gedrängtem Kreise die nackten Felsen stehn,
War diesmal eine Höhle, wo keine sonst zu sehn.

Er nahte sich verwundert dem unbekannten Schlund,
Es hauchte kalt und schaurig ihn an aus seinem Grund;
Er wollte zaghaft fliehen, doch bannt' ihn fort und fort
Ein lüsternes Entsetzen an nicht geheurem Ort.

Er faßte sich ein Herze, er stieg hinein und drang
Durch enge Felsenspalten in einen langen Gang;
Ihn lockte tief da unten ein schwacher Dämmerschein,
Den warf in ehrner Pforte ein kleines Fensterlein.

Die Pforte war verschlossen, zu welcher er nun kam;
Er klopfte, von der Wölbung erdröhnt' es wundersam;
Er klopfte noch zum andern, zum drittenmal noch an,
Da ward von Geisterhänden unsichtbar aufgetan.

An rundem Tische saßen in schwarzbehangnem Saal,
Erhellt von einer Ampel unsicher bleichem Strahl,
Drei lange, hagre Männer; betrübt und zitternd sahn
Ein Pergament vor ihnen sie stieren Blickes an.

Er, zögernd auf der Schwelle, beschaute sie genau, —
Die Tracht so altertümlich, das Haar so lang und grau; —
Er rief mit frommem Gruße: „Vobiscum Christi pax!"
Sie seufzten, leise wimmernd: „Hic nulla, nulla pax!"

Er trat nun von der Schwelle nur wen'ge Schritte vor,
Vom Pergamente blickten die Männer nicht empor;
Er grüßte sie zum andern: „Vobiscum Christi pax!"
Sie lallten zähneklappernd: „Hic nulla, nulla pax!"

Er trat nun vor den Tisch hin und grüßte wiederum:
„Pax Christi sit vobiscum!" sie aber bleiben stumm,
Erzitterten und legten das Pergament ihm dar:
„Hic liber obedientiae" darauf zu lesen war.

Da fragt' er, wer sie wären. — Sie wüßten's selber nicht.
Er fragte, was sie machten. — Das endliche Gericht
Erharrten sie mit Schrecken und jenen jüngsten Tag,
Wo jedem seiner Werke Vergeltung werden mag.

Er fragte, wie sie hätten verbracht die Zeitlichkeit,
Was ihre Werke wären. Ein Vorhang wallte breit
Den Männern gegenüber und bildete die Wand;
Sie bebten, schwiegen, zeigten darauf mit Blick und Hand.

Dahin gewendet hob er den Vorhang schaudernd auf:
Geripp' und Schädel lagen gespeichert da zuhauf;
Vergebens war's mit Purpur und Hermelin verdeckt,
Drei Schwerter lagen drüber, die Klingen blutbefleckt.

Drauf er, ob zu den Werken sie sich bekennten. — „Ja."
Ob solche gute waren, ob böse. — „Böse, ja."
Ob leid sie ihnen wären. Sie senkten das Gesicht,
Erschraken und verstummten: sie wüßten's selber nicht.

4. Der Birnbaum auf dem Walserfeld.

Es ward von unsern Vätern mit Treuen uns vermacht
Die Sage, wie die Väter sie ihnen überbracht;
Wir werden unsern Kindern vererben sie auf's neu';
Es wechseln die Geschlechter, die Sage bleibt sich treu.

„Das Walserfeld bei Salzburg" bezeichnet ist der Ort,
Dort steht ein alter Birnbaum, verstümmelt und verdorrt;
Das ist die rechte Stätte, der Birnbaum ist das Mal,
Geschlagen und gewürget wird dort zum letztenmal.

Und ist die Zeit gekommen, und ist das Maß erst voll, —
Ich sage gleich das Zeichen, woran man's kennen soll —
So wogt aus allen Enden der sündenhaften Welt
Der Krieg mit seinen Schrecken heran zum Walserfeld.

Dort wird es ausgefochten, dort wird ein Blutbad sein,
Wie keinem noch die Sonne verliehen ihren Schein;
Da rinnen rote Ströme die Wiesenrain' entlang,
Da wird der Sieg den Guten, den Bösen Untergang.

Und wann das Werk vollendet, so deckt die Nacht es zu,
Die müden Streiter legen auf Leichen sich zur Ruh';
Und wann der junge Morgen bescheint das Blutgefild,
Da wird am Birnbaum hangen ein blanker Wappenschild.

Nun sag' ich euch das Zeichen: Ihr wißt den Birnbaum dort,
Er trauert nun entehret, verstümmelt und verdorrt;

Schon dreimal abgehauen, schlug dreimal auch zuvor
Er schon aus seiner Wurzel zum stolzen Baum empor.

Wann nun sein Stamm, der alte, zu treiben neu beginnt,
Und Saft im morschen Holze aufs neu' lebendig rinnt,
Und wann den grünen Laubschmuck er wieder angetan,
Das ist das erste Zeichen, es reift die Zeit heran.

Und hat er seine Krone erneuet dicht und breit,
So rückt heran bedrohlich die lang' verheißne Zeit:
Und schmückt er sich mit Blüten, so ist das Ende nah';
Und trägt er reiche Früchte, so ist die Stunde da.

Der heuer ist gegangen zum Baum und ihn befragt,
Hat wundersame Kunde betroffen ausgesagt;
Ihn wollte schier bedünken, als rege sich der Saft,
Und schwöllen schon die Knospen mit jugendlicher Kraft.

Ob voll das Maß der Sünde? ob reifet ihre Saat
Der Sichel schon entgegen? ob die Erfüllung naht?
Ich will es nicht berufen, doch dünkt mich eins wohl klar:
Es sind die Zeiten heuer gar ernst und sonderbar.

5. Die Weiber von Winsperg.

Der erste Hohenstaufen, der König Konrad, lag
Mit Heeresmacht vor Winsperg seit manchem langen Tag;
Der Welfe war geschlagen, noch wehrte sich das Nest,
Die unverzagten Städter, die hielten es noch fest.

Der Hunger kam, der Hunger! das ist ein scharfer Dorn;
Nun suchten sie die Gnade, nun fanden sie den Zorn.
„Ihr habt mir hier erschlagen gar manchen Degen wert,
Und öffnet ihr die Tore, so trifft euch doch das Schwert."

Da sind die Weiber kommen: „Und muß es also sein,
Gewährt uns freien Abzug! wir sind vom Blute rein."
Da hat sich vor den Armen des Helden Zorn gekühlt,
Da hat ein sanft Erbarmen im Herzen er gefühlt.

„Die Weiber mögen abziehn, und jede habe frei,
Was sie vermag zu tragen und ihr das Liebste sei!
Laßt ziehn mit ihrer Bürde sie ungehindert fort!
Das ist des Königs Meinung, das ist des Königs Wort."

Und als der frühe Morgen im Osten kaum gegraut,
Da hat ein seltnes Schauspiel vom Lager man geschaut:
Es öffnet leise, leise sich das bedrängte Tor,
Es schwankt ein Zug von Weibern mit schwerem Schritt hervor.

Tief beugt die Last sie nieder, die auf dem Nacken ruht,
Sie tragen ihre Eh'herrn, das ist ihr liebstes Gut.
„Halt an die argen Weiber!" ruft drohend mancher Wicht; —
Der Kanzler spricht bedeutsam: „Das war die Meinung nicht."

Da hat, wie er's vernommen, der fromme Herr gelacht:
„Und war es nicht die Meinung, sie haben's gut gemacht;
Gesprochen ist gesprochen, das Königswort besteht,
Und zwar von keinem Kanzler zerdeutelt und zerdreht."

So war das Gold der Krone wohl rein und unentweiht,
Die Sage schallt herüber aus halbvergess'ner Zeit.
Im Jahr elfhundertvierzig, wie ich's verzeichnet fand,
Galt Königswort noch heilig im deutschen Vaterland.

Abdallah.

(Tausendundeine Nacht.)

Abdallah liegt behaglich am Quell der Wüste und ruht,
Es weiden um ihn die Kamele, die achtzig, sein ganzes Gut;
Er hat mit Kaufmannswaren Balsora glücklich erreicht,
Bagdad zurückzugewinnen, wird ledig die Reise ihm leicht.

Da kommt zur selben Quelle, zu Fuß am Wanderstab,
Ein Derwisch ihm entgegen, den Weg von Bagdad herab.
Sie grüßen einander, sie setzen beisammen sich zum Mahl
Und loben den Trunk der Quelle und loben Allah zumal.

Sie haben um ihre Reise teilnehmend einander befragt,
Was jeder verlangt zu wissen, willfährig einander gesagt;
Sie haben einander erzählet von dem und jenem Ort,
Da spricht zuletzt der Derwisch ein gar bedächtig Wort:

„Ich weiß in dieser Gegend, und kenne wohl den Platz
Und könnte dahin dich führen, den unermeßlichsten Schatz.
Man möchte daraus belasten mit Gold und Edelgestein
Wohl achtzig, wohl tausend Kamele, es würde zu merken nicht sein."

Abdallah lauscht betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder, o führe dahin mich gleich!
Dir kann der Schatz nicht nützen, du machst mich glücklich und reich.

Laß dort mit Gold uns beladen die achtzig Kamele mein,
Nur achtzig Kameleslasten, es wird zu merken nicht sein,
Und dir, mein Bruder, verheiß' ich zu deines Dienstes Sold,
Das beste von allen, das stärkste, mit seiner Last von Gold."

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, ich hab' es anders gemeint,
Dir vierzig Kamele, mir vierzig, das ist, was billig mir scheint;
Den Wert der vierzig Tiere empfängst du millionenfach,
Und hätt' ich geschwiegen, mein Bruder, o denke, mein Bruder, doch nach!"

„Wohlan, wohlan, mein Bruder, laß gleich uns ziehen dahin,
Wir teilen gleich die Kamele, wir teilen gleich den Gewinn."
Er sprach's, doch taten ihm heimlich die vierzig Lasten leid;
Dem Geiz in seinem Herzen gesellte sich der Neid.

Und so erhoben die beiden vom Lager sich ohne Verzug;
Abdallah treibt die Kamele, der Derwisch leitet den Zug.
Sie kommen zu den Hügeln; dort öffnet, eng' und schmal,
Sich eine Schlucht zum Eingang in ein geräumig Tal.

Schroff, überhangend umschließet die Felswand rings den Raum,
Noch drang in diese Wildnis des Menschen Fuß wohl kaum.
Sie halten; bei den Tieren Abdallah sich verweilt,
Der sie, der Last gewärtig, in zwei Gefolge verteilt.

Indessen häuft der Derwisch am Fuß der Felsenwand
Verdorrtes Gras und Reisig und steckt den Haufen in Brand;
Er wirft, so wie die Flamme sich prasselnd erhebt, hinein
Mit seltsamem Tun und Reden viel kräftige Spezerein.

In Wirbeln wallt der Rauch auf, verfinsternd schier den Tag;
Die Erde bebt, es dröhnet ein starker Donnerschlag;
Die Finsternis entweichet, der Tag bricht neu hervor,
Es zeigt sich in dem Felsen ein weitgeöffnet Tor.

Es führt in prächtige Hallen, wie nimmer ein Aug' sie geschaut,
Aus Edelgestein und Metallen von Geistern der Tiefen erbaut;

Es tragen goldne Pilaster ein hohes Gewölb' von Kristall,
Hellfunkelnde Karfunkeln verbreiten Licht überall.

Es lieget zwischen den goldnen Pilastern, unerhört,
Das Gold hoch aufgespeichert, des Glanz den Menschen betört;
Es wechseln mit den Haufen des Goldes, die Hallen entlang,
Demanten, Smaragden, Rubinen, dazwischen nur schmal der Gang.

Abdallah schaut's betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
Sie schreiten zum Werke; der Derwisch hat klug sich Demanten erwählt,
Abdallah wühlet im Golde, im Golde, das nur ihn beseelt.

Doch bald begreift er den Irrtum und wechselt die Last und tauscht
Für Edelgestein und Demanten das Gold, des Glanz ihn berauscht,
Und was er fortzutragen die Kraft hat, minder ihn freut,
Als, was er liegen muß lassen, ihn heimlich wurmt und reut.

Geladen sind die Kamele, schier über ihre Kraft;
Abdallah sieht mit Staunen, was ferner der Derwisch schafft;
Der geht den Gang zu Ende und öffnet eine Truh'
Und nimmt daraus ein Büchschen und schlägt den Deckel zu.

Es ist von schlichtem Holze und, was darin verwahrt,
Gleich wertlos, scheint nur Salbe, womit man salbt den Bart;
Er hat es prüfend betrachtet, das war das rechte Geschmeid';
Er steckt es wohlgefällig in sein gefaltet Kleid.

Drauf schreiten hinaus die beiden, und draußen auf dem Plan
Vollbringt der Derwisch die Bräuche, wie er's beim Eintritt getan;
Der Schatz verschließt sich donnernd; ein jeder übernimmt
Die Hälfte der Kamele, die ihm das Los bestimmt.

Sie brechen auf und wallen zum Quell der Wüste vereint,
Wo sich die Straßen trennen, die jeder zu nehmen meint;
Dort scheiden sie und geben einander den Bruderkuß;
Abdallah erzeigt sich erkenntlich mit tönender Worte Erguß.

Doch wie er abwärts treibet, schwillt Neid in seiner Brust;
Des andern vierzig Lasten, die dünken ihn eigner Verlust:
Ein Derwisch solche Schätze, die eignen Kamele, — das kränkt,
Und was bedarf der Schätze, wer nur an Allah denkt?

„Mein Bruder, hör', mein Bruder!" — so folgt er seiner Spur —
„Nicht um den eignen Vorteil, ich denk' an deinen nur;
Du weißt nicht, welche Sorgen, und weißt nicht, welche Last
Du, Guter, an vierzig Kamelen dir aufgebürdet hast.

Noch kennst du nicht die Tücke, die in den Tieren wohnt;
O glaub' es mir, der Mühen von Jugend auf gewohnt,
Versuch' ich's wohl mit achtzig, dir wird's mit vierzig zu schwer,
Du führst vielleicht noch dreißig, doch vierzig nimmermehr."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn!
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seiner Gier:
Und wenn ich zwanzig begehrte, der Tor, er gäbe sie mir,
Er kehrt zurück im Laufe, es muß versuchet sein;
Er ruft, ihn hört der Derwisch und harret gelassen sein.

„Mein Bruder, hör' mein Bruder, o traue meinem Wort;
Du kommst, unkundig der Wartung, mit dreißig Kamelen nicht fort;
Die widerspenstigen Tiere sind störriger, denn du denkst,
Du machst es dir bequemer, wenn du mir zehn noch schenkst."

Darauf der Derwisch: „Ich glaube, daß recht du haben magst;
Schon dacht' ich bei mir selber, was du, mein Bruder, mir sagst.
Nimm, wie dein Herz begehret, von diesen Kamelen noch zehn!
Du sollst von deinem Bruder nicht unbefriedigt gehn."

Und wie so leicht gewähret, das kaum er sich gedacht,
Da ist in seinem Herzen erst recht die Gier erwacht;
Er hört nicht auf, er fordert, wohl ohne sich zu scheun,
Noch zehen von den zwanzig und von den zehen neun.

Das eine nur, das letzte, dem Derwisch übrig bleibt,
Noch dies ihm abzufordern, des Herzens Gier ihn treibt;
Er wirft sich ihm zu Füßen, umfasset seine Knie:
„Du wirst nicht nein mir sagen, noch sagtet du nein mir nie."

„So nimm das Tier, mein Bruder, wonach dein Herz begehrt!
Es ist, daß trauernd du scheidest von deinem Bruder, nicht wert.
Sei fromm und weis' im Reichtum, und beuge vor Allah dein Haupt,
Der, wie er Schätze spendet, auch Schätze wieder raubt."

Abdallah dankt und scheidet und denkt in seinem Sinn:
Wie mochte der Tor verscherzen so leicht den reichen Gewinn?
Da fällt ihm ein das Büchschen: Das ist das rechte Geschmeid',
Wie barg er's wohlgefällig in sein gefaltet Kleid!

Er kehrt zurück: „Mein Bruder, mein Bruder, auf ein Wort!
Was nimmst du doch das Büchschen, das schlechte, mit dir noch fort?
Was soll dem frommen Derwisch der weltlich eitle Tand?" —
„So nimm es!" spricht der Derwisch und legt es in seine Hand.

Ein freudiges Erschrecken den Zitternden befällt,
Wie er auch noch das Büchschen, das rätselhafte, hält;
Er spricht, kaum dankend, weiter: „So lehre mich nun auch,
Was hat denn diese Salbe für einen besondern Gebrauch?"

Der Derwisch: „Groß ist Allah, die Salbe wunderbar:
Bestreichst du dein linkes Auge damit, durchschauest du klar
Die Schätze, die schlummernden alle, die unter der Erde sind;
Bestreichst du dein rechtes Auge, so wirst du auf beiden blind."

Und selber zu versuchen die Tugend, die er kennt,
Der wunderbaren Salbe, Abdallah nun entbrennt:
„Mein Bruder, hör', mein Bruder! Du machst es besser, traun!
Bestreiche mein Auge, das linke, und laß die Schätze mich schaun!"

Willfährig tut's der Derwisch; da schaut er unterwärts
Das Gold in Kammern und Adern, das gleißende, schimmernde Erz;
Demanten, Smaragden, Rubinen, Metall und Edelgestein,
Sie schlummern unten und leuchten mit seltsam lockendem Schein.

Er schaut's und starrt betroffen, ihn blendet des Goldes Glanz,
Es rieselt ihm kalt durch die Adern, und Gier erfüllet ihn ganz.
Er denkt: Würd' auch bestrichen mein rechtes Auge zugleich,
Vielleicht besäß' ich die Schätze und würd' unermeßlich reich.

„Mein Bruder, hör', mein Bruder, zum letztenmal mich an!
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke getan;
Noch diese meine Bitte, die letzte, gewähre du mir;
Dann scheiden unsre Wege, und Allah sei mit dir!"

Darauf der Derwisch: „Mein Bruder, nur Wahrheit sprach mein Mund,
Ich machte dir die Kräfte von deiner Salbe kund.
Ich will, nach allem Guten, das ich dir schon erwies,
Die strafende Hand nicht werden, die dich ins Elend stieß."

Nun hält er fest am Glauben und brennt vor Ungeduld,
Den Neid, die Schuld des Herzens, gibt er dem Derwisch schuld;
Daß dieser sich so weigert, das ist für ihn der Sporn;
Der Gier in seinem Herzen gesellet sich der Zorn.

Er spricht mit höhnischem Lachen: „Du hältst mich für ein Kind;
Was sehend auf einem Auge, macht nicht auf dem andern mich blind;
Bestreiche mein rechtes Auge, wie du das linke getan,
Und wisse, daß, falls du mich reizest, Gewalt ich brauchen kann!"

Und wie er nach der Drohung die Tat hinzugefügt,
Da hat der Derwisch endlich stillschweigend ihm genügt;
Er nimmt zur Hand die Salbe, sein rechtes Aug' er bestreicht — —
Die Nacht ist angebrochen, die keinem Morgen weicht.

„O Derwisch, arger Derwisch, du doch die Wahrheit sprachst,
Nun heile, Kenntnisreicher, was selber du verbrachst!" —
„Ich habe nichts verbrochen; dir ward, was du gewollt,
Du stehst in Allahs Händen, der alle Schulden zollt."

Er fleht und schreit vergebens und wälzet sich im Staub;
Der Derwisch, abgewendet, bleibt seinen Klagen taub;
Der sammelt die achtzig Kamele und gen Balsora treibt,
Derweil Abdallah verzweifelnd am Quell der Wüste verbleibt.

Die nicht er schaut, die Sonne vollbringet ihren Lauf,
Sie ging am andern Morgen, am dritten wieder auf;
Noch lag er da verschmachtend; ein Kaufmann endlich kam,
Der nach Bagdad aus Mitleid den blinden Bettler nahm.

Der heilige Martin, Bischof von Tours.

(Legende.)

„Diesen Martin," rief der Satan, —
„Fürchtet nichts, ihr Höllengeister,
Fürchtet nichts, und hört den Rat an,
Den geschmiedet euer Meister! —
Diesen Martin, der, geplaget,
Angefochten, — unverzaget,
Unverfährdet, uns zum Hohn,
Wiederbringt die Kreaturen,
Die zu unsern Zeichen schwuren,
Dem verhaßten Menschensohn,

Diesen gilt es zu verderben;
Also will um ihn ich werben,
Zählt ihn zu den Unsern schon!"

Redend hat der Geist der Lüge
Form und Körper angenommen,
Und es sind des Heilands Züge,
Welche seiner Arglist frommen. —
„Fürchtet nichts, o Vielgetreue,
Fürchtet nichts, wenn euch aufs neue
Tief verhaßt der Anblick kränkt;
Fürchtet nichts, ich bin der Alte,
Der, wie er sein Antlitz falte,
Alten Grolles nur gedenkt!
Ihm, den sie den Heil'gen schelten,
Will ich für den Juden gelten,
Bis er seine Seel' uns schenkt."

Und in Purpur prunkt er eitel,
Gleich den Königen der Erde,
Die Tiar' auf seiner Scheitel,
Stolz und Hochmut die Gebärde.
Und die Teufel faßt ein Grauen,
Wie das Schreckenbild sie schauen,
Und ein Weheruf erschallt;
Heulend stürzen sie vonsammen,
Suchen Schutz in ew'gen Flammen
Vor des Rächers Allgewalt;
Und mit Angst erfüllt nicht minder
Auch den argen Trugs-Erfinder
Die erfrevelte Gestalt.

Bischof Martin liegt indessen,
Lieb' im Herzen, Hoffnung, Glaube,
Tief in Demut, selbstvergessen,
Vor dem Kruzifix im Staube:
„Der du starbst, uns zu erlösen,
Sieh uns Schwache von dem Bösen,
Von der Sünde Garn umstellt;
Straf' uns nicht in deinem Zorne,
Wasch' uns rein im Gnadenborne
Von der Schuld, die auf uns fällt!"

Und es tritt der Geist der Lüge
Vor ihn hin, er trägt die Züge
Des Erlösers dieser Welt.

Und in Purpur prunkt er eitel,
Gleich den Königen der Erde,
Die Tiar' auf seiner Scheitel,
Stolz und Hochmut die Gebärde;
„Martin, sieh', ich bin der wahre
Christus, und ich offenbare
Dem mich, der zu mir sich neigt;
Und es ist dir anbefohlen,
Anzubeten unverhohlen,
Der sich deinen Augen zeigt."
Martin starrt, die Augen offen,
Schier entrüstet und betroffen
Den Versucher an und schweigt.

Und der Arge redet wieder:
„Christus bin ich und befehle:
Falle betend vor mir nieder,
Und ergib mir deine Seele!"
Er darauf: „Der Allerbarmer
War hienieden selbst ein Armer!
Er, die Wahrheit, er, das Licht,
Er, mein Christus, starb am Holze;
Aber dich in deinem Stolze,
Dich — entfleuch! — dich kenn' ich nicht."
Und es war der Trug zerstoben;
Martin, seinen Gott zu loben,
Liegt im Staube fromm und schlicht.

Abba Gloſk Leczeka.

Es schallen gut im Liede der Purpur und das Schwert,
Doch hüllt sich oft in Lumpen, der auch ist preisenswert;
Ich führ' euch einen Juden und Bettler heute vor,
Den Abba Gloſk Leczeka; verschließt ihm nicht das Ohr!

Er harrte vor der Türe von Moses Mendelssohn
Gelassen und geduldig vor Sonnenaufgang schon;
Wie hoch in Himmelsräumen zu steigen sie begann,
Trat erst aus seiner Wohnung der weitberühmte Mann.

Ihn grüßt der fremde Bettler in polnisch jüd'scher Tracht,
Sein Gruß den Schriftgelehrten dem andern kenntlich macht;
Er aber geht vorüber: „An Zeit es mir gebricht!" —
Der Fremde weicht zurücke, doch von der Schwelle nicht.

Und Mittag ward's und Abend, und als zur Nacht es ging,
Die Stadt in ihren Straßen die Schatten schon empfing,
Kam heim zu seinem Herde der weitberühmte Mann;
Da grüßt' ihn noch der Bettler, wie morgens er getan.

Er sucht in seiner Börse nach einem Silberstück,
Ihm hält der fremde Bettler die milde Hand zurück:
„Das nicht von dir begehr' ich, nur dein lebend'ges Wort;
Mich führt der Durst nach Wahrheit allein an diesen Ort." —

„Du scheinst der kleinen Gabe bedürftig mir zu sein." —
„Du hältst mich für unwürdig der größern!" — „Tritt herein!
Suchst redlich du die Wahrheit, die vielen so verhaßt,
So sei dem Gleichgesinnten ein liebgehegter Gast!"

Beim wogenden Gespräche, beim häuslich trauten Mahl,
Beim Becher edlen Weines, dem flüss'gen Sonnenstrahl
Erblüht dem fremden Bettler die Rede wunderbar,
Ein Gläub'ger und ein Denker, wie nie noch einer war.

Er hat des Wortes Fessel gesprengt mit Geisteskraft,
Er hängt am Guten, Wahren so recht mit Leidenschaft,
Er sprühet Lichtgedanken so machtvoll vor sich hin,
So eignen Reiz verleiht ihm sein heitrer, froher Sinn.

Und ob des seltnen Mannes verwundert und erfreut,
Der seine Neigung fesselt und Ehrfurcht ihm gebeut,
Fragt Mendelssohn ihn traulich: „Wie haben Schul' und Welt
So seltsam dich erzogen und deinen Geist erhellt?"

Drauf er: „Du lenkst vom Lichte die Blicke niederwärts,
Zu forschen nach dem Menschen und schauen ihm ins Herz;
Ich zeige mich dem Freunde und meinen Weg und Ziel
Und melde, wie die Binde mir von den Augen fiel.

Mein Forschen und mein Trachten, das bin ich selbst und ganz;
Minuten, so wie diese, sind meines Lebens Glanz;
Ich trage sechzig Jahre noch frisch und wohlgemut,
Noch schmilzt den Schnee des Alters des Herzens innre Glut.

Zu Glosk in unsern Schulen bekam ich Unterricht;
Der Talmud und der Talmud! sie wußten andres nicht;
Verhangen und verfinstert das göttliche Gebot,
Das leis' aus tiefstem Herzen sich doch mir mahnend bot!

Wie hab' ich oft mit Schmerzen die stumme Mitternacht
Auf ihren toten Büchern verstört herangewacht!
Wie hätt' ich fromm und willig den Lehrern nur geglaubt,
Und wiegte doch verneinend mein sorgenschweres Haupt!

Und nun ich sollte lehren, so wie ich selbst belehrt,
Da hat sich mir die Rede gar wundersam verkehrt;
Da schalt aus mir die Stimme auf Satzungen und Trug,
Dem Blitze zu vergleichen, der aus den Wolken schlug.

Sie haben sich entsetzet, sie haben mich fortan
Bedrohet und gefährdet und in den Bann getan;
Ich hatte mich gefunden, ich war, der ich nun bin,
Ich folgte meiner Sendung mit leichtem, freud'gem Sinn.

So wallt' ich, in der Heimat ein Fremder, nun hinfort
Verstoßen, fluchbeladen, unstät von Ort zu Ort,
Und forschte, sprach und lehrte und trachtete doch nur,
Das arme Volk zu leiten auf eine bess're Spur.

Und dreizehn Bücher hatt' ich verfaßt mit allem Fleiß;
Die Bücher, sie enthielten das Beste, was ich weiß;
Zu Wilna, o! da waren fast grausam allzusehr
Die Ältesten des Volkes, wie nirgends anders mehr.

Sie haben meine Bücher zerrissen insgesamt
Und haben zu den Flammen sie ungehört verdammt;
Sie schichteten den Holzstoß beim alten Apfelbaum
Vor ihrer Synagoge im innern Hofesraum.

Da standen in dem Rauche die Alten blöd' und blind,
Den schlug auf sie hernieder ein mächt'ger Wirbelwind;
Gereinigt schwang die Flamme sich zu dem höhern Licht;
Den Geist, das Licht, die Sonne vernichten sie doch nicht.

Ich selbst, ich sollte sterben, kaum heimlich war der Rat;
Doch fand sich ein Rabbiner, der um mein Leben bat;
Ich wurde bloß gegeißelt, und als man frei mich gab,
So griff ich heitern Sinnes zu meinem Wanderstab.

Der freud'ge, rüst'ge Waller zieht über Berg und Tal,
Ihm scheinet, ihn erwärmet der lieben Sonne Strahl;
Der Schoß der grünen Erde empfängt mit rechter Lust
Sein müdes Haupt am Abend, er ruht an Mutterbrust.

Wer je von seinen Brüdern den Hunger selber litt,
Teilt ihm vom letzten Brote gern einen Brocken mit;
Er zieht durch Land und Städte und rühmt sich reich und frei
Und weiß von keiner Armut und keiner Sklaverei.

Vor Sprach- und Stammverwandten entquillt an jedem Ort
Aus übervollem Herzen ihm das lebend'ge Wort,
Zu lehren und zu bessern, zu sichten sonder Scheu
Den Glauben von dem Wahne, den Weizen von der Spreu.

Ist Felsen auch nur Boden, die Saat verstreue nur!
Es träufelt auf den Felsen wie auf die grüne Flur
Des Ew'gen milder Regen. Beharrlichkeit! Geduld!
Du zahlest deinem Schöpfer so deines Lebens Schuld.

Und herwärts zog mich mächtig und ahnungsvoll mein Herz,
Von deines Namens Klange gelockt, du reines Erz!
Du bist, den ich gesuchet, du, der, vom Wahne fern,
Zerbricht die hohle Schale und sucht nach ihrem Kern.

Das will auch ich, so reiche mir deine liebe Hand!
Wir schaffen hier und knüpfen ein gottgefällig Band;
Das Licht, das ist das Gute, die Finsternis, die Nacht,
Das ist das Reich der Sünde und ist des Bösen Macht.

Dir strömet von den Lippen ein ruhig klarer Born,
Es leiht gewalt'ge Worte mir oft ein heil'ger Zorn;
So laß vor unserm Volke zerreißen uns vereint
Des Aberglaubens Schleier, bis hell der Tag ihm scheint!

Nicht träge denn, nicht lässig! die Hand ans Werk gelegt!
Versammle du die Jünger; es tagt, die Stunde schlägt!
Wir hämmern an den Felsen, bis hell der Stein erklingt,
Und an das Licht der Sprudel lebend'gen Wassers springt."

Darauf mit Rührung lächelnd der Wirt zu seinem Gast:
„Genügt dir nicht, du Guter, was du erduldet hast?
Soll wiederum sich schichten ein Scheiterhaufen? kann
Die Geißel nicht dich lehren? du lehrbegier'ger Mann!

Du forschest nach der Wahrheit; erkenne doch die Welt,
Die fester, als am Glauben, am Aberglauben hält!
Was je gelebt im Geiste, gehört der Ewigkeit;
Nur ruft es erst ins Leben die allgewalt'ge Zeit.

Bleib' hie, und lerne schweigen, wo Sprechen nicht am Ort!
Du magst im stillen forschen, erwägen Geist und Wort
Und magst das Korn der Furche der Zeiten anvertraun;
Vielleicht wird einst dein Enkel die goldnen Saaten schaun."

Drauf er: „Du schweigst, du Kluger, und schweigen soll mein Mund;
So sprich, wer soll denn reden und tun die Wahrheit kund?
Du helles Licht des Geistes sollst leuchten freundlich mir;
Die Hand darauf! — Wir scheiden! mein Pfad, der trennt sich hier."

Er ging: dem Flammengeiste, dem Flammenherzen galt
Für Feigheit jede Vorsicht, und freundlich zürnend schalt
Ihn Mendelssohn vergebens; er ging und lehrt' und sprach,
Bis über ihn aufs neue das Ungewitter brach.

Die Ältesten des Volkes, entrüstet, luden ihn
Vor ihre Schranken: „Rede, was machst du in Berlin?" —
„Ich forsch' in dem Gesetze, darüber sprech' ich auch
Mit andern Schriftgelehrten nach hergebrachtem Brauch." —

„Du stehst in keinem Dienste? hast kein Gewerbe?" — „Nein!
Ich kann und will nicht handeln und mag nicht dienstbar sein." —
„Und wir, nach hies'ger Ordnung, verbieten diese Stadt
Dem ärgerlichen Neu'rer, der hier gelästert hat."

Darauf erhob sich Abba und sprach: „Hartherzigkeit,
Du bist zur Ordnung worden, du herrschest hier zurzeit!
Und kennt ihr den Propheten Jeremia denn nicht,
Der so aus meinem Munde zu euch, ihr Starren, spricht:

„„Die Missetat der Tochter von Sion, unerhört!
Verdunkelt Sodoms Sünde, die doch mein Grimm zerstört!""
Die Schrift und die Propheten, die les' ich Tag und Nacht
Und hab' auch andre Worte zu eigen mir gemacht!

„„Du sollst dich nicht entsetzen und sollst, du Menschenkind,
Vor ihnen dich nicht fürchten, die mir abtrünnig sind;
Du wohnst bei scharfen Dornen und Skorpionen dort;
Doch sollst du dich nicht fürchten, verkündest du mein Wort.""

Sie holten ihn am Abend wohl mit der Polizei,
Ihn auf die Post zu bringen, er rief den Freund herbei,
Der schafft' ihm einen Dienstschein; geschirmet war er so
Vor seinen Widersachern, sie waren des nicht froh.

Und eine Rechnung reichten zur Zahlung sie ihm dar,
Wo Postgeld nebst der Bütteln Gebühr verzeichnet war;
Er aber sprach und lachte: „Geduldet euch, ihr Herrn!
Hier paßt wohl ein Geschichtchen, und ich erzähl' es gern:

Den Unsern wird zu Lemberg ein kummervolles Los,
Die jungen Herrn, die Schüler, sind ganz erbarmungslos;
Den armen Unterdrückten mißhandeln sie und schmähn
Und werfen ihn mit Steinen, wo immer sie ihn sehn.

Als einer, den sie schlugen, nah' am Verscheiden war,
Vermaß sich die Gemeinde, bedrängt von der Gefahr,
Den Jesuiten-Obern zu klagen ihre Not;
Die haben unparteiisch erlassen ein Verbot:

„„Es dürfen nicht die Schüler aus eitlem Zeitvertreib
Die Juden so mißhandeln, daß sie an ihrem Leib
Beschädigt werden möchten; es wird auch untersagt
Blutrünstig sie zu schlagen, wie eben wird geklagt.

Ein arglos Schimpfen, Werfen, ein Stoß und solcherlei,
Das müssen sie erdulden und steht den Schülern frei,
Weil mancher unter diesen ist guter Eltern Kind,
Und Juden doch am Ende nur eben Juden sind.““

Ein Jud' in diesen Tagen, der her die Straße kam,
Bemerkte, daß ein Schüler ihn recht zum Ziele nahm.
Er bückte sich beizeiten und wich dem Stein noch aus,
Der klirrend flog ins Fenster dem nächsten Bürgerhaus.

Die Scheibe war zerbrochen; der Bürger säumte nicht
Und zog, Ersatz zu fordern, den Juden vor Gericht:
„„Denn hättest du gestanden dem Wurf, wie sich's gebührt,
So wurde von dem Steine mein Fenster nicht berührt.““

„„Ihr habt den Stein geworfen, ich habe mich gebückt,
So hat der Wurf die Scheibe des Nachbars nur zerstückt;
Ich soll die Scheibe zahlen, das Recht, das eure, spricht's;
Doch hat das Recht verloren, denn seht! ich habe nichts.““

Als jene sich entfernet, verblieben noch die zwei
Im traulichen Gespräche; sie dachten laut und frei;
Begegnen sich die Geister verwandt im Lichtrevier,
Das ist des Lebens Freude, das ist des Lebens Zier.

Und Abba zu dem Freunde: „Bin friedlich ja gesinnt;
Du siehst, daß allerorten sich Hader um mich spinnt;
Frei muß ich denken, sprechen und atmen Gottes Luft,
Und wer die drei mir raubet, der legt mich in die Gruft.

Von hinnen will ich ziehen, den Wanderstab zur Hand,
Ein Land der Freiheit suchen, nach Holland, Engeland;
Der Druck hat hier den Juden Bedrückung auch gelehrt;
Wohl wird er Duldung üben, wo Duldung er erfährt."

Und Mendelssohn dagegen und schüttelte das Haupt:
„Du liebewerter Schwärmer, der noch an Duldung glaubt,
Zeuch hin, dich bloßzugeben auch dort der Eulenbrut!
Dein zugewognes Glücksteil, das ist dein froher Mut." —

„Mein zugewognes Glücksteil, das ist die Liebe mein
Zu meinem Volk, mein Glaube, zu bessern müss' es sein,
Mein Hoffen, mitzuwirken dazu mit Gut und Blut;
Du nennst die drei zusammen, das ist mein froher Mut."

Und frohen Mutes nahm er den Wanderstab zur Hand
Und zog wohl in die Fremde, nach Holland, Engeland;
Den blut'gen Welterobrer verfolgt die Sage nur,
Vom Menschenfreund und Bettler verlieret sich die Spur.

Zurück nach manchen Jahren gleich frohen Mutes kam
Er nach Berlin gewandert; sein rechter Arm war lahm,
Und blind sein andres Auge, vernarbt sein Angesicht,
Sein Herz allein das alte, verändert war es nicht.

So trat er freundlich lächelnd vor Moses Mendelssohn:
„Wie dort es mir ergangen, du Kluger, siehst es schon;
Sie haben mich geschmähet, mißhandelt und verbannt;
War ihnen Macht gegeben, sie hätten mich verbrannt."

Und wieder frohen Mutes, da ihn Berlin verstieß,
Zog er nach seiner Heimat, die Haß ihm nur verhieß;
Da wallt' er rüst'gen Schrittes, ein Fremder, fort und fort,
Verstoßen, fluchbeladen, unstät von Ort zu Ort.

Einst sucht' er wohl vergebens seit manchem Tag vielleicht,
Wer ihm von seinem Brote das dürft'ge Stück gereicht;
Der Schoß der Mutter Erde empfing zur letzten Ruh'
Sein graues Haupt, ihm fielen die müden Augen zu.

Der neue Diogenes.

Was pressen sich die dichten Massen
Des Volkes in den engen Raum?
Es fassen, Amiens, deine Straßen
Das wogende Gedränge kaum. —
Der Kaiser naht, der Herr der Welt;
Hebt Siegeslieder an zu singen!
Er hat der Feinde Macht zerschellt,
Er naht, den Seinen Heil zu bringen! —

Der Freudenrausch, der sich ergossen,
Er läßt den einen unberührt;
Ein Steinmetz ist's, der unverdrossen
Den Meißel und den Hammer führt;
Der läßt den Zug vorübergehn
Und nicht im Tagewerk sich stören,
Als hab' er Augen nicht, zu sehn,
Als hab' er Ohren nicht, zu hören.

Vom Roß herab bemerkt von ferne
Der Kaiser dort den rüst'gen Mann;
Es reizt ihn, daß er kennen lerne,
Wer so von ihm sich sondern kann.
Er hat sich ihm genaht, er fragt:
„Was schaffst du da?" — „Den Stein behauen!"
Entgegnet der, und wie er's sagt,
Er kann ihm scharf ins Antlitz schauen.

„Ich sah dich bei den Pyramiden,
Du schlugst dich gut, du warst Sergeant;
Wie kam's, daß du den Dienst gemieden,
Vergessen hier und unbekannt?"
„Ich habe meine Schuldigkeit
Getan, o Herr, zu allen Stunden
Und ward nach ausgedienter Zeit
Von Eid und Kriegespflicht entbunden!" —

„Es tut mir leid, im Heer zu missen,
Wer brav sich hielt im Kriegeslauf;
Laß deinen kühnsten Wunsch mich wissen,
Des Kaisers Gnade sucht dich auf!“ —
„Ich brauche nichts; die Hände mein
Genügen noch, mich zu ernähren;
Laß mich behauen meinen Stein
Und deiner Gnade nicht begehren!

Georgis.

(Neugriechisch.)

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gib einem noch den Tod!
Wer aber bringt die Kunde aus ferner Heimat her?
Du trägst nun Sklavenbande in unsrer Feinde Heer.

Der Türke Ariph schaltet in Kretas ebnem Land,
Er hat die stolze Botschaft den Rajahs rings gesandt:
„Es sollen eure Töchter erscheinen allzumal,
Zu meiner Lust zu tanzen vor mir in meinem Saal!“

Und an Georgis' Vater sein Wort ergangen ist:
„Es werde deine Tochter beim Tanze nicht vermißt!“
Sie kam, und als am Abend er frei die andern sprach,
Da hat er sie erkoren zu seines Bettes Schmach.

Die Jungfrau, stark und tüchtig, von aller Hilfe bloß,
Entwand sich dem Versucher und rang sich von ihm los;
Im schnellen Lauf entflohen dem prunkenden Gemach,
Erreichte, fromm und züchtig, sie bald das heim'sche Dach.

Zu ihres Vaters Hause am Morgen Ariph ging,
Der Greis auf seiner Schwelle den argen Gast empfing;
Er schickt ihn aus zum Frondienst und bringt ins Innre nun;
Die Jungfrau sucht der Wilde, Gewalt ihr anzutun.

Vor ihr in ihrer Kammer in Waffen er erscheint,
Die Türen sind verschlossen, er nun zu siegen meint;
Mit mannlichem Erkühnen greift selber sie ihn an,
Er liegt vor ihr entwaffnet, ein furchtsam feiger Mann.

Da schwur er beim Propheten ihr einen teuren Eid,
Er würde nun und nimmer versuchen eine Maid;
Da gab sie dem Bezwungnen die Freiheit, aufzustehn,
Und schenkt' ihm seine Waffen und hieß hinaus ihn gehn.

Er aber zähneknirschend, der tiefen Schmach bewußt,
Nach blut'ger Rache dürstend, stößt schnell in ihre Brust
Denselben Dolch, den eben ihm ihre Hand gereicht;
Sie sinkt zu seinen Füßen, verblutet und erbleicht.

Vom Frondienst kommt der Alte zurück in böser Stund',
Er schaut die teure Leiche und ringt die Hände wund:
„Mein Sohn, mein Sohn Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gieb einem noch den Tod!"

Und Ariph hört den Jammer und schaut des Greises Schmerz; —
Es ist ein Schuß gefallen, die Kugel traf ins Herz;
Der Vater und die Tochter sind blutig nun vereint,
Und keiner ist vorhanden, der über beide weint.

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gieb einem noch den Tod!
Wer aber bringt dir Kunde aus ferner Heimat her?
Du trägst nun Sklavenbande in unsrer Feinde Heer.

Die Möwen bringen Kunde von Kretas heim'schen Strand',
Er hört die Möwen, schüttelt und sprengt sein Sklavenband;
Ein Landsmann schafft ihm Waffen, ein andrer Überfahrt;
Er brütet Tag und Nächte auf Rache seltner Art.

Was wühlt er stumm und graufig ein neugeschüttet Grab
Und stört die Leiche dessen, der ihm das Leben gab?
Wohl schneidet aus dem Herzen er Ariphs Blei hervor
Und ladet vielbedächtig damit sein Feuerrohr.

Der Türke hat vernommen, sein Feind ist heimgekehrt;
Er schickt ihm eine Botschaft, daß seiner er begehrt.
„Er möge heim mich suchen; ich traur' im öden Haus,
Ich komme nicht zu Ariph und trete nicht hinaus."

Wie jener es gehöret, erwacht der alte Groll;
Er rufet seine Türken und spricht bedeutungsvoll:
„Mir folgen zehn in Waffen! der Rajah spricht mir Hohn, —
Dem Vater und der Tochter gesell' ich noch den Sohn."

Er schreitet zu Georgis wohl in das Haus hinein;
Der Held saß überm Tische und trank den kühlen Wein;
Er greift nach seiner Waffe: „Hab' oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, dir schuld' ich noch den Tod."

Er spricht's und schießt zurücke die Kugel, die er nahm
Aus seines Vaters Leiche, auf den, von dem sie kam;
Er zielte nach dem Herzen und trifft, der Schütze, gut; —
Der Ariph wälzt sich röchelnd in seinem schwarzen Blut.

Georgis, Held Georgis, hast oft die Hände rot
Gefärbt in Türkenblute, gabst Ariph auch den Tod!
Dein Nachruhm lebt in Liedern in aller Griechen Mund
Und wird noch unsern Enkeln in späten Zeiten kund.

Lord Byrons letzte Liebe.

Byron ist erschienen! Der Kamönen
Und des Ares Zögling strahlt, ein Held,
Unter Hellas' heldenmüt'gen Söhnen
Auf dem blutgedüngten Freiheitsfeld.

Und ihm schlagen aller Griechen Herzen, —
Eines nicht, nach welchem er doch ringt;
Und er schafft sich unablässig Schmerzen,
Wo er selbst das Heil den Völkern bringt.

„Wie mein Volk, so will ich dich verehren!"
Mild, doch ungerührt die Jungfrau spricht;
„Magst die Krone von Byzanz begehren,
Meine Liebe nur begehre nicht!"

Eilig ward er einst zu ihr entboten,
Die der Stern ist seiner innern Nacht;
Stürmend folgt er, ahnungsvoll dem Boten —
Welch ein Schreckensbild vor ihm erwacht!

Starr lag, regungslos die Schmerzenreiche,
Um ein Schwert die rechte Hand geballt;
Langsam richtet sich empor die bleiche,
Geisterartig herrliche Gestalt.

Sie beginnt: „Du sollst es jetzt erfahren;
Frühe traf ich schon der Liebe Wahl,
Gab sein Schwert auch meinem Palikaren,
Als das Vaterland es mir befahl.

Scheidend sprach ich ernst in ernster Stunde:
Sieg nur oder Tod, das wissen wir;
Auf denn! und ein Wort aus treuem Munde:
Stirbst du unserm Volke, sterb' ich dir.

Du nun siehst mich dem Gestorbnen sterben;
Fallend sandt' er mir zurück sein Schwert;
Nimm es hin, du Dichterheld! Zum Erben
Solchen Gutes bist nur du mir wert!"

Mit Entsetzen forscht er, — und gelassen
Spricht sie: „Gift!" — und atmet, merklich kaum,
Und vollbracht ist's; — seine Arme fassen
Erst als Leiche seines Lebens Traum.

Byrons Züge seit der Stunde waren
Trüb' und nächtlich, wie sein düstres Los,
Und er nahm das Schwert des Palikaren
Bald mit sich hinab in Grabes Schoß.

Sophia Kondulimo und ihre Kinder.

(Ed. Blaquière, Letters from Greece. London, 1828.)

Du sinkest, Missolunghi, und liegst in Trümmern nun,
Bezeichnend nur den Friedhof, wo deine Helden ruhn;
Einziehend jauchzt der Moslem, der unserm Glauben flucht,
Und strauchelt über Leichen, wo er nach Sklaven sucht.

Sophia Kondulimo, die nun verwitwet stand, —
Ihr Gatte war gestorben den Tod fürs Vaterland —
Drückt ihre beiden Kinder an ihr gebrochnes Herz
Und mißt die nächste Zukunft mit grenzenlosem Schmerz.

Die blühnde Jungfrau gleichet an hoher Schönheit Ruhm
Der goldnen Aphrodite vom blinden Heidentum;
Nicht Jüngling noch zu nennen, der Knab' entschüttelt kaum
Der blondgelockten Stirne den frohen Kindheitstraum.

„Auf, auf! der wüste Lüftling, der Türke stürmt herbei!
Noch steht ein Tor uns offen! ob wohl noch Rettung sei?
Nimm, Sohn, des Vaters Waffen, du — gestern noch ein Kind,
Es spricht die Zeit dich mündig; nun sei, was Männer sind!

Der Schande gilt's zu wehren, die gräßlich uns bedroht;
Wir fliehen vor der Schande, wir fürchten nicht den Tod;
Den letzten Schuß verwahrst du, auf meinen Wink bereit!
Ich werde dir bezeichnen, das Ziel und auch die Zeit."

Es wälzt sich durch die Straßen, bedrängt von der Gefahr,
Der Witwen und der Waisen verzweiflungsvolle Schar,
Und flüchtend zu den Bergen, ergießt sie sich durchs Feld
Und wird in vollem Jammer vom Brand der Stadt erhellt.

Berittne Haufen schweifen und stellen auf dem Plan,
Sich Sklavinnen zu fangen, ein Menschentreiben an.
O weinet, meine Augen! ich kann im Elendmeer
Sophia mit den Ihren nicht unterscheiden mehr.

Dort taucht sie aus der Menge, dort, bei der Bergesschlucht;
O rette deine Kinder, beflügle deine Flucht!
Es brechen Menschenräuber dort aus dem Hinterhalt,
Und feldwärts jagen Reiter herbei mit Sturmgewalt.

Zu spät! Die Schmerzenreiche ermißt, was kommen muß;
Der Sohn, des Winks gewärtig, bereitet sich zum Schuß,
Und sie — verhüllt ihr Antlitz und ruft: „Der Türke naht! —
Dein Ziel — der Schwester Busen!" — Geschehen ist die Tat.

Stumm liegt zu ihren Füßen die göttergleiche Maid,
Von deren Herzens-Blutquell sich gräßlich färbt ihr Kleid.
„Hinweg, hinweg! Sie ruhet gesichert so vor Schmach;
Hinweg von dem Entsetzen, wovor das Herz uns brach!"

Sie sind nur wen'ge Schritte noch weiter ab geflohn,
Da sinkt an ihrer Seite verwundet auch der Sohn;
Und wie in ihren Armen sie ihn zu bergen glaubt,
Da blitzt ein Türkensäbel hernieder auf ihr Haupt.

Sie deckt den zarten Sprößling mit ihrem eignen Leib:
„Halt an! Und siehest Unmensch, du nicht, ich bin ein Weib!"
Der Türke hält, getroffen vom Mutter-Angstgeschrei,
Und sparet die Gefangnen für harte Sklaverei.

Woher auf jenem Eiland das freudige Gewühl?
Sie küssen dort den Boden mit frommem Dankgefühl.
Ja, Eynards Boten eilten zur blutgedüngten Statt;
Die Griechen-Sklaven sind es, die er erkaufet hat.

Sophia Kondulimo, du Schmerzensmutter, hier?
Und auch, den du gerettet, der Sohn zur Seite dir?
Bist du zu längerm Jammer hienieden aufgespart,
Das blut'ge Bild der Tochter in steter Gegenwart?

Noch bringen andre Schiffe der Freigekauften viel,
Und viel des bittern Elends erreicht der Hoffnung Ziel;
Der junge Kondulimo, gemischt in ihre Schar,
Teilt Freud' und Leid mit jedem, den Griechenland gebar.

„Wer bist du, Licht der Jungfraun? O wäre nicht geschehn,
Was selbst doch ich vollbrachte, ich dächte dich zu sehn;
O Schwester! — ja, du bist es, ja, meine Schwester du!
Nun führ' ich selbst der Mutter die Neugeborne zu!"

Eynard, du Freund der Menschheit, du segenreicher Mann,
Den auch der Dichter preisend nicht höher ehren kann!
Er beugt vor dir sich schweigsam und zollet dir gerührt
Mit Tränen frommer Ehrfurcht den Dank, der dir gebührt.

Chios.

1. Der Dichter.

„Auf! wach' auf! entsetzlich müssen
Fieberträume dich erschrecken!
Krampfhaft stöhnst du, — laß mit Küssen
Dich dein treues Weib erwecken!" —
Dank dir, Weib! verscheuchst die bangen
Träume, hegst mich traut umfangen,
Und noch starrt mein Haar empor;
Noch, wohin die Blicke schweifen,
Seh' ich blut'ge Leichen schleifen,
Schwebt der Greuel Bild mir vor.

Dieses Buch*) — es ist vergebens!
Laß an deiner Brust mich weinen!

*) Pouquevilles Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands VI. Buch.

Nimmer wird die Lust des Lebens
Wieder lächelnd mir erscheinen.
Chios, blühnder Friedensgarten,
Weh! du unterliegst dem harten,
Dem entmenschten Blutgericht;
Deine neunzigtausend Bürger
Sind erwürgt, es zürnt der Würger,
Daß an Opfern es gebricht.

Allah! ruft der Moslem, hauet
Greise nieder, Kinder, Frauen;
Christus! ruft der Rajah, schauet
Himmelwärts mit Hochvertrauen;
Er begehrt die heil'ge Palme; —
Menschen mähet der wie Halme,
Jauchzet auf ob Allahs Sieg. —
Das ist zu des Himmels Rache,
Das ist für die heil'ge Sache
Völker- und Vernichtungskrieg!

Die dem Wüterich zu Willen
Christensklaven hier verladen,
Schnöden Goldes Durst zu stillen,
Sich in Blut und Tränen baden,
Die nach Stambul blut'ge Glieder
Liefern der erschlagnen Brüder, —
Weh mir! sind — o Schand' und Spott!
Wagt mein Mund es auszusprechen? —
Franken sind es, und die Frechen
Nennen Christum ihren Gott.

Und die Pairs von Frankreich haben
Eines hohen Rats gepflogen,
Solcher Schandtat, solchen Knaben
Recht und Strafe zugewogen.
Du — Villele, sollst mir sagen,
Der, den Rat zu unterschlagen,
Du dich nicht entblödet hast:
Kennst du noch des Schlafes Mächte?
Nicht die Träume meiner Nächte
Tauscht' ich gegen deine Rast!

2. Die Brüder.

„Als von Samos du uns brachtest,
Logothetes, die Empörung,
Unglückselʼger, du bedachtest
Nicht die drohende Zerstörung,
Nicht Vehib und seine Rotte,
Ali nicht und seine Flotte,
Nicht der Asiaten Brut;
Du entfleuchst, — wir sind vernichtet;
Der gereizte Tiger richtet,
Sättigt sich in unserm Blut.“

Und er schreitet spähend, zagend
Über Schutt und zwischen Leichen,
Gold und Edelsteine tragend,
In die Festung sich zu schleichen.
Ach, er kommt, um zu den Füßen
Des Vehibs den Staub zu küssen,
Kommt, den Unmensch zu erflehn; —
Wird dem Glanz der Edelsteine,
Wird Vehib dem Goldesscheine
Unerbittlich widerstehn?

„Du und Ali habtʼs beraten:
Alle Geiseln müssen sterben,
Keiner soll von den Primaten
Unsers Volkes Gnadʼ erwerben. —
Nicht mit meinem Herrn zu rechten,
Kam ich her! mit euren Knechten
Schaltet, wie ihrʼs rätlich glaubt;
Nimm hier deines Sklaven Gabe,
Nimm, Herr, seine ganze Habe,
Nimm mein dargebrachtes Haupt!

Ja, mein Haupt! Der Geiseln einer
Ist mein Bruder; nicht den Guten
Strafʼ am Leben, nimm statt seiner
Mich, und laß für ihn mich bluten!
Er ist Vater vieler Kinder;
Haupt um Haupt, es zählt nicht minder
Meines als das teure Haupt.

Nimm hier deines Sklaven Gabe,
Nimm, Herr, meine ganze Habe,
Nimm mein dargebrachtes Haupt!"

Und es scheint, daß er sich freue
An dem Glanze des Metalles:
„Gilt dir, Rajah, Brudertreue
Überschwenglich mehr als alles?
Willst den Tod für ihn erleiden?
Wohl, ich werde euch nicht scheiden. —
Schafft zur Stelle, den er meint!"
Wie sie sich umarmen wollen,
Winkt er; — beider Häupter rollen,
Und der Tod hat sie vereint.

3. Die Märtyrer.

Welche nicht gewohnten Klänge
Hallen von den Klüften wieder?
Jubelruf und Festgesänge:
„Heil dem Kreuz!" und Siegeslieder.
Und der Türke schaut verzaget
Nach den Bergen hin und fraget,
Ob der Halbmond unterliegt.
Ja, die Christusstreiter waren
Stark in harten Kampfs Gefahren,
Ja, es hat das Kreuz gesiegt.

Neun Tag' ist das Blut geflossen;
Der Barbaren wilde Horden,
Die sich rings ins Land ergossen,
Fangen Menschen ein und morden.
Herdenweise heimgetrieben,
Wie sie fest im Glauben blieben,
Sind dem Tode sie geweiht;
Wen'ge sparet man zu Sklaven;
Sie zu feilschen, sind im Hafen
Fränk'sche Schiffe schon bereit.

Von den Bergen niederwallen
Sieht man einen neuen Haufen;
Diese sind, ach! abgefallen,
Sich vom Tode loszukaufen;

Türken, welche sie begleiten
Und voran dem Zuge reiten,
Triumphieren hoch entzückt;
Doch sie selbst mit dumpfem Schweigen
Und mit Schamerröten zeigen,
Wie die Schmach sie niederdrückt.

Wie zum Richtplatz sie gelangen
Und dem Tod ins Auge schauen,
Dort, wo ihre Brüder hangen,
Überwinden sie das Grauen;
Es erfaßt sie und sie beben
Vor der Sünde nur, dem Leben,
Vor der Schande bittrer Not:
„Heil dem Kreuze! wir sind Christen,
Wollen nicht das Leben fristen,
Gebt uns Märtyrern den Tod!"

Und der Pascha winkt im Grimme
Seinen Schergen, sie zu schlachten;
Laut erschallt von fester Stimme
Der Gesang der Christenschlachten;
Blut beginnt den Grund zu färben,
Und sie singen, und sie sterben,
Und des Kreuzes Hymne schallt,
Bis erfüllt des Himmels Wille,
Schauerlich in Todesstille
Endlich der Gesang verhallt.

4. Die Geretteten.

Vor der Wiege lieget blutig,
Jung und schön, der Mann erschlagen,
Hat die schweren Wunden mutig
Vorn auf seiner Brust getragen;
Auf der Wiege selber lieget,
Angeklammert, angeschmieget,
Regungslos das zarte Weib,
Und den Säugling, welcher weinet
Und der Brust bedürftig scheinet,
Deckt sie starr mit ihrem Leib.

Jourdain, der mit zweien Booten
Kam, die Küste zu erspähen
Und den letzten der Chioten
Rettung bringend beizustehen,
Jourdain sieht das Bild mit Schaudern,
Sucht die Mutter ohne Zaudern
Zu erwecken — kalt und tot!
Zitternd nimmt er in die Arme
Nun das Kind, es trieft das arme
Von der Mutter Blut so rot.

Schüsse, die er höret, ziehen
Ins Gebirg' ihn: mit Barbaren
Kämpft ein Grieche; jene fliehen,
Und befreiet von Gefahren,
Zeigt ihm dieser eine bleiche
Junge Frau, die auf die Leiche
Des durchbohrten Säuglings weint;
Trost will dieser Schmerzenreichen
Hochergraut ein Priester reichen,
Und er weint mit ihr vereint.

In den Schoß des jungen Weibes
Legt den Findling Jourdain nieder:
„Nahm das Kind dir deines Leibes
Gott, er schenket eins dir wieder,
Nennen sollst du's: Gottesgabe.
Aber auf! und folgt! ich habe
Boote dort bereit zur Fahrt."
Wie die Gatten folgend danken,
Redet zu dem edeln Franken
So der Priester, hochbejahrt:

„Zeuch mit Gott, der her dich sandte,
Und er leuchte deinen Wegen!
Der in dir zu uns sich wandte,
Spendet auch durch mich den Segen.
Schau' auf diese meine Haare,
Die gebleichet achtzig Jahre!
Nicht der Lust gehör' ich an;
Es geziemt mir, hier zu wandeln,
An den Brüdern so zu handeln,
Wie du, Fremder, hast getan."

5. Die Leichen.

Da, wo Chios einst gewesen,
Herrschet Stille sondergleichen;
Auf der Trümmerstatt verwesen
Zwanzigtausend Christenleichen;
Andre füllen Strand und Hafen;
Keine Rajah, keine Sklaven
Frönen mehr am öden Ort;
Es beginnt die Pest zu wüten,
Und, die Seuche zu verhüten,
Zog der Türke weiter fort.

Ausgespannt die dunkeln Flügel,
Deckt die Nacht die stummen Trümmer,
Doch wer geht, wer gräbt am Hügel
Einsam bei der Lampe Schimmer?
Ach! es ist der Gottesdiener,
Ist der fromme Kapuziner,
Der aus Frankreichs Konsulat:
Armer Greis! ins Grab sie betten
Muß er, die er jüngst von Ketten
Und vom Schwert errettet hat.

Das Gekreisch, was hat's zu schaffen,
Angstvoll auf dem Meer erhoben?
„Zu den Waffen! zu den Waffen!
Allah, sollen wir dich loben?
Schwarzer Ali, du sollst wachen!"
Donnerndes Geschützes-Krachen
Weckt den fernen Widerhall: —
„Zu den Waffen; Feinde kommen,
Rajahs kommen hergeschwommen,
Wagen einen Überfall!"

Und aus finstrer Wolkenschichte
Bricht hervor des Mondes Scheibe;
Schaudernd sehn sie bei dem Lichte,
Daß der Landwind Leichen treibe,
Leichen in gedrängten Scharen,
Rajah-Leichen, die da waren
Alis grauses Siegesmahl;

Angespült wie von Gedanken,
Legen sie sich um die Flanken
Seines Schiffes sonder Zahl.

Bischof Platon dort, der Greise,
Scheinet starr ihn anzuschauen,
Und es wird sein Blut zu Eise,
Es erfasset ihn ein Grauen;
Will sich diesem Graus entziehen,
Will vor seinen Toten fliehen —
Schwarzer Ali, nur gemach!
Sieh', in deines Kieles Gleise
Ziehn sie wunderbarerweise
Ihrem Mörder drohend nach.

6. Kanaris.

Mondlos ist die Nacht; im Dunkeln
Sieht man fernher von den Masten
Alis farb'ge Lichter funkeln;
Schwelgend feiert er die Fasten,
Hat auch für ein Fest zu sorgen:
Dem Propheten weiht er morgen
Kinder, die er jüngst geraubt;
Und die fränk'schen Schiffe brachten
Ihm Trophä'n von Kretas Schlachten,
Ihm Balestes blut'ges Haupt.

Siegsmusik und Hohn dem Armen!
Schwelge, schwelge noch Sekunden,
Hält dich fest in Flammenarmen
Doch dein Schicksal schon umwunden!
„Heil dem Kreuze!" — „Feuer! Feuer!"
Held Kanaris, Ungeheuer,
Leitete den Brander gut;
Deine Zeit ist um, die Flammen
Schlagen über dir zusammen,
Unter dir ergrimmt die Flut.

Unter gräßlichem Geheule
Stürzen krachend Mast' und Raaen,
Wirbelnd steigt die Feuersäule,
Keine Hilfe wagt zu nahen;

Sonder Führung und Gebote
Überfüllen sich die Boote,
Sie verschlingt des Meeres Schoß;
Glut erfaßt nach kurzem Jammer
Endlich auch die Pulverkammer, —
Ali, du erfüllst dein Los.

Schweigsam steuert — angegriffen,
Wird sein Boot er selber sprengen —
Held Kanaris zwischen Schiffen,
Die in blinder Flucht sich drängen, —
Keines mag um ihn sich kümmern —
Steuert zwischen Schiffestrümmern,
Bis er freier um sich schaut:
„Heil dem Kreuz!" vor Psaras Strande,
Vor dem teuren Vaterlande,
Flaggt er, als der Morgen graut.

„Seht die Flaggen! Heil dem Sieger!
Heil dem Rächer! Ihm zum Lohne,
Der erlegt den grimmen Tiger,
Lorbeer, winde dich zur Krone!"
Und, sein Steuerruder tragend,
Landet, schreitet ihr entsagend
Durch die Haufen, stumm und taub,
Barhaupt, barfuß zur Kapelle,
Und er wirft auf heil'ger Schwelle
Vor dem Kreuz sich in den Staub.

Korsische Gastfreiheit.

Die Blitze erhellen die finstere Nacht,
Der Regen strömt, der Donner kracht,
Der mächtige Wind im Hochwald saust,
Der wilde Gießbach schwillt und braust.

Und düsterer noch, als der nächtliche Graus,
Starrt Rocco, der Greis, in die Nacht hinaus;
Er stehet am Fenster und späht und lauscht
Und fährt zusammen, wenn's näher rauscht.

„Der Bote muß es, der blutige, sein.
Du bist es, Vetter Giuseppe? — Nein! —
Die Zeit ist träg, — es wird schon spat' —
Ist solche Nacht doch günstig der Tat.

Du, Polo, bringst uns selber dein Haupt,
Hast töricht die Rache schlafend geglaubt,
Hast her dich gewagt in unsern Bereich;
Die Rache wacht, das erfährst du gleich.

Du kommst doch über den Gießbach nicht.
Euch Schützen geben die Blitze Licht;
Geschmähet seid ihr, — trefft ihn gut!
Wascht rein die Schmach in seinem Blut!"

Da pocht's an die Tür; er fährt empor,
Er öffnet schnell; — wer steht davor? —
„Du, Polo? — zu mir? — zu solcher Zeit?
Was willst du? rede!" — „Gastlichkeit!

Die Nacht ist schaurig, unwegbar das Tal,
Es lauern mir auf die Deinen zumal." —
„Ich weiß dir Dank, daß würdig du hast
Von mir gedacht; willkommen mein Gast!"

Er führt ihn zu den Frauen hinein
Und heißt sie ihm bieten Brot und Wein;
Sie grüßen ihn staunend, gemessen und kalt;
Die Hausfrau schafft' ohn' Aufenthalt.

Sobald er am Herd sich gewärmt und gespeist,
Erhebt sich Rocco, der folgen ihn heißt,
Und führt ihn selbst nach dem obern Gemach:
„Schlaf' unbesorgt, dich schirmt mein Dach!"

Er steht, wie im Osten der Morgen graut,
Vor seinem Lager und rufet laut:
„Wach' auf! steh' auf! es ist nun Zeit,
Ich gebe dem Gast ein sichres Geleit."

Er reicht ihm den Imbiß und führet alsbald
Ihn längs des Tals durch den finsteren Wald
Und über den Gießbach die Schlucht hinan
Bis oben auf den freieren Plan.

„Hier scheiden wir. Nach Korsenbrauch
Hab' ich gehandelt, so tätest du auch;
Die Rache schlief, sie ist erwacht:
Nimm fürder vor mir dich wohl in acht!"

Der arme Heinrich.

Zueignung an die Brüder Grimm.

Ihr, die den Garten mir erschlossen,
Den Hort der Sagen mir enthüllt,
Mein trunknes Ohr mit Zauberklängen
Aus jener Märchenwelt erfüllt,

Ich schuld' es euch, daß, wie im Traume
Berührt, mein Saitenspiel erklang,
Und sich dem übervollen Busen
In Schmerz und Lust das Lied entrang.

Da wollt' ich euch zum Kranze winden
Die schönsten Blumen, die ich fand,
Doch abgelöst von ihrer Wurzel,
Verdorrten sie in meiner Hand.

Und immer sprach zu meinem Herzen
Ich zögernd: Also soll's nicht sein;
Unwürdig wirst den wackern Meistern
So nicht'ge Gabe du nicht weihn.

Und immer hofft' ich: Morgen, morgen! —
Ich ward indessen schwach und alt;
Nehmt heute denn des Greisen Gabe,
Bevor sein letztes Lied verhallt!

Wessen ist die Burg, die dort verödet
Mitten in dem schönen Schwaben trauert?
Gras und Farrenkraut bewächst die Stiegen,
Und die Eule nistet in den Türmen.

Guter Ritter Heinrich von der Aue,
Blume du der Jugend und der Schöne,
Klarer Spiegel aller Rittertugend,
Schwert der Kraft und Rosenhag der Milde,

Mund der Wahrheit, Fels der echten Treue,
Der Bedrängten Schirm und Hort, der Freunde
Ehrenschild und Banner, heller Stern du,
O, wie bist du, heller Stern, gefallen!

Seine Geißel hat der Herr geschwungen
Über den Weltseligen, ergriffen
Hat ihn schmählich Leid, ihn hat der Aussatz
Heimgesucht, und ekelnd abgewendet
Haben schnell sich, die an ihm gehangen.

Seht das Vorwerk dort am Waldesrande!
Weltverlassen hat der arme Heinrich
Dort beim Meier ein Asyl gefunden.
Und der Alte dienet ihm in Treuen,
Und die greise Mutter pfleget seiner,
Und das Töchterlein, das er im Scherz oft
Seine kleine Frau nennt, weiß gefällig,
Spielend, kosend, ihm des bittern Grames
Wolken von der Stirne zu verscheuchen.

Also war das dritte Jahr dem Dulder
Schon verstrichen, und er saß in Unmut
Düster brütend, als der gute Meier
Ihm zuredend sprach die flücht'gen Worte:

„Herr, ihr müsset dessen nicht verzagen!
Gibt's zu Montpellier und zu Salerno
Ja der kunsterfahrnen, weisen Meister
Viele noch, da sollt ihr Hilfe suchen!"

Drauf der arme Heinrich bitter lächelnd:
„Bin zu Montpellier und zu Salerno
Hilfe suchend früher wohl gewesen;
Von den weisen Meistern nicht der eine,
Nicht der andre mochte Trost mir geben,
Schlechten Trost nur einer zu Salerno,
Der mich lehrte, wie ich zwar zu heilen,
Aber ungeheilt doch müsse bleiben."

Drauf der Meier: „Herr, ihr sprecht in Rätseln."
Und der Kranke: „Wohl, das Rätsel löf' ich.

Schafft mir, sprach der Meister, eine Jungfrau,
Die aus freiem Mut für euch zu sterben
Sich entschließt und aus der Brust das Herz sich
Schneiden läßt, so will ich wohl euch heilen!"

Es verstummten beide, stille ward es.
Lauschend saß die Maid, wie sie gewohnt war,
Unbemerket ihrem Herrn zu Füßen,
Und ein leises Wimmern ward vernommen.

Als darauf zu nacht die beiden Alten
Sich gelegt, das Kind zu ihren Füßen,
Konnte sie vor Herzeleid nicht schlafen.
Ihres Herrn gedenkend, troff der Regen
Ihrer Augen auf der Eltern Füße,
Die verstöret aus dem Schlaf erwachten.

Um ihr Weh befragte sie der Vater
Jetzt mit sanften, jetzt mit strengen Worten,
Bis sie's länger nicht verhehlen konnte:
„Denk' ich unsres güt'gen Herrn und seines
Bittern Elends, muß ich immer weinen.
Ach, es gibt den Bessern nicht auf Erden!"
Und der Vater und die Mutter sagten:
„Kind, das sprichst du wahr, doch kann dem Guten
Unser Harm nicht frommen, über ihm ist
Gottes Urteil, drum laß ab zu klagen!"

So geschweigten sie das Kind, doch schlaflos
Blieb sie über Nacht und stumm in Trauer
Tags darauf, bis sie zur Ruh' sich legten.
Aber auf gewohnter Lagerstätte
Fand das gute Mädchen keine Ruhe;
Ein Gedanke war in ihrem Herzen,
Wuchs in ihrem Herzen übermächtig.
Erst nachdem mit Gott sie fest beschlossen,
Herz und Herzblut ihrem Herrn zu opfern,
Ward sie wieder froh und leichten Mutes.
Aber bald zur Angst wuchs eine Sorge,
Ob Herr Heinrich, ob die lieben Eltern
Ihren Willen ihr gewähren möchten.
Wieder, des verzagend, troff der Regen

Ihrer Augen auf der Alten Füße,
Die verstöret aus dem Schlaf erwachten.

Auf sich richtend, schalt der liebe Vater
Unverständig, kindisch ihre Klage,
Da nur Gott im Himmel könne helfen.
„Und doch," sprach die sanfte Maid erwidernd,
„Und doch hat mein Herr gesagt, ihm könne
Wohl geholfen werden. Tauglich bin ich
Ihm zur Arzenei; ich will euch bitten,
Wehrt mir nicht, daß ich mit Gott mein Herzblut
Freudig für den Guten möge geben!"

Ob der Red' entsetzten sich die Alten,
Und betrübten Mutes sprach der Vater:
„Kind, du redest, wie die Kinder reden,
Hast noch nicht den herben Tod geschauet,
Überschwengliches versprichst du töricht;
Laß den Leichtsinn, laß die Träume fahren,
Und verstör' uns müßig nicht die Nächte!"

Und es schwieg das Mägdlein, aber schlaflos
Blieb sie über Nacht und stumm in Trauer
Tags darauf, bis sie zur Ruh' sich legten.
Wieder troff der Regen ihrer Augen
Auf der Alten Füße, sie erweckend.

Aufrecht sitzend, sprach zu der Bedrängten
So die greise Mutter, selbst in Tränen:
„Sinnst Unseliges du uns zum Jammer?
Kind du meiner Schmerzen, die du solltest
Unsers Alters Stab sein und uns ehren,
Willst dein Heil verwirken, willst das Leben
Uns verleiden und das Herz uns brechen?"

Dem entgegnete die fromme Tochter:
„Lege Gott mir Worte auf die Lippen,
Die das Herz der teuren Eltern treffen!
Nicht mein Heil verwirken, nicht zum Jammer
Will ich euch, ihr Vielgeliebten, sterben;
Nicht auch red' ich kindisch; angeschauet
Hab' ich ernst den herben Tod, wie einer
Nur vermag, dem noch das Leben lieb ist.

Sterben muß doch auch, wer alt geworden;
Aber schwer in Arbeit alt geworden,
Stirbt in Sünde mancher hin; ihm wäre
Besser, wär' er nie zur Welt geboren.
Mir aus Gottes Hulden wird's zu teile,
Um der Seele Heil in jungen Jahren
Meinen Leib zu geben. Solches gönnt mir,
Denn so muß es sein! Die Leute sagen,
Daß ich schön bin; würd' ich älter, möchte
Leicht der Weltlust Süße mich verstricken.
Wollt ihr einem Manne mich vermählen:
Lieb' ich ihn, ist's eine Not, ich habe
Meinen armen Herrn doch stets vor Augen;
Wird er mir verhaßt, so ist's der Tod gar.
Mein begehrt ein Freier, dem ich gerne
Folgen will, dem mag ich wohl vertrauen.
Setzt mich in ein Glück, das nicht vergehet;
Lasset Gott mich preisen, der so Wertes
Will durch mich einfält'ges Kind vollenden;
Laßt für ew'gen Lohn um kurzes Leiden
Mich vergüten unserm Herrn das Gute,
Das er unabläßig uns gespendet.
Seid der Tat teilhaftig, und vergelt' euch
Gott, was nimmer ihr versagen dürfet!
Wieder heben muß der Baum des Ruhmes
Zu dem Lichte seine volle Krone;
Aber ihr im Schatten seiner Milde
Werdet sein euch freuen und der Tochter."

Schneidend drangen in das Herz der Alten
Diese Worte, denn das Mädchen hatte,
Keinem Kinde gleich, mit Macht gesprochen,
Wagten auch nicht länger, ihr zu wehren.
Jammernd schwiegen sie und kämpften lange
Mit dem Liebesschmerz im wunden Herzen,
Bis sie sprachen: „Möge denn geschehen,
Was dich so der Geist erbeten lehrte!"

Freute jetzt dem jungen Tag entgegen
Sich die Jungfrau; aber kaum erhellte
Sich der Osten, trat sie leisen Schrittes
An das Bett des Siechen, kniete nieder,

Seinen Schlaf bewachend, bis die Sonne
In die Kammer schien und ihn erweckte.

Und der erste Blick des armen Heinrich
Fiel ins Aug' ihr, das verklärend strahlte
Ihres reinen Herzens sanften Frieden.
Und er fragte: „Liebe Frau, was bringt dich
Heute zu mir her so früh am Tage?"

Flehend hob gefaltet ihre Hände
Sie zu ihm empor und sprach in Demut:
„Hab' an meinen Herrn wohl eine Bitte.
Zürne mir mein Herr nicht! Darf ich hoffen,
Daß ich nicht vergebens werde bitten?"

Wohlgefällig ruht auf ihr sein Auge:
„Was ich darf vor Gott und meiner Ehre,
Das getrau' ich mir, dir zu verheißen."

Sie darauf: „Mein lieber Herr, ich dank' euch,
Sag' euch auch, was ihr mir habt gewähret.
Jammernd sahen wir die Tag' und Nächte
Eurem Leide zu, dem soll geholfen
Wohl noch werden. Seht, ich bin die Jungfrau,
Die aus freiem Mut sich fest entschlossen,
Aus der Brust das Herz sich schneiden lassen.
Auf denn, nach Salerno! Laßt den Meister
Seine Kunst an eurer Magd beweisen!"

Lange Zeit sah zweifelnd, fast erschrocken,
Tränen in den Augen, er die Maid an,
Sprach besonnen dann, sie zu versuchen:
„Kind, du Seltsame, dein fromm Gemüte,
Das erscheinet klar in dieser Stunde;
Willst für mich du sterben, Kind, bedenke,
Deiner Eltern bist du, mußt sie fragen!"
Aber anders kam es, als er meinte.
Eingerufen, traten ein die Eltern,
Sprachen beide schluchzend: „Nimm sie, nimm sie!
Haben ihr gewehrt drei lange Nächte,
Ihr ist nicht zu wehren; aus dem Mädchen
Hat zu uns ein höhrer Geist gesprochen."

Als der arme Heinrich jetzt erkannte,
Daß einmütig doch das Ungeheure
Alle wollten und von ihm begehrten,
Stieg in ihm aufs neue Lebensluft auf,
Sah er schon im Geiste sich genesen;
Andres nicht gedacht' er, und mit Grausen
Sprach er leis' und langsam: „Also sei es!"
Großes Leid erhob sich, nur die Jungfrau
Schaute selig lächelnd in die Runde.

„Nach Salerno! nach Salerno!" Prächtig
Schmückte Heinrich zu der Fahrt das Opfer,
Ließ ihr Samt und Hermelin und Zobel,
Brautgeschmeid' und goldne Spangen reichen;
Und des weltlich eitlen Tandes freute
Selber sich die Maid, wie Himmelsbräute,
Die entsagend zum Altare treten.

Nach Salerno! Wohl nach schwerem Abschied
Zogen nach Salerno jetzt die beiden,
Freud'gen Herzens aber nur die Jungfrau.

Angekommen, gleich zum weisen Meister
Führt' er sie. Verwundert, sie zu prüfen,
Nahm der sie beiseite, starrte lange
Zweifelnd scharf sie an und sprach mit Nachdruck:
„Sag', Unselige, dein Herr hat solches
Dir geboten, nicht dein Wille war es." —
„War und ist mein Wille", sprach sie ruhig.
Er dagegen: „Tritt zurück! noch kannst du;
Üpp'ge Lebensluft ziemt deinen Jahren;
Hast die Angst des Todes nicht verstanden,
Weißt nicht, welche Marter dir bevorsteht;
Wirst dich schämen schon, mir zu enthüllen
Deinen zarten Busen. Siehe! binden
Werd' ich dich mit Stricken, werde wühlen
Mit dem scharfen Eisen nach dem Herzen
In der Brust dir und heraus es schneiden.
Wankt dein Wille, von dem Schmerz erschüttert,
Und bereuest du die Tat, — zu spät ist's.
Nichts mehr wird sie deinem Herren frommen,
Und dein junges Leben ist verloren.
Tritt zurück! ich will mich dein erbarmen."

Ihm entgegnete die Jungfrau lächelnd:
„Lieber Herr, ihr habet mir die Wahrheit
Dessen wohl gesagt, was mir bevorsteht;
Habet Dank! das eine nur befürcht' ich:
Seht euch vor! Es wird die Hand euch zittern
Und den Preis des Werkes noch gefährden.
Zaghaft seid ihr; eure Rede ziemet
Einem Weibe sich, nicht einem Manne;
Faßt ein Herz, getrauet euch zu schneiden!
Ich, ein Weib, getraue mich zu dulden."

Solches hörend, stand der greise Meister
Vor der zarten Jungfrau, ihr ins Antlitz,
In das fromme, ruhig heitre schauend;
Er erbleichte vor dem Mut des Kindes.
Lange stand er also; endlich wandt' er
Langsam sich der Türe zu, dem Siechen,
Was er jetzt erkundet, zu berichten.

Aber hastig trat ihm der entgegen,
Ihm zurufend: „Meister, lieber Meister,
Bringst mir Leben, Leben und Genesung?
Sprich es aus, erfreue meine Seele!
O, der Sieche nur ermißt im Jammer
Ganz den Preis des vollen, frischen Lebens!"

Ihm erwiderte gefaßt der Meister:
„Tüchtig hat fürwahr dem blut'gen Dienste,
Den zu deiner Heilung du ihr ansinnst,
Wundersam! sich diese Maid bewähret.
Dir nun ziemt's, gebietend zu entscheiden."

Aber mit verhülltem Angesichte
Ab sich kehrend, winkte Heinrich: „Schneide!"
Und der Meister wandte sich zu gehen;
Von der Schwelle schaut' er noch zurücke,
Aber nicht zurücke rief ihn jener.

Zu der Maid, die hoffend ungeduldig
Seiner harrte und des bittern Todes,
Kam er, winkte, und sie folgte freudig.
Durch den Kreuzgang in ein heimlich Zimmer
Führt' er sie hinein und schloß die Tür ab.

Nicht geheuer gleißte von den Wänden
Rings befremdlich wundersam Geräte;
Rotbestrichen stand ein Tisch inmitten,
Kettenwerk darauf und blanke Messer.

Und der Meister hieß sie sich entkleiden.
Also tat sie, willig, sonder Scheue;
Nicht die Spangen einzeln erst zu lösen,
Riß sie hastig in der Naht die Kleider,
Schneller nur dem scharfen Todesschnitte
Ihren reinen Busen zu entblößen.
Auf des Meisters Wink bestieg den Tisch sie,
Legte hin sich, ließ die zarten Glieder
Fest mit Riemen und in Eisen schließen.

Als der greise Meister jetzt des Mädchens
Jungen Leib ersah, des nicht ein schönrer
Mocht' auf Erden je gefunden werden,
Jammert's ihn im Herzen zum Verzagen,
Daß so schön sie sei und müsse sterben.

Aber er ergriff das krumme Messer,
Prüfte dessen Schärfe, fand mit nichten
Sie so schneidig, als er wohl begehrte.
Und er nahm den Schleifstein, strich bedächtig
Hin und her darauf die krumme Klinge,
Oft mit leisem Finger sie versuchend.
Sanfter mocht' er gern den Tod ihr antun.

Aber draußen wand indes im Zweifel
Sich der arme Heinrich, und des Ausgangs
Harrend, sprach er so zu seinem Herzen:
„Herz, mein Herz, seid hart in dieser Stunde,
Hast nicht selbst die grause Tat verschuldet,
Hat das sanfte Kind sich doch ihr Schicksal
Selbst ersonnen, selbst ja will sie sterben!
Wende dich dem Leben zu, der Freude!
Laß die Toten ruhn! Der Tod der Unschuld,
Solcher Unschuld Tod ist zu beneiden!
Aber du, auf deinem Sterbepfühle . . . . .
Weh mir! Still — ich will ja, will ja leben,
Schwelgend, taumelnd in das Leben tauchen

Und vergessen dieser Schreckensstunde!
Beten will ich, bis die Tat geschehen,
Beten, daß zu Stein mein Herz erhärte."

Und die Hände ringend warf und weinend
Sich vor Gott der Arme; seine Worte
Quollen schier verkehrt aus seinem tiefern,
Bessern Herzen, und er schrie zu Gott auf:
„Herr, barmherz'ger Gott, gib Kraft mir Sünder,
Kraft zu dulden, was du selbst verhängt hast;
Laß in Demut mich mein Siechtum tragen,
Aber nicht, in deinem Zorn, der Unschuld
Schreiend Blut auf meine Seele laden!"

Und vom Estrich sprang er auf verwandelt,
Lief den Gang hinab zu jener Kammer,
Rief und schrie und rüttelt' an der Türe:
„Meister, höre, Meister!" — Der von innen
Gab die karge Antwort: „Wartet, wartet!"
„Laß mich ein!" schrie Heinrich. Der dagegen:
„Herr, geduldet euch, bald ist's geschehen!"
Heinrich schrie: „Halt ein! das Kind soll leben!"

Stein und Messer ließ der Alte fallen,
Schloß die Tür auf; Heinrichs Blicke suchten,
Trafen schnell die Jungfrau. Als so schmählich
Er die wonnigliche sah gebunden,
Weint' er laut und sprach: „Laß gleich sie frei sein.
Gottes Urteil mag an mir geschehen,
Aber nicht soll diese für mich büßen!"
Und die beiden lösten schnell das Mädchen.

Sie nur brach in Klagen aus, sie konnte,
Daß sie leben sollte, nicht verwinden.
„Wie doch hab' ich's," klagte sie „verschuldet,
Daß ich meinen Herrn nicht zu erlösen,
Daß ich nicht der reichen Himmelskrone
Mehr gewürdigt werden soll? Was tat ich?
Euch gebricht der Mut, des soll ich leiden!
Wie doch hat die Welt mich hintergangen,
Die euch unverzagt vor allen rühmte!"

Zog in tiefer Demut gottergeben
Jetzt der arme Heinrich nach der Heimat,
Wo ihm Hohn bevorstand; mit dem Siechen,
Abgehärmt, verweint, das gute Mädchen,

Aber der die Nieren prüft und Herzen,
Der nach seiner Lieb' und Macht die beiden
Schwer versuchte, schied von ihrem Elend
Die Bewährten. Sieh'! der böse Aussatz
Wich zur Stunde von dem armen Heinrich,
Und der gute Ritter von der Aue
Kehrt' in Ehren in die liebe Heimat,
Schön und kräftig, wie er je gewesen.

Vor ihm her erscholl durch Schwabens Gauen
Schnell der Freudenruf: Er kehret wieder,
Kehret rein von seiner Schmach, der Gute!
Und es eilten Vettern rings und Freunde,
Eilten seine Mannen ihm entgegen,
Daß sie Lieb' und Ehrfurcht ihm erwiesen.
Ei, mit welchen Wonnetränen herzten
Da die Alten ihre fromme Tochter!

Aber auf der Burg welch Festgewühle!
Faßt die Halle kaum die Herrn und Frauen!
Ritter Heinrich teilt den Schwarm, die Jungfrau
Führt er in den Kreis und spricht die Worte:

„Hört mich an, ihr lieben Herrn und Sippen!
Einzig dieser guten Jungfrau schuld' ich
Ehr' und Leben; frei und ledig ist sie,
Wie ich selbst; mir rät das Herz, zum Weibe
Sie zu nehmen. Also wird's geschehen,
Wenn es Gott und euch gefällt; wenn anders,
Will, fürwahr! ich unverehlicht sterben.
Doch euch insgesamt, bei Gottes Hulden!
Will ich bitten, daß es euch gefalle."

Und es sprachen alle: „So geziemt sich's!"
Und der Abt trat segnend zu den beiden,
Die in Andacht auf die Kniee sanken.

Sonette und Terzinen.

Ich danke dir, daß du ein freundlich Licht
An meines Busens Himmel angezündet,
Dem Monde gleich, wenn schon der Sonne nicht.
Trinius.

Der einst zum Grabstein Blüchers bestimmte Granitblock am Zobten.

Was dieser mächt'ge Stein der künft'gen Zeit
Von uns erzählen wird? Ihr mögt ihn fragen;
Er wird euch schroff und kalt die Antwort sagen:
Ich bin der Denkstein der Vergessenheit.

Um Freiheit ward und Unabhängigkeit
Begeistert manche Völkerschlacht geschlagen,
Ein Held ward Völkerfürst in diesen Tagen
Und Vorwärtsführer in den heil'gen Streit.

Ich ward bestimmt, als Grabstein dieses Helden
Der späten Nachwelt die Begeisterung,
Die schnell verrauchende des Tags, zu melden.

Doch als sie her mich zogen, war indessen
Das Rad der Zeit gerollt in schnellem Schwung,
Und er und ich, wir waren schon vergessen.

An die Apostolischen.

1.

Ev. Matth. c. 24.

Ja, überhand nimmt Ungerechtigkeit,
Und Not, Empörung, Haß, Verrat befährden.
Die falschen Christi wollen sich gebärden,
Als mit dem Unrecht, mit dem Recht im Streit.

Bald aber, nach der Trübsal dieser Zeit,
Wird den Geschlechtern allen auf der Erden
Des Menschen Zeichen offenbaret werden
Mit großer Kraft und hoher Herrlichkeit.

Vom Feigenbaume lernt! An seinen Zweigen
Erkennet ihr des Sommers Anbeginn,
Wann steigt der Saft, und Blätter schon sich zeigen.

Wo habt ihr, blöde Toren, doch den Sinn?
Ihr seht den Saft in alle Zweige steigen
Und leugnet euch den Sommer immerhin!

2.

Ev. Matth. c. 15—23.

Senkt sich die Sonn' in klarer Herrlichkeit,
So sagt ihr: Morgen wird das Wetter gut;
Und hüllt der Morgen sich in trübe Glut,
Urteilt ihr: Ein Gewitter ist nicht weit.

Könnt ihr denn nicht die Zeichen dieser Zeit
Auch deuten, wie ihr doch den Himmel tut?
Ihr Heuchler, Pharisäer, Otterbrut,
Wohl hat von euch Jesajas prophezeit:

Es spricht der Herr: Dieweil ich es erfahren,
Daß, wenn sie mich bekennen mit dem Munde,
Sie mit dem Herzen ferne von mir sind,

Will seltsam ich mit diesem Volk verfahren,
Daß seiner Weisen Weisheit geh' zugrunde,
Und seiner Klugen Klugheit werde blind.

3.

Schiller.

Ihr wollt zurück uns führen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit?
Ihr hängt umsonst an der Vergangenheit,
Ihr werdet nicht die Zukunft unterschlagen!

Es ist ein eitel, ein vergeblich Wagen,
Zu greifen ins bewegte Rad der Zeit;
Der Morgen graut, verscheucht die Dunkelheit,
Und leuchtend stürzt hervor der Sonnenwagen.

Die, blind und taub, ihr Augen habt und Ohren,
Nicht Stimmen hören wollt, nicht Zeichen sehen,
Ich zittre nur für euch, ihr blöden Toren!

Denn Gottes Ratschluß wird dennoch bestehen,
Die Frucht der Zeit zu ihrer Zeit geboren,
Und das, was an der Zeit ist, doch geschehen.

4.

Die öffentliche Meinung schreit und klagt:
Ihr habt von mir erborget eure Kraft;
Durch mich geschah, was Großes ihr geschafft,
Durch mich gelang, was siegreich ihr gewagt,

Und nun ich euch erhöht, wollt ihr als Magd
Mich züchtigen mit Ruten und mit Haft?
Ihr schämt euch flüchtiger Genossenschaft
Und habt mir, eurer Herrin, widersagt?

Und doch, ihr hörtet meine Donner rollen,
Und der Koloß der Zeit war schon zerstoben,
Von dessen Joch ich kam euch zu erlösen.

Ihr Seifenblasen, die mein Hauch geschwollen
Und flücht'gen Schimmers meine Huld gehoben,
Ihr eitle Seifenblasen — seid gewesen!

5.

Wer hat zum Schreier also dich bedungen?
Es möchten Lieder besser dir gedeihen,
Welchen auch gern das Ohr die meisten leihen;
Hast du nicht sonst von Lieb' und Wein gesungen?

Könnt' ich aus ehrner Brust doch tausend Zungen
Mit Hauch beleben, alle wollt' ich weihen,
Gellend das eine, alte Lied zu schreien,
Bis in verschloss'nen Ohren es erklungen!

Es ist hoch an der Zeit, sie aufzuschrecken,
Die taumelnd um den Rand des Abgrunds wallen,
Ob schlafend nicht, dennoch nicht zu erwecken.

O muß die schwache Stimme so verhallen!
Es drohet euch der Sturz, mir bloß das Schrecken;
Ein Vogel schwingt sich auf, wo Eichen fallen.

Mahnung.

Αἰὲν ἀριστεύειν καὶ ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων,
μηδὲ γένος πατέρων αἰσχυνέμεν, οἳ μέγ' ἄριστοι.
II. VI. 208.

Willst deines Hauses Glanz du aufrecht halten?
Laß rosten deiner Väter Schild und Schwert!
Die tun es nicht, die geben nicht den Wert,
Die Zeit ist abgelaufen, wo sie galten.

Das Neue wird, das Alte muß veralten.
Die Meinung hat im Lichten sich verklärt
Und von der rauhen Faustkraft abgekehrt;
Das Wort ist's, der Gedanke, welche walten.

Dort magst du die verfehmten Häupter sehen,
Männer des Wortes, welche tüchtig waren,
Und sehen ihre Sitze ledig stehen.

Von dir laß die Geschichte Gleiches melden!
Tüchtig, wie sie, erwirb' und lasse fahren,
Und Deutschland rechnet dich zu seinen Helden!

Memento.

Wer nennt mir diesen Flüchtling, diesen Alten,
Der zitternd führt den Wanderstab zur Hand
Und bleich die Stirne zieht in düstre Falten?
Besudelt, scheint mir Purpur sein Gewand,
Und auf der Stirne, welch ein seltsam Mal?
War der ein König über dieses Land?
Er war es gestern und zum drittenmal
Entfleucht er, und zum letzten, seinen Reichen,
Worüber nicht mit Weisheit er befahl.
Und nun? — Er hofft die Fremde zu erreichen,
Das fremde Land, wo ihm des Fremden Gnade
Das bittre Brot des Mitleids möge reichen.

Gelangend an das Meer auf scheuem Pfade,
Wo Schiffe, fremde Schiffe, seiner warten,
Blickt er zurück zur Heimat vom Gestade
Und lauscht — dem trunknen Freudenruf, dem harten,
Der himmelan getragen wiederhallt
Inmitten neuerblütem Friedensgarten:
„Zerriß er den Vertrag doch selbst, da galt
Es nur, das Fest der Freiheit zu erneuen;
Er stand allein und drohte mit Gewalt!"
Die Stimmen nur von wenigen Getreuen
Erheben sich, die, vor den freud'gen Scharen,
Sich seinen Stern nicht zu betrauern scheuen,
Die Stimmen derer, muß er nun erfahren,
Die er verstieß mit Unbill und mit Schmach,
Weil Toren nicht, weil Knechte nicht sie waren. —
Und solchem Bilde sinnt der Dichter nach,
Verstummt, von Gunst und Mißgunst gleich entfernt;
Er sinnt und weint, sein Saitenspiel zerbrach. —
Ihr Mächtigen der Erde! schaut, und lernt!

Der vertriebene König.

Cento novelle antiche. Ed. Manni. Nov. VII.

Die alle freien Stimmen ihr verdächtigt,
So ihr, dasjenige euch vorzusagen,
Was nur ihr hören wollt, nicht selbst ermächtigt,
Vernehmt die Stimme denn uralter Sagen!
Hie bin ich, schlicht die Worte des Verstandes
Aus eurer Väter Zeit euch vorzutragen:
Es war einmal ein König Griechenlandes,
Dem segnend der Allmächtige verliehen
Macht, Weisheit und die Liebe seines Landes.
Er ließ von Weisen seinen Sohn erziehen;
Die kamen denn und sprachen: „Nimm ihn hin,
Und prüf' ihn, unser Werk ist wohl gediehen!"
Und daß er prüfe seines Sohnes Sinn,
Hieß vieles Gold aus seines Schatzes Hallen
Er holen und es legen vor ihn hin.
Und vor den Rittern und Baronen allen,
Das Gold ihm schenkend, sprach er zu dem Sohne:
„Verwende dies nach deinem Wohlgefallen!"

Und er befahl, die andern sollten, ohne
Ihm Rat zu geben, scharf auf ihn nur sehen
Und dann Bericht erstatten vor dem Throne.
Da sah der Königssohn vorübergehen
Die Karawanen aus den fernsten Orten
Und hieß die Reisenden ihm Rede stehen.
Gewandt und kühn, mit wohlerwognen Worten
Sprach einer: „Herr, ich bin ein Handelsmann,
Und mir gehören die Kamele dorten.
Durch eigene Betriebsamkeit gewann
Ich Schätze, die ich keinem sonst verdanke,
Da mir das Land und mancher danken kann."
Ein zweiter sprach, verloren in Gedanken, —
Er wäre lieber ungefragt geblieben —
Indem zur Erde seine Blicke sanken:
„Ich bin der König Syriens, den vertrieben
Die aufgeregten Völker; mein Verhalten
War so, daß sie die Schuld mir zugeschrieben,"
Und alles Gold, worüber er zu schalten,
Gab diesem alsobald das Königskind,
Darob entrüstet die Barone schalten.
Sie klagten vor dem Throne: „Herr, es sind
Nicht deines Sohnes Taten lobenswert;
Er schlug der Weisheit Lehren in den Wind,
Er ließ den Wohlverdienten unbeehrt,
Indem er unbesonnen seine Gabe
Dem andern, Unbesonnenen beschert."
Es wurde vorgefordert nun der Knabe,
Daß Rechenschaft er gäbe, wie verwendet
Das seiner Hand vertraute Gut er habe.
„Ich habe nichts verschenkt und nichts verschwendet,"
Sprach zuversichtlich da der Königsohn,
„Und nicht vom Würdigen mich abgewendet.
Bezahlet hab' ich nur verdienten Lohn;
Von dem ich nichts gelernt, den ließ ich ziehen,
Des andern Lehre galt um meinen Thron.
Sein Beispiel hat mir gellend zugeschrieen:
Nur mächtig ist, den seine Völker lieben,
Denn über uns ist ihnen Macht verliehen!
Was ich ihm gab, sein Schuldner bin ich blieben."

Aus der Vendee.

1. Im Jahre 1832.

Wer stört der stillen Gegend Widerhall?
Ich sehe durchs Gebüsch die Rosse nicht,
Ich höre nur der flücht'gen Hufe Schall.
Dort windet eine Schlucht sich an das Licht;
Ich seh' daraus den rüst'gen Führer steigen,
Ein Landmann, der die Bahn durchs Dickicht bricht.
Wer wird in dem Geleite doch sich zeigen?
Ein Weib allein, — sie ist's! schau' nicht ihr nach!
Du hast sie nicht gesehn, du weißt zu schweigen.
Und wie der Tag den Flüchtlingen gebrach,
Sein letzter Schein im Westen sich verlor,
Da sahn sie im Gebüsch ein einsam Dach;
Und sie: „Halt an! und klopf' an dieses Tor!
Ich bin erschöpft, ich will zur Nacht hier rasten."
Darauf der Landmann: „Sei uns Gott davor!
Die Höhle da gehöret dem Verhaßten,
Der dein Verderben spinnt mit Rat und Tat;
Das Roß gespornt! wir müssen fürder hasten."
Sie aber schwang vom Pferde sich und trat
Ans Tor und klopfte; bald erschien ein Licht,
Der Hausherr forschte selber, wer genaht.
Und sie zu ihm: „Ich bin's, erschrecke nicht!
Ich bin's, die Schirm und Schutz von dir begehrt
Und Obdach hier zu finden sich verspricht." —
„Entfleuch, Unselige! denn meinen Herd
Umlagern, die dich suchen." — „Mir den Arm!
Dein Ruf mir volle Sicherheit gewährt."
Sie tritt mit ihm ins Haus; es teilt der Schwarm
Sich der Bewaffneten: mit Ehrfurcht weichen
Zur Seite der Gardist und der Gendarm.
Und wie das innre Zimmer sie erreichen,
Wo seine Töchter saßen am Klavier,
Sieht, angestaunt von ihm, sie ihn erbleichen.
Und sie beginnt: „Das wundert dich von mir?
Verdopple seine Wachten doch in steter
Befürchtung, den nun drückt der Krone Zier!
Geächtet, ehrt der Landmann mich und Städter;
Ich schweife sicher durch das Königreich
Und find' in Frankreich nirgends den Verräter."

Drauf er entrüstet: „Und bewundr' ich gleich,
Ich selbst bin Vater, deinen Heldenmut,
Macht doch das Mitleid nicht das Herz mir weich.
Dich mahn' ich an den Fluch, der auf euch ruht;
Es hat euch Frankreich ausgespien,
Das du mit Schmach bedecken willst und Blut.
Der eurem Rechte seine Kraft verliehen,
Der Fremde wird, zum dritten Male schon,
Von deinem Frevel laut herbeigeschrien;
Durch Blut und Schande willst du deinem Sohn,
Den düstern, unheilvollen Weg vom neuen
Eröffnen zu dem angestammten Thron.
Am Blute mag der Löwe sich erfreuen!
Doch Schande, hörst du? Schande . . ! — Hör' mich an:
Hier schärfst du nur das Beil für deine Treuen;
Dir ebnet sich zur Flucht der Ozean;
Verzichtend, laß die schnöde Selbstsucht fahren
Und nimmer mich bereun, was ich getan!"
Und sie mit Wehmut, ihre Augen waren
Von Tränen feucht: „Was Selbstsucht und was Schande?
Und soll ich solche Kränkung noch erfahren!
Dein blinder Eifer lodert auf zum Brande,
Du brichst den Stab, erkenne mich erst recht:
Ich opfre ja mich selbst dem Vaterlande.
Was gelt' ich hier, was gilt hier mein Geschlecht?
Es gilt bei meinem blut'gen Unterwinden
Allein das göttliche, das ew'ge Recht.
Im Recht ist Heil für Frankreich nur zu finden;
Auf Schmach gerichtet, meinst du, sei mein Streben;
Was zögerst du? hier bin ich, laß mich binden!
Mißachtet mag ich Dulderin nicht leben;
Laß mich ein Opfer deines Wahnes sein!
Du meinst es gut, ich habe dir vergeben."
Die Tür sprang auf, Gendarmen traten ein:
„Wir sitzen auf, es ist zu reiten Zeit;
Gibt's heute Neues zu berichten?" — „Nein!" —
„Nicht Nachricht von der Flüchtenden?" — „Verzeiht!
Laßt mich allein mit meiner Sorgen Last,
Und ehrt die Schatten meiner Häuslichkeit!"
Wie sie hinausgegangen, sprach gefaßt
Zu seinen Töchtern er mit leisem Munde:
„Ihr sorgt mit Ehrfurcht für den hohen Gast!

Wohl quoll der Zorn, wie Blut aus tiefer Wunde,
Aus meinem Herzen, euch geziemt das nicht;
Mit stiller Andacht feiert diese Stunde,
Und überlaßt dem Höchsten das Gericht!"

---

2. Im Jahre 1833.

„Und überlaßt dem Höchsten das Gericht!"
So sprach ich einst, und seht: Er hat gerichtet.
Nicht ward im Blute dieser Zwist geschlichtet,
Es hatte da das Eisen kein Gewicht.

Die blinden, schwachen Menschen haben nicht
Durch Weisheit oder Kraft es ausgerichtet;
Blickt hin! die Macht des Gegners ist vernichtet;
Der Höchste sprach im Zorn: Es werde Licht!

Seht! strafend regt die Frucht sich ihres Leibes,
Zerstoben ist des Widersachers Reich,
Sein Stolz und seine Hoffnung sind gewesen.

Kein Spott, kein Hohn dem Jammer dieses Weibes!
Sie ist, dem blitzgetroff'nen Felsen gleich,
Ein von dem Waltenden gezeichnet Wesen.

Deutsche Barden.

Eine Fiktion.

Es schimmerten in rötlich heller Pracht
Die schnee'gen Gipfel über mir; es lagen
Die Täler tief und fern in dunkler Nacht.
Der frühe Nebel ward emporgetragen!
Ich sah ihn in den Schluchten bald zerfließen,
Bald über mich die feuchte Hülle schlagen;
Den Bergstrom hört' ich brausend sich ergießen,
Das starre Meer des Gletschers sich zerspalten
Und donnernde Lawinen niederschießen.
Ich hatte Müh', den steilen Pfad zu halten,
Auf dem ich klomm zum hohen Bergestor,
Von wo die Blicke ostwärts sich entfalten.
Und wie ich zu der Höhe mich empor
Geschwungen hatte, traf mit heim'schem Klange
Hochdeutsche Mundart lockend mir das Ohr.

Ich stand gefesselt, und ich lauschte lange
Und hörte der gewalt'gen Rede Fluten
Melodisch schwellend werden zum Gesange.
Es stand der Sänger einsam, in die Gluten
Der Sonne starrend, die sich nun erhoben
Aus Wolken, die am Horizonte ruhten.
Der Schleier, blutigrot aus Dunst gewoben,
Auf ebne, weite Landschaft ausgebreitet;
Das tiefe Blau der Himmelswölbung oben;
Die Bilder, so der Morgen hier bereitet,
Sie wurden auf der Griechen Heldenkampf
Verherrlichend vom Liede hingeleitet.
Ich hört' ihm zu, sah über Blut und Dampf
Die Freiheitssonne Hellas' sich erheben,
Das Leben siegen ob dem Todeskrampf:
„Du, goldne Freiheit, bist das Licht, das Leben;
Die blut'ge Taufe tilgt der Ketten Schmach;
Du hast dir, Heldenvolk, das Sein gegeben."
Er schwieg, ich lauschte noch; vortretend, sprach
Den Mann ich an mit dargereichter Rechten:
„Du deutscher Bard', der sich die Palme brach,
Du siehst mein Aug' von deines Liedes Mächten
Geschmückt noch mit der Tränen Perlenzier,
Und nicht ob meinem Antrag wirst du rechten.
Ich bin ein Deutscher, so wie du, und mir
Entströmet der Gesang aus Herzens Grunde
Um Freiheit, Recht und Glauben, so wie dir.
Die Wildnis bringt uns näher und die Stunde,
Was in der Brust wir tragen und im Schilde:
O reiche mir die Hand zu heil'gem Bunde!"
Drauf er, mit Wehmut lächelnd und mit Milde:
„Mich freut in deinem Aug' der Widerschein
Von dem aus mir hervorgeblühten Bilde.
Doch blicke hier ins offne Tal hinein!
Du wirst auf jenem Pfade niedersteigen
Und Mensch dort unten unter Menschen sein.
Dein Wille, deine Kraft, sie sind dein eigen;
Du magst mit Lieb' und Haß ins Triebrad greifen
Und magst, so wie du bist, dich offen zeigen.
Dort wird der Freundschaft edle Frucht dir reifen,
Dort gilt der Wärme glückliche Gewalt,
Die es verschmäht, zu diesen Höhn zu schweifen.

Blick' um uns her! wie lebensleer und kalt
Die starren Zinnen des Gebirges trauern!
Hier ist mein winterlicher Aufenthalt.
Sie sind der Völkerfreiheit feste Mauern
Und sammeln still die Wolken für das Tal
Zu Quellensegen und zu Regenschauern.
Ich hauf' in Sturm und Wolken hier zumal;
Dem dieser Alpen ist mein Schaffen gleich,
Ob aber lieben, ob aus freier Wahl —?
Wer blickt in meines Herzens Schattenreich?
Wer fragt nach mir, der einsam ich verbannt
Aus menschlicher Genossenschaft Bereich?
Die flücht'ge Stunde, wo du mich erkannt,
Du magst in der Erinnerung sie feiern,
Wir sind getrennt, sobald ich mich genannt: —
Ich bin der König Ludewig von Bayern!"

Erscheinung.

Die zwölfte Stunde war beim Klang der Becher
Und wüstem Treiben schon herangewacht,
Als ich hinaus mich stahl, ein müder Zecher.
Und um mich lag die kalte, finstre Nacht;
Ich hörte durch die Stille wiederhallen
Den eignen Tritt und fernen Ruf der Wacht.
Wie aus den klangreich festerhellten Hallen
In Einsamkeit sich meine Schritte wandten,
Ward ich von seltsam trübem Mut befallen.
Und meinem Hause nah', dem wohlbekannten,
Gewahrt' ich, und ich stand versteinert fast,
Daß hinter meinen Fenstern Lichter brannten.
Ich prüfte zweifelnd eine lange Rast
Und fragte: „Macht es nur in mir der Wein?
Wie käm' zu dieser Stunde mir ein Gast?"
Ich trat hinzu und konnte bei dem Schein
Im wohlverschloss'nen Schloß den Schlüssel drehen
Und öffnete die Tür und trat hinein,
Und wie die Blicke nach dem Lichte spähen,
Da ward mir ein Gesicht gar schreckenreich, —
Ich sah mich selbst an meinem Pulte stehen.
Ich rief: „Wer bist du, Spuk?" — Er rief zugleich:

„Wer stört mich auf in später Geisterstunde?"
Und sah mich an und ward, wie ich, auch bleich,
Und unermeßlich wollte die Sekunde
Sich dehnen, da wir starrend wechselseitig
Uns ansahn, sprachberaubt mit offnem Munde.
Und aus beklommner Brust zuerst befreit' ich
Das schnelle Wort: „Du grause Truggestalt,
Entweiche, mache mir den Platz nicht streitig!"
Und er, als einer, über den Gewalt
Die Furcht nur hat, erzwingend sich ein leises
Und scheues Lächeln, sprach erwidernd: „Halt!
Ich bin's, du willst es sein; — um dieses Kreises,
Des wahnsinndrohnden, Quadratur zu finden,
Bist du der Rechte, wie du sagst, beweis' es!
Ins Wesenlose will ich dann verschwinden;
Du Spuk, wie du mich nennst, gehst du das ein,
Und willst auch du zu Gleichem dich verbinden?"
Drauf ich entrüstet: „Ja, so soll es sein!
Es soll mein echtes Ich sich offenbaren,
Zu nichts zerfließen dessen leerer Schein!"
Und er: „So laß uns, wer du sei'st, erfahren!"
Und ich: „Ein solcher bin ich, der getrachtet
Nur einzig nach dem Schönen, Guten, Wahren,
Der Opfer nie dem Götzendienst geschlachtet
Und nie gefrönt dem weltlich eitlen Brauch,
Verkannt, verhöhnt, der Schmerzen nie geachtet;
Der irrend zwar und träumend oft den Rauch
Für Flamme hielt, doch mutig beim Erwachen
Das Rechte nur verfocht; — bist du das auch?"
Und er mit wildem, kreischend lautem Lachen:
„Der du dich rühmst zu sein, der bin ich nicht.
Gar anders ist's bestellt um meine Sachen.
Ich bin ein feiger, lügenhafter Wicht,
Ein Heuchler mir und andern, tief im Herzen
Nur Eigennutz, und Trug im Angesicht.
Verkannter Edler du mit deinen Schmerzen,
Wer kennt sich nun? wer gab das rechte Zeichen?
Wer soll, ich oder du, sein Selbst verscherzen?
Tritt her, so du es wagst, ich will dir weichen!"
Drauf mit Entsetzen ich zu jenem Graus:
„Du bist es, bleib', und laß hinweg mich schleichen!" —
Und schlich, zu weinen, in die Nacht hinaus.

Evangelium St. Lucae 18, 10.

Der Pharisäer trat im Tempel vor,
Stand zuversichtlich, betend vor sich hin,
Und richtete zu Gott den Blick empor:
„Dir dank' ich, Herr, daß wohl ich anders bin
Als andre Menschen, welche fort und fort
Nur trachten nach unredlichem Gewinn,
Ehbrecher, Räuber, wie der Zöllner dort. —
Ich faste zweimal wöchentlich, entrichte
Den Zehnten und erfülle ganz dein Wort."
Der Zöllner mit gesenktem Angesichte
Stand fern und schlug an seine Brust und sprach:
„Sei Gott mir Sünder gnädig im Gerichte!"
Ich? — welchem von den beiden sprech' ich nach?

Traum.

Nacht war es, wo ich festen Schlafes schlief,
Darin mein Selbstbewußtsein sich verlor,
Als eine Stimme mich bei Namen rief.
Und dreimal traf erneut der Ruf mein Ohr;
Ich dünkte mich darob erwacht zu sein
Und richtete vom Pfühle mich empor.
„Wer rufet mir, wer fand bei mir sich ein?"
Und seltsam ernst und mild gebietend, stand
Ein Jüngling mir zuhaupt in hellem Schein.
Um seine blondgelockte Stirne wand —
Der Herrschaft Zeichen — sich ein goldner Reif,
Und Schwert und Wage ziemten seiner Hand.
„Wer bist du, Herr, vor dem ich, wie der Reif,
Vergehe vor der Sonne milder Macht?" —
„Ich bin, der kommen soll, die Zeit ist reif.
Der Tag ist aber wie die Mitternacht,
Die Gegenwart ist falsch, das Leben lügt;
Der weiß es, der die Toten reden macht.
Die Toten, deren Zeugnis mir genügt,
Sollst du verhören über diesen Streit;
Steh' auf, und geh'! ich hab' es so verfügt.

Dann tritt die Zukunft in die Wirklichkeit,
Dann schaff' ich Recht in die erneute Welt
Und richte wieder ein den Lauf der Zeit." —
Ich ging, zu tun, wozu er mich bestellt;
Es schien in schauerlicher Nacht kein Stern,
Das Innre nur des Münsters war erhellt.
Geläut' und Orgelton erschallten fern;
Sie glichen der Posaune des Gerichts,
Und ich dem Werkzeug in der Hand des Herrn.
Ich aber dachte nichts und schaute nichts,
Und mühsam über Gräber tappend, naht'
Ich mich dem Quelle des verborgnen Lichts.
Des Münsters Tore sprangen auf; es trat
Ein Priester, dessen Haupthaar weiß
Umwallte den geheiligten Ornat,
Mit Buch und Kerze trat zu mir der Greis
Und sah mich schweigend an und winkte mir,
Und schweigend folgt' ich ihm auf sein Geheiß.
Ein gähnend Grab inmitten dem Revier
Der Gräber bot sich uns zum Eingang dar,
Davor mein Führer hielt und winkte: Hier!
Wir stiegen durch dasselbe, sonderbar,
An viele tausend Stufen wohl hinab
Und wurden in der Tiefe Licht gewahr.
Es wölbte höher sich der Gang und gab
Dem Aug' ein unermeßlich Feld hinfort;
Wir beide waren stumm wie selbst das Grab.
Ein Tisch, ein Stuhl, ein Schreibzeug waren dort,
Und einer Lampe Schein erhellte karg
Den nächsten Umkreis von dem Schreckensort.
Es lagen unabsehbar Sarg an Sarg.
Am Tisch zu sitzen, wies den Platz mir an
Mein Führer, der sodann sich mir verbarg.
Und wie ich so, verlassen, mich besann,
Rief dröhnend eine Stimme durch den Raum,
Die jene vorzuladen nun begann.
Der aufgerufne Tote hörte kaum
Sich nennen, regt' er stöhnend sich, als sei
Er mühsam aufgewacht aus schwerem Traum,
Entrang sich seinem Sarg und kam herbei,
Schlaftrunken, staunend schauend in die Rund',
Und stellte sich vor mich am Tische frei.

Die Stimme tat ihm dann die Fragen kund,
Und unbestochen nach der Wahrheit sprach
Gewicht'ges Zeugnis er mit blassem Mund.
Ich aber, ob darob das Herz mir brach,
Verfaßte das Verhör, wie sich's gehört,
Und schrieb die schweren Worte treulich nach.
Es wurden auch in ihrer Ruh' gestört
Die nicht verhörten Toten allzumal
Und stöhnend in der Särge Schoß gehört.
Es waren aber, nach der Stimme Wahl,
Die Bürgerhelden Franklin, Washington
Die ersten in der Vorgerufnen Zahl.
Und ich, ich durfte, niedrer Menschensohn,
Betrachten dieser Herrlichen Gestalt
Und trinken der verehrten Stimmen Ton.
Dem sechsten nach dem zehnten Ludwig galt
Der nächste Ruf; der Dulder schritt einher,
Ein schwaches Rohr, geknickt von Sturmgewalt.
Vernommen wurden dann Rousseau, Voltaire,
Dann Necker, Mirabeau und, ängstlich bang,
Das blutbefleckte Schreckbild Robespierre.
Des nächstgerufnen Namens mächt'ger Klang
Erweckte Widerhall im Totenreich,
Wovor der Deckel vieler Särge sprang.
„Napoleon!" Er kam, sich selber gleich,
Gestützt auf des zerbrochnen Schwertes Knauf,
Im abgeriss'nen Purpur stolz und bleich;
Und viele von den Toten standen auf,
Begierig, den Gewaltigen zu sehn,
Und drängten sich um ihn und mich zuhauf.
Und Fürst und Mannen wollten auferstehn,
Und rings ergoß sich der Verwesung Duft;
Ich fühlte schier den Atem mir vergehn.
„Zurück, zurück! Bewohner ihr der Gruft,
Die nicht ihr seid geladen vor Gericht,
Was doch verpestet ihr umsonst die Luft?"
Ich rief es, doch die Toten hörten nicht;
Ich streckte meine Hand nach ihnen aus,
Die Lampe fiel, und es erlosch das Licht.
Nur warf sich über mich in Saus und Braus,
Unbändig und im Schutz der finstern Nacht,
Der kalten Leichen schauerlicher Graus.

Da bin ich vor Entsetzen aufgewacht.
Ich fand, wie ich die müden Augen rieb,
Vom Strahle mich des Morgens angelacht,
Vergessen und verschollen, was ich schrieb.

ΘΑΝΑΤΟΣ.

(Fiebertraum, durch die Erzeugnisse der neueren französischen Romanenliteratur veranlaßt.)

In meiner Mutter Hütte, — laßt mich weinen!
Ja, bringt die alten Tränen mir zurück,
Ihr alten Bilder, wollt ihr mir erscheinen! —
In meiner Mutter Hütte war das Glück;
Die Liebe schaffte still mit leiser Hand
Und leuchtet' über uns im Mutterblick.
Da hing ein seltsam Bildnis an der Wand,
Davor wir lernten unsre Hände falten
Und Worte sprechen, die ich nicht verstand;
Und hatten wir am Tag uns fromm verhalten,
So nahten unsern Wiegen sich die Träume
Als lichter Engel segnende Gestalten.
Vor unsrer Hütte lagen sonn'ge Räume,
Um diese breiteten ein duft'ges Zelt
Die dichten Reihen hoher Lindenbäume.
Noch war der Umkreis unsre ganze Welt,
Und von dem Bache jenseits längs dem Hage
Die äußerste der Grenzen uns gestellt.
Und hier am Ufer stand ich lange Tage,
Hier zog und hielt mich, wie ein böser Traum,
Mit fieberhaft erhöhtem Herzensschlage,
Zu schaun hinüber nach dem fernen Saum,
Dem blauen Nebelring, beschränkend dort
Den grünen, weiten, ausgespannten Raum;
Zu sehnen mich hinüber fort und fort
In jene rätselhafte, blaue Weite,
Der Schranke zürnend, die mich hielt am Ort.
Da dacht' ich: Wärst du erst auf jener Seite
Des Wassers! dieses Wasser aber muß
So tief nicht sein. Ich war mit mir im Streite.
Bald reifte der Gedanke zum Entschluß;
Ich stieg hinein, es wuchs mir das Vertrauen,
Es trug an jenes Ufer mich mein Fuß.

Und vorwärts, ohne hinter mich zu schauen,
In grader Richtung hub ich an zu wallen
Dem blauen Streifen zu durch blühnde Auen.
Der Mutter Nachruf hört' ich wohl erschallen
Und, wie ich unaufhaltsam vorwärts schritt,
In schauerliche Stille bald verhallen.
Grün ward der Boden rings um meinen Tritt,
Da vor mich hin, so wie ich vorwärts drang,
Der blaue Nebel fern und ferner glitt.
Und wie ich so im Zauberkreise rang,
Besann ich mich; da ward ich müd' und alt,
Die Heimat hinter mir verschwunden lang'.
Und vorwärts, unablässig vorwärts galt
Es durchzudringen; wie die Hoffnung schwand,
Da änderte der Boden die Gestalt.
Das Grün erstarb, es schien das öde Land,
Beraubt des Schmuckes, lechzend zu erblassen,
Ein ausgebrannter, windbewegter Sand.
Die Ferne schien in Formen sich zu fassen,
Ich sah den blauen Nebel halb zerrinnen
Und halb erstarren zu begrenzten Massen;
Und Ebenmaß und Ordnung zu gewinnen
Schien meinem Aug' ein riesenhafter Bau
Mit luft'gen Türmen und mit zack'gen Zinnen;
Der stieg vor mir, entfaltend sich zur Schau,
Aus nackter Ebne mehr und mehr empor,
Am Horizonte fern, noch blau auf blau.
Zu wogen schien ein klarer See davor,
Den Durstgequälten lockend lügenhaft,
Der staunend in Gedanken sich verlor.
Beharrlich setzt' ich fort die Wanderschaft
Mit wundem Fuß und ausgedörrten Lippen
Und strengte standhaft an die letzte Kraft.
Das Wasser floh vor mir, es stiegen Klippen
Aus dessen Spiegel und dem sand'gen Plan,
Der Bau zerfiel zu schroffen Felsgerippen.
Ich stieg auf nacktgebrannter Felsenbahn,
Auf scharfen Steinen und zerspaltnem Grunde
Den Abhang des Gebirges schon hinan.
Und steiler ward der Pfad mit jeder Stunde,
Der Kiesel schärfer in der Schluchten Schoß,
Darüber troff mein Blut aus mancher Wunde.

Die zack'gen Gipfel starrten nackt und bloß;
Die Wüste schwieg, des Lebens ganz beraubt;
Kein Wurm und kein Getier, kein Halm, kein Moos.
Und wie bereits erklommen ich geglaubt
Den Scheitel des Gebirges, sah ich ragen
Hoch über mir ein andres Felsenhaupt.
Kaum wollten meine Glieder noch mich tragen;
Ich kroch hinauf; von dorten sah ich nur
Ein Meer von Trümmern starre Wellen schlagen.
Kein Quell, kein Grün, von Leben keine Spur!
Hier hält mich, sonder Ausgang, fast erschrocken,
Die tote, die entgötterte Natur.
Ich schüttle mit Verzweiflung greise Locken;
Der Durst! der Durst! o, gebt mir meine Tränen!
Das Herz ist dürr, die Augenhöhlen trocken.
Wie lange wird sich diese Marter dehnen?
Wird Wahnsinn grinsend mir ins Auge starren?
Wirst du, Vernichtung, hungrig nach mir gähnen?
Du läßt den schon Erstorbenen noch harren!

Die Kreuzschau.

Der Pilger, der die Höhen überstiegen,
Sah jenseits schon das ausgespannte Tal
In Abendglut vor seinen Füßen liegen.
Auf duft'ges Gras, im milden Sonnenstrahl
Streckt' er ermattet sich zur Ruhe nieder,
Indem er seinem Schöpfer sich befahl.
Ihm fielen zu die matten Augenlider,
Doch seinen wachen Geist enthob ein Traum
Der ird'schen Hülle seiner trägen Glieder.
Der Schild der Sonne ward im Himmelsraum
Zu Gottes Angesicht, das Firmament
Zu seinem Kleid, das Land zu dessen Saum.
„Du wirst dem, dessen Herz dich Vater nennt,
Nicht, Herr, im Zorn entziehen deinen Frieden,
Wenn seine Schwächen er vor dir bekennt.
Daß, wen ein Weib gebar, sein Kreuz hienieden
Auch duldend tragen muß, ich weiß es lange;
Doch sind der Menschen Last und Leid verschieden.
Mein Kreuz ist allzu schwer; sieh', ich verlange

Die Last nur angemessen meiner Kraft;
Ich unterliege, Herr, zu hartem Zwange." —
Wie so er sprach zum Höchsten kinderhaft,
Kam brausend her der Sturm, und es geschah,
Daß aufwärts er sich fühlte hingerafft.
Und wie er Boden faßte, fand er da
Sich einsam in der Mitte räum'ger Hallen,
Wo ringsum sonder Zahl er Kreuze sah.
Und eine Stimme hört' er dröhnend hallen:
„Hier aufgespeichert ist das Leid; du hast
Zu wählen unter diesen Kreuzen allen."
Versuchend ging er da, unschlüssig fast,
Von einem Kreuz zum anderen umher,
Sich auszuprüfen die bequemre Last.
Dies Kreuz war ihm zu groß, und das zu schwer;
So schwer und groß war jenes andre nicht,
Doch scharf von Kanten, drückt' es desto mehr.
Das dort, das warf wie Gold ein gleißend Licht,
Das lockt' ihn, unversucht es nicht zu lassen;
Dem goldnen Glanz entsprach auch das Gewicht.
Er mochte dieses heben, jenes fassen,
Zu keinem neigte noch sich seine Wahl,
Es wollte keines, keines für ihn passen.
Durchmustert hatt' er schon die ganze Zahl, —
Verlorne Müh'! vergebens war's geschehen!
Durchmustern mußt' er sie zum andernmal.
Und nun gewahrt' er, früher übersehen,
Ein Kreuz, das leidlicher ihm schien zu sein,
Und bei dem einen blieb er endlich stehen.
Ein schlichtes Marterholz, nicht leicht, allein
Ihm paßlich und gerecht nach Kraft und Maß.
„Herr," rief er, „so du willst, dies Kreuz sei mein!"
Und wie er's prüfend mit den Augen maß, —
Es war dasselbe, das er sonst getragen,
Wogegen er zu murren sich vermaß.
Er lud es auf und trug's nun sonder Klagen.

Die Ruine.

Ich schweifte rastlos auf den höchsten Bergen,
Allein und fern von aller Menschenspur,
Mich selbst und meinen Unmut zu verbergen.

Behaglich war's mir, wo die Gemse nur
Die flücht'ge Bahn sich über Gletscher bricht,
Recht einsam in der wildesten Natur.
Was mir im Busen tobte, frage nicht!
Entblößest du, der so mich fragen darf,
Die eignen Wunden an das Tageslicht?
Der Abend sank, die Winde wehten scharf;
Ein Feuer hatt' ich mir zu nacht geschüret,
Das auf das Schneefeld rote Strahlen warf.
Bald ward vom mächt'gen Zugwind aufgerühret
Der Schnee in Wirbeln und der Felsenwand,
Die Schutz mir geben sollte, zugeführet.
Zur Flucht gedrängt, ergriff ich einen Brand
Und suchte durch die Klüfte mich zu schlagen
Zu Tal, zur Burgruin' am Waldesrand.
Die Wolken, die erst um die Gipfel lagen,
Ergossen jetzt sich wogend durch den Raum
Und schienen ein Gewitter anzusagen.
Wie ich den Ort erreicht, ich weiß es kaum,
Doch standen sie vor mir, die alten Mauern,
In Brandes-Flackerschein an Waldessaum:
„Beschirmt mich vor den kalten Regenschauern,
Seid gastlich, Trümmer ihr der alten Zeit!
Wo klafft ein Spalt? wo kann ich unterkauern?"
Ein Riß im Mauerwerke, nur so breit,
Daß mich hindurch zu pressen kaum gelang,
Gewährte vor dem Sturm mir Sicherheit.
Der führte mich in einen schmalen Gang,
In dem, vorschreitend bei des Brandes Helle,
Ich tief und tiefer in das Innre drang.
Hier eine Tür; ich hielt auf deren Schwelle,
Den düstern Ort betrachtend, zu erfahren,
Ob das ein Grab sei, ob die Burgkapelle.
Denn Bilder, halbverstümmelt, Waffen waren
Rings aufgestellt, zerstreut, auch hin und wieder
Verschüttet und verstaubt von vielen Jahren.
Ich lagerte zur Ruhe meine Glieder,
Auf Schutt gestreckt, das Haupt auf einen Stein;
Doch mied der Schlaf die müden Augenlider.
Es wirkten jene Bilder auf mich ein,
An denen ich mit stieren Blicken hing;
Der Brand, verglimmend, warf den letzten Schein;

Und nun die Nacht, die tiefste, mich umfing, —
Vermag ich, mein Entsetzen da zu schildern
Beim Anblick dessen, was nun vor sich ging?
Ein bleicher Schein entströmte jenen Bildern,
Ich sah sie in der Finsternis sich regen,
Sie wurden laut, sie huben an zu wildern.
Und dumpf erscholl's: „Auf! aus dem Schlaf, ihr Trägen!"
Ein Herrscher war es, der das Wort gesprochen,
Die Hand versucht' er an das Schwert zu legen;
Das war von Holz gewesen und zerbrochen;
Nach seiner Krone griff er, — goldesbar,
Ein altes, morsches Holz, vom Wurm zerstochen.
Dem Rufe stellte bald sich eine Schar,
In Holz gewappnet halb, und halb in Eisen,
Die nicht geheuer anzuschauen war.
Und ihm zur Rechten sah ich einen Greisen,
Der, schwach und zornig, geistlich angetan,
Verdrossen schien, ihm Ehrfurcht zu erweisen.
Er musterte die Seinen, Mann für Mann,
Dann naht' er seltsam lächelnd sich dem Alten,
Zu dem er leise flüsternd so begann:
„Schwach worden bist du, mußt an mir dich halten,
Und ich an dir, es ist nicht Haderuszeit;
Bedecke mich mit deines Mantels Falten!"
Und zu den Mannen! „Seid zum Kampf bereit!
Ihr habt noch Eisen, gut! ich muß euch loben;
Altar und Thron! das ist ein guter Streit.
Nun gilt's, einander Eintracht zu geloben:
Durch euch, für euch! ihr wißt, ich weiß es nun;
Ich weiß, ihr wißt auch, was sie schwatzen oben.
Sie wollen, Abgestandnes müsse ruhn;
Ihr aber seid noch ein bewährter Haufen,
Und nächtlich werdet ihr das Eure tun.
Sie sagen, unsre Zeit sei abgelaufen,
Nun sei es Tag; doch seht! es ist ja Nacht,
Und mögen sie's mit anderm Worte taufen!
Das Licht —! es ist zum Lachen! Lacht doch, lacht!"
Und wie er selbst darüber wollte lachen,
Hat doch das Licht ihn stumm und starr gemacht.
Der Blitz ergoß, der grause Feuerdrachen,
Durch einen Spalt der Wölbung Lichtesgarben,
Und hell erklang des Donners zürnend Krachen.

Die Bilder, die zu Holz und Stein erstarben,
Erwachten spät und zögernd nur zum Leben,
Bis wiederum die Sprache sie erwarben.
Da sah ich jenen Priester sich erheben;
Der nahm das Wort und schüttelte sein Haupt:
„Der Himmel hat ein Zeichen euch gegeben!
Er hat, daß ihr's mit Augen seht, erlaubt,
Wie Untergang er euren Feinden drohe;
Ihr aber lobt die Finsternis und glaubt!
Und weil ich euch die Deutung gab, die frohe,
Und klärlich ihr erkannt des Herrn Gefallen,
Der zu euch sprach in seines Zornes Lohe,
So laßt vor ihm uns auf die Kniee fallen,
Lobpreisend ihn mit unsern schwachen Zungen,
Laßt Te deum laudamus laut erschallen!"
So wurde denn der Lobgesang gesungen,
Mißtönig, unerhört! Mir mußte deuchten,
Als hielte Fieberwahn mich fest umschlungen.
Ich sah die zweifelhaften Wesen leuchten
Mit bleichem Schimmer, der ich spähend lag;
So schimmert morsches, faules Holz im Feuchten.
Die Zeit verstrich, die nimmer ruhen mag;
Durch jenen Spalt drang ein ein schwacher Strahl,
Verkündigend den neugebornen Tag.
Und bei dem Schein erblaßten allzumal
Die Wundersamen; ihr Gesang verhallte;
Es schwieg bald der, bald jener aus der Zahl.
Ein Angstgeschrei des Oberherrn erschallte:
„Hilf, Priester, du! Es tagt! es darf nicht tagen!
Den Mantel her! verhänge du die Spalte!
Besteige den Altar! ich will dich tragen,
Dich halten; das Entsetzen quillt von dort
Und drohet unsre Herrschaft zu zerschlagen!"
Wohl tat der Priester nach des Fürsten Wort,
Doch wollte nicht der alte Mantel frommen;
Es wuchs die Tageshelle fort und fort.
Er aber bebte heftig, angstbeklommen
Und sank zuletzt erstarrt zu den Erstarrten;
Denn allen war des Lebens Schein genommen.
Und in der Dämmerung, der lang' erharrten,
Sah ich von Holz und Stein die Bilder nur,
Die halbverstümmelten, in Schutt verscharrten.

Beim Priester lag am Pfeiler die Figur
Des Oberherrn, der nächtlich wüste Graus
Zerronnen und verschollen ohne Spur.
Da lacht' ich ob dem tollen Traum mich aus,
Und von des Fürsten Krone mir zum Mahl
Brach ich ein Stück und nahm es mit nach Haus.
Ich stieg zu Tag; im heitern Morgenstrahl
Erglühten rings des Schneegebirges Zinnen,
Und schon ergoß das Licht sich in das Tal.
Anbetend fühlt' ich meine Zähren rinnen.

Der Republikaner

zu Paris am 7. August 1830.

(Nach Viktor Strauß.)

Schon ordnen sie den Zug im Trauerhaus;
Hier werden sie vorbei die Bahre tragen
Und langsam sich verlieren dort hinaus.
Und ich, versteckt, will scheue Blicke wagen. — —
Ich darf, von seinem Blut die Hände rot,
Um meinen Toten nicht wie andre klagen.
Herz meines Herzens! Freund und Bruder! tot!
Ich habe dich, ich selbst dich umgebracht,
Der wehrlos mir die Brust entgegenbot.
Du Liebesstern in meines Grimmes Nacht,
Du bist erloschen, und in alten Bildern
Erscheint mir erst dein Licht in voller Pracht.
Wie sanft und kräftig lenktest du den wildern
Gefährten, bändigtest den Ungefügen
Und wußtest seines Zornes Glut zu mildern!
Der Friede lag in deinen holden Zügen;
Wir waren, als wir ew'ge Treu' uns schwuren,
Noch Kinder, und wir wußten nichts von Lügen.
Die feindlich widerstreitenden Naturen
Ergänzten sich zu wunderbarer Einheit;
Mitschüler nannten uns die Dioskuren.
O sel'ge Zeit der Unschuld und der Reinheit!
Noch boten, eines Herzens, wir zusammen
Dem Schlechten Krieg, Verachtung der Gemeinheit.
Beim Tacitus entlodert' ich in Flammen,
Haß schwur ich den Tyrannen; fast erschrocken,
Vermochtest du den Schwur nicht zu verdammen.

Ich seh' dich schütteln deine blonden Locken —
Ein Blick, ein Druck von deiner lieben Hand —
Und in die Gegenwart zurück mich locken.
Wir wuchsen auf, es wuchs in mir der Brand;
Es rief die Zeit mit grimmen Leidenschaften
Das Ungewitter, das bevor uns stand.
Du wolltest noch an morschen Trümmern haften,
Den Baum umklammern, welchen, schon verdorrt,
Dahin die gottgesandten Stürme rafften.
Da fiel das Wort, o das unsel'ge Wort!
Du hattest sonder Arg es ausgesprochen: —
„Herr Graf, wir sind getrennt!" So stürmt' ich fort.
Ich war in meines Herzens Herz gestochen.
Du riefst mir nach mit ausgestreckten Händen:
„Was hab' ich, Bruder, wider dich verbrochen?"
Nicht mocht' ich rückwärts nach dem Ruf mich wenden,
Ich schwieg und schritt hinaus: „Sein adlig Blut!"
Ich schrie und rang, das Opfer zu vollenden.
Ich schweifte durch die Nacht, ich weinte Wut,
Und finstrer, als um mich die Schatten waren,
Und schauerlicher war mein kranker Mut.
Was da ich litt, du hast es jetzt erfahren,
Du wirst, verklärter Geist, versöhnlich sein,
Du bist ob meiner Liebe jetzt im klaren.
Der Morgen kam, er gab so trüben Schein;
Ich log mir vor, es sei nun überwunden,
Ich stand verwaiset auf der Welt allein.
Ich habe nur noch einen Halt gefunden:
War selber mir das Leben leer und öde,
Plebejisch fühlt' ich meines Landes Wunden.
Ich sah, wie nicht die Willkür sich entblöde,
Die gleichgebornen Menschen doch in Klassen
Zu teilen, diesem huldreich, jenem schnöde;
Ich sah sie Ketten schmieden, durfte hassen;
Tyrannenhaß war meines Herzens Schlag
Und widerhallte mir aus allen Massen.
Geduld! Geduld! und sieh', da schien der Tag!
Sie selbst, sie pflanzten auf den blut'gen Schild,
Zertretend mit den Füßen den Vertrag.
Da hab' ich noch gelacht, laut, grimmig, wild,
Den letzten Kelch der Freude noch genossen;
Dann zu den Waffen! in das Blutgefild!

Rings wogte drohend schon das Volk, es schlossen
Die Haufen sich, zu richten und zu strafen;
Stolz überzählten sich die Kampfgenossen.
Und kommend, wo die Schlacht entbrannt war, trafen
Auf dich die Blicke, die den Feind begehrten,
Auf dich, ihr Oberhaupt, den stolzen Grafen.
In stummer Haltung standen die Bewehrten,
Mit blassem Antlitz, ohne Waffenlust,
Gehorchend dem, den sie als Führer ehrten.
Ich fiel dich an; du botest deine Brust
Mir dar, du riefst ... — ich seh' im Todeskrampf
Dich zucken, alles andern unbewußt.
Ich hab' umsonst gesucht, im heißen Kampf
Die innre Ruhe wieder zu erwerben,
Und lechzend mich berauscht in Blut und Dampf.
Vollendet ist das Werk, die Krone Scherben.
Wer gab um dich, o Freiheit, was ich gab?
Jetzt aber bin ich müd' und möchte sterben.
Und — wehe, weh! — sie tragen ihn herab;
Die Mutter weint, der ich das Herz zerbrach. —
O Wilhelm, schlafe sanft im frühen Grab! — —
Wie noch der Unglückselge solches sprach,
Das Schmerzensbild noch seine Blicke sogen
Und starrten straßenauf dem Zuge nach,
Ergossen straßenab sich Menschenwogen,
Die, rufend, jauchzend, freud'gen Taumels voll,
Den Zug verdrängten und vorüberzogen;
Es war der Ruf, der aus dem Strom erscholl,
Der, wie des sturmerregten Meeres Tosen,
Betäubend laut und immer lauter schwoll:
„Hoch lebe, hoch! der König der Franzosen!"

Chassané und die Waldenser.

(Geschichtlich. 1540.)

Der heil'gen Kirche waren zwei Pilaster
Von Arl' und Aix die würdigen Prälaten,
Ankämpfend wider Ketzerei und Laster.
Das Unkraut auszujäten aus den Saaten
Der Wahrheit und zu werfen in die Glut,
Bezweckten unabläßig ihre Taten.

Waldenser wird genannt die Otterbrut.
Auf jener Antrieb hat zu Recht erkannt
Das Parlament, verfemet ist ihr Blut.
Es gilt für Recht: Lebendig wird verbrannt,
So Weib als Mann, so viele ihrer sind,
Die zu dem falschen Glauben sich bekannt;
Mit ihrer Asche spielen soll der Wind;
Es fällt dem Schatze zu, was sonst ihr eigen,
Nebst Hab' und Gut auch das unmünd'ge Kind;
Wo blühend ihre Städt' und Dörfer steigen,
Soll ebnen, Schutt und Asche, sich der Grund,
Und da die Wildnis fluchbelastet schweigen.
Solch Urteil sprach der Richter strenger Mund;
Vollziehen lassen soll's der Präsident;
Den Schergen wird durch ihn ihr Blutamt kund
Die Feder schon berührt das Pergament,
Da fühlt er leise sich den Arm gehalten,
Und einer tut's, den er von Jugend kennt.
Alenius spricht: „Sei drum nicht ungehalten!
Wirst, Chassané, noch immer Zeit genug
Zu deines Namens Unterschrift behalten.
Dein Blutwerk, mein' ich, duldet den Verzug;
Ich will aus deiner eigenen Geschichte
Dir ins Gedächtnis rufen einen Zug;
Du bist mir Zeuge, daß ich's nicht erdichte:
Einst kamen her die Bauern und verklagten
Die Mäuse vor dem geistlichen Gerichte,
Die Mäuse, die das liebe Korn zernagten
Und, wie der Böse nur es stiften kann,
Sie sonder Zahl auf Feld und Tenne plagten.
Die Bauern trugen auf Vergeltung an,
Die Mäuse, die so vieles doch verbrochen,
Zu strafen durch der Kirche Fluch und Bann.
Den Mäusen ward ein Anwalt zugesprochen; —
Wer war der Anwalt, hätt' ich dich zu fragen,
Der Ketzer, denen ihr den Stab gebrochen?
Der Advokat der Mäuse, wollt' ich sagen,
Tat an den Tieren redlich seine Pflicht
Und wehrte klug den laut erhobnen Klagen:
„Die Mäuse sind von Gott, vom Bösen nicht;
Da lasse nicht der Mensch den Mut erschlaffen
Und ziehe nicht den Schöpfer vor Gericht!"

Er kämpfte siegreich mit des Rechtes Waffen,
Es wurde frevelnd nicht geflucht den Wesen,
Die Gott in seiner Weisheit auch erschaffen.
Du, Chassané, du bist es selbst gewesen,
Den Gottes ewige Gerechtigkeit
Zur Abwehr dieser Sünde hat erlesen.
Die Mäuse hast vom Bannfluch du befreit;
Als Mäuse zu verteid'gen es gegolten,
Da kannte doch dein Herz Barmherzigkeit;
Ich will nicht glauben, Richter unbescholten,
Daß Menschen, die zum Scheiterhaufen wallen,
Es Stein in deinem Busen finden sollten.
Du unterschreibst nicht? läßt die Feder fallen?
Hab' Dank!" Sie drückten schweigend sich die Hand.
Der Ketzer Sache sollte so verschallen.
Doch die Prälaten! nach vier Jahren stand
Es wieder anders, da erhellten fern
Die Scheiterhaufen das erschreckte Land,
Und jene sangen: „Lobet Gott den Herrn!"

Die Predigt des guten Briten.

(Wahre Anekdote.)

Als Anno dreiundachtzig sich zum Krieg
Gerüstet Engeland und Niederland,
Ward beiderseits gebetet um den Sieg.
Ein ausgeschriebner Buß- und Bettag fand
In beiden Ländern statt, doch um acht Tage
Früher in Holland als in Engeland.
Hier stand ein Prediger vom alten Schlage
Nach kräft'ger Predigt betend am Altar
Und führte vor dem Höchsten seine Klage:
„Du wirst dich noch erinnern, Herr, es war
Am letzten Sonntag, die Holländer brachten,
Wie heute wir, die Bußgebete dar.
Wie Jakob einst den Bruder Esau, dachten
Sie uns um deinen Segen zu betrügen,
Wenn sie die Ersten an dein Ohr sich machten.
Glaub' ihnen nicht! trau' nicht den Winkelzügen
Der falschen Otterbrut; ihr gutes Recht
Und frommes Tun sind eitel, eitel Lügen!

Glaub' uns und mir, ich bin dein treuer Knecht,
Ich habe mit der Lüge nichts zu schaffen;
Wir Engeländer sind ein fromm Geschlecht;
Sei du mit uns, und segne unsre Waffen!"

Bisson vor Stampalin.

am 4. November 1827.

(Nach dem Berichte des Seeministers in der Sitzung der französischen Kammer der Abgeordneten vom 5. April 1828.)

„Zum Unheil hat uns nur der Sturm verschont,
Der uns verschlagen hat vor Stampalin,
Das Nest, wo dieses Raubgesindel wohnt.
Die zwei Gefangnen, welche sich vorhin
Befreiten, schwimmend an das Land begaben, —
O diese zwei —! Versteh' mich, Trementin,
Zu ihrem Neste flogen diese Raben,
Und einem Kampfe sehen wir entgegen,
Wo nicht zu siegen wir die Hoffnung haben.
Doch sind uns schon die Räuber überlegen,
Noch steht uns, nicht besiegt zu werden, frei;
Wir können tun, wie wackre Leute pflegen.
Lebt einer noch von beiden, wer es sei, —
Zur Pulverkammer — schnell! Du bist ein Mann! —
Vorsorglich brennt die Lunte schon dabei!" —
Drauf Trementin: „Ich dachte so daran:
Du, Bisson, oder ich, — es fliegt in Rauch
Die Brigg auf, eh' der Feind sich freuen kann." —
Sie drückten sich die Hand. Kein Wind, kein Hauch
Durchschwirrt das schlaffe Tauwerk. Stumm die Nacht.
Schlagfertig liegt das Schiff nach gutem Brauch.
Nur fünfzehn Tapfre sind der Franken Macht;
Auf zweien Misticks neunmal fünfzehn kommen,
Die Gegenwehr zu finden kaum gedacht.
Sie rudern her; — der Kampf ist schon entglommen.
Geschützesdonner, Kriegesstimmen hallen;
Sie entern, das Verdeck ist eingenommen.
Es sind von fünfzehn neune schon gefallen,
Und Bisson blutet selbst aus schweren Wunden;
Er rafft sich auf und läßt den Ruf erschallen:

„Auf! Über Bord, wer nicht den Tod gefunden!“
Es springen die Gefährten in die Flut,
Er selbst ist in den Schiffsraum schnell verschwunden.
Und der Pirat, der nun vom Streite ruht,
Der nicht zu morden findet einen mehr,
Beschauet sich den Raub in Übermut.
Da flieget donnernd auf das Schiff, das Meer
Mischt gischend sich mit Trümmern und mit Leichen;
Ein Dampfgewölk bedeckt es stumm und schwer;
Und Bissons Name strahlet sondergleichen.

Don Raphaels letztes Gebet.

(Spanisch.)

Der ich zuerst das Freiheitswort gesprochen,
Das mächtig widerhallende, muß sterben,
Und schon ist über mich der Stab gebrochen.
Ich wende mich zu deinem Kreuz im herben
Moment, das Blutgerüste zu besteigen,
Und bete: Herr, laß Gnade mich erwerben!
Mir ward hienieden hoher Ruhm zu eigen,
Ich gebe mich versöhnt in deine Hut,
Des Hasses und der Rache Stimmen schweigen.
Der aber sich befleckt mit meinem Blut, —
Vergib ihm, Herr! die Fülle seiner Schande
Sei Sühne dir! er weiß nicht, was er tut.
Ich meint' es treu mit meinem lieben Lande,
Vermaß mich — — aber du vermagst's allein —
Es hat gefühlt, geschüttelt seine Bande.
Du rufest meine Träume bald ins Sein,
Die blut'ge Röte deutet auf den Morgen,
Die Sonne bricht hervor, ihr Sieg ist dein.
Dem ich gelebet, sterb' ich, sonder Sorgen
Für andre Güter, liebe, hoffe, glaube;
Dir sind mein Herz, die Zukunft nicht verborgen.
Und hab' ich mich gewälzet auch im Staube,
Gesündigt als ein schwacher Menschensohn,
Du gibst mich nicht dem argen Feind zum Raube.
Mit ehr'ner Zunge ruft die Glocke schon, —
Wohlan! ich war's, ich bin's, und bin bereit;
Den Trommeln bietet meine Stimme Hohn.

Sie hallte ja durch Spanien weit und breit
Und streut' in vieler Herzen schon den Samen;
Der Spanier hört, was Riegos Blut ihm schreit.
Du, Herr, empfange meine Seele! Amen!"

Die Verbannten.

1. Woinarowski.

— 1740 —

(Nach dem Russischen des Relejeff.)*)

Ein Reich des Winters starrt das öde Land,
Durch welches sich die breite Lena windet
Zu einem ewig eisumtürmten Strand.
Auf Schnee, auf frosterstarrter Rinde findet
Sich wegbar nur das ausgespannte Moor,
Von dem die weiße Decke kaum verschwindet.
Im weiten Kreise blickt daraus hervor
Ein schwarzer Föhrenwald und scheinet schier
Auf kaltem Leichentuch ein Trauerflor.
Aus Balken grobgezimmert, reihen hier
Sich dunkle Jurten längs dem Fluß: die Stadt
Des Schreckens in der Schreckniſſe Revier,
Jakutsk, an Kerkers und an Grabes Statt
Bestimmt, die Unglückseligen zu hegen,
Die schon das Leben ausgespien hat.
Wer ist, der dort auf unbetretnen Wegen
So heimlich düster durch die Nebel schleicht,
Die kalt am Morgen auf das Moor sich legen?
Mit kurzem Kaftan, Gurt und Mütze gleicht
Er dem Kosaken von des Dniepers Auen;
Das Alter nicht hat so ein Haar gebleicht.
Und die zerstörten Züge! welch ein Grauen
Flößt dieses Antlitz ein! des Henkers Mal
Ist aber auf der Stirne nicht zu schauen. —
Und dort am Walde hält er auf einmal,
Erhebt gen Westen schmerzensüberwunden
Zugleich die Arme mit der Augen Strahl;

*) Das Gedicht Woinarowski von Relejeff, seinem Freunde Bestujeff zugeeignet, erschien zu St. Petersburg im Jahre 1825. Relejeff bestieg bald darauf als Verschworner und Empörer das Blutgerüst, und Bestujeff ward nach Sibirien verbannt.

Und so wie Blut aus tiefen Herzenswunden,
Entquillt ein Schrei: „O du mein Vaterland!“
Er ist in Waldesdickicht schon verschwunden.
Wer ist, wer war er, eh' der Unbestand
Ihn des Geschickes in den Abgrund raffte?
Wie heißt der Waldbewohner? — unbenannt.
Wen her das schwarzverdeckte Fuhrwerk schaffte,
Ein Sarg lebend'ger Toten, ist verschollen,
Und stumm verhüllt sich dieser Rätselhafte. —
Um Opfer edlem Wissensdurst zu zollen,
Hat Müller zu der Zeit dies Land bereist
Und zu Jakutsk den Winter dulden wollen.
In dürft'ger Hütte lebt' er und verwaist,
Ein Menschenfreund und Priester der Natur,
Wofür die Nachwelt seinen Namen preist.
Erholung war die Lust der Jagd ihm nur;
Oft lockten in den Forst ihn seine Hunde
Auf leichtem Schneeschuh auf des Renes Spur.
Des Weges einst vergessen und der Stunde,
Fand er am späten Abend sich allein,
Verirrt, erschöpft, erstarrt im Waldesgrunde.
Die Kälte frißt am Leben; ohne Schein
Hat über ihm der Himmel sich bedeckt;
Er hüllt gefaßt zum letzten Schlaf sich ein.
Und bald hat ein Geräusch ihn aufgeschreckt:
Ein flüchtig scheues Ren durchfliegt den Tann,
Ein Schuß — es liegt zu Boden hingestreckt.
Und dort erscheint er, der den Schuß getan,
Der Sträfling, dessen Anblick, sonderbar,
Den Unerschrockensten verwirren kann.
Er starrt ihn an und zweifelt, ob sich dar
Errettung bietet, oder ihn bedroht
Vom wilden Schützen andere Gefahr?
Und schnell bestimmt den Zweifelnden die Not:
„Blick' her, und übe du Barmherzigkeit!
Ein Mensch wie du erwartet hier den Tod.
Gib auf den Weg zur Stadt mir dein Geleit!
Ich bin verirrt.“ Drauf jener: „Hör' ein Wort!
Die Nacht wird dunkel, und der Weg ist weit;
Nicht aber fern ist meine Jurte dort;
Geschlagen hat auch dich des Schicksals Tücke,
Es bietet dir mein Elend einen Port.

Da ruhest du und hofft und träumst von Glücke;
Ich aber ruhe, hoffe, träume nicht,
Und scheint der Morgen, führ' ich dich zurücke."
Und ob den Worten staunend, die der spricht,
Erhebet Müller sich und folgt dem Alten,
Der durch die Wildnis ihm die Bahnen bricht.
Beschwerlicher wird stets der Pfad zu halten;
Sie schreiten schweigend zu, der Urwald schweigt,
Nachhallend nur von frostgeriss'nen Spalten.
Die Nacht hat sich gesenkt, die Kälte steigt,
Und Müller unterliegt den Mühen fast,
Als spät und einsam sich die Jurte zeigt.
Sie treten ein; der Jäger sorgt mit Hast,
Des Feuers Macht aufs neue zu beleben,
Die knisternd bald das dürre Reisig faßt.
Und wie die Flammen lodernd sich erheben,
Erschimmern an den Mauern Waffen blank,
Die ringsher Widerschein der Lohe geben.
Der Wirt beschickt die Lampe, rückt die Bank
Dem Herde näher und den Tisch herbei,
Den er versorgend deckt mit Speis' und Trank.
Er grüßt den Gast; es setzen sich die zwei,
Der Wärme sich zu freuen und der Speise,
Und aus dem Herzen quillt die Rede frei.
Gar inhaltschwere Worte läßt der Greise
In dieser weltvergess'nen Wildnis hallen,
Die Nachklang wecken möchten aus dem Eise:
„Du bist ein Deutscher; alle Schranken fallen,
In denen ich vor Russen mich verbaut;
Die Sprache meines Herzens darf erschallen.
Und nun erschreckt mich meiner Stimme Laut,
Der, halbvergessen, spät herauf beschwört
Den Traum, dem, jung und gut, ich einst vertraut.
Dich hat nicht so wie mich der Traum bethört,
Doch träumt ihr auch im Schlaf, wann mächt'gen Klanges
Ihr Deutsche solches Wort erdröhnen hört.
Du wirst mich fassen. Freiheit! Freiheit! klang es
Am Dnieper durch die Ebnen wundervoll;
Der Ton erweckte mich, mein Herz verschlang es.
Des manngewordnen Jünglings Busen schwoll,
Ich fand dem Heldenfürsten mich gesellt,
Aus dessen Mund der mächt'ge Ruf erscholl.

Erkenne, den das Elend so entstellt, —
Ich war Mazeppas Freund in meinen Tagen,
Und Woinarowski nannte mich die Welt.
Nicht langsam schmerzlich will ich wieder sagen,
Was in das Buch mit ehrnem Griffel schon
Der Genius der Zeiten eingetragen.
Man weiß genug, wie Karl, des Sieges Sohn,
Verwegen unsern Zwingherrn lang' bekriegte
Und fast erschütterte der Zaren Thron,
Wie noch mit unserm Blut der Schwede siegte,
Als wir Ukrainer schlugen seine Schlachten,
Und falsch die Hoffnung kurze Zeit uns wiegte.
Weh über uns! daß wir an Fremde dachten,
Wo eigne Kraft für eignes Recht nur galt;
Ein Bund der Sünde war es, den wir machten.
Pultawa, deine Donner sind verhallt;
Ein Flüchtling ist der Schwede, wir, vernichtet,
Erliegen zähneknirschend der Gewalt.
Kein Kreuz steht auf dem Hügel aufgerichtet,
Worunter du, Mazeppa, moderst nun,
Dem Türken um die Spanne Grund verpflichtet.
Mir ward es nicht zuteil, bei dir zu ruhn;
Der deinen letzten Hauch ich eingesogen,
Ich hatte nichts beim Türken mehr zu tun.
Als sich gelegt des wilden Krieges Wogen,
Wollt' ich zu meinem Weibe heim mich schleichen,
Von namenloser Sehnsucht hingezogen.
Mein armes Land! ein Anblick sondergleichen!
Rings lagen ausgestellt zum Fraß den Raben
Der Besten meines Volks zerteilte Leichen.
Wie Wut ich bei dem Anblick weinte, haben
Die Schergen mich ergriffen, fortgeführt,
In diese Wüstenei mich zu vergraben.
Ich glaube, daß du weinst, du bist gerührt;
Ich habe solchen Tau seit vielen Jahren
In diesen dürren Höhlen nicht verspürt.
Als ich gewürfelt mit dem großen Zaren,
Und Lieb' und Haß im Busen noch gestrebt,
Da hab' ich wohl gewußt, was Tränen waren.
Ich bin erstorben nun, und kaum erhebt
Sich schweifend noch mein Blick nach Westen hin,
Das Land begehrend, wo ich einst gelebt.

Und doch, wie immer ich gebrochen bin,
Wie meine Brust erkaltet und zerrissen,
Es glimmt der heil'ge Funken noch darin.
Du, Guter, hast in meinen Finsternissen
Teilnehmend und gerührt auf mich gesehen;
Du sollst mein heimlich Heiligstes noch wissen.
Komm mit hinaus! — Dort, wo die Föhren stehen,
Des Mondes Sichel wirft den blassen Schein,
Dort wirst das dunkle Kreuz du ragen sehen.
Ich lade dich zur Lust des Schmerzes ein,
Die letzte, heil'ge, so ich treu erfunden;
Du bist am Ort, hier ruhet ihr Gebein.
Als von der Heimat spurlos ich verschwunden,
Hat sich mein Weib mit Liebesheldenmut,
Mich in der Welt zu suchen, unterwunden,
Und irre schweifend hat sie nicht geruht;
Zwei Jahre sind der Dulderin verstrichen,
Bis sie gefunden ihr verlornes Gut.
Doch ihre schon verzehrten Kräfte wichen,
Und als der Winter kam, da ging's zu Ende,
Da ist in meinen Armen sie erblichen.
Hier haben aufgerissen meine Hände
Den harten, durchgefrornen Schoß der Erde
Und ihr gegeben meine letzte Spende.
Und hier, bei meinem Lieb- und Lebensherde,
Hier ist es, wo ich dir auf heil'gem Grunde
Mein andres Heiligtum vertrauen werde,
Die letzten Worte, die mit blassem Munde
Mazeppa vor dem staunenden Genossen
Prophetisch ausrief in der Sterbestunde:
„Was wir geträumt, noch war es nicht beschlossen;
Laß eine Zeit noch laden Schuld auf Schuld,
Sich dehnen und entkräften den Kolossen,
Umfassen eine halbe Welt, — Geduld!
Im Spiegelschein der Sonnen eitel schimmern.
Das Herz von Übermut geschwellt, — Geduld!
In wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern."
Der Alte schwieg. Auf seinem Angesichte,
Dem schaurig wiederum erstarrten, schwand
Der Strahl, der es erhellt mit flücht'gem Lichte.

Und Müller, wunderbar ergriffen, stand
Gedankenvoll zur Seite dem Gefährten
Und drückte stumm dem Schweigenden die Hand.
Die beiden endlich sich besinnend, kehrten
Zur Siedelei zurück, wo halbverglommen
Des Herdes letzte Gluten sich verzehrten.
Da sprach der Greis: „Laß jetzt den Schlaf dir frommen.
Der mich vergessen hat seit langen Jahren;
Die Nacht verstreicht, der junge Tag wird kommen;
Der führt zurück dich zu der Menschen Scharen,
Wo dieser Nacht Erinnrung dir verbleicht;
Ich werd' im wunden Herzen sie bewahren."
Vergessen mochte Müller nicht so leicht;
Er hat ihn oft besucht und oft dem Sohne
Der Schmerzen lindernd milden Trost gereicht,
Hat vor der Zarin Anna höchstem Throne
Für ihn gebeten und für sich begehrt
Des Alten Gnade nur zu eignem Lohne.
Als wiederum der Winter wiederkehrt,
Wird Antwort von der Zarin ihm zuteile:
„Dir ist, was du gebeten hast, gewährt."
Du Lust des Glücklichen kennt keine Weile.
Nach jenem Walde hin! Er hält sich kaum,
Betreibend schnell die Fahrt mit freud'ger Eile.
Die Narte, renbespannt, durchfliegt den Raum,
Sie macht im Walde vor der Jurte Halt;
Er überläßt sich noch dem süßen Traum.
Er ruft dem Freunde zu; der Ruf verhallt —
So schaurig stumm, die Türe dort verschneit! —
Er tritt hinein: das Innre leer und kalt. —
Er späht umher: des Jägers Waffen hangen,
Kein Feuer brannte hier seit langer Zeit;
Vollzählig, wohlgeordnet dort gereiht.
Wo ist, der hier gehauset, hingegangen? —
Er suchet ihn mit düstrer Ahnung Schauern
Am Grab, das seines Herzens Herz empfangen.
Wie Bilder auf der Fürsten Gräbern trauern,
So siehet er sonder Regung dort gebannt
Ein Jammerbild am Fuß des Kreuzes kauern.
Gestützt auf beide Hände, hingewandt
Gen Westen, starr das Angesicht, das bleiche:
Das war, den Woinarowski man genannt.
Schon halb verschüttet war vom Schnee die Leiche.

2. Bestujeff.

— 1829. —

„Ihn wird der Zorn des Himmels doch zertrümmern.
Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte
Und läßt die Saat der Sünde nicht verkümmern."
So klang es zu Jakutsk beim Sternenlichte
In kalter Nacht. Ein rüst'ger Jäger sang,
Gar seltnen Reiz verleihend dem Gedichte.
Ein fremdes Ohr belauschte den Gesang,
Ein Mann, der jüngst der Wissenschaft zu frönen,
Bis hieher in das Reich des Winters drang.
„Wer bist du, der die Nacht belebt mit Tönen?" —
„Wer du, der du mich fragst? das Lied ist mein,
Du wirst es nicht zu singen mich entwöhnen." —
„Gefraget hat ein Fremder dich allein,
Weil ihn des Liedes mächt'ger Klang erfreute;
Es lag ihm fern, unfreundlich dir zu sein." —
„Sei mir gegrüßt! und nicht zum Argen deute
Der ungemess'nen Rede flücht'ge Hast,
Dieweil mir stolz zu sein geziemet heute.
Komm in mein Haus, sei des Verbannten Gast!
Ich werde dir berichten sonder Säumen,
Was du zu wissen Lust bezeiget hast.
Ich bin in dieses meines Grabes Räumen
Ein freier Mann und bin die Nachtigall,
Die hier allnächtlich singt von ihren Träumen.
Mir bleibt der freien Stimme voller Schall,
Die volle Lust des ungebrochnen Mutes,
Und der ich bin, der bin ich überall.
Die Erde lehrt mich, und der Himmel tut es,
Die Sterne, welche kreisend zu mir sagen:
Es treibt uns unabässig, nimmer ruht es.
Sieh' scheitelrecht dort über dir den Wagen;
Noch lenkt er aufwärts, strebet noch hinan,
Um zu der Tiefe jenseits umzuschlagen.
Ich bin zur Tiefe kommen meiner Bahn,
Ich oder andre müssen wieder steigen,
Und was ich träumte, war kein leerer Wahn.
Das wird am Tag der Völker bald sich zeigen;
Denn hält die Wage schwankend sich noch gleich,
So muß die volle Schale doch sich neigen.

Gewürfelt hab' ich um ein Kaiserreich;
Noch einmal ist der kühne Wurf mißlungen, —
Er bot die Brust entblößt dem Todesstreich!
Ich bin Bestujeff, welchen viele Zungen
Relejeffs Mitverschworenen genannt,
Dem er sein hohes Schwanenlied gesungen,
Das Lied von Woinarowski, wo, entbrannt
Für Freiheit, er sein Heiligstes gegeben,
Weil, scheint es, er sein Los vorausgekannt.
Noch hallt das Lied, zur Nachwelt wird es schweben,
Er aber hat das Blutgerüst bestiegen;
Ich muß ihn zu Jakutsk noch überleben.
Dein Woinarowski sah dich unterliegen,
O mein Mazeppa, und bewahrt dein Wort
In seines Herzens Schreine goldgebiegen.
Du andrer Müller stehst am selben Ort,
Um wieder gleiche Bilder zu betrachten.
Die nimm du im Gedächtnis mit dir fort!
Und wenn die guten Götter heim dich brachten,
So gib den Stoff dem Dichter zum Gedicht;
Er leb' im Lied, den sie zu töten dachten!
Das wird der andre Sang, der letzte nicht;
Heil aber, dem der dritte vorbehalten!
Der dritte heißt Vergeltung und Gericht."
Wie drohend noch Bestujeffs Worte hallten,
Ward Licht am nord'schen Himmel ausgegossen,
Und einen Bogen sah man sich gestalten.
Und aus dem Bogen blut'gen Lichtes schossen
Gen Süden wundersame Funkengarben,
Die neigend sich zum Horizont zerflossen.
Mit Zitterscheine wechselten die Farben;
Die Sterne wie der Lohe Säulen stiegen,
Verloren ihre Strahlen und erstarben.
Nach Norden starrten beide hin und schwiegen.

Ein Gerichtstag auf Huahine.

Im Herbst 1822.

Ellis, Polynesian researches II. pag. 457. Pomare II., König von Tahiti, erhielt der erste unter den Insulanern dieser Gruppe, die Taufe zu Papaoa auf Tahiti am 14. Juli 1819. Am 13. Mai desselben Jahres waren daselbst die ersten geschriebenen Gesetze in feierlicher Volksversammlung angenommen und ausgerufen worden. Erst im Mai 1822 erhielt die Insel Huahine auf gleiche Weise ihr erstes Gesetzbuch. Orò war auf diesen Inseln der Gott des Kriegs, dem menschliche Opfer geschlachtet wurden.

Pomares hohe Witib ist erschienen
Auf Huahin', ein königlicher Gast,
Und Volk und Fürsten eifern, ihr zu dienen;
Sie strömen her aus allen Tälern fast,
Tahitis Herrin huldigend, und bringen
Zu ihren Füßen der Geschenke Last.
Es bilden ihren Hofstaat und umringen
Sie ihrer Mannen viele, was ersann
Die Königin, willfährig zu vollbringen.
Von diesen einer kam, der Zimmermann:
„Zum Bau des Schiffes fehlt ein starker Baum;
Erhabne Herrin, weise den uns an!"
Drauf sie: „Dort seht in jenes Hages Raum
Den Brotfruchtbaum die volle Krone wiegen,
Den fällt, den bessern findet ihr doch kaum!"
Die Axt ward angelegt und mußte siegen.
Der Stamm ward fortgeschafft; der Eigner fand
Am Abend, als er kam, die Äste liegen.
Er war ein armer Mann von niederm Stand,
Ein rechtlicher, er nannte sich Tahute;
Die Missionare haben ihn gekannt.
Er forscht umher und fragt mit trübem Mute:
„Ihr lieben Nachbarn, sagt mir, was ihr wißt:
Wer hat gefrevelt hier an fremdem Gute?
Wie er es hört, die Ungebühr ermißt,
Die ihm von der Gewaltigen geschehen,
Dem Manne, der aus niederm Stand nur ist,
Beschließt er, vor den Richter gleich zu gehen:
„Es kamen auf, seit Christi Wort erscholl,
Gesetze, soll die Willkür fortbestehen?
Ori, der Richter, hört ihn kummervoll
Und sendet alsobald den Boten hin,
Der vor Gericht die Fürstin laden soll. —

Ori, der Richter, spricht durch mich: „Ich bin,
Der morgen wird am Quell das Buch entfalten;
Dich lad' ich dort in Ehrfurcht, Königin."
Und wie des Morgen erste Stimmen hallten,
Die Dämmrung mit der Finsternis noch rang,
Und das Gebirg begann sich zu gestalten,
Im kühlen Seewind noch die Palme schwang
Ihr luft'ges Haupt, und nun aus dunkler Flut
Der Siegesschild der Sonne flammend sprang:
Da saß Ori, zu des Gesetzes Hut,
Am Quell des Hügels mit dem Buche schon,
Worauf des Unterdrückten Hoffnung ruht.
Schon drängte sich zu einer weiten Kron'
Um ihn das Volk; es saß zu seiner Rechten
Bereits die Fürstin auf erhabnem Thron,
Und eine Schar von Höflingen und Knechten
Umlagerte die Herrin; noch verlor
Sich in dem Haufen, dem es galt zu rechten.
Der Richter rief und hielt das Buch empor:
„Hier gilt das Recht; wer klagen darf, der klage!" —
Da trat Tahute aus dem Volk hervor:
„Es stand ein Brotfruchtbaum in meinem Hage,
Der sieben Mond' im Jahr mich nebst den Meinen
Ernährt' und Schirm uns gab am heißen Tage.
Ich hatte selbst mein Haus mir unter seinen
Weit ausgespannten Ästen auferbaut
Und durfte wohlgemut mich glücklich meinen.
Blick' hin! von diesem Abhang überschaut
Dein Blick dort unten das bewohnte Tal;
Siehst du die Stütze noch, der ich vertraut?
Dort ragt mein nacktes Dach im Sonnenstrahl,
Dabei ein leerer Raum, — die weite Wunde,
Die Lücke, — sieh'! das ist des Frevels Mal.
Denn gestern kam ich heim zur Abendstunde, —
Verwaiset und verwüstet war der Ort.
Ich forschte händeringend nach der Kunde;
Zerhauen lagen rings die Äste dort,
Der Wurzelstock verweinte seinen Saft,
Allein der Stamm, der mächt'ge Stamm war fort.
Sie sagen aus: Dies Unheil hat geschafft
Tahitis Königin, ihr Wille war es,
Durch ihrer Mannen übermüt'ge Kraft.

Ich weiß nicht, ob sie Falsches oder Wahres
Berichten: laß sie reden, wann ich schweige;
Von ihnen und der Königin erfahr' es!
Ich aber frage nun, indem ich zeige,
Bekräftigend, ich sei befugt zu fragen,
Hier meines abgehaunen Baumes Zweige:
Was gilt nun das Gesetz, von dem sie sagen,
Es sei erdacht zu unserm Schutz und Frommen,
Die üpp'ge Macht der Willkür zu zerschlagen?
Uns ist das Licht der heitern Luft verklommen. —
Ihr saget ja, daß ihr an Christum glaubt! —
Und soll die Zeit des Blutes wiederkommen?
Nehm' auch mein Leben, wer mein Gut mir raubt,
Und mög' ich liegen auf Orós Altar,
Wie blutig einst schon meines Vaters Haupt!
Als seine Tempel standen, ja, da war
Die volle freud'ge Kraft noch unbezwungen,
Die wogend Krieg und süße Lust gebar.
Ward in der Männerschlacht der Speer geschwungen,
Galt doch das Leben nur dem Dienst der Lust,
Und nur das Lied der Freude ward gesungen.
Nun schlägt der Sünder an die hohle Brust;
Gesang und Waffenschall sind gleich verhallt;
Der stille Sabbat jammert dem Verlust.
Ich selber bin nun worden schwach und alt,
Und wieder zweifelnd frag' ich das Gericht:
Gilt euer Recht? gilt wieder die Gewalt?"
Er schwieg. Darauf Ori: „Der Kläger spricht,
Du habest, Herrin, seinen Baum gefällt;
Ist solches wahr?" Und sie: „Ich leugn' es nicht."
„Dir sei die eine Frage noch gestellt:
Hast du gewußt, daß wir Gesetze haben,
Und nicht der Eigenmacht gehört die Welt?
Geschriebene Gesetze, die uns gaben,
Nachdem wir selbst darüber uns vereint,
Die, so nächst Gott sind über uns erhaben?" —
„Ich wußt' es — ja! doch hab' ich auch gemeint,
Den gottbestellten Herrschern sei verblieben
Die Macht, die selbst ihr zu verkennen scheint." —
„Hier ist das Buch; wo steht darin geschrieben,
Den Herrschern vorbehalten sei die Macht,
Zu halten und zu brechen nach Belieben?"

Sie schwieg, den stolzen Blick umhüllt in Nacht.
Den ihre Diener hatten holen müssen,
Ein Beutel Piaster ward vor sie gebracht.
Sie winkte herrisch, zu des Klägers Füßen
Die königliche Spende zu verstreuen,
Und dachte, so für ihren Fehl zu büßen.
„Nicht also!" hub der Richter an vom neuen;
„Erst sprich: war recht die Tat, die du begangen
Und scheinest jetzt, o Herrin, zu bereuen?
Sie sagte: „Nein! — ich habe mich vergangen."
Ihr Antlitz überflog ein roter Schein,
Und Tränen stürzten über ihre Wangen.
Der Richter sprach: „Der Kläger darf allein
Den Preis bestimmen dem Gesetze nach.
Tritt vor, und fordre du, so soll es sein!"
Tahute trat zum andern vor und sprach:
„Ich habe, was ich nur gewollt, erreicht;
Gebüßet hat ihr Mund, was sie verbrach.
Behalte, Herrin, deine Piaster; leicht
Und mütterlich ernähret mich die Erde,
Den nicht der Zorn ob Unbill mehr beschleicht."
Darauf Ori: „Ihr hört, daß der Beschwerde
Entsagt hat, der die Klage hier erhoben,
Und fürder Rechtens nichts begehret werde.
Ihr mögt in Frieden gehn und Christum loben!"

Der Stein der Mutter oder der Guahiba-Indianerin.

(Humboldt: „Voyage aux régions équinoxiales." Liv. 7. Ch. 22 Ed. 8. V. 7. p. 286.

Wohl durch die Ebnen in der heißen Zone
In ihrem stolzen Laufe sich gesellen
Der Orinoko und der Amazone,
Und wann zur Regenzeit die Ströme schwellen,
Unwirtbar, unzugänglich, wunderbar,
Der Urwald sich erhebet aus den Wellen:
Da herrscht im Wald der grause Jaguar,
Das Krokodil auf überfloss'ner Flur,
Den Tag verdunkelt der Moskitos Schar.
Der Mensch ersteht, verschwindet ohne Spur,
Ein armer, unbedachter Gast der reichen,
Der riesenhaft unbändigen Natur.

Es pflanzt der Missionar des Heiles Zeichen
An Flussesufern weit hinauf, wovor
Der Wildnis freie Söhne fern entweichen.
Am Atabapos-Ufer ragt empor
Ein Stein, der Stein der Mutter, wohlbekannt
Dem Schiffer, der den Ort zur Rast erkor.
So ward er unserm Humboldt auch genannt,
Als diesen Strom der Wildnis er befahren,
Von Wissensdurst und Tatenlust entbrannt.
„Der Stein der Mutter? Lasset mich erfahren,
Was redet dieser Stein mit stummem Munde?
Was soll für ein Gedächtnis er bewahren?"
Es schwiegen die Gefährten in der Runde.
Erst später, zu San Carlos angekommen,
Gab ihm ein Missionar die grauf'ge Kunde:
„Einst ward von San Fernando unternommen
Ein Zug, um Seelen für den heil'gen Glauben
Und Sklaven, die uns dienen, zu bekommen.
Des heil'gen Ordens Satzungen erlauben,
Gewaltsam zu der Völker Heil zu schalten,
Und Heiden galt's am Guaviar zu rauben.
Es ward, wo Rauch vom Ufer stieg, gehalten;
Im Boote blieb, ein Betender, der Pater
Und ließ die rauhe Kraft der Seinen walten.
Sie überfielen, ohne Schutz und Rater,
Ein wehrlos Weib; mit seiner Söhne Macht
Verfolgte wohl den Jaguar der Vater, —
An Christen hatte nicht der Tor gedacht.
Und die Guahiba-Mutter ward gebunden
Mit zwei unmünd'gen Kindern eingebracht;
Sich wehrend, hätte sie den Tod gefunden,
Sie war umringt, ihr blieb zur Flucht nicht Raum;
Leicht ward sie, ob verzweifelnd, überwunden.
Es war, wie diese, schmerzenreich wohl kaum
Noch eine der Gefangnen, unverwandt
Rückschauend nach der heim'schen Wälder Saum.
Entfremdet ihrer Heimat, unbekannt
Zu San Fernando, kaum erlöst der Bande,
Hat sich die Rasende zur Flucht gewandt.
Den Fluß durchschwimmend, nach dem Vaterlande
Entführen wollte sie die kleinen Beiden.
Sie ward verfolgt, erreicht am andern Strand.

Drob mußte harte Züchtigung sie leiden;
Noch blut'gen Leibes hat zum andernmal
Versucht sie, zu entkommen zu den Heiden,
Und härter traf sie noch der Geißel Qual.
Und abermals versuchet ward die Tat;
Nur Freiheit oder Tod war ihre Wahl.
Da schien dem Missionar der beste Rat,
Von ihren Kindern weit sie zu entfernen,
Wo nimmer ihr der Hoffnung Schimmer naht.
Sie sollt' ihr Los am Rio negro lernen.
Sie lag gefesselt, und es glitt das Boot
Den Fluß hinauf; sie spähte nach den Sternen.
Sie fühlte nicht die eigne bittre Not,
Sie fühlte Mutterliebe, Kern des Lebens,
Und Fesseln, und sie wünschte sich den Tod.
Die Fesseln sprengt sie plötzlich kräft'gen Strebens,
Da, wo den Stein am Ufer man entdeckt,
Und wirft sich in den Strom und schwimmt, — vergebens!
Sie ward verfolgt, ergriffen, hingestreckt
Auf jenen Stein, geheißen nach der Armen,
Mit deren Schmerzensblut er ward befleckt.
Sie ward gepeitscht, zerfleischet ohn' Erbarmen,
Geworfen in das Boot zur weitern Fahrt
Mit auf dem Rücken festgeschnürten Armen.
Javita ward erreicht auf solche Art;
Die wund, gebunden, kaum sich konnte regen,
Ward dort zu Nacht im Fremdenhaus verwahrt.
Es war zur Regenzeit, das wollt erwägen,
Zur Regenzeit, wo selbst der kühnste Mann
Nicht wagt den nächsten Gang auf Landeswegen;
Wo uferlos die Flüsse waldhinan
Gestiegen sind; der Wald, der Nahrung zollte,
Dem Hunger kaum Ameisen bieten kann;
Wo, wer in Urwaldsdunkel dringen wollte,
Und würd' er vor dem Jaguar nicht bleich,
Und wenn ihm durchzubrechen glücken sollte,
Versenkt sich fände in ein Schattenreich,
Vom sternenlosen Himmel ganz verlassen,
Dem führerlos verirrten Blinden gleich.
Was nicht der keckste Jäger ohn' Erblassen
Nur denken mag, das hat das Weib vollbracht;
An dreißig Meilen mag die Strecke fassen.

Wie sich die Angeschloss'ne frei gemacht,
Das bleibt in tiefem Dunkel noch verborgen,
Sie aber war verschwunden in der Nacht.
Zu San Fernando fand der vierte Morgen
Sie händeringend um das Haus befliffen,
Das ihre Kinder barg und ihre Sorgen." —
„O sagt's, o sprecht es aus, daß wir es wissen,
Daß nicht der Mutterliebe Heldin wieder
Unmenschlich ihren Kindern ward entrissen!"
Er aber schwieg und schlug die Augen nieder
Und schien in sich zu beten. Red' hinfort
Dem ihn Befragenden zu stehn, vermied er.
Doch was verschwiegen blieb dem Humboldt dort,
Aus seinem Buche schaurig widerhallt;
Es ward berichtet ihm an andrem Ort:
Sie haben fern nach Osten mit Gewalt
Sie weggeführt, die Möglichkeit zu mindern,
Daß sie erreiche, was ihr alles galt.
Sie haben sie getrennt von ihren Kindern!
Sie konnten, Hoffnung fürder noch zu hegen,
Sie konnten nicht, zu sterben, sie verhindern.
Und wie verzweifelnd die Indianer pflegen,
Sie war nicht, seit der letzten Hoffnung Stunde,
Daß Nahrung ein sie nehme, zu bewegen.
So ließ sie sich verhungern! Diese Kunde
Zu der Guahiba und der Christen Bildnis
Erzählet jener Stein mit stummem Munde
Am Atabapos-Ufer in der Wildnis.

Verbrennung der türkischen Flotte zu Tschesme.

Stellt willig euch nicht taub und blind, es rächt sich!
Der mächt'ge Sultan mußt' es selbst erfahren
Eintausendsiebenhundertachtundsechzig.
Es machten ihm in dem und nächsten Jahren
Viel Ungemach die unbeschnittnen Hunde,
Die gar im Krieg ihm überlegen waren.
Und seinem Divan gab geheime Kunde
Ein andrer Hund, Gesandter einer Macht,
Die eben mit den Russen nicht im Bunde:

Es sei ihm sichern Ortes hinterbracht,
Mit welchen Plänen sich die Zarin brüste,
Zur Tat gediehen, eh' man sich's gedacht;
Wie in den Ostsee-Häfen sie sich rüste,
Und eine Flotte, bald zur Fahrt bereit,
Bedrohe fernher Griechenlandes Küste.
Darauf die Herrn: Er mög' in künft'ger Zeit
Sich hüten, mit so unverschämter Lüge
Das Ohr zu kränken Seiner Herrlichkeit.
Der hohe Sultan wisse zur Genüge,
Von dorther sei ins Mittelländ'sche Meer
Kein Wasserweg, der eine Flotte trüge.
Drauf er entrüstet ob der neuen Mär:
„Seht scharf die beigelegten Karten an!
Es ist nicht, wie ihr sagt, ihr irret sehr.
Die Nordsee, der Kanal, der Ozean
Eröffnen um Europa weit im Kreise
Zu Herkuls Säulen eine feuchte Bahn."
Drauf sie: „Du nennst uns fabelhafterweise
Den Herkules, den gibt es nicht; vor allen
Ist aber unser Herrscher groß und weise.
Drum hüte dich, beschwerlich ihm zu fallen!
Du bist gewarnt; er läßt, ungläub'ger Christ,
Sich solche Neuerungen nicht gefallen."
Es blieb bei dem Bescheid. Ihr aber wißt,
Was doch sich bald zu Tschesme zugetragen,
Wo jener Stolz zu Rauch geworden ist.
Ihr wißt es ja und wollt uns dennoch sagen:
„Die Nacht ist gut, worin wir euch umschlungen,
Es darf und wird euch keine Sonne tagen;
Wir halten nichts von euren Neuerungen."

Der Szekler Landtag.

Ich will mich für das Faktum nicht verbürgen,
Ich trag' es vor, wie ich's geschrieben fand,
Schlagt die Geschichte nach von Siebenbürgen!
Als einst der Sichel reif der Weizen stand
In der Gespannschaft Szekl, da kam ein Regen,
Wovor des Landmanns schönste Hoffnung schwand.

Es wollte nicht der böse West sich legen,
Es regnete der Regen alle Tage,
Und auf dem Feld verdarb der Gottessegen.
Gehört des Volkes laut erhobne Klage,
Gefiel es, einen Landtag auszuschreiben,
Um Rat zu halten über diese Plage.
Die Landesboten ließen nicht sich treiben,
Sie kamen gern, entschlossen, gut zu tagen
Und Satzungen und Bräuchen treu zu bleiben.
Da wurde denn, nach bräuchlichen Gelagen,
Der Tag eröffnet, und mit Ernst und Kraft
Der Fall vom Landesmarschall vorgetragen:
„Und nun, hochmögende Genossenschaft,
Weiß einer Rat? Wer ist es, der zur Stunde
Die Ernte trocken in die Scheune schafft?"
Es herrschte tiefes Schweigen in der Runde,
Doch nahm zuletzt das Wort ein würd'ger Greise
Und sprach gewichtig mit beredtem Munde:
„Der Fall ist ernst, mit nichten wär' es weise,
Mit übereiltem Ratschluß einzugreifen;
Wir handeln nicht unüberlegter Weise.
Drum ist mein Antrag, ohne weit zu schweifen:
Laßt uns auf nächsten Samstag uns vertagen!
Die Zeit bringt Rat, sie wird die Sache reifen."
Beschlossen ward, worauf er angetragen.
Die Frist verstrich bei ew'gen Regenschauern,
Hinbrüten drauf und bräuchlichen Gelagen;
Der Samstag kam und sah dieselben Mauern
Umfassen noch des Landes Rat und Hort
Und sah den leid'gen Regen ewig dauern.
Der Landesmarschall sprach ein ernstes Wort:
„Hochmögende, nun tut nach eurer Pflicht!
Ihr seht, der Regen regnet ewig fort.
Wer ist es, der das Wort der Weisheit spricht?
Wer bringt in unsres Sinnens düstre Nacht
Das lang' erwartete, begehrte Licht?
Zur Tat! Ihr habt erwogen und bedacht.
Ich wende mich zuerst an diesen Alten,
Des Scharfsinn einmal schon uns Trost gebracht:
Ehrwürd'ger Greis, laß deine Weisheit walten!"
Der stand und sprach: „Ich bin ein alter Mann,
Ich will euch meinen Rat nicht vorenthalten.

Wir sehn es vierzehn Tage noch mit an,
Und hat der Regen dann nicht aufgehört,
Gut! rega' es denn, solang' es will und kann!"
Er schwieg, es schwiegen, die das Wort gehört,
Noch eine Weile staunend, dann erscholl
Des Beifalls Jubel-Nachklang ungestört.
Einstimmig, heißt es in dem Protokoll,
Einstimmig ward der Ratschluß angenommen,
Der nun Gesetzeskraft behalten soll. —
So schloß ein Szekler Landtag, der zum Frommen
Des Landes Weiseres vielleicht geraten
Als mancher, dessen Preis auf uns gekommen.
So wie die Väter, stolz auf ihre Taten,
Nach bräuchlichen Gelagen heimgekehrt,
Erschien die Sonne, trockneten die Saaten,
Und schwankten heim die Wagen goldbeschwert.

Tue es lieber nicht!

(Justus Möser, Patriotische Phantasien, II. Berlin 1776. S. 492. 497.)

Zu Holten bei der Burg vor langen Jahren,
Erzählt uns Möser, gab es in der Schar
Der Bauern, die dem Gutsherrn pflichtig waren,
Ein schlichtes, altes, frommes Ehepaar,
Des Tochter Sylika ganz unbestritten
Die schönste aller Bauerndirnen war.
Sie ward vom jungen Burgherrn wohlgelitten,
Der einst im Feld, wo er allein sie fand,
Es wagte, sie um einen Kuß zu bitten.
Sie hätt's getan wohl ohne Widerstand;
Jedoch die Mutter, die da außer Sicht
Im nächsten Garten hinterm Zaune stand,
Die Mutter rief ihr zu: „Tu's lieber nicht,
Tu's nicht, mein Kind! das will sich nicht gehören,
Draus möchte leicht erwachsen eine Pflicht."
Der Junker tät auf Ritterehre schwören,
Er werde so geheim den Kuß ihr geben,
Daß keine Zeugen seien zu verhören;
Doch konnt' er nicht der Mutter Zweifel heben.
Sie sprach: „Das sei dem Manne vorbehalten,
Und wie der Alte meint, so sei es eben."

Und selb'gen Abends, als am Herd die Alten
Einmütig saßen, trug die Mutter vor
Ausführlich, wie die Sache sich verhalten.
Es kratzte sich der Alte hinterm Ohr,
Erwägend, wie man dies und jenes deute,
Bis er, ein kluger Mann, den Rat erkor:
„Nicht mich betrifft's allein, nein, alle Leute,
Die zu der Burg gehören; küßt einmal
Der Junker unsrer Mädchen eine heute,
So hat er's morgen nach belieb'ger Wahl
Und küßt, die er nur will; da muß ich fragen
Die andern pflicht'gen Bauern allzumal."
Und also tat er. Kaum begann's zu tagen,
Hat er den Hör'gen, ohn' es zu verschieben,
Die ganze Sache haarklein vorgetragen,
Und bei dem Ausspruch ist es dann geblieben:
„Das darf von eurem Mädchen nicht geschehen,
Und würd' auch selb'ger Kuß nicht angeschrieben.
Denn fehlen Zeugen, die die Tat gesehen,
So haben die Juristen noch den Eid
Erfunden, um damit zu Leib zu gehen.
Den Kuß, den sie empfangen, kann die Maid
Doch nicht abschwören, und so heißt es: Gelt!
Der Herr ist im Besitz! — das wird uns leid;
Besitz entscheidet alles in der Welt."

Sage von Alexandern.

(Nach dem Talmud.)

In alten Büchern stöbr' ich gar zu gern,
Die neuen munden selten meinem Schnabel;
Ich bin schon alt, das Neue liegt mir fern,
Und manche Sage steigt und manche Fabel
Verjüngt hervor aus längst vergess'nem Staube,
Von Ahasverus, von dem Bau zu Babel,
Von Weibertreu, verklärt in Witwenhaube,
Von Josua, und dann von Alexandern,
Den ich vor allen unerschöpflich glaube;
Der strahlt, ein heller Stern, vor allen andern!
Wer gründlich weiß die Mitwelt zu verheeren,
Muß unvergeßlich zu der Nachwelt wandern.

Wer recht uns peitscht, den lernen wir verehren;
Doch plaudert das Geheimnis mir nicht aus,
Und sorgt nur, eure Gläser schnell zu leeren!
Ich geb' euch alten Wein beim schmalen Schmaus
Und tisch' euch auf veraltete Geschichten,
Ihr seid in eines alten Schwätzers Haus.
Ich will von Alexandern euch berichten,
Was ich im Talmud aufgezeichnet fand;
Ich wage nicht ein Wort hinzuzudichten.
Durch eine Wüste zog der Held, ins Land,
Das drüben lag, Verwüstung zu verbreiten,
Da fand er sich an eines Flusses Rand;
Und er gebot, zu rasten, von dem weiten
Fahrvollen Marsch erschöpft, und hieß sein Mahl
Am schönbegrünten Ufersaum bereiten.
So still und friedlich blühend war das Tal,
So klar der Strom, der Schatten von den Bäumen
So duftig kühl im heißen Mittagsstrahl;
Doch mochte nur der Ungestüme träumen
Geraubte Kronen und vergoss'nes Blut,
Verdrossen, hier die Stunde zu versäumen.
Er stieg, des Durstes fieberhafte Glut
Zu löschen, zu dem Wasserspiegel nieder,
Er schöpfte, trank die kühle, klare Flut;
Und wie er die getrunken, fühlt' er wieder
So wunderbar verjüngt den Busen schwellen,
So hohe Kraft durchströmen seine Glieder.
Da wußt' er nun, daß dieses Flusses Wellen
Entströmten einem segensreichen Lande,
Und Fried' und Glück umblühten seine Quellen.
„Dahin, dahin mit Schwert und Feuerbrande!
Sie müssen dort auch unsern Mut erfahren
Und kosten unsern Stahl und unsre Bande!"
Da hieß er schnell sich rüsten seine Scharen
Und drang den Strom hinauf beharrlich vor,
Das Land zu suchen, wo die Quellen waren.
Und mancher Tapfre schon den Mut verlor, —
Vor drang der kühne Held doch unverdrossen;
So kam er vor des Paradieses Tor.
Fest aber war das hohe Tor verschlossen,
Davor ein Wächter, der gebot ihm Halt
Mit Blitzesschwert und Donnerkeilsgeschossen:

„Zurück! zurück! was frommte dir Gewalt?
Ein Mächtigerer hat mich hier bestellt,
Des Herrn und heilig ist der Aufenthalt."
Und er darauf: „Ich bin der Herr der Welt,
Bin Alexander." Jener drauf: „Vergebens!
Du hast dein Urteil selber dir gefällt.
Dem Sel'gen öffnet sich das Tor des Lebens,
Der selber sich beherrscht, nicht deinesgleichen,
Dem stolzen Sohn des blutig wirren Strebens."
Drauf Alexander: „Muß vor dir ich weichen,
Nachdem ich diese Stufen schon betrat,
Gib, daß ich sie betreten, mir ein Zeichen,
Ein Mal; die Welt erfahre, was ich tat,
Erfahre, daß dem Tor des Paradieses
Der König Alexander sich genaht!"
Darauf der Wächter: „Sei's gewährt! nimm dieses!
Wie töricht deiner Weisen Weisheit war,
Dein blöder Wahn, dein Frevelmut bewies es.
Nimm, was es dir zuschreien möge, wahr,
Und lern' es, Unbesonnener, erwägen!
Es hegt der Weisheit Lehren wunderbar.
Nimm hin, und Weisheit leuchte deinen Wegen!"
Er nahm's und ging. — Ihr aber, Freunde, trinkt!
Verträumt mir nicht den lieben Gottessegen!
O lernt beherzt die Freude, die euch winkt,
Mit rascher Lust, wie sich's gebührt, erfassen,
Und leert den Becher, wann er perlend blinkt!
Ich hätt' es, glaubt's mir, weislich unterlassen,
Wär' jener ich gewesen, meine Tage,
Die kurzgezählten, blutig zu verprassen.
Ich lieb' und lobe mir, daß ich's euch sage,
Die Ruh', den Schatten und ein liebend Weib,
Die mich verschont mit leid'ger Liebesklage.
Die Kinder sind mein liebster Zeitvertreib,
Nur halt' ich, die unbändig bengelhaft
Unmäßig schreien, ferne mir vom Leib.
Ich lieb' und lobe mir die Wissenschaft
Und dann die heitre Kunst, der Musen Gabe,
Und wackrer Freunde Kunstgenossenschaft.
Ich liebe, hört ihr, was ich alles habe;
Doch lieb ich auch, was ich entbehren muß,
Den Wein, woran mein Menschenherz sich labe.

Ich trinke meist nur Wasser aus dem Fluß
Und kann's mit bestem Willen doch nicht loben;
Getrunken hab' ich's mir zum Überdruß.
Hat Menzel mir den Lorbeerkranz gewoben,
Und hat auch Deutschland Einspruch nicht getan,
Ich wollt', ich hätte bessern Lohn erhoben!
Den Lorbeer biet' ich meiner Frauen an,
Sie braucht ihn in der Wirtschaft nicht, und ehrlich
Gestanden, ist's damit ein leerer Wahn.
Der Lorbeer und der Hochmut sind gefährlich;
Von Deutschland möcht' ich lieber mir bedingen
Ein Fäßchen Wein, ich mein', ein Fäßchen jährlich.
Und welche Lieder wollt' ich da nicht singen!
Und . . . . O Popoi! wo bin ich hin geraten?
Wer kann auf die verlorne Spur mich bringen?
Ich sprach von Alexanders Heldentaten.
Berufen hatt' er um sich seine Weisen,
Das Gastgeschenk des Wärters zu beraten.
Er ließ zornfunkelnd rings die Augen kreisen:
„Gebührte mir, dem Helden, solcher Hohn?
Was soll der morsche Knochen mir beweisen?!"
Ein Weiser sprach: „Du sollst, o Philipps Sohn,
Auch diesen morschen Knochen nicht verachten!
Weißt du zu fragen, gibt er Antwort schon."
Und auf Geheiß des weisen Meisters brachten
Sie eine Wage, deren eine Schale
Mit Gold und aber Gold er hieß befrachten.
Und in die andre legt' er bloß das kahle,
Das kleine Knochenstück, und, wundersam!
Die senkte schnell und mächtig sich zu Tale.
Und Alexander, den es wunder nahm,
Ließ Gold noch zu dem Golde häufen, ohne
Daß selb'ge Schale nur ins Schwanken kam.
Da warf er Zepter noch hinein und Krone;
Die überfüllte Schale schwankte nicht,
Und ihn befiel Entsetzen auf dem Throne: —
„Was stört hier unerhört das Gleichgewicht?
Was kann die Kräfte der Natur erwecken?!"
Der Meister drauf: „Das ist der Erde Pflicht!"
Mit wen'ger Erde ließ er da verdecken
Das Knochenstück, das wurde leicht sofort,
Und wieder sank das goldbeschwerte Becken.

Der König staunend: „Sprich, was wurde dort
In Wundern und in Rätseln ausgesprochen?“
Vor trat der Meister und ergriff das Wort:
„Ein Schädel, gleich dem deinen, ward zerbrochen,
Und Höhlung eines Auges, so wie deines,
War einst in seinen Tagen dieser Knochen.
Es ist des Menschen Auge nur ein Kleines,
Das doch in umgemess'ner Gier umfaßt,
Was blinkt und gleißet in der Welt des Scheines.
Es fordert Gold und aber Gold zur Mast
Und wird es ungesättiget verschlingen,
Und Kron' und Zepter zu des Goldes Last.
Da kann's der dunklen Erde nur gelingen,
Genug zu tun der Ungenügsamkeit;
Der Gierblick wird aus ihr hervor nicht dringen.
Gehalt und Wert des Lebens und der Zeit
Erwäge du, dem diese Lehren galten!
Du siehst das Ziel der Unersättlichkeit.“
Des Fürsten Stirne lag in düstern Falten,
Bald schüttelt' er sein Haupt und sprang empor
Und rief, daß rings die Klüfte wiederhallten:
„Auf, auf! zum Aufbruch! tragt die Zeichen vor!
Ja, flüchtig ist die Zeit, und kurz das Leben;
Schmach treffe den, der Trägheit sich erkor!“
Und zu den Wolken sah man sich erheben
Den Sand der Wüste, und vom Hufschlag fühlte
Man rings den aufgewühlten Grund erbeben.
So zog der Held nach Indien hin und wühlte
Großartig tief und tiefer sich in Blut,
Bis ihm der Übermut die Erde kühlte.
Ich habe selbst vergessen, wo er ruht;
Es kamen Würmer, sich an ihm zu letzen,
Und andre taten's am geraubten Gut.
Ihr göttlich Recht sei's Frevel zu verletzen,
Schrien überlaut, die angeklammert lagen
Auf seines Purpurs abgeriff'nen Fetzen.
Es ging schon damals wie in unsern Tagen.
Ich habe zum Historiker mich nicht
Bedungen, laßt es euch von andern sagen!
Wein her! frisch eingeschenkt! Was Teufel ficht
Uns Alexander an! So laßt erschallen
Ein altes gutes Lied, ein Volksgedicht!
Das Neue will nur selten mir gefallen.

Rede des alten Kriegers Bunte-Schlange im Rate der Creek-Indianer.

Im Rat der Creek-Indianer ward der Bote
Des Präsidenten Jackson vorgelassen;
Der Brief, den er verlas, enthielt Gebote.
Die Landmark, welche diesseits sie besaßen
Des Mississippi, sollten gleich sie räumen,
Und der Entschluß blieb ihnen nur zu fassen.
Und starr und stumm beharrten, wie in Träumen,
Die Oberhäupter; man vernahm noch lange
Das Säuseln nur des Windes in den Bäumen.
Da hob sich aus der Männer erstem Range
Der hundertjähr'ge, waffenmüde Greis,
Ein Nestor seines Volkes, der Bunte-Schlange.
Er trat, gestützt von zweien, in den Kreis;
Und wie gespannt ein jeder auf ihn sah,
Begann er seine Rede, klug und weis':
„Ihr, meine Brüder, höret selber ja,
Was unsers großen Vaters Meinung ist;
Er liebet seine roten Kinder ja.
Er ist sehr gut, — ihr, meine Brüder, wißt,
Ich habe früher oft sein Wort vernommen —
Er ist sehr gut, wohl ohne Falsch und List.
Wie erst vom großen Wasser er gekommen,
Er war sehr klein und trug ein rotes Kleid,
Es mocht' ihm länger nicht im Boote frommen.
Der weiße Mann tat unsern Brüdern leid;
Er bat um Land, sein Feuer anzuzünden,
Und wartete geruhig auf Bescheid.
Er wollte, gab er vor, uns bloß verkünden,
Was vieles wir zu unserm Glücke brauchten;
Wir aber wollten uns mit ihm verbünden.
Am Ufer des Savannah-Stromes rauchten
Die Muskotshihs mit ihm die Friedenspfeife;
Dort war's, wo in den Wind den Rauch sie hauchten.
Sie machten ihm ein Feuer an; die Steife
Der Glieder wärmte da der weiße Mann;
Sie gaben Land ihm, wo nach Wild er schweife.
Er war sehr klein; es feindeten ihn an
Des Südens blasse Männer, die um Beute
Sich wider ihn erhoben; Krieg begann.

Für ihn ergriffen unsre jungen Leute
Den Tomahawk und gaben nicht ihn bloß
Dem Messer zu skalpieren, das er scheute.
Und wie darauf er, seines Feindes los,
Sich unter uns erwärmet und genährt,
Da wuchs er auf, da ward er riesengroß;
Da hat sein Tritt das Jagdrevier verheert,
Da hat er überholt die fernsten Horden
Und Wald und Flur und See für sich begehrt.
Nach Süden reichte seine Hand und Norden,
Und seine Stirne zu des Mondes Schild;
Da ist er unser großer Vater worden.
Zu seinen roten Kindern sprach er mild, —
Er liebt sie ja: „Geht weiter, weiter! hört!
Sonst tret' ich euch so wie im Forst das Wild."
Er stieß sie mit dem Fuße, unerhört!
Den Oconih hinüber; dann zertrat er
Die Gräber ihrer Väter ungestört.
Und immer war er unser großer Vater
Und liebte seine roten Kinder sehr,
Und ihnen wiederum zu wissen tat er:
„Ihr seid mir noch zu nah', entfernt euch mehr!"
Eins war, wie jetzt, schon damals zu bedauern:
Es fanden Schlechte sich in unserm Heer,
Die sah man um der Väter Gräber trauern
Und finstern Sinnes schleichen in die Runde
Und um den Fußtritt unsers Vaters lauern.
Und ihre Zähne bissen eine Wunde
In seinen Fuß; da liebt' er uns nicht minder,
Doch ward er bös' auf uns zur selben Stunde.
Da trieb er mit Kanonen uns geschwinder,
Weil träg' er uns und ungelehrig fand;
Und dennoch liebt' er seine roten Kinder.
Wie unsern großen Vater ich verstand,
Am Tag er zu uns sprach im Zorne sein:
„Geht weiter abwärts, dort ist schönes Land!"
So sprach er auch: „Dies Land soll euer sein,
Solang' ihm nicht des Himmels Tau gebricht,
Solang' es grünet in der Sonne Schein!"
Gehöret hab' ich, was er heute spricht;
Er spricht: „Das Land, das ihr zur Zeit bewohnet,
Nicht euer ist es, es gehört euch nicht.

Durchkreuzt den Miſſiſſippi, drüben lohnet
Das Wild dem Jäger, euch gehört der Ort;
Wohnt dort, ſolang' die Sonn' am Himmel thronet!"
Wird unſer großer Vater nicht auch dort
Zu uns hinüberreichen? — Nein, er ſagt,
Er werde nicht, und Wahrheit iſt ſein Wort. —
Ihr Brüder, unſer großer Vater klagt,
Daß unſre ſchlechten Menſchen ihn betrübt,
Mit Mord an einen Weißen ſich gewagt. —
Wo ſind die roten Kinder, die er liebt?
So zahlreich wie im Walde ſonſt das Laub,
Wie kommt's, daß ihre Zahl wie Laub zerſtiebt?
Ach! ſeinen weißen Kriegern ſind zum Raub
Gar viele worden, viele ſind erſchlagen,
Und viele trat ſein Fuß ſelbſt in den Staub.
Ich habe, Brüder, weiter nichts zu ſagen.

Das Mordtal.

(Zwiſchen New-Orleans und Savannah.)

(North-american Review.)

Es überfiel mich Müden einſt die Nacht
In eines Tales wildbewachſ'nem Grunde,
Des Namen auszuſprechen ſchaudern macht.
Die Bäume nannten ihn, die in der Runde
Mit ſchwarzgebrannten Stämmen mich umſtanden:
Das Mordtal! ſprach ich aus mit leiſem Munde.
An dieſem Ort des Schreckens überwanden,
Skalpierten die Indianer dreißig Weiße,
Die ſchlafend ſie in ihrem Lager fanden;
Sie ſchonten nicht der Kinder, nicht der Greiſe.
Und einſam übernachten ſollt' ich hier,
In dieſer Bäume ſchauerlichem Kreiſe.
Ich ſorgte für mein Pferd, mein müdes Tier,
Sodann, des Herdes Flamme zu erwecken,
Und ſtillte des gereizten Hungers Gier;
Und wollte ruhbedürftig hin mich ſtrecken,
Als neben mir im dürren Laub erklang
Ein Raſſeln, wohlgeeignet, mich zu ſchrecken.
Die Klapperſchlange war's; vom Lager ſprang
Ich auf und ſah, bei meines Feuers Lichte,
Den Wurm, den zu vertilgen mir gelang.

Ich wiederum, wie es geschehen, richte
Zum Schlaf mich ein, doch mir im Sinne lagen
Der gift'ge Wurm und jene Mordgeschichte.
Wie da mir war, ich weiß es nicht zu sagen;
Ich lag, ob schlaflos, doch wie schlafestrunken,
Sah über mir die Wipfel windgeschlagen,
Und sah, wie märchenhafte lichte Funken.
Leuchtkäfer schwirren durch des Laubes Zelt,
Da rings die Landschaft tief in Nacht versunken.
Vom Flackern nur der Flamme schwach erhellt,
Erschimmerten die Stämme mit den Zeichen;
Ich fühlte recht allein mich in der Welt.
So wie der Mond vom Horizont die bleichen,
Unsichern Strahlen durch die Räume warf,
Begann vor ihm die Finsternis zu weichen;
Und wie er stieg am Himmel, sah ich scharf
Und schärfer aus dem Dunkel treten, was
Ich sonder Schauer nimmer denken darf.
Gelehnt an einen jener Stämme, saß
Ein Sohn der Wildnis, welcher regungslos
Mich wundersamen, starren Blickes maß, —
Nicht jung von Jahren, kräftig, schön und groß,
An Schmuck und Waffen einem Fürsten gleich,
Das Feuerrohr, den Bogen in dem Schoß;
Im schön gestickten Gürtel zierlich reich
Den Tomahawk nebst Messer zu skalpieren —
Gleich einem Schemen aus dem Schattenreich.
Ich sah ihn an, so wie er mich, mit stieren
Und unverwandten Augen, sah ihn lange
Und schien mir alle Tatkraft zu verlieren,
Dem Vogel zu vergleichen, den die Schlange
Mit zauberkräft'gem Blick in Bande schlug,
Gelähmt von der Gedanken wirrem Drange.
Da dacht' ich wieder: Dieses Bild ist Trug,
Ein Angstgespenst nur ohne Wesenheit,
Das dein erhitztes Hirn ins Äußre trug!
Und schlug die Augen zu nach langer Zeit
Und schlug sie wieder auf, — er war verschwunden;
Ich dünkte mich von bösem Wahn befreit.
Da fiel von Müdigkeit ich überwunden
In tiefen Schlaf; der Morgen graute schon,
Er hielt mich selbstvergessen noch gebunden.

Der Wind, der sich erhob wie Sturmes Drohn,
Erweckte mich, — und wiederum saß dort —
Es war kein Wahn — der Wildnis grauf'ger Sohn,
In gleicher Haltung und am selben Ort,
Noch stumm und starr, noch ohne sich zu regen,
Den Blick auf mich geheftet fort und fort.
Da sprang ich auf und auf ihn zu, verwegen,
Mit vorgehaltener Pistol'; er stand
Nun auf und trat gelassen mir entgegen.
Wie hart ich Mann an Mann mich vor ihm fand,
Da traf ein Schlag mich, den er plötzlich führte,
Entwaffnet war ich und in seiner Hand.
Und wie sie kräftig mir die Kehle schnürte,
Ersprühten über mich des Auges Flammen,
Die lang' verhaltner Haß befriedigt schürte.
Ich fühlte zu dem Tode mich verdammen,
Vermochte nicht zu flehen um mein Leben
Und sank zerknickt, ein schwaches Rohr, zusammen.
Er aber schien sich selbst zu widerstreben,
Zu bändigen die rasche, wilde Wut;
Ich sah ihn unvermutet frei mich geben.
Die Pfeife steckt' er an des Herdes Glut
In Brand und reichte rauchend sie mir dar,
Wie Friede bietend es der Wilde tut.
Durch solches Pfand gesichert vor Gefahr,
Vermocht' ich nicht zu brechen noch das Schweigen,
Der ich unkundig seiner Sprache war.
Und er auf Englisch: „Folge mir, dort steigen
Herauf die Wolken vor des Sturmes Nahn;
Zu Pferd! Ich werde meinen Weg dir zeigen."
Ich sprach — er schwieg und ging den Pfad voran
Und bog zurück das Haupt und winkte nur;
Ich saß zu Pferd und folgte seiner Bahn.
Der Steg durch Schluchten, welche die Natur
Mit Waldesdickicht wuchernd überspannen,
Verfolgte berghinan des Wildes Spur.
Es drang durch Waldesnacht kein Strahl der Sonnen;
Und eilend schritt und hielt mein Pferd am Zaum
Mein Führer schweigsam, sicher und besonnen.
Ich ließ ihn schalten, folgend wie im Traum.
Sein Haus erschien, das nächste Ziel der Reise,
Inmitten einem lichtern Waldesraum.

Er führte mich hinein, er brachte Speise,
Er hieß mich sitzen, sorgend für den Gast
Auf schweigsam ernste, würdevolle Weise.
Ich aber warf den Blick mit scheuer Hast
Rings um mich her, und mich befiel ein Grauen
Beim Anblick dessen, was der Raum umfaßt'.
Da waren prunkend ausgestellt zu schauen
Bei fünfzehn Skalpe, blut'ges Siegesmal,
Von weißen Menschen, Männern, Kindern, Frauen.
Er ließ mich überzählen deren Zahl
Und nahm sie nacheinander von der Wand
Und hing um seinen Hals sie allzumal
Und schmückte sich mit Waffen und Gewand,
Als sei's zum Festmahl oder auch zur Schlacht,
Und sprach sodann, mit Stolz zu mir gewandt:
„Du bist ein Weißer, und ich fand zu Nacht
Dich schlafend; meiner Friedenspfeife Rauch
Hat Sicherheit des Lebens dir gebracht.
Einst fand ein Weißer meinen Vater auch
In seinem Schlaf, — ich war noch ungeboren, —
Er schlug den Schlafenden nach eurem Brauch;
Und „Rache" war, zu der ich auserkoren,
Das erste Wort, das ich zu lallen lernte,
Und war der erste Schwur, den ich geschworen.
Die blut'ge Saat gedieh zu blut'ger Ernte;
Ich hielt als Mann, den ich als Kind gelallt,
Den Schwur, von dem mein Sinn sich nie entfernte;
Und als ich noch für einen Knaben galt,
Mit Skalpen schmückt' ich, so wie diese hier,
Die Hütte, meiner Mutter Aufenthalt.
Wir hausten im Ontario-Revier;
Vier Kinder, die euch hassen ich gelehrt,
Vier hoffnungsvolle Söhne blühten mir.
Wie einst ich von der Jagd zurückgekehrt,
Da stieß mein Fuß auf Trümmer und auf Leichen,
Vier Leichen, von den Flammen halb verzehrt.
Allein stand meine Mutter bei den Leichen,
Vergoß unmächt'ger Tränen bittre Flut
Und stöhnte: „Rache! Rache diesen Leichen!"
Ich habe Tränen nicht, ich habe Blut,
Der Weißen rotes Herzensblut vergossen
Und habe nicht gekühlt noch meine Wut.

Wo wider weiße Menschen je beschlossen
Von meinen roten Brüdern ward ein Krieg,
Gewannen mich die Tapfern zum Genossen.
Der uns Verbündete geführt zum Sieg,
Tekumteh fiel in seines Ruhmes Prangen,
Mit dem die Hoffnung auch zu Grabe stieg.
Da sprach ich zu der Mutter: Ausgegangen
Ist unser Stamm, wir beide sind allein,
Es soll die tiefste Wildnis uns umfangen.
Wir zogen südlich in die Wüstenein,
Wo unsre Hütte wir uns hier erbaut
Und beigesetzt der Unsrigen Gebein.
Ein Weißer einst, von Haaren hoch ergraut,
Begehrte gastlich Schutz von unserm Dache,
Und wie ihn scharf die Mutter angeschaut,
Da schrie sie leise mir ins Ohr: Erwache!
Der ist es, der den Vater dir erschlagen;
Gedenke deines Schwures: Rache! Rache! —
Ich will, was folgt, am andern Ort dir sagen.
Erhebe dich, mein Gast, und folge mir!"
Er schwieg und ging; ich folgte nur mit Zagen.
Durch Urwalds-Dickicht, undurchdringlich schier,
Auf steilem Abhang klommen wir empor,
Am Absturz einer Bergschlucht hielten wir.
Der Blick vor uns sich unterwärts verlor
In nächt'ge Tiefe, kaum erscholl das Brausen
Des Bergstroms noch herauf zu unserm Ohr.
Da stand der Wilde in des Sturmes Sausen
Und warf zornfunkelnd einen Blick mir zu, —
Zu Berge sträubte sich mein Haar vor Grausen.
„Wo jenen ich geführet, stehst nun du!" —
Beginnend so nach langem Schweigen, tat er
Wie einer, der dem Sturm gebietet Ruh'. —
„Er fürchtete den Tod, und winselnd bat er,
Um Leib und Leben, doch ich stieß ihn fort:
Den du gemordet, räch' ich, meinen Vater!
Du kommst mit mir ins Land der Geister, dort
Erwartet meiner rühmlicher Empfang;
Das Opfer bring' ich, und ich halte Wort!
Und ihn mit kräft'gen Armen fassend, sprang
Ich hier hinab, in dieses Schlundes Rachen,
Zu seinem und zu meinem Untergang,

Noch hör' ich seines Körpers dumpfes Krachen,
Der dort am schwarzen Felsen ward zerschlagen;
Ich selber sollte noch dem Licht erwachen.
Du siehst den Wipfel einer Zeder ragen,
Dort unter uns, aus enger Felsenspalte;
Dort ward ich wundersam im Schwung getragen.
Und wie mich sanft die Zweige wiegten, schallte
Erfreulich meinem Ohr der dumpfe Ton,
Der von der Felswand drüben widerhallte.
Da sprach der große Geist zu seinem Sohn:
Kehr' um, vermehre deiner Opfer Zahl;
Es bleibet vorbehalten dir dein Lohn!
Da tat ich, wie die Stimme mir befahl;
Mir half die Wurzel dort hinauf mich winden;
Ich trage noch des Lebens Last und Qual." —
Und ich darauf: „Du wirst nun Ruhe finden,
Du hast erfüllt der Rache letzte Pflicht;
Der Mörder fiel, dich kann kein Schwur mehr binden."
„Der Mörder, ja — mein letztes Opfer nicht."
So er und sah mich seltsam düster an,
Als hielt' er über mich das Blutgericht. —
„An jenem Tag, wo ich dem Tod entrann,
Hat andres mir der große Geist geboten;
Fünf Skalpe sind's, die seither ich gewann.
Ich sandte vor mir her noch fünf der Boten,
Hab' aber nicht am Leben mehr Gefallen,
Seit sich die Mutter legte zu den Toten;
Bin müd' und traurig worden, so zu wallen,
Der letzte meines Stammes und allein;
Und heute soll mein letztes Opfer fallen.
Der vor'gen Nacht gedenke, wo der Schein
Mich deines Feuers an dein Lager brachte!
Da mochte dir dein Schlaf gefährlich sein!
Unseliger, du schliefst! ich aber wachte.
Du schliefst so ruhig, wie, den andern gleich,
Ich meiner Rache dich zu opfern dachte.
Und wie ich schwang den Tomahawk zum Streich
Und aus der Scheide scharf mein Messer zog,
Da mocht' ich nicht, da ward ich träg und weich;
Und wie mein eigner Mut mich so betrog,
Und, nicht beherrschend mehr die läss'gen Glieder,
Sich von der Tat zurück mein Wille bog,

Da warf ich vor dem großen Geist mich nieder,
Der mich errettet einst aus diesem Schlunde,
Und ich vernahm dieselbe Stimme wieder.
Sie gab von dem, was ich zu tun, mir Kunde.
Du wirst, wie ich gehorchen lernte, sehen.
Mein letztes Opfer fällt in dieser Stunde."
Er schwieg und wandte langsam sich zu gehen
Und winkte mir; ich folgte sinnend nach
Und mochte nicht der Rede Sinn verstehen;
Wer wird das Opfer sein, das er versprach?
Bin ich das Schlachttier? — Ruhig schritt voraus,
Der sich in neue Richtung Bahnen brach.
Der Wald erdröhnte von dem Sturmgesaus,
Es gab der Donner schmetternd seinen Klang,
In Strömen fiel der Regen mit Gebraus.
Des Sturmes Stimmen übertönend, sang
In seiner Väter Sprache sonderbar
Der Wilde tief ergreifenden Gesang.
Da ward es mir in meiner Seele klar,
Daß diese seltsam schauerliche Weise
Das eigne Sterbelied des Sängers war.
Und bald erschien — es ward mein Blut zu Eise,
Und auf den Lippen mir erstarb das Wort —
Ein schlichtes Grab in hoher Bäume Kreise.
Und er zu mir: „Halt an! Wir sind am Ort.
Du sollst nach unsern Bräuchen mich bestatten.
Es führet dich zurück der Fußsteig dort.
Hier legst du mich zur Ruh' nach dem Ermatten!
Dies Grab enthält der Meinigen Gebein
Und wird umschwirrt von meiner Väter Schatten."
Er sprach's und trat in seiner Toten Reihn,
Bestieg den Hügel, ruhig, würdevoll,
Sich festlich selbsterkornem Tod zu weihn.
Der innre Sturm, der ihm im Busen schwoll,
Verhallte schaurig in dem Schwanensang,
Der herzzerreißend seinem Mund entquoll.
Ein Nachhall schien des Donners mächt'ger Klang,
Des äußern Sturmes langgezognes Stöhnen,
Der Stimme, die sich seiner Brust entrang.
Die Sprache bald verlassend von den Söhnen
Des Waldes wandt' er seiner Augen Licht
Mir zu und sang in meiner Sprache Tönen:

„Ich bin der Letzte meines Stammes, nicht
Von Feindes Hand zu fallen, wird mein Los,
Noch wie die Zeder, die vor Alter bricht.
Denn seht, ich reiße mich vom Leben los
Und geh' ins Land der Geister freien Mutes,
Von Schwächen und von Tadel bar und bloß!
Der Mein'gen Mörder! Räuber meines Gutes!
Ihr Weißen! denen meine Rache galt,
Genug vergossen hab' ich eures Blutes.
Ich bin gesättiget und müd' und alt,
Mein Nam' ist am Ontario verklungen
Und ist in Waldes Widerhall verhallt.
Ich habe selbst mein Sterbelied gesungen,
Der ich der Letzte meines Stammes bin;
Kein Lied erschallt um mich von andern Zungen.
Schon lange neigt hinunter sich mein Sinn,
Und euer, meine Väter, bin ich wert; —
Des Donners Stimme ruft, — ich komme hin!"
Ich aber stand von fern und abgekehrt,
Verhüllt das Haupt in meines Mantels Falten,
Solang' sein leises Röcheln noch gewährt.
Und wie die letzten Töne nun verhallten,
Und still es ward, da mußt' ich mich enthüllen
Und treten zu der Ruhestatt des Alten,
Um seinen letzten Willen zu erfüllen.

Don Juanito Marques Verdugo de los Leganes, spanischer Grande.*)

Wie noch in seinem Stolz Napoleon
Den König Joseph zu erhalten rang
Auf Spaniens unerhört geraubtem Thron,
Und durch die Lande unter hartem Zwang
Ein meuchlerischer Volkskrieg sich ergoß,
Der unablässig schnell sein Heer verschlang,
War einst ein Fest, ein Ball auf Mendas Schloß.
Marques de los Leganes! Heut' ein Ball,
Und Spaniens Feind, du Grande, dein Genoß?

---

*) Das spanische Wort „Verdugo" bedeutet: „Henker."

Bei rauschender Musik und Zimbelnschall
Beengten Viktor dieses Schlosses Mauern;
Der Boden wankt in Spanien überall.
Ihn ließ ein Blick von Klara tief erschauern,
Und um sich schauend in der Gäste Reihen
Sah er Verrat aus aller Augen lauern.
Den Saal verlassend, schrie er auf im Freien:
„O Klara, Klara! soll auch uns das Herz
Verbluten in dem Kampfe der Parteien?"
Von der Terrasse Rand sah niederwärts
Er düstern Mutes in das tiefe Tal;
Gedanken waren fern, er war nur Schmerz.
Die Felsenwand, die Gärten allzumal,
Die Stadt, das Meer, darüber ausgespannt,
Erschimmerten im klaren Mondesstrahl.
Da weckt' ihn eine Stimme: „Kommandant,
Ich suche dich; befiehl, die Zeit ist teuer,
Bevor uns die Empörung übermannt.
Es ist im Rabennefte nicht geheuer;
Sie feiern trotzig die Johannisnacht,
Und wider Ordnung brennen ihre Feuer.
Sieh' dort, was sie so übermütig macht!"
Er wies hinaus aufs hohe Meer und schwieg.
Her segelten die Schiffe, Englands Macht,
Und zischend von des Schlosses Zinnen stieg
Ein Feuerball, der rief mit argem Munde:
„Auf Spanier, auf! es gilt Vertilgungskrieg!"
Ein Gegenruf erscholl aus Talesgrunde,
Und plötzlich stiegen wirbelnd Rauch und Flammen
Von allen Bergesgipfeln in der Runde.
Es fiel ein Schuß. „Gott möge sie verdammen!"
Schrie taumelnd auf und sterbend der Soldat;
Das Blei saß in der Brust, er sank zusammen.
Die Stadt ist jetzt ein Schauplatz grauser Tat;
Viktor, der Pflicht gehorchend, die ihn band,
Will hin im Flug, es bleibt der einz'ge Rat.
Da hält ihn sanften Druckes Klaras Hand:
„Entfleuch! die beiden Brüder folgen mir;
Dort hält ein Roß am Fuß der Felsenwand."
Sie stößt ihn fort, er hört sie rufen: „Hier!
Hier, Juanito, Philipp, hier! ihm nach!"
Die Stieg' hinab entfleucht der Offizier.

Die Kugeln sausten, während sie noch sprach,
Und trieben seine Flucht ihn zu beflügeln;
Ihm folgten auf den Fersen Tod und Schmach.
Er endlich sitzt zu Pferd fest in den Bügeln,
Dem Hauptquartier zujagend sonder Rast
Mit blut'gen Sporen und verhängten Zügeln.
So kommt er vor den General mit Hast:
„Ich bringe dir mein Haupt, mein Haupt allein,
Sonst keines, das du mir vertrauet hast." —
„Mag minder Schuld vielleicht als Unglück sein;
Dem Kaiser bleibt das Urteil vorbehalten,
Der kann erschießen lassen und verzeihn.
Nun ist's an mir, die Rache zu verwalten."
Man sah, wie erst der andre Morgen graute,
Vor Menda die Kolonnen sich entfalten.
Die jüngst aufs Meer so übermütig schaute,
Die Stadt war eigner Ohnmacht überlassen,
Und nicht erfolgt die Landung, der sie traute.
Die tags zuvor so aufgeregten Massen
Der stolzen Bürger, starr vor Schrecken, ließen
Den Rächer einziehn durch die stillen Gassen;
Und Blut begann sogleich um Blut zu fließen.
Es boten selbst die Schuldigen sich dar;
Zweihundert ließ sofort er niederschießen.
In jenem Tanzsaal auf dem Schlosse war
Sein Hauptquartier; umringt von seinem Stabe,
Befahl von dort er Blut'ges seiner Schar.
Was schwer Leganes auch verschuldet habe,
Er selbst ein Greis, sein Weib, die Kinder alle,
Zwei Männer, zwei Jungfrauen und ein Knabe,
Ein Jammerbild des Stolzes nach dem Falle,
Geknebelt sind sie mit unwürd'gen Stricken,
Gefesselt an die Säulen dort der Halle;
Mit ihnen acht Bediente; die ersticken
In tiefster Brust der eignen Klage Laut,
Wie voller Ehrfurcht sie auf jene blicken.
Und blut'gen Werkes Vorbereitung schaut
Man auf der Schloßterrasse mancherlei,
Da wird aus Balken ein Gerüst erbaut;
Und der's vollstrecken wird, der steht dabei.
Er scheint sich selber schaudernd zu verachten,
Daß aufgespart er so Verruchtem sei.

In stummer Haltung stehn umher die Wachten,
Und hundert Bürger werden hergetrieben,
Verurteilt, solches Schauspiel zu betrachten.
Hilftätig ist ein Franke nur geblieben,
Der bleich und zitternd zu den Opfern schleicht,
Verachtung erntend für sein treues Lieben.
Ruft Klara nicht: „Viktor, du hast's erreicht!"
Doch nein, sie spricht mit ihm; sie flüstern leise,
Indem sie bald errötet, bald erbleicht.
Mit Ingrimm schaut auf sie der stolze Greise;
Es trübt und senkt sich ihrer Augen Licht,
Sie winkt dem Freund auf würdevolle Weise.
Der tritt nun vor den General und spricht:
„Ich bin, der deine Gnade hier begehrt." —
„Du? Gnade?" — „Ja, die letzte traur'ge Pflicht.
Laß richten die Leganes mit dem Schwert,
Nicht aber mit dem Strange!" — „Zugestanden!"
„Der Beistand eines Priesters . . . ?" — „Wird gewährt."
„Befreien lasse sie von ihren Banden!
Sein Wort, mein Wort wird Sicherheit dir geben." —
„Bist Bürge du, so bin ich einverstanden." —
Noch wagt ein Gnadenruf sich zu erheben.
„Sein ganzes Gut, zu sühnen, was geschah!
Schenk' einem seiner Söhne nur das Leben!" —
„Des Königs ist das Gut; was will er da
Noch feilschen? Alle sterben, alle. Nein!" —
„Und auch das Kind, der zarte Knabe?" — „Ja!
Wir sind in Spanien. Wein her! sag' ich, Wein!
Ihr Herrn, dem Kaiser! Laßt die Becher klingen!" —
„Und soll das harte Wort dein letztes sein?" —
„Das ist's, und . . . nein! Mag Gnade sich erringen
Und Leib und Gut erwirken, der es wagt,
Den Blutdienst an den andern zu vollbringen!
Das ist mein letztes Wort." So wie er's sagt,
Da sträubet manchem sich das Haar empor,
Der doch für tapfer gilt und unverzagt.
Man schweigt; er winkt gebietend, und Viktor
Verläßt den Saal; er tritt, und möchte weinen,
Zu den Gefangnen in der Halle vor.
Man schaut auf ihn, und mancher dürfte meinen,
Daß nicht unmenschlichen Befehl er brächte;
Entfesselt wird Leganes und die Seinen.

Er selber löset zitternd das Geflechte,
Das Klaras zarte Hände hält gebunden;
Man übergibt dem Henker dort die Knechte.
„Du Armer, sage nun mir unumwunden,"
So fragt die hohe, herrliche Gestalt,
„Hat deine Stimme kein Gehör gefunden?"
Und er, sich neigend, kaum vernehmlich lallt
Ihr Worte zu, die schauerlich empören
Sein tiefstes Herz, es überläuft ihn kalt.
Sie aber scheint ihm ruhig zuzuhören.
Zum Vater sie: „Laß deinen Sohn und Erben
Dir Unterwerfung und Gehorsam schwören!
Gebiete du, ihn trifft es, zu erwerben,
Was du begehrt, durch Taten .... schauderhaft!
Wir haben's gut, wir haben nur zu sterben.
O Juanito! du verjüngter Schaft
Der Lilien, die Leganes' Schild beschatten,
Steig' auf in unsrer Väter Heldenkraft!"
Rings um den hochergrauten Vater hatten
Sich ahnungsvoll gedrängt des Hauses Glieder,
Gestützt die Mutter an die Brust des Gatten.
Ihr Aug' erhellte sich, sie hoffte wieder;
Da sprach die Maid das Gräßliche zu Ende;
Sie sank entsetzt, erschöpft, ohnmächtig nieder.
Der Vater rief: „O Juanito, wende
Die Schmach von uns, die ärger als der Tod!"
Er schüttelte das Haupt und rang die Hände.
„Bist du mein Blut, erfülle mein Gebot!
Du bist des Hauses Stamm." Er aber schrie:
„Wer färbt in Vatersblut die Hände rot?"
Und Klara warf vor ihm sich auf die Knie:
„O Bruder, wenn du mich zu lieben meinst,
Berühre jener Schreckliche mich nie!
Du bist ja, der zu mir gesprochen einst:
Bevor du angehören sollst dem Franken,
Vor dem du nicht zurückzubeben scheinst,
Vertilget den unwürdigen Gedanken
Mein eigner Dolch in deiner falschen Brust!
Nun laß den Tod mich deiner Liebe danken!"
Und Philipp sprach: „Du armer Bruder mußt,
Du mußt des Hauses Schild empor noch tragen;
Daß sonst er untergeht, ist dir bewußt."

Die jüngre Tochter und die Mutter lagen
Sich weinend in den Armen; zürnend schalt
Der Knabe seiner Schwester weibisch Klagen.
Die Stimm' erhob der Alte mit Gewalt:
„War der von span'schem Adel, der allein
Das eigne Leid erwog, da 's Taten galt?
Du warst mein Sohn nicht, darfst es nimmer sein,
Und dich verleugn' ich in der Sterbestunde!"
Die Mutter stöhnte: „Still! er willigt ein."
Ein Priester zeigte sich im Hintergrunde;
Sie führten ihn zu Juanito gleich,
Und Klara gab ihm schnell von allem Kunde.
Wie sonst dem Sünder zu dem Todesstreich,
Sprach Mut ihm ein zu leben jener Bote,
Er sagte: „Ja!" und wurde leichenbleich.
Die Frist verstrich, die Trommel rief und drohte
Von der Terrasse her; sie traten vor
Auf ihren Ruf, dem Tode zu Gebote.
Sie hielten Schritt und blickten fest empor,
Nicht Stolz und Haltung hatten sie verlassen;
Da war nur einer, der die Kraft verlor,
Der sollte leben! Den nur mußte fassen
Der Beichtiger und führen. Dort bereit
Der Block, das Schwert, ein Anblick zum Erblassen.
Da stand auch einer, nicht vom Blocke weit,
Den, zu vollstrecken hier die blut'ge Tat,
Das schauerliche Machtgebot befreit.
Und zu dem blutgewohnten Manne trat
Nun Juanito; leise flüsternd, leise
Sprach der ihm zu und gab ihm seinen Rat.
Und sieh', die Kinder knieten schon im Greise;
Zunächst der Mutter stand der Kapellan,
Und stolze Blicke warf umher der Greise.
Zum Bruder Mariquita nun begann:
„Ich bin nicht stark, mein Bruder, wie ich sollte,
Erbarme dich, und fange mit mir an!"
Es pfiff das Schwert; getrennt vom Rumpfe, rollte
Ihr lock'ges Haupt; der Mutterbrust entquoll
Ein Schrei, den sie umsonst ersticken wollte.
Kam Raphael, der fragte liebevoll,
Wie er das Haar sich aus dem Nacken strich:
„Bin ich so recht, du Guter, wie ich soll?"

Da fiel der Streich, und Klara stellte sich.
Wie er ins Antlitz sah der Bleichen, Schönen:
„Du weinest!“ sprach er. Sie: „Ich denk' an dich!“
Er schwang das Schwert, da hörte man ertönen:
„Halt! Gnade! Gnade!“ — Wird der Ruf auch wahr?
Wird er den Mut der Sterbenden verhöhnen? —
Hervor trat Viktor aus der Franken Schar
Und stellte bleich sich, bebend und verstört
Dem Auge des geliebten Mädchens dar:
„Du, deren Herz, ich weiß es, mir gehört,
Sei mein, mein Weib! Das eine Wort, o sag' es!
Die Macht, die dich verfolgt, hat aufgehört!
Das Leben nur, o süße Maid! ertrag' es
An meinem Arm, an meiner treuen Brust,
Zu weinen ob den Greueln dieses Tages!
Vertraue mir, und trage den Verlust!
Dir biet' ich zum Beschützer mich und Leiter,
Ich träume selbst von keiner süßen Lust.“
Sie sah ihn hellen Blickes an und heiter
Und wandte sich, nicht schwankend ob der Wahl,
Dem Blocke zu, und: „Juanito, weiter!“
Da fiel ihr Haupt, und sprang ein roter Strahl,
Das Herzensblut, dem mocht' er nicht entweichen;
Den Wankenden verbarg der Freunde Zahl.
Und Philipp nahm, nach weggeräumten Leichen,
Den Platz der Schwester ein und starb zuletzt,
An Stärke nur den andern zu vergleichen.
Vor trat Leganes selbst, der Vater, jetzt,
Um sich betrachtend seiner Kinder Blut,
Und Juanito sprang zurück entsetzt.
Doch er: „Ermanne dich, und fasse Mut!
Hört's, Spanier, hört's! und sagt's dem Vaterlande!
Er ist der Sohn, auf dem mein Segen ruht.
Marques de los Leganes, span'scher Grande,
Triff sicher nur! Du bist des Tadels bar;
Dem Feinde deines Landes bleibt die Schande!“
Wohl traf er gut; ein Röcheln sonderbar
Hat aus der atemlosen Brust bezeugt,
Daß seine letzte Kraft geschwunden war.
Wie nun die Mutter vortrat, tief gebeugt,
Doch würdevoll, er sie ins Auge faßte,
Da schrie er laut: „Sie hat mich ja gesäugt!“

Der Schrei erweckte Nachhall, es erblaßte
Im weiten Kreise jegliches Gesicht,
Das Mahl verstummte, wo der Franke praßte.
Sie sprach ihm zu, er aber hörte nicht!
Da schritt sie zu der Brustwehr und vollstreckte
Hinab sich stürzend selbst das Blutgericht.
Er lag in Ohnmacht.
Dort, der Blasse weckte
Wohl deine Neugier; deine Augen sahn es,
Wie Gramesnacht die hagern Züge deckte.
Die Furchen sind die Spuren nicht des Zahnes
Der allgewalt'gen Zeit, das siehst du schon;
Verdugo heißt der Mann, de los Leganes.
Bewundert und bedauert und geflohn,
So schleicht und wird er schleichen allerwegen,
Bis ihm geboren wird der erste Sohn;
Dann wird er zu den übrigen sich legen.

Das Vermächtnis.

Ich bin schon alt, es mahnt der Zeiten Lauf
Mich oft an längst geschehene Geschichten,
Und die erzähl' ich, horcht' auch niemand auf.
So weiß ich aus der Chronik und Gedichten,
Wie bei der Pest es in Ferrara war,
Und will davon nur einen Zug berichten.
Es scheute wohl sich jeder vor Gefahr;
Den pesterkrankten Vater floh der Sohn,
Die Mutter selbst das Kind, das sie gebar.
Es war zu heißer Sommerszeit; geflohn
Von Freunden und Verwandten, weltverlassen,
Lag Basso della Penna sterbend schon.
Sein Testament, das wollt' er schreiben lassen;
Es ließ sich endlich ein Notar bewegen,
Das Dokument rechtskräftig zu verfassen.
Und er: „Ich will es ihnen auferlegen,
Ich meine meinen Kindern, meinen Erben,
Anständig meine Fliegen zu verpflegen."
Und der Notar: „Ihr lieget schon im Sterben;
Wie schickt sich's, Basso, daß ihr Scherze treibt,
Anstatt um euer Heil euch zu bewerben!"

Drauf dieser: Schreibt, wie ich euch sage, schreibt!
Ihr seht mich ja verlassen von den Meinen,
Da noch dies Fliegenvolk mir treu verbleibt.
Nur treu aus Eigennutz, so mögt ihr meinen;
Ich will's nicht untersuchen, will allein
Es wissen, daß die Treusten sie mir scheinen;
Bei Gott! ich muß und will erkenntlich sein.
Drum schreibt es nieder, so wie ich euch sage,
Denn wohlerwogen ist der Wille mein:
Alljährig sollen sie am Jakobstage
Aussetzen einen Scheffel reifer Feigen
Den Fliegen allzumal zum Festgelage.
Und sollten sie darin sich lässig zeigen,
Und unterblieb es nur ein einzigmal,
Fällt Hab' und Gut dem Armenhaus zu eigen."
Und noch geschieht es so, wie er befahl,
Und am bestimmten Tage zugemessen
Wird noch den Fliegen ihr bestimmtes Mahl.
Der Fliegen hat kein Erbe je vergessen.

Der Geist der Mutter.

Die Muse führt euch in das Schloß des Grafen;
Sie hat den alten Wappenschild am Tor
Verhangen, und es soll sein Name schlafen.
Seht dort ihn selbst, der bleich und hager vor
Dem Pergamente zähneknirschend lacht
Und zitternd, wie es rauschet, fährt empor.
Schaut nicht hinab in seines Busens Nacht,
Fragt nicht nach seinem Unmut, seinem Groll,
Und nicht, was vor ihm selbst ihn schaudern macht!
Blickt ab von ihm; seht schweigsam, ahnungsvoll
Die Dienerschaft den einz'gen Sohn erwarten,
Dem jetzt der Mutter Erbe werden soll!
Er ward in Schul' und Welt und Krieg vom harten
Geschick verstoßen, seit die Augen schloß,
Die liebend pflegte seiner Kindheit Garten.
Nun kehrt er heim in seines Vaters Schloß;
Er wieget sich in zaubervollen Träumen
Und spornt vor Ungeduld sein feurig Roß.

Und dort beginnt inmitten grünen Räumen
Das Dorf mit roten Dächern zu erscheinen,
Die Kirche dort, und unter jenen Bäumen ....!
Er hat den Baum gepflanzt, der jetzt mit seinen
Weitausgespannten Ästen schirmt das Grab
Der Mutter, wo er beten muß und weinen.
„Vernimm du mich, die mir das Leben gab,
Du, deren Bild ich stets in mir getragen;
Nicht wende jetzt die Augen von mir ab!
Der fremdgewordnen Heimat werd' ich klagen,
Daß meine Träume noch nur Träume sind;
Du sollst um mich die Geisterarme schlagen." —
Und nun zu Roß! zum Schloß hinan geschwind!
Der Bach, — die Felsenwand, — die alten Föhren, —
Ihr dunkles Haupt bewegt der Abendwind; —
Sie scheinen seines Herzens Gruß zu hören
Und zu erwidern; Fremde sind allein
Die Menschen, die die Täuschung ihm zerstören.
Und hier, um diesen Felsen muß es sein, —
Es wendet sich der Weg, und vor ihm prangen
Des Schlosses Zinnen rot im Abendschein;
Da rollen Tränen über seine Wangen.
Er stürmt den Hof hinan, und Diener kommen
Neugierig fremd herbei, ihn zu empfangen.
Nach seinem Vater fragt er, sucht ihn frommen
Und liebedurst'gen Blickes; hat er, ach!
Von seines Sohnes Heimkehr nichts vernommen?
Dem Jäger folgt er durch die Halle nach;
Der trägt Gepäck und Mantel und Pistolen
Und führt ihn ein ins innere Gemach.
Da tritt vor ihn ein Mann mit stieren, hohlen,
Entsternten Augen, dessen düstre Falten
Die Schatten seines Innern wiederholen.
Der spricht: „Die Kunde hab' ich schon erhalten;
Ihr kommt, der Mutter Erbe zu begehren,
Ich kann euch nicht das Eure vorenthalten."
Da kann er sich des Schauderns nicht erwehren,
Es sinken schlaff die ausgestreckten Arme,
Und stumm und starr verschluckt er seine Zähren.
An dieses Herz doch schlagen muß der Arme,
Nicht dringt hinein die Stimme der Natur;
Da schweigt er, überwältigt von dem Harme.

Er stammelt: „Schlaf!“ Da winkt der Alte nur;
Er folgt dem Jäger bei der Kerze Schimmer
Zum andern Flügel über Gang und Flur.
Da öffnet sich vor ihm, er sieht es immer,
Er hat es mit dem Herzen schon erkannt,
Das von der Mutter sonst bewohnte Zimmer.
Da steht nun der Verwaiste wie gebannt,
Betrachtet sinnend die gemalten Wände,
Von bittrer Lust und Schmerzen übermannt.
Sie lag auf diesem Lager, als die Hände
Sie segnend legte auf sein lockig Haupt;
Dann sank sie hin, ihr Leben war zu Ende.
Hier ward er seines Teuersten beraubt,
Hier hat der Ernst des Lebens ihn erfaßt
Und seiner Kindheit üpp'ges Reis entlaubt.
Und jetzt! — So steht er eine lange Rast,
Von Garnen der Erinnerung umstellt,
Das Herz zermalmt von namenloser Last.
Und endlich nieder auf das Lager fällt
Er weinend, schluchzend, schmerzenüberwunden,
Den Schlaf nicht suchend, der sich ferne hält.
Der Schloßuhr ehrne Zunge zählt die Stunden,
Es schließt die Nacht sich zu, das Licht verglimmt,
In grauser Stille bluten seine Wunden.
Da mahnt ihn ein Geräusch, das er vernimmt,
Daß drüben bei dem Vater er gelassen
Die Waffen, die zu seinem Schutz bestimmt.
Und ringsher spähend sieht er einen blassen,
Unsichern Schimmer durch das Zimmer wehen;
Es reizt ihn, den ins Auge scharf zu fassen.
Er höret draußen leisen Schrittes gehen;
Er siehet jenen Schimmer sich gestalten
Und siehet seine Mutter vor ihm stehen.
Sie winkt ihm, regungslos sich zu verhalten,
Sie hebt die Augen schmerzenreich empor,
Sie scheinet über ihn die Wacht zu halten.
Es rauscht; die Tür geht auf, — sie tritt davor, —
Ein lauter, angsterpreßter Schrei erschallt,
Die Stimme seines Vaters traf sein Ohr.
Da wirft man Schweres klirrend hin, es hallt
Der Gang von flücht'gen Schritten, es verklingt, —
Zerflossen ist in Nebel die Gestalt.

Er aber dort auf seinem Lager ringt
Mit dem Entsetzen, bis mit hellem Scheine
Der junge Tag in seine Augen dringt.
Er schaut umher; die Tür ist auf, und seine
Pistolen liegen auf der Schwelle dort;
Er fragt sich nicht, was er darüber meine.
Er schleicht hinaus sich leise, spricht kein Wort;
Er sattelt, steigt zu Roß und drückt die Sporen;
Erst ihrem Grabe zu, dann weiter fort. —
Es hat sich jede Spur von ihm verloren.

Die Reträte.

Am Sonntag Abend auf dem Werder waren
Zum lust'gen Walzer in dem Fischerkrug
Die sechs Trompeter da von den Husaren.
Herüber von dem andern Ufer trug
Sie noch das Eis, nun gab es Spiel und Tanz;
Es waren zum Orchester fünf genug.
Der sechste hielt sich abgesondert, Franz,
Er kos'te wohl mit seiner Braut verstohlen,
Der Margarete, der gehört er ganz.
„Wir haben unsre Sache Gott befohlen,
Und hat der Frühling erst den Fluß befreit,
So komm' ich nur, hinüber dich zu holen." —
„O Franz! und diese lange, bange Zeit!
Wie soll ich, dich zu sehen, mich entwöhnen!
Du bist mein Leben, meine Seligkeit." —
„Du hörst mich, hörest die Trompete dröhnen,
Sie wird dir meiner Liebe Botschaft bringen
Bei der Reträt' in Nachhalls-Zittertönen.
Wenn diese letzten Töne zu dir dringen,
Ich bin's, gedenke mein! dann weht von drüben
Dir meine Seele zu auf ihren Schwingen.
Mag doch der Eisgang kurze Feindschaft üben,
Der Frühling unsrer Liebe wird erwachen,
Und keine Trennung fürder uns betrüben." —
„Hört auf! wer mag noch lärmen hier und lachen!"
Ein Fischer sprang herein und schrie das Wort:
„Hört ihr denn draußen nicht des Eises Krachen!?

Ihr Herrn, die ihr hinüber müßt, macht fort;
Stromauf! da hält sich's länger, bis es bricht,
Dem Lichte zu am andern Ufer dort!" —
„O Franz, bleib' hier!" — „Mein Lieb, ich darf es nicht,
Nicht Urlaub hab' ich." — „Meines Vaters Haus . . ." —
„Ich bin Soldat und kenne meine Pflicht." —
„O lieber Franz, in solchem nächt'gen Graus . . .!" —
„Wir scheiden ja, mein Lieb, zum letzen Male;
Laß ab! sei stark! die andern sind voraus."
Stromauf, schräg über, nach dem Lichtsignale,
Sie schritten schnell und schweigsam durch die Nacht,
Erhellt von keines Sternes bleichem Strahle;
In Nebeln, von dem Winde hergefacht,
Schien ihnen oft das Lichtlein zu verschweben;
Sie schritten zu, als ging' es in die Schlacht.
Sie fühlten unter sich das Eis erbeben
Und hörten's grausig donnernd sich zerspalten
Und sahn es aufgerissen sich erheben.
Und wie des Abgrunds Stimmen rings erschallten,
Beflügelten den Lauf sie landhinan,
Erst jenseits auf dem festen Grund zu halten.
Und wie sie dort erreicht den Rettungsplan,
Da zählten sie und zählten. — „Gott und Vater!
Wir sind nur fünf! es fehlt der sechste Mann!
Der fehlt, ist Franz; sie hielt ihn auf; was tat er?
Doch seht den Schatten dort! das muß er sein,
Im windgefegten Schneegewölke naht er.
Franz! Franz! gib Antwort! — keine Antwort! Nein,
Er ist es nicht. Das Schneegewölk zerfallen;
Stumm, ebenmäßig hüllt die Nacht uns ein."
Und von dem Strome her, wo wirbelnd wallen
Die Schollen und einander sich zerschmettern,
Hört laut man wohlbekannten Ton erschallen,
Der ehernen Trompete mutig Schmettern,
Reträt'! ihm selbst Posaune des Gerichtes;
Es ruft dem Tode, nicht den ird'schen Rettern.
Und stromabgleitend fern und ferner bricht es,
Und leis' und leiser, aus der Nacht hervor,
Ein Hauch der Ahnung überird'schen Lichtes.
Dem Krug vorbei! da lauschet wohl ein Ohr!
Und lang gezogen, leise zitternd schwingen
Des Nachhalls letzte Töne sich empor. —

„Wenn diese letzten Töne zu dir dringen,
Ich bin's, gedenke mein! dann weht von drüben
Dir meine Seele zu auf ihren Schwingen.
Mag doch der Eisgang kurze Feindschaft üben,
Der Frühling unsrer Liebe wird erwachen,
Und keine Trennung fürder uns betrüben."
Und unterwärts erschallt mit Donners-Krachen
Das Eis, das Scholle sich auf Scholle ballt,
Und dröhnend öffnet sich des Todes Rachen.
Es schweigt; die letzten Töne sind verhallt.

Ein Baal Teschuba.

Noch hatte der Rabbiner nicht begonnen
Zu unterrichten; im gedrängten Kreise
Der Schüler hatte sich Gespräch entsponnen,
Gespräch von jenem rätselhaften Greise,
Der in die Synagoge war gekommen
Fast eigentümlich schauerlicher Weise;
Der auf der Trauerbank den Platz genommen,
Dem Sträfling gleich, andächtig immerdar,
Ein Vorbild der Erbauung allen Frommen,
Und wie das Schlußgebet gesprochen war,
Aufspringend mit befremdlicher Gebärde,
Sein Haupt verhüllt im faltigen Talar,
Sich quer am Eingang auf die harte Erde
Vor allen niederstürzend hingestreckt,
Auf daß mit Füßen er getreten werde.
Doch keiner tat's, denn jeder wich erschreckt
Zur Seite, daß den Starren er vermeide,
Den erst der letzten Schritte Hall erweckt.
Ein Pole müßt' er sein nach seinem Kleide;
Doch haben, die ihn sprachen, ausgesagt,
Daß ihn die deutsche Mundart unterscheide.
Nach seinem Namen haben sie gefragt,
Worauf er seufzend Antwort nicht gegeben;
Sie haben, mehr zu fragen, nicht gewagt.
Da trat, wie so die Schüler sprachen, eben
Der Greis herein, dem Winter zu vergleichen,
Von jugendlichem Frühlingsreis umgeben.

Es sahn die Ringsverstummenden ihn schleichen
Dem letzten Platze zu, um den er bat,
Ihn sollte da das heil'ge Wort erreichen.
Und der Rabbiner, sich erhebend, trat
Mit ernstem Worte zu dem seltnen Gast:
„Hier gilt es, auszustreuen gute Saat.
Wie du im Tempel dich betragen hast,
Erscheint vielleicht in zweifelhaftem Lichte
Dem, der den Gang des Lebens nicht erfaßt;
Was aber dich bewogen, das berichte
Du diesen hier, damit auch sie es wissen;
Ich fordre deine düstere Geschichte.
Gar mancher ist der Weisheit nicht beflissen,
Der wahrlich anders würde sein, verstünd' er
Den Ernst der Tat im strafenden Gewissen." —
„„Ich bin ein Baal Teschuba, bin ein Sünder,
Der, wallend durch das Elend, Buße tut,
Und jetzt der eignen Missetat Verkünder.
Nach meinem Namen forschet nicht; der ruht
Bei meinen Hinterlass'nen, Weib und Kindern,
Und liegt bei Haus und Hof und Hab' und Gut.
Ich handelte, geehrt und reich, mit Rindern
Und sah mit Stolz auf meines Hauses Flor,
Der sollte jähen Sturzes bald sich mindern.
Ich stand indes dem Ehrenamte vor,
Die Spenden der Gemeinde darzureichen
Den fremden Armen vor des Tempels Tor.
Ein Weib, ihr Bild will nimmer von mir weichen,
Ein schwangres Weib schalt einst mich einen Wicht
Und zankte, schrie und schmähte sondergleichen.
Da faßte mich der Zorn, ich hielt mich nicht,
Ich hob die Hand zu unheilvoller Stunde
Und schlug die Keiferin ins Angesicht.
Das Wort erstarb in ihrem blassen Munde,
Sie wankte, fiel, da lagen scharfe Scherben,
Es quoll ihr Blut aus einer tiefen Wunde.
Ich sah das grüne Gras sich purpurn färben,
Sah krampfhaft noch sie zucken eine Zeit,
Dann starr gestreckt zu meinen Füßen sterben.
Nicht in die Hände der Gerechtigkeit
Geliefert hätte mich die Brüderschaft,
Ich war von jeder äußern Furcht befreit.

Doch einen Richter gibt's, der Rache schafft,
Gewissen heißet, der die scharfen Krallen
Ins Herz mir eingerissen voller Kraft.
Und ich erkor, ein Fragender, zu wallen
Zu einem frommen Greise: „Rabbi, sprich,
Wie büß' ich, der ich so in Schuld gefallen?"
Und harter Bußen viele lud auf mich
Der strenge Mann mit Beten, Baden, Fasten;
Nur eine, eine nur war fürchterlich.
Mit meinem Fluche sollt' ich mich belasten,
Ins Elend willig gehn am Bettelstabe
Und sieben Jahre nicht auf Erden rasten.
Ich hab's getan, ein Baal Teschuba, habe
Sechs Jahr' ich schon vom Mitleidsbrot gezehrt,
Sechs Jahre mich genähert meinem Grabe.
Die Heimat zu betreten, war verwehrt;
Ich habe mich, zu machtvoll angezogen,
In immer engern Kreisen ihr genäh'rt.
Und einst, da stand ich vor des Tores Bogen
Der Vaterstadt, da stand ich, wie gebannt,
Mit ausgestreckten Armen vorgebogen.
Ich hätte fliehen sollen; übermannt
Von namenloser Sehnsucht, trat ich ein. —
Wie selbst so fremd! wie alles so bekannt!
Des langen Haupt- und Barthaars Silberschein,
Der Stirne Furchen und die fremde Tracht —
Ich mochte jedem wohl unkenntlich sein.
Wie schlug das Herz mir in der Brust mit Macht!
Ich schlich daher, so wie der Sünder schleicht,
Und wo die Straß' am Markt die Biegung macht . . .
Gott Israels! mein Haus! — Ein Kind — vielleicht
Mein eignes Kind! — ein Mädchen tritt heraus. —
Hat Rahel solch ein Alter wohl erreicht?
„Der Ew'ge segne dich und dieses Haus,
Mein süßes Kind! ein Bettler ruft dich an
Aus bittern Elends namenlosem Graus."
Sie sah mich freundlich an und schritt sodann
Ins Haus zurück und kam nach kurzer Frist:
„Die Mutter schickt dir das, du armer Mann." —
Es war ein Kreuzer nur — „Die Mutter!? Ist
Bekannt auch deiner Mutter, daß so klein
Die Gift sie einem Baal Teschuba mißt?"

Sie sah mich staunend an und ging hinein
Und kam sogleich auch wieder her zu mir.
„Die Mutter sagt: Es kann nicht anders sein,
Sie hat's jetzt nicht, denn Vater ist gleich dir
Ein Baal Teschuba; würdest mehr bekommen,
Wär' unser armer guter Vater hier."
Nun hatt' ich's ja aus ihrem Mund vernommen,
Ich habe schluchzend schnell mich abgewandt
Und nicht mein Kind an meine Brust genommen,
Ins Elend hab' ich mich zurückgebannt.""

Mateo Falcone, der Corse.

Von wessen Rufe hört man widerhallen
Die her zu diesen Höhen führt, die Schlucht
Von Portovecchio? Flintenschüsse fallen.
Die Gelben sind's, die Jäger, und es sucht
Vor ihnen her den Buschwald zu erreichen
Ein schwer Verwundeter in scheuer Flucht.
Aus dem Gehöfte will ein Kind sich schleichen,
Zu spähen, was bedeute solcher Ton;
Es siehet vor sich stehn den Blut'gen, Bleichen.
„Du bist, ich kenne dich, Falcones Sohn;
Ich bin Sampiero; hilf mir, feines Kind,
Verstecke mich, die Gelben nahen schon!"
„Ich bin allein, die beiden Eltern sind
Hinausgegangen." — „Schnell denn und verschlagen!
Wohin verkriech' ich mich? sag' an, geschwind!"
„Was aber wird dazu der Vater sagen?" —
„Der Vater sagt, du habest recht getan;
Und du zum Dank sollst diese Münze tragen."
Die Münze nahm der Knabe willig an.
Ein Haufen Heu, der sich im Hofe fand,
Verbarg den blutigen, zerlumpten Mann.
Dann ging das Kind, des Blutes Spur im Sand
Austretend, nach dem äußern Tor besonnen,
Wovor schon lärmend der Verfolger stand.
Es war der Vetter Gamba. — „Wo entronnen,
Sprich, Vetter Fortunato, ist der Wicht,
Dem wir die Fährte hieher abgewonnen?" —

„Ich schlief." — „Ein Lügner, der vom Schlafe spricht!
Dich hat zu wecken mein Gewehr geknallt." —
„Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht." —
„Antworte, Bursche, wie die Frage schallt!
Und führst du solche Reden mir zum Hohne,
So schlepp' ich dich nach Corte mit Gewalt." —
„Versuch' es nur, mein Vater heißt Falcone!" —
„Ich aber werde deinem Vater sagen,
Daß er mit Schlägen dir die Lüge lohne." —
„Ob er es tut, das möchte sich noch fragen." —
„Wo ist dein Vater? sprich!" — „Ich bin allein;
Im Buschwald wird er sein, ein Wild zu jagen."
Und Gamba zu den Untergebnen sein:
„Hier führt, ich traf ihn gut, die Spur des Blutes;
Durchsucht das Haus, er wird zu finden sein!"
Ein Jäger drauf: „So ihr es wollt, so tut es;
Doch solltet ihr's erwägen, Adjutant,
Uns bringt Falcones Feindschaft nimmer Gutes."
Er aber stand unschlüssig, abgewandt
Und stach ins Heu, nachlässig, in Gedanken,
Wie einer, der das Rechte nicht erkannt.
Der Knab' indessen spielte mit dem blanken
Gehenke seiner Uhr und schob gelinde
Ihn vom Versteck zurück des armen Kranken.
Und wieder freundlich sprach er zu dem Kinde:
„Du spielst mit meiner Uhr und hast noch keine;
Die hatt' ich dir bestimmt zum Angebinde." —
„In meinem zwölften Jahr bekomm' ich eine."
„Bist zehn erst alt, betrachte diese nur!"
Und blinkend hielt er sie im Sonnenscheine.
Gar argen Glanzes funkelte die Uhr,
Das zierliche Gehäus' so blank und klar,
Die Nadeln Gold, das Zifferblatt Lasur. —
„Wo steckt Sampiero?" — „Wird dein Wort auch wahr?"
Dem Knaben schwur er zu mit teurem Eide,
Daß sie der schnöde Preis des Blutes war.
Des Knaben Rechte hob nach dem Geschmeide
Sich langsam, zitternd; niederwärts sich neigend
Berührt' es sie; ihm brannt' das Eingeweide.
Da hob sich auch die Linke, rückwärts zeigend,
Und gab den Schützling dem Verfolger bloß;
Geschlossen war der Kauf, der arge, schweigend.

Da ließ der Adjutant die Kette los;
Das Kind, vom köstlichen Besitz befangen,
Vergaß sich selbst und des Verratnen Los.
Und Gamba ließ hervor den Flüchtling langen;
Der blickte stumm verächtlich auf den Knaben
Und gab dem Jäger willig sich gefangen. —
„Ihr müßt, Freund Gamba, schon die Güte haben,
Schafft eine Bahre her! ich kann nicht gehen;
Verblutet hab' ich mich, im Heu vergraben.
Ihr seid ein Schütz, man muß es euch gestehen;
's ist aus mit mir; ihr habt mich gut gefaßt,
Doch habt ihr auch, was ich vermag, gesehen."
Und menschlich sorgte man und freundlich fast
Für einen, den man doch als tapfer pries
Und, wo es galt, als Gegner nur gehaßt.
Die Münze reicht' ihm Fortunat; er stieß
Zurück den Knaben, welcher voller Scham
Entwich und jenen Taler fallen ließ.
Falcone jetzt mit seinem Weibe kam
Vom Walde her; um sein Gehöfte sah
Er Jäger schwärmen, was ihn wunder nahm.
Schußfertig, kühn, vorsichtig naht' er da
Und hieß das Weib der zweiten Büchse pflegen,
Wie's Brauch ist, wo der Schütz dem Feinde nah'.
Ihn kennend, ging ihm Gamba schnell entgegen. —
„Verkennt den Freund nicht!" — Langsam stieg der Lauf
Der Büchse, die im Anschlag schon gelegen. —
„Wir hatten, Vetter, einen weiten Lauf,
Der Tag war heiß, wir haben ihn erjagt;
Doch gingen auch der Unsern zwei darauf;
Ich meine den Sampiero." — „Was ihr sagt!
Sampiero, der die Ziege mir geraubt,
Vom Hunger freilich wohl und scharf geplagt." —
„Er hat gefochten, wie es keiner glaubt:
Wir haben ihn und danken's Fortunato,
Der uns geliefert sein geächtet Haupt."
Der Vater rief entrüstet: „Fortunato?" —
Die Mutter sank zusammen wie gebrochen
Und wiederholte schaurig: „Fortunato?" —
„Er hatte dort sich in das Heu verkrochen,
Der Vetter zeigt' ihn an: man soll's erfahren,
Und ihm und euch wird hohes Lob gesprochen." —

Sie traten an das Haus; die Jäger waren
Geschäftig und bemühet um den Alten,
Die Bahre wohl mit Mänteln zu verwahren.
Und wie zu seinem Ohr die Schritte schallten,
Und er sich umgesehen, wer genaht,
Da konnt' er nicht zu lachen sich enthalten,
Ein Lachen, gar entsetzlich in der Tat.
Das Haus anspeiend, schrie er: „Lug und Trug!
In diesen Mauern hauset der Verrat!" —
Erbleichend, zitternd hört's Falcone, schlug
Vors Haupt sich die geballte Faust, und stumm
Verharrt' er, bis man fort den Alten trug.
Es sah sich Gamba grüßend nach ihm um;
Er merkt' es nicht, er ließ die Truppe ziehen,
Er starrte zu dem Knaben taub und stumm.
Es will vor ihm das Kind erzitternd knieen,
Er schreit es an: „Dein erstes Stück war gut!
Zurück von mir!" — Es hat nicht Kraft zu fliehen. —
Und zu der Frau gewandt: „Ist der mein Blut?" —
„Ich bin dein Weib" — und ihre bleichen Wangen
Erglühen schnell von wunderſamer Glut. —
„Und ein Verräter!" — Ihre Blicke hangen
An ihrem Kinde, sie erspäht die Uhr:
„Von wem hast dieses Kleinod du empfangen?" —
„Vom Vetter Gamba." Heftig an der Schnur
Sie reißend, schleudert und zerschellt Falcone
An einen Stein der Tat verhaßte Spur.
Dann starrt er vor sich hin und scharrt, wie ohne
Gedanken, mit dem Kolben in den Sand
Und rafft sich endlich auf und ruft dem Sohne:
„Mir nach!" Das Kind gehorcht. Er selbst, zur Hand
Sein trautes Feuerrohr, nimmt durch die Heide
Den Richtpfad nach dem nächsten Waldesrand.
Ihn hält die Mutter schreckhaft an dem Kleide:
„Dein Sohn, dein einz'ger Sohn, den Gott dir gab,
Den mit Gelübden wir erflehten beide!"
Und er: „Ich bin sein Vater, drum laß ab!"
Da küsset sie verzweiflungsvoll den Kleinen
Und schaut ihm nach bis in den Wald hinab.
Dann geht sie, vor das Heil'genbild der reinen
Gebenedeiten Mutter sich allein
Zu werfen und zu beten und zu weinen.

Falcone hält im Wald am schwarzen Stein,
Versucht den Boden und erwählt die Stätte;
Hier ist die Erde leicht, hier wird es sein.
„Knie' nieder, Fortunato, knie', und bete!"
Der Knabe kniet und winselt: „Vater, Vater!
Du willst mich töten?!" — Und der Vater: „Bete!"
Und weinend, schluchzend stammelt er das „Pater";
Mit fester Stimme spricht der Vater: „Amen!"
Und weiter stammelt er das „Ave, Mater." —
„Bist du nun fertig?" — „Von den Klosterdamen
Erlernt' ich noch die Litanei soeben." —
„Sehr lang ist die; jedoch in Gottes Namen!"
Er hat gebetet. — „Vater, laß mich leben,
O, töte mich noch nicht!" — „Bist du am Schluß?"
„Vergib mir!" — „Gott, der möge dir vergeben!"
Die Hände streckt er aus — da fällt der Schuß.
Vom Leichnam wendet sich der Vater ab,
Und heimwärts schreitend, wanket nicht sein Fuß.
Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab
Sein Herz gebrochen. Also holt der Mann
Den Spaten, um zu graben dort das Grab.
Die Mutter stürzt beim Schuß entsetzt heran;
Sie stürmet händeringend auf ihn ein:
„Mein Kind! mein Blut! Was hast du nun getan!" —
„Gerechtigkeit. — — Er liegt am schwarzen Stein.
Ich laß ihm Messen lesen, der als Christ
Gestorben ist, und also mußt' es sein.
Sobald du aber selbst gefaßter bist,
Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
Daß meine wohlerwogne Meinung ist,
Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne."

Die Versöhnung.

(Corsische Geschichte.)

Die echten Corsen, welche selten nur
Von des Gebirges Höhn zu Tale steigen,
Erfüllen heut Ajaccios Präfektur.
Was bringt den tiefgehegten Groll zum Schweigen,
Den diese freien Männer fort und fort
Zu den Beherrschern ihres Bodens zeigen?

Zwei Gruppen bilden sie im Saale dort;
Sie trennt der Haß und spricht aus ihren Mienen,
Doch eignet sich zu Taten nicht der Ort.
Zwei Sippen sind es, Blut ist zwischen ihnen,
Und Blut will Blut; dem Spruche zu genügen,
Hat vielen schon der letzte Tag geschienen.
Ein Greis mit düsterm Blick und hohlen Zügen,
Mit langem schwarzen Bart und weißem Haar
Scheint ungewohnt dem Zwange sich zu fügen;
Denn unterm Ziegenfell sucht immerdar
Die Hand des Dolches Griff und hält sich kaum;
Er scheint das Haupt zu sein der einen Schar.
Bereitet ist ein Tisch im mittlern Raum,
Darauf das Kruzifix ist aufgerichtet;
Der Anblick hält die Männer nur im Zaum.
Ein Bote Christi, der für sich verzichtet,
Ein Missionar, bekannt den Bergesföhnen,
Bei welchen viele Fehden er geschlichtet,
Hofft diese beiden Stämme zu versöhnen,
Die hier er am Altar zusammenbrachte.
Er schaut sie scharf an, seine Worte tönen:
„So wie ich, meine Brüder, euch betrachte,
Die Trotz ihr jeder Fährlichkeit wohl bötet,
Von euch ist keiner, dem es Schande machte,
Daß nicht er mindstens seinen Mann getötet?“ —
Geständig sahn die Männer frei empor
Zur Erde nur ein Knabe schamgerötet.
Da donnerte des Priesters Wort hervor:
„Du hörst es, Gott am Kreuze; hör' es nicht!
Verschließe solchem frechen Hohn dein Ohr!
Geh' nicht mit diesen Mördern ins Gericht!
Du hast für sie dein teures Blut gezahlt,
Das nun Verdammnis über alle spricht.
Nicht einer, nein, nicht einer, der nicht prahlt,
Er habe dir zum Hohn die Hände rot
Mit deinem, deiner Brüder Blut bemalt!
Es sei denn dieser Knabe — Dein Gebot
Gehalten noch zu haben, sinnt verdrossen
Er schon vielleicht auf seines Bruders Tod.
Es hat ihr Dolch des Blutes mehr vergossen,
O Heiland! als von deinen heil'gen Malen,
Von Sünde sie zu retten, ist geflossen.

Ihr seht mich küssen sie zu vielen Malen,
Benetzen sie mit heißen Tränengüssen; —
Denkt eures Heiles und der Hölle Qualen!
Denkt Christi, der nach ewigen Beschlüssen
Für euch, ihr Sünder, Schmach und Tod erkor! —
Erfrecht ihr seine Wunden euch zu küssen?"
So hielt das Kruzifix er ihnen vor,
Sie scharfen Blickes prüfend, ob die Saat
Auf harten Felsen fallend sich verlor.
Gerührt, gebeugt und reuig in der Tat
Erweisen sich die Männer, sonst so wild;
Es haben die Getrennten sich genaht.
„Versöhnung!" spricht der Friedensbote mild;
„Lobt Christum, der euch hier zusammenführt,
Verzeiht, vergeßt, und tut nach seinem Bild!"
Schon haben auf dem Kreuze sich berührt
Zwei Hände, schaudernd schnell sich auch getrennt,
Als habe jede heißes Gift verspürt.
Denn Recco, jener grimme Greis, erkennt
Sich gegenüber eben dem Verhaßten,
Den er den Mörder seines Sohnes nennt.
Das Angesicht erglüht dem Schmerzerfaßten,
Die alten Wunden brechen auf, es walten
Der Zorn, der Rachedurst nach kurzem Rasten.
Noch stehet tiefgebückt — ob vor dem Alten,
Ob vor dem Kruzifix? — der Jüngling bleich,
Erwartend, ob Vergebung zu erhalten;
Noch kämpft mit seinem Herzen schmerzenreich,
Gesicht und Farbe wechselnd oft, der Greise;
Noch spricht die Gnade, schreit die Rache gleich.
Und feierliche Stille herrscht im Kreise,
Indes an ihm die scheuen Blicke hangen;
Er endlich, schwer aufatmend, redet leise:
„Mein Sohn! — an meinem Sohn ward Mord begangen. —
Er sollte meines Namens Erbe sein!
Er hat im Elsenbusch den Schuß empfangen. —
Still! Gnecco, still! — dort warst du nicht allein —
Ein andrer .... Still! — Ich will's vergessen. Schweige!
Von seinem Blut sind deine Hände rein. —
Mein alter Stamm treibt fürder keine Zweige,
Nur eine Tochter schmückt noch meine Kron';
Es geht mit meinen Tagen auf die Neige.

Du, Gnecco, liebst die Maid, ich weiß es schon, —
Mag werden, was ich früher nicht geglaubt, —
So nimm sie, und ersetze mir den Sohn!" —
Ihm lag der Sohn in Armen sprachberaubt,
Er aber mußte schaudernd sich gewöhnen,
Noch lieb zu hegen das verfemte Haupt.
„Bin müde," rief er aus, „dem Haß zu frönen!
Ich tat den ersten Schuß — vor Zeiten — dort, —
Vergeltung ward verübt an meinen Söhnen.
Vier Söhne raffte dieser Zwist mir fort,
Ich selber blieb verschont auf diesen Tag;
Der alte Stamm, der Äste bar, verdorrt. —
Hochwürd'ger Herr, laßt zeichnen den Vertrag,
Wer weiß, wie sonst der Menschen Sinn sich wenden,
Und was die nächste Stunde bringen mag! —
Noch laßt das Kruzifix in meinen Händen, —
Ich war ja Christ, bevor ich Vater war, —
Ich will das Gutbegonnene vollenden."
Die Schrift verlas darauf der Missionar,
Darin des Gottesfriedens Klauseln standen,
Und ließ sie unterzeichnen am Altar;
Und denen, die zu schreiben nicht verstanden,
Führt' er die Hand zu eines Kreuzes Mal,
Wodurch sie sämtlich eidlich sich verbanden.
Er zählte dann die Zeichen allzumal,
Und wieder überzählt' er sie und fand,
Es fehle noch ein Zeichen an der Zahl.
Und abseits mit den Seinen hadernd stand,
Der nicht gezeichnet hatte, jener Knabe
Und streckte gegen Recco seine Hand:
„Mein Vater schreit um den aus seinem Grabe!
Ich feilsche nicht um meines Vaters Blut,
Denn Blut will Blut, wie ich gelernet habe.
Fürwahr! der Priester hat zu reden gut,
Mein Vater, nicht sein Vater ward erschlagen; —
Laßt ab von mir, schaut selber, was ihr tut!
Noch seh' ich her die blut'ge Leiche tragen,
Sie legen auf den Tisch und dann entkleiden,
Und höre wild umher die Weiber klagen.
Die Mutter nur verschloß in sich ihr Leiden,
Sie weinte nicht, sie schien, in starrer Ruh'
Am grenzenlosen Jammer sich zu weiden.

Sie führte mich, das Kind, der Leiche zu:
Blick' her! Blick' her! die meuchlerische Wunde, —
Du bist ein Kind, doch wirst ein Mann auch du;
Und hast, den Ernst zu fassen, du gesunde
Gedanken, zeig' es, raffe dich zusammen, —
Versprich mir, zu gedenken dieser Stunde!"
Des Priesters Eifer lodert auf in Flammen:
„Tomasio! sei ein Christ!" Doch er im Flug:
„Hört erst mich aus, dann mögt ihr mich verdammen!
Ich frug: Was soll ich tun? Wie so ich frug,
Gab sie das Hemd des Vaters mir zu eigen,
Das an der Brust, hier, blut'ge Spuren trug,
Und sprach: Mich wissen lassen, keinem Feigen
Sei's worden, diesen Tapfern zu beerben;
Das mußt du mir an Reccos Hemde zeigen.
Du mußt es rot, so wie das deine, färben,
Denn Blut will Blut, das ist der alte Brauch! —
Und auf das Wort der Mutter will ich sterben.
So schwör' ich ...." — „Knabe, schwöre nicht! der Hauch,
Womit du Gottes Namen sprichst, ist Sünde!" —
Er murrte: „Was ich schwöre, halt' ich auch."
Es schien, als ob der alte Recco stünde
Ob Stolz und Reue schwankend, zweifelnd wog
Er schuldbewußt im Herzen beider Gründe;
Und endlich trat er vor das Kind und bog
Das steife Knie vor ihm, demütig fast,
Die Hand ergreifend, die sich ihm entzog:
„Tomasio, diesem jungen Manne hast
Du mich verzeihen sehen, der vielleicht ....
Sie sagen's, legen ihm die Tat zur Last —
Auch du wirst Vater und erfährst, es gleicht
Der Vaterliebe nimmer Kindespflicht;
Von Marmor war mein Herz, es ist erweicht.
Und wenn das Fleisch von meinem Fleische nicht
Zu rächen ich, der Vater, mich bezwungen,
So leuchtet wohl auch dir der Gnade Licht."
Den Grimm zu hegen, war es nicht gelungen
Dem Knaben, der gerührt nicht wollte scheinen
Und seine Tränen immer noch verschlungen.
Sich sträubend, wandt' er schnell sich zu den Seinen;
Er sah zu ihm die Hände sich erheben,
Wie bittend, und die Augen aller weinen.

Noch wollt' er tückisch seine Hand nicht geben
Und fühlte, wie er sie dem Greis entrang,
Sie in der Hand des Friedensboten beben;
Der zog — war's Überredung, war es Zwang? —
Ihn vor, im Namen Christi, zum Altar;
Ein Ruf, der endlich ihm zu Herzen drang,
Die Feder reicht er ihm zum Zeichen dar
Am Fuß des Kruzifixes, wo entfaltet
Das Dokument des Gottesfriedens war,
Und führte seine Hand, bis er gestaltet
Das Kreuz, das letzte noch von allen Zeichen:
„Es ist vollbracht, der Gottesfriede waltet!
Laßt, meine Brüder, uns die Hände reichen!"

Ein Kölner Meister

zu Ende des XIV. Jahrhunderts.

(Nach Ghiberti.)

Du hast, Ghiberti, scharf und streng und richtig
Beurteilt meine Kunst und mich gelobt;
Das Lob aus deinem Munde klang gewichtig.
Ich habe dir, den ich als Freund erprobt,
Von meines Meisters Kunst zu Köln am Rheine
Den höchsten, seltensten Genuß gelobt.
Blick' her! — du glühest wie vom jungen Weine, —
Worauf deine Auge fällt, ein Meisterstück!
Du jauchzest, und du siehest, daß ich weine.
Entschwundne Tage ruft mir dies zurück
Und auch den Tag, wo ich ihn trug zu Grabe,
Der lehrend mich und liebend war mein Glück.
Auf diesem Bruchstück hier der heitre Knabe,
Der von der Stirne sich die Locken streicht,
Der bin ich, wie ich erst gedient ihm habe.
Er hat mir treu die Führerhand gereicht,
Ich wurde stark in seinem milden Strahle;
Nun hat der Winter mir das Haar gebleicht.
Die griech'schen Meister sind dir Ideale;
Sei selbst du zwischen ihm und ihnen Richter,
Auf welche Seite neiget sich die Schale?

Sieh', wie er hochgelehrt und doch mit schlichter
Natürlichkeit das Nackte hier gestaltet,
Und hier die hohe Schönheit der Gesichter!
Die Kunst bewundre, die er hier entfaltet,
Die Zierlichkeit der Arbeit, die Vollendung, —
Und dieser Riß — da hat wohl Gott gewaltet.
Das Werk bestimmte seines Schicksals Wendung,
Es sollt' ihn zu des Ruhmes Gipfel tragen
Und ward das Werkzeug einer höhern Sendung.
Ich muß vom frommen Meister mehr dir sagen;
Wie lieblich er in seiner Kunst erscheint,
War selbst er liebenswert in seinen Tagen.
Anjou, der mit der Kunst es gut gemeint,
Hat ihn geehret vor den Meistern allen,
Die huldreich er an seinem Hof vereint.
Für Anjou hat der Meister den Metallen
Das Siegel seines Geistes eingedrückt
Und Kirchen ihm verziert, Altar und Hallen;
Auch seinen Schenktisch hat er ihm geschmückt,
Geschmiedet ihm Pokale, Krüge, Schilde,
Die jedes Kunsterfahrnen Blick entzückt.
Da wollte denn der Fürst in seiner Milde,
Daß noch aus lauterm Golde, sondergleichen,
Sein Meisterwerk er, eine Tafel, bilde;
Versehen sollt' er die mit seinem Zeichen,
Auf daß die Nachwelt seinen Ruhm erfahre
Und staunend ihm den Lorbeer möge reichen.
Hier liegt der Riß dir vor, den ich bewahre;
Am Werke selbst hat meines Meisters Hand
Gehämmert und gefeilt drei volle Jahre.
Und wie er fertig war, wie er's gesandt
Dem guten Fürsten, welcher es bestellt,
Da hatte sich das Glück von dem gewandt:
Die Feindschaft weißt du, die sich eingestellt
Verderblich zwischen ihm und Lanzelote
Und aufgereget eine halbe Welt.
Da kam zum Meister ein betrübter Bote:
Einschmelzen hatt' er jene Tafel lassen,
Weil ihm kein Gold, kein schnödes, zu Gebote.
Da sahn den guten Meister wir erblassen,
Erschrocken schweigen eine lange Zeit
Und krampfhaft nach dem wunden Herzen fassen.

Dann, niederkniend in Unterwürfigkeit,
Sprach er und hob die Arme himmelwärts:
„Auch das war eitel! eitel Eitelkeit!
Am ird'schen Abglanz hing mein töricht Herz,
An dem vergänglichen des ew'gen Lichtes,
Nun faßt um Eitles mich ein eitler Schmerz!
O Herr! was falsch und eitel war, vernicht' es
In meinem Busen! Dienen dir und büßen,
Das will ich bis zum Tage des Gerichtes!"
So stand er auf und sah uns an mit süßen,
Wehmüt'gen Blicken, schritt sodann hinaus,
Rückschauend nur noch einmal uns zu grüßen.
Und in die Berge, in der Wildnis Graus
Trug weltverlassend ihn sein Fuß, zu bauen
Einsiedlerisch Kapell' und niedres Haus.
Da mocht' er Unvergänglichem vertrauen
Und suchen, klaren Auges, reines Licht,
Vermeidend, in das Nebeltal zu schauen.
Wie fromm er war, ein Frömmler war er nicht;
Oft suchten wir ihn auf, er sah uns gerne
Und gab uns lächelnd Rat und Unterricht.
Er liebte noch die Künste, wie die Sterne,
Und seine lieben Schüler und Genossen;
Er hielt sein Herz nur von dem Schlechten ferne.
Einst fanden wir wie schlummernd hingegossen
Am Kreuz ihn, wo zu beten er gepflegt;
Sein altermüdes Auge war geschlossen.
Wir weinten, als wir ihn zur Ruh' gelegt.

Francesco Francias Tod.

Francesco Francia war zu seiner Zeit
Italiens Stolz, gerühmt von allen Zungen
Als Aurifex und Maler weit und breit.
Zu ihm, dem Alten, ist der Ruf gedrungen
Vom jungen Römer, welcher sondergleichen
Sich früh gar hohen Künstlerruhm errungen.
Zwar konnt' er noch zu sehen nicht erreichen
Ein Werk von ihm, doch haben sie geehret
Einander und gewechselt Freundschaftszeichen.

Ihm wird die Freude jetzt, die er begehret.
Sieh'! Jener schreibt: „Mein Bitten werde mir
Von meinem väterlichen Freund gewähret!
Ich käme selbst, doch andres hält mich hier;
Mein Bild für die San Giovanni Kapelle,
Die heilige Cäcilie, send' ich dir.
Vertritt, mein lieber Meister, meine Stelle,
Sieh' helfend nach, ob Schaden es bekommen,
Ein Riß, ein Fleck das zarte Werk entstelle;
Und hast den Pinsel du zur Hand genommen,
Verbessre du zugleich auch liebevoll,
Wo selber meine Kunst zu kurz gekommen!
Dann stell' es auf, das Bild, da, wo es soll,
Mit Liebe sorgend für das beste Licht,
Und nimm entgegen meines Dankes Zoll!
Dein Raphael." — Der Meister schnell erbricht
Die Kiste, zieht das Bild hervor und rückt
Es sich ins Licht und sieht und glaubt es nicht.
Er steht davor erschrocken und entzückt;
Erfüllet ist, was seine Träume waren,
Er fühlt sich selbst vernichtet und beglückt.
„Heil mir! und Preis dir, Herr! der offenbaren
Du solches noch gewollt in meinen Tagen;
Nun laß in Frieden deinen Diener fahren!"
Die Jünger hörten ihn die Worte sagen,
Den letzten Laut aus seinem frommen Munde;
Nicht Antwort gab er mehr auf ihre Fragen:
Es war des alten Francias Sterbestunde.

Das Kruzifix.

Eine Künstler-Legende.

1.

Mit Ingrimm mochte nur sein Werk betrachten
Der Meister, der davor nachsinnend stand;
Er ward versucht, sich selber zu verachten.
Er hat mit Kunst, mit Fleiße, mit Verstand
Das Bild des Heilands hingestellt, allein
Ein Bild, ein totes Bild von Menschenhand.

Das Leben drang in diesen Block nicht ein;
Nicht kann, was Fleisch nicht ward, den Schmerz empfinden,
Der tück'sche Marmor bleibt ein starrer Stein.
Mag Ebenmaß und schöne Form sich finden,
Nicht will des kunstgeübten Meißels Spur
Vor der erwachenden Natur verschwinden:
„Natur! o wende dich nicht ab, Natur!
Ich will zum Ideal dich schon erheben;
Allein du schweigst, ein Pfuscher bin ich nur!"
Und eingetreten in die Werkstatt eben
Dem Meister steht ein Jünger seiner Kunst
Zur Seite, frommem Anschaun hingegeben.
Der buhlet um derselben Muse Gunst,
Berauschet sich am Anblick hier des Schönen
Und fühlt, sein eignes Streben sei nur Dunst.
Zu ihm der Meister: „Willst du mich verhöhnen?
Du staunest diesen kalten Marmor an,
Als wolltest du dem Tode dich gewöhnen."
Der Fremde drauf: „Du wundersamer Mann,
Mag deinen Christus auch des Todes Ruh'
So schweigsam, so absonderlich umfahn:
Dem Großen, Schönen schau' ich staunend zu,
In mich es lernbegierig einzusaugen;
Was da ist, frag' ich bloß, was mangelt, du."
Und auf dem Fremden ruhn des Meisters Augen —
Der Jugend Kraft, der hohen Schönheit Zier, —
Ihm möcht' ein solcher zum Modelle taugen. —
„Du, Jüngling, findest mich verzweifelnd schier, —
Wie Schmerz und Leben aus dem Stein zu schlagen?
Das Anschaun der Natur verläßt mich hier.
Vergeblich wär's, nach Mietlingen zu fragen,
Und bät' ich dich, den edlen Kunstgenossen,
Du würdest deine Hilfe mir versagen."
„Ich würde," sprach der Jüngling, „unverdrossen,
Der Kunst zum Frommen und zu Gottes Ruhme,
Dir leisten, was zu heischen du beschlossen."
Er sagt's, und strenger Schönheit seltne Blume
Enthüllt sofort dem Meister sich zu Schau
In der verschloss'nen Werkstatt Heiligtume.
Er prüft mit Kennerblick und prüft genau
Und kann sich dem Gedanken nicht entwinden:
Durchzuckte Schmerz den edlen Gliederbau!

„Und soll ich, was du sprachst, bewähret finden,
So mußt du mir von diesem Holze hangen!"
Der Jüngling läßt ans Kreuz sich willig binden;
Und wie er in die Schlingen ihn gefangen,
Die Nägel holt, den Schlägel er herbei,
Das Opfer muß den Martertod empfangen.
Der erste Nagel faßt; es schallt ein Schrei,
Er trifft kein Ohr, kein Herz; das Auge wacht
Allein und forscht, was Schmerzensausdruck sei.
Und hastig wird das Gräßliche vollbracht,
Und schnell das blut'ge Vorbild aufgestellt;
Er schreitet nun zur Arbeit mit Bedacht.
Von grauser Freude wird sein Blick erhellt,
Wie der Natur er jetzt es abgewonnen,
Wie sich im Schmerz ein schöner Leib verhält.
Die Hand schafft unabläßig und besonnen,
Das Herz ist allem Menschlichen verdorrt,
Zu fühlen hat der harte Stein begonnen;
Ob aber bete der am Kreuze dort,
Ob er in hoffnungsloser Qual verzage,
Er meißelt unabläßig fort und fort.
So kommt die Nacht heran vom dritten Tage;
Verschmachtet wird der Dulder bald erblassen,
Und bald verhallen seine letzte Klage: —
„Mein Gott, mein Gott, so hast du mich verlassen!"
Er sinkt das Haupt, das sich erhob, zurück.
Es ist vollbracht, was keine Worte fassen,
Und auch vollendet ist ein Meisterstück.

2.

„Mein Gott, mein Gott, so hast du mich verlassen!"
Im Dome ward zu Nacht der Ruf vernommen;
Wer ihn erhob? sie wußten's nicht zu fassen.
Am Hochaltar, worauf ein Licht geglommen,
Bewegte sich gespenstisch die Gestalt,
Aus deren Mund der Schmerzensschrei gekommen.
Sie warf sich dann zur Erde, mit Gewalt
Die Stirne schlagend an des Estrichs Steine,
Die Wölbung hat vom Schalle widerhallt.
Dann war's, als ob sie unaufhaltsam weine
Und in den Tränen Linderung gefunden;
Sie stöhnte bei der Kerze letztem Scheine.

Und als der Nacht unheimlich bange Stunden
Verflossen, und der Morgen sich erhellt,
War's still, und die Erscheinung war verschwunden.
Nun eilt zum Kirchgang die erwachte Welt.
Es drängen sich die Chorherrn zum Altar;
Drauf ragt ein Kruzifix, erst aufgestellt. —
Ein Gnadenbild, wie nie noch eines war;
So hat der Gott den Todeskampf gerungen,
So bracht' er sich für uns zum Opfer dar.
Es sehend, schreit der Sünder reudurchdrungen
Zu dem, der Sündern auch das Heil gebracht,
Und: „Christ' eleison!" schallt von allen Zungen.
Nicht scheint das Werk von Menschenhand gemacht;
Wer möchte so das Göttliche gestalten?
Wie seltsam stieg es auf im Schoß der Nacht? —
Des Meisters ist es, der uns hingehalten
Mit Ausflucht, lange zögernd zweifelsohne,
Das Äußerste der Kunst noch zu entfalten. —
Was bringen wir dem Trefflichen zum Lohne?
Es ist das Gold, das schlechte nicht genug;
Gebührt dem Edlen nicht die Lorbeerkrone?
Und bald geordnet war ein Ehrenzug,
An welchem Lai' und Priester Anteil nahmen;
Voran ging, der den grünen Lorbeer trug.
Und wie sie vor des Meisters Wohnung kamen,
War weit geöffnet, aber still das Haus,
Auch still beim Widerhall von seinem Namen.
Wohl schallten Pauk' und Zimbeln mit Gebrauf'
Zu der Drommeten gellend hellem Ton,
Doch niemand kam zum Festempfang heraus.
Verödet war das Haus am Morgen schon,
Aus dem ein Nachbar sich entfernen nur
Sah pilgernd einen schlichten Menschensohn.
Die Herren traten spähend auf den Flur,
Sie brachen sich durch wüste Zimmer Bahn,
Sie trafen nicht auf eines Menschen Spur;
Sie riefen, ohne Antwort zu empfahn,
Und hörten leer die Räume widerhallen;
Sie drangen in die Werkstatt: was sie sahn, —
Darüber läßt das Lied den Schleier fallen.

3.

Den heim sie bringen, haben sie beschuldigt,
Daß den Propheten er gelästert habe
Und ihrem falschen Mahom nicht gehuldigt.
Der fremde Pilger ist's am Wanderstabe,
Der büßend unter diesen Palmen wallte
Und uns erzählte von dem heil'gen Grabe.
Wird gegen ihre Henker dieser Alte
Bewähren eines Christen festen Mut?
Ihn stärke Gott, daß er am Glauben halte!
Es gleißet arg verlockend zeitlich Gut;
Ihm ist's beschieden, läßt er sich verleiten,
Und bleibt er unerschüttert, fließt sein Blut.
Blickt nicht dort hin! Ein Gräßliches bereiten
Die blutgewohnten Schergen. Wehe, Wehe!
Vielleicht, daß bald wir ihn dahin begleiten.
Er kommt, — sie führen ihn daher; ich sehe
Wie ein Geretteter ihn freudig heiter,
Als ob er neuem Glück entgegengehe.
Hat er erkauft .....? o nein! sie schreiten weiter
Der blut'gen Stätte zu; so war's gemeint,
Die Palme winkt dem starken Gottesstreiter. —
„Weint nicht! ich habe selber nicht geweint,
Als ich ans Kreuz den schönen Jüngling schlug.
Mir war in meiner Brust das Herz versteint." —
Und angstgepeitscht begann den irren Zug
Der Frevler unter seiner Sünde Last,
Der Kains Zeichen an der Stirne trug. —
„Der du für mich den Tod erduldet hast,
Verfügst du huldreich, daß die Marter ende?
Noch hofft' ich, noch begehrt' ich keine Rast.
Unwürdig, daß dein Blick auf mich sich wende, —
Der Tod, das Leben nicht, ist leicht zu tragen; —
Nimm, Gott der Gnade, mich in deine Hände!"
Als ihn die Schergen, ihn ans Kreuz zu schlagen,
Ergriffen, schien es ihm erst wohl zu sein;
Die ihn umstanden nur erhoben Klagen.
Und als der Schmerz durchzuckte sein Gebein,
Und er am Marterholz erhoben war,
Genoß er Frieden vor der innern Pein.
Ora pro nobis! betete die Schar
Der Gläub'gen, die am Fuß des Kreuzes wachte;
Sein Dulden war ein Beten immerdar.

Der Tag, die Nacht vergingen, und es machte
Der zweite Tag kein Ende seiner Qual,
Die dritte Sonne schon den Lauf vollbrachte.
Und wie sie scheidend warf den letzten Strahl,
Versucht' er noch, ins Auge sie zu fassen,
Und rief und atmete zum letztenmal:
„Mein Gott, mein Gott, du hast mich nicht verlassen!"

Salas y Gomez.

1.

Salas y Gomez raget aus den Fluten
Des stillen Meers, ein Felsen kahl und bloß,
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Gluten,
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos,
Das sich das Volk der Vögel auserkor
Zur Ruhstatt im bewegten Meeresschoß.
So stieg vor unsern Blicken sie empor,
Als auf dem Rurik: „Land im Westen! Land!"
Der Ruf vom Mastkorb drang zu unserm Ohr.
Als uns die Klippe nah' vor Augen stand,
Gewahrten wir der Meeresvögel Scharen
Und ihre Brüteplätze längs dem Strand.
Da frischer Nahrung wir bedürftig waren,
So ward beschlossen, den Versuch zu wagen,
In zweien Booten an das Land zu fahren.
Es ward dabei zu sein mir angetragen.
Das Schrecknis, das der Ort mir offenbart,
Ich werd' es jetzt mit schlichten Worten sagen.
Wir legten bei, bestiegen wohlbewahrt
Die ausgesetzten Boote, stießen ab,
Und längs der Brandung rudernd ging die Fahrt.
Wo unterm Wind das Ufer Schutz uns gab,
Ward angelegt bei einer Felsengruppe;
Wir setzten auf das Trockne unsern Stab.
Und eine rechts, und links die andre Truppe,
Verteilten sich den Strand entlang die Mannen,
Ich aber stieg hinan die Felsenkuppe.
Vor meinen Füßen wichen kaum von dannen
Die Vögel, welche die Gefahr nicht kannten
Und mit gestreckten Hälsen sich besannen.

Der Gipfel war erreicht, die Sohlen brannten
Mir auf dem heißen Schieferstein, indessen
Die Blicke den Gesichtskreis rings umspannten.
Und wie die Wüstenei sie erst ermessen
Und wieder erdwärts sich gesenket haben,
Läßt eines alles andre mich vergessen.
Es hat die Hand des Menschen eingegraben
Das Siegel seines Geistes in den Stein,
Worauf ich steh': — Schriftzeichen sind's, Buchstaben.
Der Kreuze fünfmal zehn in gleichen Reihn,
Es will mich dünken, daß sie lang' bestehen,
Doch muß die flücht'ge Schrift hier jünger sein.
Und nicht zu lesen! — deutlich noch zu sehen
Der Tritte Spur, die sie verlöschet fast;
Es scheint ein Pfad darüber hin zu gehen.
Und dort am Abhang war ein Ort der Rast,
Dort nahm er Nahrung ein, dort Eierschalen!
Wer war, wer ist der grausen Wildnis Gast?
Und spähend, lauschend schritt ich auf dem kahlen
Gesims einher zum andern Felsenhaupte,
Das zugewendet liegt den Morgenstrahlen.
Und wie ich, der ich ganz mich einsam glaubte,
Erklomm die letzte von den Schieferstiegen,
Die mir die Ansicht von dem Abhang raubte,
Da sah ich einen Greisen vor mir liegen,
Wohl hundert Jahre, mocht' ich schätzen, alt,
Des Züge, schien es, wie im Tode schwiegen.
Nackt, langgestreckt die riesige Gestalt,
Von Bart und Haupthaar abwärts zu den Lenden
Den hagern Leib mit Silberglanz umwallt,
Das Haupt getragen von des Felsen Wänden,
Im starren Antlitz Ruh', die breite Brust
Bedeckt mit übers Kreuz gelegten Händen.
Und wie entsetzt mit schauerlicher Lust
Ich unverwandt das große Bild betrachte,
Entflossen mir die Tränen unbewußt.
Als endlich, wie aus Starrkrampf, ich erwachte,
Entbot ich zu der Stelle die Gefährten,
Die bald mein lauter Ruf zusammenbrachte.
Sie lärmend herwärts ihre Schritte kehrten
Und stellten, bald verstummend, sich zum Kreis,
Die fromm die Feier solchen Anblicks ehrten.

Und seht, noch reget sich, noch atmet leis',
Noch schlägt die müden Augen auf und hebt
Das Haupt empor der wundersame Greis.
Er schaut uns zweifelnd, staunend an, bestrebt
Sich, noch zu sprechen mit erstorbnem Munde. —
Umsonst! er sinkt zurück, er hat gelebt.
Es sprach der Arzt, bemühnd in dieser Stunde
Sich um den Leichnam noch: „Es ist vorbei!"
Wir aber standen betend in der Runde.
Es lagen da der Schiefertafeln drei
Mit eingeritzter Schrift; mir ward zuteile
Der Nachlaß von dem Sohn der Wüstenei.
Und wie ich bei den Schriften mich verweile,
Die rein in span'scher Zunge sind geschrieben,
Gebot ein Schuß vom Schiffe her uns Eile.
Ein zweiter Schuß und bald ein dritter trieben
Von dannen uns mit Hast zu unsern Booten;
Wie dort er lag, ist liegen er geblieben.
Es dient der Stein, worauf er litt, dem Toten
Zur Ruhestätte wie zum Monumente.
Und Friede sei dir, Schmerzenssohn, entboten!
Die Hülle giebst du hin dem Elemente;
Allnächtlich strahlend über dir entzünden
Des Kreuzes Sterne sich am Firmamente,
Und was du littest, wird dein Lied verkünden.

2. Die erste Schiefertafel.

„Mir ward von Freud' und Stolz die Brust geschwellt,
Ich sah bereits im Geiste hoch vor mir
Gehäuft die Schätze der gesamten Welt.
Der Edelsteine Licht, der Perlen Zier
Und der Gewänder Indiens reichste Pracht,
Die legt' ich alle nur zu Füßen ihr.
Das Gold, den Mammon, diese Erdenmacht,
An welcher sich das Alter liebt zu sonnen,
Ich hatt's dem grauen Vater dargebracht.
Und selber hatt' ich Ruhe mir gewonnen,
Gekühlt der tatendurst'gen Jugend Glut
Und war geduldig worden und besonnen.
Sie schalt nicht fürder mein zu rasches Blut;
Ich wärmte mich an ihres Herzens Schlägen,
Von ihren weichen Armen sanft umruht.

Es sprach der Vater über uns den Segen,
Ich fand den Himmel in des Hauses Schranken
Und fühlte keinen Wunsch sich fürder regen.
So wehten töricht vorwärts die Gedanken;
Ich aber lag auf dem Verdeck zu Nacht
Und sah die Sterne durch das Tauwerk schwanken.
Ich ward vom Wind mit Kühlung angefacht,
Der so die Segel spannte, daß wir kaum
Den flücht'gen Weg je schnellern Laufs gemacht.
Da schreckte mich ein Stoß aus meinem Traum,
Erdröhnend durch das schwache Bretterhaus;
Ein Wehruf hallte aus dem untern Raum.
Ein zweiter Stoß, ein dritter; krachend aus
Den Fugen riß das Plankenwerk, die Welle
Schlug schäumend ein und endete den Graus.
Verlorner Schwimmer in der Brandung Schwelle,
Noch rang ich jugendkräftig mit den Wogen
Und sah noch über mir die Sternenhelle.
Da fühlt' ich in den Abgrund mich gezogen,
Und wieder aufwärts fühlt' ich mich gehoben
Und schaute einmal noch des Himmels Bogen.
Dann brach die Kraft in der Gewässer Toben;
Ich übergab dem Tod mich in der Tiefe
Und sagte lebewohl dem Tag dort oben.
Da schien mir, daß in tiefem Schlaf ich schliefe,
Und sei mir aufzuwachen nicht verliehen,
Obgleich die Stimme mir's im Innern riefe.
Ich rang, mich solchem Schlafe zu entziehen,
Und ich besann mich, schaut' umher und fand,
Es habe hier das Meer mich ausgespien.
Und wie vom Todesschlaf ich auferstand,
Bemüht' ich mich, die Höhe zu ersteigen,
Um zu erkunden dies mein Rettungsland.
Da wollten Meer und Himmel nur sich zeigen,
Die diesen einsam nackten Stein umwanden,
Dem nackt und einsam selbst ich fiel zu eigen.
Wo dort mit voller Wut die Wellen branden,
Auf fernem Riffe war das Wrack zu sehen,
Woselbst es lange Jahre noch gestanden.
Mir unerreichbar! — Und des Windes Wehen,
Der Strom, entführen seewärts weiter fort
Des Schiffbruchs Trümmer, welcher dort geschehen.

Ich aber dachte: Nicht an solchem Ort
Wirst lange die Gefährten du beneiden,
Die früher ihr Geschick ereilte dort.
Nicht also, — mich, es will nur mich vermeiden!
Der Vögel Eier reichen hin allein,
Mein Leben zu verlängern und mein Leiden.
Selbander leb' ich so mit meiner Pein
Und kratzte mit den scharfen Muschelscherben
Auf diesen mehr als ich geduld'gen Stein:
Ich bin noch ohne Hoffnung, bald zu sterben."

3. Die andere Schiefertafel.

„Ich saß vor Sonnenaufgang an dem Strande,
Das Sternenkreuz verkündete den Tag,
Sich neigend zu des Horizontes Rande.
Und noch gehüllt in tiefes Dunkel, lag
Vor mir der Osten, leuchtend nur entrollte
Zu meinen Füßen sich der Wellenschlag.
Mir war, als ob die Nacht nicht enden wollte;
Mein starrer Blick lag auf des Meeres Saum,
Wo bald die Sonne sich erheben sollte.
Die Vögel auf den Nestern, wie im Traum,
Erhoben ihre Stimmen; blaß und blasser
Erlosch der Schimmer in der Brandung Schaum.
Es sonderte die Luft sich von dem Wasser,
In tiefem Blau verschwand der Sterne Chor:
Ich kniet' in Andacht, und mein Aug' ward nasser.
Nun trat die Pracht der Sonne selbst hervor,
Die Freude noch in wunde Herzen senkt;
Ich richtete zu ihr den Blick empor.
Ein Schiff! ein Schiff! mit vollen Segeln lenkt
Es herwärts seinen Lauf mit vollem Winde!
Noch lebt ein Gott, der meines Elends denkt!
O Gott der Liebe, ja, du strafst gelinde!
Kaum hab' ich dir gebeichtet meine Reu',
Erbarmen übst du schon an deinem Kinde!
Du öffnest mir das Grab und führst aufs neu'
Zu Menschen mich, sie an mein Herz zu drücken,
Zu leben und zu lieben warm und treu!
Und oben von der Klippe höchstem Rücken
Betrachtend scharf das Fahrzeug, ward ich bleich;
Noch mußte mir bemerkt zu werden glücken.

Es wuchs das hergetragne Schiff, zugleich
Die Angst in meinem Busen namenlos;
Es galt des Fernrohrs möglichen Bereich.
Nicht Rauch! nicht Flaggentuch! — so bar und bloß,
Die Arme nur vermögend auszubreiten!
Du kennst, barmherz'ger Gott, du fühlst mein Los!
Und ruhig sah ich her das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und schwinden zwischen ihm und mir die Weiten.
Und jetzt —! es hat mein Ohr mich nicht betrogen,
Des Meisters Pfeife war's, vom Wind getragen,
Die wohl ich gier'gen Durstes eingesogen.
Wie wirst du erst, den seit so langen Tagen
Entbehrt ich habe, wonnereicher Laut
Der Menschenred', ans alte Herz mir schlagen!
Sie haben mich, die Klippe doch erschaut,
Sie rücken an die Segel, im Begriff,
Den Lauf zu ändern. — Gott, dem ich vertraut!
Nach Süden — —? Wohl! sie müssen ja das Riff
Umfahren, fern sich halten von der Brandung.
O gleite sicher, hoffnungsschweres Schiff!
Jetzt wär' es an der Zeit! o meine Ahndung!
Blickt her! blickt her! legt bei! setzt aus das Boot!
Dort unterm Winde, dort versucht die Landung!
Und ruhig vorwärtsstrebend, ward das Boot
Nicht ausgesetzt, nicht ließ es ab zu gleiten,
Es wußt' gefühllos nichts von meiner Not.
Und ruhig sah ich hin das Fahrzeug gleiten
Mit windgeschwellten Segeln auf den Wogen,
Und wachsen zwischen ihm und mir die Weiten.
Und als es meinem Blicke sich entzogen,
Der's noch im leeren Blau vergebens sucht,
Und ich verhöhnt mich wußte und belogen:
Da hab' ich meinem Gott und mir geflucht
Und, an den Felsen meine Stirne schlagend,
Gewütet sinnverwirret und verrucht.
Drei Tag' und Nächte lag ich so verzagend,
Wie einer, den der Wahnsinn hat gebunden,
Im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend,
Und hab' am dritten Tränen erst gefunden
Und endlich es vermocht, mich aufzuraffen,
Vom allgewalt'gen Hunger überwunden,
Um meinem Leibe Nahrung zu verschaffen."

4. Die letzte Schiefertafel.

„Geduld! die Sonne steigt im Osten auf,
Sie sinkt im Westen zu des Meeres Plan,
Sie hat vollendet eines Tages Lauf.
Geduld! Nach Süden wirft auf ihrer Bahn
Sie jetzt bald wieder senkrecht meinen Schatten;
Ein Jahr ist um, es fängt ein andres an.
Geduld! Die Jahre ziehen ohn' Ermatten,
Nur grub für sie kein Kreuz mehr deine Hand,
Seit ihrer fünfzig sich gereihet hatten.
Geduld! Du harrest stumm am Meeresrand
Und blickest starr in öde, blaue Ferne
Und lauschst dem Wellenschlag am Felsenstrand.
Geduld! Laß kreisen Sonne, Mond und Sterne,
Und Regenschauer mit der Sonnenglut
Abwechseln über dir; Geduld erlerne!
Ein Leichtes ist's, der Elemente Wut
Im hellen Tagesscheine zu ertragen,
Bei regem Augenlicht und wachem Mut.
Allein der Schlaf, darin uns Träume plagen,
Und mehr die schlaflos lange, bange Nacht,
Darin sie aus dem Hirn hinaus sich wagen!
Sie halten grausig neben uns die Wacht
Und reden Worte, welche Wahnsinn locken; —
Hinweg! hinweg! Wer gab euch solche Macht?
Was schüttelst du im Winde deine Locken?
Ich kenne dich, du rascher, wilder Knabe,
Ich seh' dich an, und meine Pulse stocken.
Du bist ich selbst, wie ich gestrebet habe
In meiner Hoffnung Wahn vor grauen Jahren;
Ich bin du selbst, das Bild auf deinem Grabe.
Was sprichst du noch vom Schönen, Guten, Wahren,
Von Lieb' und Haß, von Tatendurst? du Tor!
Sieh' her! ich bin, was deine Träume waren.
Und führest wiederum mir diese vor?
Laß ab, o Weib, ich habe längst verzichtet,
Du hauchst aus Aschen noch die Glut empor!
Nicht so den süßen Blick auf mich gerichtet!
Das Licht der Augen und der Stimme Laut,
Es hat der Tod ja alles schon vernichtet.

Aus deinem hohlen morschen Schädel schaut
Kein solcher Himmel mehr von Seligkeit;
Versunken ist die Welt, der ich vertraut.
Ich habe nur die allgewalt'ge Zeit
Auf diesem öden Felsen überragt
In grausenhafter Abgeschiedenheit.
Was, Bilder ihr des Lebens, widersagt
Ihr dem, der schon den Toten angehöret?
Zerfließet in das Nichts zurück, es tagt!
Steig' auf, o Sonne, deren Schein beschwöret
Zur Ruh' den Aufruhr dieser Nachtgenossen,
Und ende du den Kampf, der mich zerstöret!
Sie bricht hervor, und jene sind zerflossen. —
Ich bin mit mir allein und halte wieder
Die Kinder meines Hirns in mir verschlossen.
O, tragt noch heut', ihr altersstarren Glieder,
Mich dort hinunter, wo die Nester liegen;
Ich lege bald zur letzten Rast euch nieder.
Verwehrt ihr, meinem Willen euch zu schmiegen,
Wo machtlos innre Qualen sich erprobt,
Wird endlich, endlich doch der Hunger siegen.
Es hat der Sturm im Herzen ausgetobt,
Und hier, wo ich gelitten und gerungen,
Hier hab' ich auszuatmen auch gelobt.
Laß, Herr, durch den ich selber mich bezwungen,
Nicht Schiff und Menschen diesen Stein erreichen,
Bevor mein letzter Klagelaut verklungen!
Laß klanglos mich und friedsam hier erbleichen!
Was frommte mir annoch in später Stunde,
Zu wandeln, eine Leiche über Leichen?
Sie schlummern in der Erde kühlem Grunde,
Die meinen Eintritt in die Welt begrüßt,
Und längst verschollen ist von mir die Kunde.
Ich habe, Herr, gelitten und gebüßt, —
Doch fremd zu wallen in der Heimat — nein!
Durch Wermut wird das Bittre nicht versüßt.
Laß, weltverlassen, sterben mich allein
Und nur auf deine Gnade noch vertrauen;
Von deinem Himmel wird auf mein Gebein
Das Sternbild deines Kreuzes niederschauen."

Das Malerzeichen.

Maria sang:

Es wird aus trägen Stunden
Am Ende doch auch ein Tag,
Ein trüber Tag, den die Sonne
Nicht scheinend erfreuen mag.

Du bist nicht gekommen, Wilhelm,
Und warst mir einst doch gut;
Dein Aug' hat wohlgefällig,
Dein klares, auf mir geruht.

Hast wohl ein Gemälde gefertigt,
Wo deine Muse ich war;
Es stellt das verlassene Mädchen
Ein anderes Bild nun dar.

Und wenn ich allein auch weinen,
Ja, weinen und sterben muß,
Ich habe durch dich empfunden
Des Glückes Überfluß.

Und wenn du auch mich betrübest,
Du bist mein einziges Licht;
Und trüg' ich dich nicht im Herzen,
So möcht' ich das Leben nicht.

Ich will dich lieben, dich segnen,
Dich segnen viel tausendmal,
So viel als Sterne am Himmel,
So viel als Blumen im Tal,

So viel als Blätter im Walde
Verstreuet der herbstliche Wind,
So viel als von meinen Augen
Die Tränen geflossen sind.

Der Hofrat sprach: Laß, junger Mann, dich warnen,
Im Labyrinthe weisen dich zurechte
Den väterlichen Freund, den vielerfahrnen!
Du ringst nach Freiheit; aber gleich dem Knechte
Frönst willenlos du blinder Raserei,
Denn dich beherrschen der Begierden Mächte.

Zerbrich dein Joch, ergib dich uns, und sei
Der Unsre nur! im heil'gen Ordensbunde,
Im Stande des Gehorsams wirst du frei.
Entsagst du mutig in der Weihe Stunde
Den Götzen, die als höchster Zweck dir galten,
Und reißest blutig sie aus Herzens Grunde,
Wirst über sie als Mittel du noch schalten;
Dann dienen Kunst und ird'sche Liebe dir
Und frönen deinem gottgeweihten Walten.
Die Mittel heiliget der Zweck, und hier
Tritt sündentilgend ein der Kirche Macht:
Der Geist ist willig, schwach des Fleisches Gier.'
Der Maler drauf: „Hast eines du bedacht?
Du willst das Heil der Seele mir verkünden,
Und hast um meine Ruhe mich gebracht.
Dir sind die Kunst, die keusche Liebe Sünden;
Einfältig wähnt' ich, fromm zu sein und gut, —
Ich kann dich nicht erfassen, nicht ergründen."
Er spricht's mit trübem, mit gebrochnem Mut;
Es hat sich von der Staffelei erhoben
Sein blaues Auge, das auf jenem ruht.
Und er darauf: „Dein Sinn ist noch umwoben
Von trübem Nebelflor, dein Auge blind;
Doch bist du folgsam, wirst du noch mich loben.
Der Glanz, der Reichtum dieses Hauses sind
Dir Zeugen, es bedenke schon hienieden
Die Kirche, die da selig macht, ihr Kind.
Laß in die goldnen Ketten erst dich schmieden,
Es führt der Orden dich zu Glück und Ehren,
Und erst in ihm erlangest du den Frieden.
Großmutter wird des Bessern dich belehren;
Erwarte sie, dein Herz verschließe nicht
Der sanften Lockung ihrer klugen Lehren!
Mich ruft der Glockenschlag zu andrer Pflicht,
Betstunde muß ich mit den Meinen halten;
Benutze du indes das Tageslicht!
Da hast das Bild der Unschuld zu gestalten,
Dir sitzt dazu mein holdes Schwesterlein;
Du magst hier deine Kunst mit Lust entfalten!"
Er sprach's und ging; der Jüngling blieb allein
Mit jener Schwester und den eignen Qualen;
Es mochte wohl gar nächtlich in ihm sein.

Es war das Mädchen, das er sollte malen,
Verführerisch und reizend wie die Lust,
Und blendend-schöner als der Sonne Strahlen;
Doch war er keiner Lockung sich bewußt;
Er trug, und dieses sah er nur, verschlossen
Ein andres Bild in seiner tiefsten Brust.
Des seltnen Kindes wonn'ge Blicke flossen
Von seinem wunden Herzen ab; es drang
Kein Pfeil, auf die verwahrte Brust geschossen.
Und wieder bald sirenenartig sang
Das Feenkind gar wundersame Lieder;
Er malte, lauschte nicht dem Zauberklang.
Er sah sie an mit Künstlerblick, und wieder
Das eigne Werk, doch ihren Reizen blind;
Schon senkte dämmernd sich der Abend nieder.
Die Alte kam; es flog ihr Enkelkind
Zu ihr liebkosend mit anmut'gem Scherze;
Sie schloß sie in die Arme traut und lind:
„Du bist mein Schoßkind, bist mein liebes Herze!" —
Und Wilhelm, der vor seiner Tafel stand,
Hub an zu reden mit verhaltnem Schmerze:
„Du wirst das Werk, o Herrin, meiner Hand
Nicht loben; wurde doch von mir begehrt
Der Unschuld Engelbild im Lichtgewand;
Es hat sich in die Wollust mir verkehrt."
Und sie darauf: „Hier find' ich nichts zu rügen,
Die Unschuld wird am ersten so verehrt.
Man muß die Welt zu ihrem Heil betrügen,
Nur werde den Betrug sie nimmer inne;
Ihr taugt die Unschuld mit der Wollust Zügen.
Die körnet uns gar manchen zum Gewinne,
Gar manchen, der die nackte Wahrheit scheute;
Denn mächtig in dem Menschen sind die Sinne.
Du warteſt, daß ich deinen Weg dir deute?
Sie ist mein Kind, du kannst das andre sein, —
Sei unser nur, ergib dich uns noch heute! —
Wo nur mein Enkel weilt?" — Der trat herein,
Bestürmend sie mit rätselhaften Fragen:
„Großmutter, warst du dort, und wird's gedeihn?
Wird deine Saat auch dort in Flammen schlagen?"
Sie sah mit Stolz ihn an und hob das Haupt:
„Triumph! Du hast den Sieg davongetragen!"

Er stand, ungläubig fast, wie sinnberaubt:
„Du hast vermocht . . .? — Der Meineid, den er schwur . .?"
Sie lachte: „Du! der noch an Schwüre glaubt?!
Des Schlosses kleine Tür, sobald die Uhr
Die zwölfte Stunde schlägt, wird aufgetan,
Ein Weib erscheint, du folgest ihrer Spur;
Man wartet deiner auf dem Hochaltan.
Und graut im Osten erst der junge Tag,
So bricht der Morgen deiner Herrschaft an."
Der Maler hatte sich entfernt; es lag,
Entschluß zu fassen, schwer ihm, wie Verbrechen,
Als einem, der sich selbst nicht trauen mag.
Er war, um nur von seiner Kunst zu sprechen,
Nur Rast vom innern Kampfe zu erlangen
Und der Gedanken Drang zu unterbrechen,
Zum gleichgesinnten Kunstfreund hingegangen.

Maria sang:

Ich habe mit Bangen und Grauen
Die tiefe Mitternacht,
Dein treues Bild im Herzen,
Und trauernd herangewacht.

Es ist gar müde geworden
Das Auge, das Tränen vergießt,
Und banger drohen die Stunden,
Wann erst es der Schlummer verschließt.

Es lauern die bösen Träume,
Verwirrend des Menschen Sinn,
Es beugen die Nachtgespenster
Versuchend sich über ihn hin.

Schlaf' wohl! schlaf' wohl, mein Geliebter!
Ich grüße dich inniglich;
Ich will zu dem Vater beten,
Will beten für dich und mich.

Erlaß uns unsere Schulden,
Wie selbst wir andern getan!
Entferne von uns den Versucher,
Verschließ' uns des Bösen Bahn!

Dein heiliger Wille geschehe
Auf Erden, der unsere nicht!
Geheiliget werde dein Name,
Und komme dein Reich und das Licht!

Er hatte laut gesprochen, Wein genossen
Und lauter stets zu sprechen sich beflissen,
Bestaunt von seinem Freund und Kunstgenossen;
So hoffend, wie das Herz ihm auch zerrissen,
Er werde dessen Stimme überschrein
Und sich und jenen zu betrügen wissen.
Und in der öden Wohnung nun allein,
Im stillen Schoß der düstern Mitternacht,
Bei seiner Lampe spärlich blassem Schein,
Da war der innre Zwist neu angefacht.
Er ging mit heft'gen Schritten durch das Zimmer,
Durchwühlend grimmig seines Busens Schacht:
„Maria, Reine! dich verlassen? Nimmer!
Bist ja mein Herz, bist meines Lebens Kern,
Bist meiner treuen Hoffnung ferner Schimmer!
Mein Himmel ist die Kunst, und du mein Stern! —
Und dieser auch, und auch der Kunst entsagen?
Nein, nein! Es bleibe die Versuchung fern!
Ich werd' euch im getreuen Busen tragen,
Der ich euch sonder Wanken treu geblieben,
Solang' ich atme, und die Pulse schlagen.
Und diese Menschen, welche doch nicht lieben!
Der Hofrat, welcher fast mir Vater war
Und schon mich zur Verzweiflung schier getrieben!
Und weise war sein Wort und schien auch wahr,
Und klug der Anschlag, den er fromm ersonnen; —
Wohl ist die Frömmigkeit der beiden klar. —
Von welchen Netzen fühl' ich mich umsponnen?
Wer hat zum Vormund diese mir bestellt?
Daß solche Macht sie über mich gewonnen!
Zum Teufel! — Teufel?" — Innehaltend, fällt
Ein Pinsel ihm ins Aug', ihn faßt die Hand,
Er hält ihn, wie man den zum Malen hält,
Und malt, und malt den Teufel an die Wand;
Er malt mit Fleiß die fratzenhaften Züge
Und starrt ihn an, den Satan, unverwandt.

Er schilt ihn aus: „Versucher! Geist der Lüge!
Wie schon in mir, so auch da draußen hause,
Und steh' mir Rede, was ich auch dich früge!"
Da rauscht's, da löst sich von der Wand das grause,
Das scheußliche, gespenstische Gesicht;
Es reckt sich, raget in die innre Klause,
Verdreht die Augen, starrt ihn an und spricht
Mit gräßlich aufgesperrtem, weitem Rachen:
„Dir Rede stehn? nun ja! warum denn nicht?"
Dann bricht es aus in schauderhaftes Lachen;
Und bleich und zitternd stand davor der Maler.
Und weiter spricht es: „Nun? was willst du machen?
Du wolltest Rat und zitterst? Pfui! du Prahler!
Der uns von euch gesondert hält, der Strich
Ist, merkst du nun zu spät, doch nur ein schmaler.
Mein Rat ist der: die Kirche, welche sich
Um dich bewirbt, der Rat, das alte Weib,
Du hast es los, sie sind dir widerlich;
Dir bleibt die Kunst ein bess'rer Zeitvertreib,
Und als Maria minder auch behagt
Das dumme Ding dir mit dem weichen Leib.
Wohlan denn! nicht gejammert noch geklagt!
Du sollst schon, den du brauchest, an mir haben,
Und wirst von keinem Frommen mehr geplagt.
Du malst — ich wuchre noch mit deinen Gaben —
Ein armes Nichts, ein bißchen Höllendunst,
Ein Firnis, Aug' und Herz daran zu laben; —
Vor deinen Tafeln fällt die Welt in Brunst,
Mit Lorbeer krönt sie dich nach altem Brauch
Und schreit: O Wunder! über deine Kunst.
Das Wunder, Schatz, bewirket nur ein Hauch,
Ein bloßer Hauch aus deines Knechtes Munde;
Ich bin ja, wie du weißt, ein Künstler auch.
Sei erst, du armer Schelm, mit mir im Bunde,
So schwillt dein Glück; du wirst es nicht bereuen,
Denn viel vermag ich auf dem Erdenrunde.
So muß auch bald Maria dich erfreuen;
Und wirst in ihrem Arm du kalt und wüst,
Will ich zur Sünde dir die Kraft erneuen;
Und hast an ihr du deine Lust gebüßt,
Beschaff' ich andres für den nächsten Morgen,
Denn erst durch Wechsel wird das Ding versüßt.

Du schwelgest immer zu und läßt mich sorgen;
Dein Freund, der Rat, der heuchlerische Schuft,
Kommt noch zu dir, um Geld von dir zu borgen.
O das Gezücht! ich wittre Höllenduft! —
Sind dir die Frommen so wie mir verhaßt,
So schimpfe mit! es macht der Lunge Luft."
Der Maler: „Schweig'! Verleumder, halte Rast!
Du wirst mich auf die Weise nicht gewinnen;
Wohl Gottes sind, die du gelästert hast.
Was mir zu tun geziemet, werd' ich sinnen;
Doch, Scheusal, Satan, wie dich Namen nennen,
Du wirst mir aus dem Garne nicht entrinnen.
Dir auf der Stirne soll mein Zeichen brennen,
Bei Gott! mein rotes Kreuz, und allerorten
Will ich daran, wie du dich stellst, dich kennen."
Flugs greift er nach dem roten Pinsel dorten:
Zwei Streiche, — so! — das Kreuz — des Malers Zeichen,
Er hat es schnell vollführt nach seinen Worten.
Da sieht er wiederum zurückeweichen
Wie schreckhaft das ersterbende Gesicht,
Sich mit der flachen Mauer auszugleichen.
Was Rausch, was Wahnsinn war, er weiß es nicht;
Vom Fieberfroste schlottern seine Glieder,
Er sinkt zu Boden, es erlischt das Licht,
Und endlich träufelt Schlummer auf ihn nieder.

Maria sang:

Willkommen, du Gottessonne,
Willkommen im Himmelsraum!
Hast freudig mich aufgeweckt
Aus einem freudigen Traum.

Erschaust du meinen Geliebten,
O schmeichl' ihm mit freundlichem Strahl,
Und sag' ihm, ich ließ' ihn grüßen,
Ja, grüßen viel tausendmal!

Der erste Strahl der Morgensonne traf
Des Malers Augen, welcher hingestreckt
Noch auf dem Estrich lag in tiefem Schlaf.

Und wie der helle Schein ihn aufgeweckt,
Besann er sich und suchte nach der Spur
Der Bilder, die zu Nacht ihn so erschreckt.
Ob er's erlebt hat, ob geträumet nur? —
Nicht alles war ein Traum, — noch zeigt die Wand
Die sonderbare teufliſche Figur.
Sie ist sein Werk, unsicher nur die Hand,
Den Bildern auch phantastisch zu vergleichen,
Die eines Trunknen Übermut erfand.
Noch aber will ein Zweifel ihn beschleichen:
Es fehlt, und müßte da sein, — sonderbar! —
Da, auf der Stirne fehlt das Malerzeichen;
Und ist ihm die Erinnerung doch klar,
Er zeichnete damit den bösen Geist,
Daran ihn zu erkennen immerdar.
Der Mangel dieses Zeichens, er beweist,
Daß auch mit Wahngebilden er gerungen;
Er fragt sich selbst, was ihm der Spuk verheißt.
Er prüft des Nachtgespenstes Lästerungen,
Prüft seiner frommen Freunde sanften Zug
Und fühlet dem zu folgen sich gedrungen.
Die Wut des Unholds, die in Flammen schlug,
Als ihrer ward erwähnt, sein grimmig Hassen,
Sein Hohn, sein Schmähn, sie reden laut genug. —
„Dir opfr' ich, Gott, was keine Worte fassen;
Nimm so mich hin, wie ich verarmt nun bin! —
Ich will mich ihrer Führung überlassen."
Er spricht's und weint; er meint in seinem Sinn,
Es werde schnell das Schmerzliche vollendet.
Er weint und rafft sich auf und gehet hin.
Und wie er dorthin seine Schritte wendet,
Betäubt sein Ohr ein dumpfes Sturmgeläute;
Vom Glanz der Waffen ward sein Aug' geblendet.
Verkehrt die Stadt zum Schlachtgefild sich heute?
Er ist so fremd im eignen Vaterlande,
Er weiß nicht, was das Gräßliche bedeute.
Es lodern Fackeln dort, bereit zum Brande,
Und das Geschütz wird drüben aufgefahren.
Hier rüsten Haufen sich zum Widerstande;
Die Straßen füllen sich mit Kriegesscharen.
Man müht sich dort, das Pflaster aufzuraffen;
Dort fliehen Frauen mit zerrauften Haaren.

Hier reichen Mütter ihren Söhnen Waffen,
Ermahnen, die zu Streitern sie bestellten,
Zu sterben oder Ruhm sich zu verschaffen.
Er fragt und forscht und hört im Volke schelten:
„Der Tag wird heiß; der Teufel ist mit seiner
Großmutter los; der Hofrat wird's entgelten." —
Und drüben zeigt mit Dolch und Brand sich einer: —
„Was will denn der? mir deucht, ich sollt' ihn kennen:
Er ist es selbst, fürwahr er ist's, sonst keiner —
Herr Hofrat!" Dieser, hörend so sich nennen,
Kehrt her das Haupt, — ihm auf der Stirne sieht
Das Kreuz, das rote Kreuz, er grausig brennen.
Zusammenschreckend vor dem Maler, flieht
Er schnell, verbirgt sich in die dichtsten Gruppen
Und hält das Kreuz verhüllt, das ihn verriet. —
Der Teufel ist's, dort schirmen ihn die Truppen;
Entsetzen hat den jungen Mann erfaßt,
Es fallen von den Augen ihm die Schuppen:
„Du bist es, Geist der Lüge, der du fast
Um Kunst und Liebe höllisch mich betrogen,
Mich von Maria schier entfremdet hast.
So ward ich um mein Himmelreich belogen.
Zu ihr, zu ihr! die schwere Schuld zu büßen,
Zu ihr, die auf zum Lichte mich gezogen!"
Er kommt und wirft sich zu Marias Füßen;
Sie hebt ihn sanft in ihrem Arm empor,
An seinem Herzen schlägt das Herz der Süßen;
Der Waffen Schall verhallt an ihrem Ohr.

Sie sangen:

Sie.

Du Freund an meinem Herzen,
Du langersehnter, du!
Ich habe dich wiedergefunden;
O fließet, ihr Tränen, nur zu!

Er.

Maria, du Süße, du Reine!
Nun scheidet uns nur der Tod!
Schutzengel sei mir und Leitstern,
Mein Morgen-, mein Abendrot!

Sie.

Nun sollst du die Kunst erst lieben
Und fromm und freudig sein;
Nun bist du mein auf ewig,
Nun bin ich auf ewig dein.

Er.

Nun werd' ich die Kunst erst lieben
Und fromm und freudig sein;
Nun bin ich dein auf ewig,
Nun bist du auf ewig mein.

Beide.

Wir wollen uns lieben, uns herzen
Und sein wie Kind und Kind;
Nun freun sich die Engel im Himmel,
Da wir vereinigt sind.

Die stille Gemeinde.

Der Muse folgt nach der Bretagne Strand!
Altar und Thron sind umgestürzt, der Schrecken
Herrscht über Blut und Trümmern rings im Land.
Doch Bilder nicht des Blutes aufzudecken,
Lenkt sie nach jenen Dünen ihre Schritte;
Dort wird aus Leid den Trost sie auferwecken.
Seht dort die Bauern, treu der Väter Sitte,
Einfält'gen Herzens beten, dulden, harren. —
Ein Mann des Schreckens droht in ihrer Mitte:
„Die Kirchen steck' ich euch in Brand, ihr Starren,
Die ihr noch hängt am alten Aberglauben
Und bei verjährtem Unsinn wollt beharren."
Darauf ein Greis: „Wirst nicht die Stern' uns rauben,
Die werden Turm und Glocken überdauern,
Uns mahnend, an den Schöpfer doch zu glauben."
Das Wort ward Tat: Um die geschwärzten Mauern
Sah man, die Blicke himmelwärts gewandt,
Den frommen Landmann stillergeben trauern.
Ein frech Soldatenvolk ward hergesandt,
Die widerspenstig starre Brut zu zwingen,
Und lästernd ward der Heiland nur genannt.

Noch hört nicht auf, allnächtlich zu vollbringen
Die gottgewollte Bahn das Sternenheer,
Dem Schöpfer mahnend Huld'gung darzubringen.
Was glimmt dort für ein Stern auf hohem Meer?
Was regt sich in den Buchten leise, leise?
Was schleicht zum Strande von den Dünen her?
Es fahren Boote, schwenken sich zu Kreise,
Man hört die Welle nur, die brandend bricht;
Still rudern Männer, Weiber, Kinder, Greise.
Dort fern auf hohem Meer das kleine Licht,
Das ist der Stern, dem unter Gottes Hut
Die Schar sich zugewandt mit Zuversicht.
Ein schwanker Nachen auf bewegter Flut,
Das ist der Tempel, ist des Herrn Altar,
Worüber ausgespannt der Himmel ruht.
Und am Altare steht im weißen Haar,
Der fest geblieben in der Trübsal Stunde,
Der Hirt, der alte, der bedrängten Schar.
Und der Geächtete, den in der Runde
Die gläubige Gemeinde hat umgeben,
Vollbringt das Opfer nach dem neuen Bunde.
Dann betet er: „Herr über Tod und Leben,
Erhör' uns du! Vergib uns unsre Schuld,
Wie selber unsern Schuld'gern wir vergeben!
Wir beten: Nimm von uns in deiner Huld
Den bittern Kelch, den du uns auserseh'n;
Wenn nicht, gib ihn zu leeren uns Geduld!
Denn dein, nicht unser Wille soll geschehen;
Dein ist die Kraft, dein ist die Herrlichkeit,
Und ewig wird allein dein Reich bestehen.
Wir Kinder Frankreichs beten allezeit:
Nicht wende du im Zorn dein Angesicht
Von unserm Land und unsrer Obrigkeit!
Geh' nicht, o Herr, mit ihnen ins Gericht,
Die frevelnd sich aus deiner Hand gewunden!
Was sie getan, sie wissen's selber nicht.
Ihr aber, die den Herrn zu allen Stunden
Einmütiglich bekannt und Trost hienieden
In Lieb' und Glaub' und Hoffnung habt gefunden,
Kehrt heim versöhnten Herzens und mit Frieden!"

Gelegenheitsgedichte.

Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Schiller.

Der jungen Freundin ins Stammbuch.

Zehn Zentner schwer, aus lauterem Dukatengold
Verfertige der Meister Goldschmied einen Stuhl
Und spare Diamanten nicht, Rubinen nicht,
Nicht leuchtende Karfunkel, nicht der Perlen Zier
An diesem Kunstwerk, welches ich, so reich es sei,
So reich und kostbar, voll und bar bezahlen will,
Wird nur der Fall, wofür ich es bestimme, wahr;
Denn dir verheiß' ich, teures Kind, sothanen Stuhl,
Darauf gemächlich du in Ehren sitzen magst,
Im Falle man dich überhaupt nur sitzen läßt.

Auf den Tod von Otto von Pirch.

Wen birgt da unten tief die schwarze Truhe,
Die von dem Fall der Erde dumpf erschallt?
Sagt, welchen Müden legt ihr da zur Ruhe? —
„Von Pirch." — Ihr lügt! gar lebensfreudig wallt —
Ich sah ihn gestern noch im Tagesscheine —
Die kräft'ge, jugendstrahlende Gestalt. —
„Da liegt er bleich und kalt im engen Schreine." —
Er sollt' es sein?! — „Er ist's, den wir begraben." —
Der Edle, Tapfre, Weise, Fromme, Reine!
Er, welchen schmückten alle höhern Gaben,
Den wir, ein Muster aller Tüchtigkeit,
Geehrt vor allen und geliebet haben;
Er, den in dieser dünkelhaften Zeit
Der Reiz der Demut zierte wunderbar,
Dem Bessern stets zu huldigen bereit;

Der wie ein Held, der wie ein Kind auch war,
Der .... O mein Pirch! du bist dahingegangen!
Ich aber schüttle noch mein greises Haar.
Dein klares Aug' und deine frischen Wangen,
Dein Bild wird, der Vergänglichkeit entrafft,
Stets jugendhell vor meiner Seele prangen!
Das Alter aber zehrt an meiner Kraft,
Der Lenz erweckt in mir den alten nicht;
Da prüf' ich mich, da fühl' ich mich erschlafft.
Es zieht ein Nebelflor vor mein Gesicht,
Von meinem Ohr entfernen sich die Töne;
Ich merke, wie der Bau zusammenbricht.
Dich nahm der Tod in deiner vollen Schöne,
Du fühltest nicht dich sterben Stück für Stück,
Wie andre morschgewordne Menschensöhne.
Dir war das Leben Hoffnung nur und Glück,
Enttäuschung hat es nimmer dir vergällt;
Wir aber rufen schmerzlich dich zurück.
Denn alt geworden ist um uns die Welt;
Es gleicht, was noch besteht, dem letzten Traum
Zur Stunde, wo der Osten sich erhellt.
Es tragen sich die morschen Pfeiler kaum;
Der Boden wankt, der Glauben ist verloren,
Tiar'- und Kronengold ist eitel Schaum.
Dem Alten ist der Untergang geschworen,
Verwesung greift um sich, die Stoffe gären,
Im Schmerze wird die neue Zeit geboren;
Sie wird nach Männern, so wie du begehren.

Stimme der Zeit.

Zur Jubelfeier des Königlich Preußischen Staatsministers Grafen von Lottum.

Am 9. April 1834.

Wer den gestirnten Himmel flüchtig sähe,
Der ließe sich den Wahn vielleicht nicht rauben,
Daß unbeweglich starr dort alles stehe;
Und wer die Zeitgeschichte, möchte glauben,
Man habe sie zum Stocken schon gebracht,
Und leichtlich ließe sie zurück sich schrauben.

Wer aber während einer halben Nacht
Die Sterne sich erheben sah und neigen
Und solchem Schauspiel sinnend nachgedacht,
Der wird die Wahrheit nimmer sich verschweigen
Und sprechen, wann der Tag im Osten graut:
„Dort muß der Schild der Sonne bald sich zeigen!"
Und wer ein halb Jahrhundert nur geschaut,
Ist mit der Weltgeschichte stetem Gange
Und allgewalt'gem Fortschritt schon vertraut.
Ein Stern der Vorzeit stand im Niedergange,
Als Luther aufstieg, der, ein Held, befreit
Die halbe Welt von schnödem Geisteszwange.
Was Großes er vollbracht, war an der Zeit,
Nur mußte, wo das Licht nicht eingedrungen,
Sich grimmiger erneun der alte Streit;
Denn wirrer hatte sich der Knäul geschlungen,
Derweil im Schwung das Rad der Zeit gerollt,
Und unvernommen, was sie schrie, verklungen.
Das Licht, das mild erhellen nur gesollt,
Es ward zum Blitzstrahl, und in Ungewittern
Ward graufig Schuld und aber Schuld gezollt.
Wir sahen rings um uns den Boden zittern
Und sahn in Blut und Aufruhr und Empörung
Der Throne morsch gewordnes Holz zersplittern.
Im Finstern haust Verrat nur und Verschwörung;
Von sonnenhellen festen Ufern sahen
Wir unbefährdet zu der Weltzerstörung,
Wir, die von Vaters Händen schon empfahen
Die Güter, denen nach sie jagen, ohne,
Vom Schein verlockt, den gleißenden zu nahen.
Heil ihm, der, weis' und stark auf festem Throne,
Mit unsrer Liebe schirmend sich umgibt,
Aus Gold der Treue schmiedend seine Krone,
Den wie ein Sohn ein jeder Preuße liebt,
Vor dessen Fuß, ausbrandend ohne Schaden,
Der Zeit empörter Wellenschlag zerstiebt!
Heil dir, der, ihm zunächst im Glanz der Gnaden,
Das edle, treue, waffenfreud'ge Roß
Hilft lenken an der Liebe Seidenfaden,
Das Roß, vor dessen Hufschlag der Koloß,
Der lastend auf Europa einst gelegen,
Gleich einem eitlen Nebelbild zerfloß!

Heil dir, du Biedermann! du teilst den Segen,
Wo liebend du geteilt der Sorgen Last,
Und unsre Herzen schlagen dir entgegen.
Heil dir, der mitgewirkt du rühmlich hast
Ein halb Jahrhundert zu des Landes Heil,
Und wirkst noch unabläßig ohne Rast,
Dir wird der Liebe Huldigung zuteil!

Trinkspruch in einer literarischen Gesellschaft 1831.

O lasset uns in dieser düstern, bangen Zeit,
Wo hochanschwellend, donnernd der Geschichte Strom
Die starren, langgehegten Eisesfesseln sprengt,
Das neue Leben unter Trümmern bricht hervor,
Und sich in Stürmen umgestalten will die Welt:
O lasset uns, ihr Freunde, — rings verhallt das Lied,
Und unserm heitern Saitenspiele lauscht kein Ohr —
Dennoch die Gottesgabe des Gesanges treu
Im reinen Busen hegen, wahren, daß vielleicht
Wir, hochergraute Barden, einst die Sonne noch
Mit Hochgesang begrüßen, welche, das Gewölk
Zerteilend, die verjüngte Welt bescheinen wird!
Prophetisch, Freunde, bring' ich dieses volle Glas
Der fernen Zukunft einer andern Liederzeit!

Zur Einleitung des deutschen Musenalmanachs 1833.

Was mir im Busen schwoll, mir unbewußt,
Ich konnt' es nicht verhindern, ward Gesang;
Zum Liede ward wir jede süße Lust,
Zum Liede jeder Schmerz, mit dem ich rang;
Das Lied erhob aus zornerkrankter Brust
Sich sturmbeflügelt in der Zeiten Drang;
Ich hörte nur die eigne Stimme rauschen
Und sorgte nicht, man möchte mich belauschen.

Doch ihr, die ich bewundert wie die Sterne
Des Himmels über mir, so hoch und klar,
Die nur entblößten Hauptes aus der Ferne
Zu grüßen, mir ein Traum des Dünkels war,

Ihr, meine hohen Meister, lauschtet gerne,
Dem schlichten Laut; aufblickend nahm ich wahr,
So wie des Liedes Wogen ausgebrandet,
Daß lächelnd ihr im Kreise mich umstandet.

Und eurem hohen Chor war's mir beschieden —
Errötend faß' ich's nicht — mich anzureihn;
Wohl herrlich ist es, von den Homeriden —
Ein Größrer sprach's — der letzte noch zu sein;
Ihr schmücktet mit der Binde mich hienieden,
Ich werde nicht das Priestertum entweihn;
Der Ernst, die Liebe wohnen mir im Busen,
Und also schreit' ich zum Altar der Musen.

Ihr habet auf die Stufen dieser Halle
Als Wächter mich und Herold hingestellt;
Zum Feste des Gesanges lad' ich alle,
Die einer Sprache Mutterlaut gesellt.
Herein, herein! das deutsche Lied erschalle
Volltönig, kräftig in die ernste Welt!
Herein! Du Meister mit der Lorbeerkrone,
Du Jünger, der noch ringt nach gleichem Lohne!

Herein! Du Jünger, zaudre nicht, zu neigen
Dein lock'ges Haupt vor deinen Meistern hier;
Dir ziemt, vor ihnen Ehrfurcht wohl zu zeigen,
Du ringst hinan zu ihrem Lichtrevier.
Und wehte nicht aus ihres Lorbeers Zweigen
Des Gottes Schöpferatem erst zu dir?
Bin so wie du, obschon in grauen Haaren,
Ein Jünger nur; vertraue meinen Jahren!

Herein! Du Dichterfürst in deinem Ruhme,
Und laß die Mächte deiner Lieder walten!
Beschirme diese du im Heiligtume!
Dir ziemt, die Jugend ehrenvoll zu halten;
Wer weiß, ob nicht die erst erschloss'ne Blume
Zur schönern Frucht sich werde noch entfalten?
Du hast, wie sie, im niedern Wald verborgen,
Gerungen und gestrebt an deinem Morgen.

Wer will, sei mit im Uns; die Kunst ist frei;
Es singe, wem ein Gott Gesang gegeben!

Die Sonne weckt die Blumen auf im Mai
Und reift im Herbst das flüss'ge Gold der Reben;
Ob später Herbst, ob Frühling in uns sei,
Es steigt der Saft, es reget sich das Leben,
Und so wir rauschend in die Saiten greifen,
Die Blumen wachen auf, die Früchte reifen.

Doch seht, am Himmel welch ein trüber Flor,
Gewitterdrohend in des Tages Schwüle!
Die Welt ist ernst geworden; sie verlor
In Sturmesdrang die Lust am Saitenspiele.
Wer, Freunde, lauschet jetzt noch unserm Chor?
Wer ist, der in der Dichtung sich gefiele?
Laßt friedsam uns und fromm im Liedergarten
Des uns vertrauten heil'gen Funkens warten!

Nachhall.

Wie jetzt der Baum im kalten Nebelwind
Mit nackten Zacken, also traur' ich selbst;
Es reget sich kein Lied in meiner Brust,
Und müßig auf der Harfe ruht die Hand.
Hat solches mir der Herbst nur angetan,
Und wird ein Frühling wieder mich erwecken? —
Vielleicht, — ich weiß es nicht. — Ist aber ganz
Versiegt in mir die Quelle des Gesanges, —
Geduld! mein Herz! Du wirst es überwinden,
Dich hat das Leben schon den Tod gelehrt.

Du, mein vertrauter Freund, mein Saitenspiel,
Magst hier indes am stillen Herde hangen;
Ich will die Epheuranke um dich winden,
Dich scheidend schmücken mit dem Wintergrün.
Hast du mich doch geschmückt mit meinen Blüten
In Lust und Leid, verherrlicht meine Freuden,
Den Schrei des Schmerzes lindernd aufgelöst
In Wohllaut und die Lohe meines Zornes
Verklärt ergossen in des Äthers Strom.

Und meine Lieder lockten feuchte Perlen
In sitt'ger Frauen Augen, ja, sie weckten
In manchem deutschen Busen Widerhall:
Die Jugend nennt und liebt den alten Sänger,

Des Namen guten Klanges nicht verschallt,
Bevor das werdende Geschlecht erlischt;
Ich weiß es und ich sprech' es ruhig aus,
Nicht stolz, nicht eitel, nein, von Dank erfüllt.

Ich danke dir, mein heimisch deutsches Land,
Du hast, in dieser ernsten, stürm'schen Zeit,
Mir unverhofft geliehen Ohr und Herz
Und hast, mitfühlend, mir die eignen Freuden,
Die Lust der Lieder in bewegter Brust,
Reich, überschwenglich reich gelohnt. Hab' Dank!
Ich sang ja nur, so wie der Vogel singt.

Ihr jüngern Sangbegabten, sammelt euch
Um mich! ich rechne mit dem Leben ab,
So scheint es; laßt mich einmal noch zu euch
Aus vollem Herzen reden; hört mich an!
Des Sehers und des Sängers Gaben sind
Von Gott und heilig; ehrt den Gott in euch;
Frönt nicht mit Heiligem dem Weltlichen;
Buhlt mit der Lyra nicht um schnöden Lorbeer
Und nicht um schnödres Gold! Vermeßt euch nicht,
Mit unsrer Zeit und unserm Vaterlande
Zu hadern, weil nach eurem Dünkel nicht
Euch Preis und Ehre zugemessen ward;
Verklagt die Mitwelt bei der Nachwelt nicht!
In Berges Klüften schläft der Widerhall
Und schläft in aller Herzen; wem ein Gott
Die Macht verliehen hat, der ruft ihn wach,
Und das ist Sängerslohn. Begehrt ihr mehr?
Begehrt den Lohn vielleicht ihr der Propheten?

Frei schallt aus freier Brust das deutsche Lied,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät.
Frei wie der Vogel sei der deutsche Sänger!
Und mög' er vogelfrei auch sein, ihn schützt
Der Gott, der ihn zum Liebling sich erwählt,
Ihm lohnt der Ton, der aus der Kehle dringt;
Er borget nichts von ird'scher Majestät.
Es singe, wem Gesang gegeben ward,
Im deutschen Dichterwald, doch nie entwürdigt
Zum schnöden Handwerk werde der Gesang!
Ernähret euch von ehrlichem Erwerb!

Eßt euer Brot — das ist der Menschen Los —
In eures Angesichtes Schweiß! Dem Tage
Gehöret seine Plage: Spaltet Holz,
Karrt Steine, wenn die Not es von euch heischt!
Wann aber schlägt die Abendfeierstunde,
Und in des Himmels Räumen sich entzündet
Das Licht der Sterne, dann, Geweihte, schüttelt
Von euch die Sorgen! frei erhebt das Haupt,
Und frei belegt die heil'ge Nacht mit Tönen!
Ruft in den Schlafenden die Träume wach,
Die Träume jener Welt, die in euch lebt! —
Das Reich der Dichtung ist das Reich der Wahrheit;
Schließt auf das Heiligtum, es werde Licht!

Dichters Anmut.

(Nach Fouqué.)

Wir tragen gar im Herzen manche Pfeile,
Und blutet's in dem stillen Schoß der Nacht,
So wird vom Schmerz das Lied hervorgebracht,
So reihet wunderbar sich Zeil' an Zeile.

Sie lesen's nun, so für die Langeweile,
Wann träg' und laß sie die Verdauung macht,
Und finden's hübsch, und finden's schlecht erdacht,
Und hier ist's schwach, und dort entbehrt's der Feile.

Wir haben's aber so in der Natur;
Wir schreiben ganz mit unsers Herzens Blut,
Was sie bekritteln zwischen Schlaf und Wachen.

O Pelikanes-Wirtschaft! wär's doch nur
Für keine gar so miserable Brut!
Was tut's? wir werden's drum nicht anders machen!

Die letzten Sonette.

1.

„Du sangest sonst von Frauen-Lieb' und -Leben,
Mein trauter Freund, mir schöne Lieder vor;
An deinen lieben Lippen hing mein Ohr,
Ich fühlte mich in Lieb' und Lust erbeben.

Du singst nicht mehr; — um deine Lyra weben
Die Spinnen, dünkt mich, einen Trauerflor;
Sprich, wirst du nie die Lust, die ich verlor,
Du süßer Liedermund, mir wiedergeben?"

Ich trage selbst — still, still! mein gutes Kind —
Geduldig und entbehre sonder Klage;
Bin müde jetzt, verklungen ist mein Singen.

Ein Sänger war ich, wie die Vögel sind,
Die kleinen, die nur zwitschern ihre Tage. —
Der Schwan nur . . . — Reden wir von andern Dingen!

2.

Ich fühle mehr und mehr die Kräfte schwinden;
Das ist der Tod, der mir am Herzen nagt,
Ich weiß es schon; und was ihr immer sagt,
Ihr werdet mir die Augen nicht verbinden.

Ich werde müd' und müder so mich winden,
Bis endlich der verhängte Morgen tagt.
Dann sinkt der Abend, und wer nach mir fragt,
Der wird nur einen stillen Mann noch finden.

Daß so vom Tod ich sprechen mag und Sterben,
Und doch sich meine Wangen nicht entfärben,
Es dünkt euch mutig, übermutig fast.

Der Tod! — der Tod? — Das Wort erschreckt mich nicht.
Doch hab' ich im Gemüt ihn nicht erfaßt
Und noch ihm nicht geschaut ins Angesicht.

An Trinius.

Der Unhold, der im Schlaf mich überfallen,
Brach meine Kraft ohn' allen Widerstreit;
Auf meine Brust sich legend schwer und breit,
Riß er ins Fleisch mir schmerzlich seine Krallen.

Ich sprach: „Geschehe, was dem Herrn gefallen!
Rufst du, sein Knecht, mich ab? ist's an der Zeit?
Du findest mich gerüstet und bereit." —
Er ließ ein Hohngelächter gellend schallen.

Ich schaute scharf ihn an; da troff ein kalter
Angstschweiß von meiner Stirn herab, da hatt's
Ein Ende bald mit meinem kecken Mut.

Er sprach: „Geduld! ich sauge bloß dein Blut;
Du meintest schon den Tod? nicht also, Schatz:
Ich bin, von dem du fabeltest, — das Alter."

Es ist ja Sommer, wie die Leute sagen;
Du, Sonne, scheinst erkaltet und verblaßt;
Sprich, bist du auch denn alt geworden, hast
Nicht mehr die Kraft wie in der Jugend Tagen?

Das Alter, ja! was frommte da zu klagen,
Das ist ein arger, unbequemer Gast!
Man lernt wohl noch, sich fügen seiner Last,
Das Unvermeidliche getrost ertragen.

Es ist ja nur um eines Tages Lauf;
Nacht wird's, ich kann zum Werke nicht mehr sehen
Und muß wohl schon die Abendfeier halten.

Ein Vorhang fällt, ein andrer wallet auf;
Viel gab, des Wille soll und wird geschehen;
Ich will zum Dankgebet die Hände falten!

Traum und Erwachen.

Das ist der Schein nicht heimischer Gestirne;
Wohin mit mir, du schwankes Bretterhaus?
Es wird mir wüst und schmerzt mich im Gehirne
Vom tollen Rollen, Schwirren und Gesaus.
Du fächelst keine Kühlung meiner Stirne,
Großmächt'ger Wind, und wehst die Glut nicht aus;
Du füllest unsres Schwanenkleides Schwingen,
Uns, rätselhaft an welches Ziel, zu bringen.

Du schwankes Bretterhaus, wohin mit mir?
Mir wird es, der das Steuer hält, nicht sagen;
Ein Fremder bin ich unter Fremden hier, —
Der Wind —? ja doch! ich soll den Wind es fragen;
Es schlafend abzuwarten, dürfte schier
Das beste sein. — — Die Augen zugeschlagen! —

Orkan du magst mich wiegen! — Schlafen? schlafen! —
Wachen und handeln einst vielleicht im Hafen!

Wohin mit dir, du fieberhafter Traum?
Zeit ist es, daß ich deinen Schleier lüfte.
Auf, meine Augen! — Grüner Waldesraum,
Pandanen, — warme Sonne, — würz'ge Düfte, —
Dort tauchet schlank und kühn der Kokusbaum
Sein stolzes Haupt in tiefazurne Lüfte;
Ein friedlich Meer bespület hier Korallen,
Und Brandungstosen hör' ich fernher hallen.

Hier ist gut Hütten bauen! — Sieh', Kadu!?
Du willst zum Frühtrunk mir den Kokos reichen?
Ich schlief, und mir zu Häupten wachtest du,
Liebwerte, treue Seele sondergleichen!
Was haben wir an Eisen? schaue zu!
Hier siedeln wir uns an; sieh' diese Zeichen!
Hier unser Dach, dort weiter ab der Garten;
Die Hand ans Werk! was willst du länger warten?

Kadu, was stehst du trauernd da? wir hatten
In freud'ger Tatenlust den Bund geschlossen;
Wie wirst du bleich? was heftest du die matten,
Erstorbnen Augen starr auf den Genossen?
Du weichst vor mir zurück in Waldesschatten?
Du bist, ein Schemen, Luft in Luft zerflossen!
Und ich, der fest das Leben wollte halten,
Steh' sinnend da, ein Spiel von Wahngestalten.

Auf! schüttle, junger Dichter, deine Locken!
Weh mir! die sind zu einem Zopf gebunden! —
Ich ließ mich von Homeros wohl verlocken,
Nicht achtend auf den schnellen Flug der Stunden;
Stiefletten, Bendel, schnell! ich seh' erschrocken,
Daß sich bereits der Obrist eingefunden. —
Der Wirbel schallt: — „Herr Lieutnant, nach der Wache!
Ja, Bücher schreiben, das ist Ihre Sache!"

Ich bin gelähmt, gebannt an diese Stelle,
Im Schlaf, im Traum, mich drückt der Alp wohl gar.
Erweckt mich! — Ha! dies ist die Schloßkapelle,
Die Heimat. Heil, daß es ein Traum nur war!

Die Tür ist auf; ich spähe von der Schwelle;
Dort kniet ein Weib und betet am Altar. —
O meine Mutter! ja, du weinst im stillen
Vor Gott um des verlornen Sohnes willen.

Der einz'ge bin ich unter deinen Söhnen,
An welchem du nur Schmerz erlebet hast;
Ich konnt' an diese Welt mich nicht gewöhnen,
Die sich verschloß dem ungefügen Gast;
Ich taugte nicht, in einem Amt zu frönen, —
So fiel ich allen und mir selbst zur Last.
Laß, Mutter, mich in Demut und in Treuen
Dir dienen und den Brüdern, und bereuen!

O Mutter, Mutter, laß dein Angesicht,
Laß deine lieben Züge nur mich schauen!
Blick' her! Es wird auf mich das milde Licht
Des mütterlichen Auges Ruhe tauen;
Beharrst du stumm und starr? du regst dich nicht?
O! mich beschleicht ein namenloses Grauen! —
Und langsam wendest du — ich atme freier —
Nach mir das Haupt, — du greifst nach deinem Schleier. —

Weh mir! ein Schädel stiert, ein morsch Gebein
Mich an aus Höhlen ohne Stern und Kraft!
Du, Mutter, bist ja tot, ich seh' es ein;
Was aber brichst du aus des Grabes Haft?
Laß ab, nach mir zu langen! — Folgen? — Nein! —
Da, in die dunkle Tiefe? — Schauderhaft!
Du ziehst dir nach hinab mich in die Gruft!
Sie hält mich, schließt sich über mir! — Luft! Luft!

„Wach' auf! wach' auf! — Wer kann herauf beschwören,
Den schon der finstre Schlund hinunter schlang? —
„Wir sind es, Vater; stöhnen dich zu hören
Im Schlaf und röcheln macht uns, ach! so bang'!" —
Dem ird'schen Scheine soll ich noch gehören?
Es war der Kampf ein eitler, den ich rang? —
„Wir wollten diese bösen Träume hindern;
Du bist erwacht, bist unter deinen Kindern!"

So hat euch wohl die Angst zu mir getrieben? —
„Wir sind um dich versammelt." — Alle? — gut!

Laßt mich euch überzählen: Sechse, sieben —
Und — sagt mir — eure Mutter? — „Mutter ruht." —
Das will auch ich; bin müde, meine Lieben,
Drum, fahret wohl! Wir sind in Gottes Hut;
Fahrt wohl, ich geb' euch allen meinen Segen!
Ich will bequemer mich zur Ruhe legen.

Wer hat's getan?

„Ich trinke meist nur Wasser aus dem Fluß
Und kann's mit bestem Willen doch nicht loben,
Getrunken hab' ich's mir zum Überdruß."
Und meinen Mut anscheinlich zu erproben,
Wird, groß und schwer, bedrohlich in der Nacht
Ins Haus mir eine Kiste zugeschoben.
Was soll mir das? wer hat sich das erdacht?
Nicht pflegt, wer Gutes sinnt, sich zu verstecken;
Höllenmaschinen gibt's, nehmt euch in acht!
Behutsam auf! das Unheil nicht zu wecken. —
Was steckt darin? Blitz Hagel! Flaschen seh' ich
Die schönen, blankverzinnten Hälse recken, —
Champagner-Flaschen! Nein — versteinert steh' ich;
Es spukt, es geht nicht zu mit rechten Dingen.
Wer ist in Deutschland solchen Streiches fähig!?
„Und welche Lieder wollt' ich da nicht singen!"
Ach nein! mit meinem Singen ist's vorbei,
Die Mus' entwichen, und gelähmt die Schwingen.
Lebend'ger Geist in diesen Flaschen, sei
Ein Liebesbalsam meiner kranken Brust,
Erweckst du gleich nicht mehr den alten Mai!
„Ich liebe wohl, geliebt zu sein," gewußt
Hat das der Freundliche, der dich gesendet,
Und wohl empfand auch er die gleiche Lust.
Der Liebe, die dich edlen Trank gespendet,
Geweihet sei andächtig immerdar,
Und werde sonder Liebe nie verschwendet!
Mir scheint am Abend spät der Himmel klar,
Der rote Streif, das ist der Liebe Glut!
Reicht einen Trunk von meinem Wein mir dar:
Denn wem die Liebe bettet, ruhet gut!

In dramatischer Form.

Ich seh' die Fehler jetzt.
Öhlenschläger. „Correggio", 3. Handl.

Der Tod Napoleons.

Nach Alessandro Manzoni.

Vergin di servo encomio
E di codardo oltraggio.
A. Manzoni.

Napoleon. Montholon. Antomarchi, der Arzt. Europa, Geschichte und Poesie, Erscheinungen. Stumme Umgebung: Bertrand, seine Frau und vier Kinder; der Abt Vignali; Marchand und sechs Bedienten. Zwei englische Offiziere.

Longwood am 5. Mai 1821.

Napoleon (auf dem Sterbebette). Montholon. Antomarchi.

Montholon. Des Fiebers Glut hat ausgetobt, er scheint zu ruhn.
Napoleon (im Schlafe). Mein Heer!
Montholon. Er träumt —
Napoleon. Dem Adler folgt und mir! hinan!
Montholon. Von Schlachten, lenkt im Geiste noch die Völker.
Napoleon. Sieg!
Montholon. O scharfer Mißlaut dieses Wortes hier und jetzt!
Napoleon (erwachend). Wer bin ich?
Montholon. Herr und Kaiser.
Napoleon. Wo?
Montholon. Du bist, o Herr,
Inmitten deiner Treuen.
Napoleon. Wo?
Montholon. Ein Felsensitz . . . .
Napoleon. Sankt Helena?!
Montholon. Du sprachst es aus.
Napoleon. Die Zeit ist um.
Abtrünnig werd' ich selber mir, so wie die Welt. —

Die mein annoch sich nennen, ruft herbei; ich will
Abrechnen mit dem Leben.

Montholon (die Tür öffnend). Tretet alle her!

(Gefolge. Die Kinder knieen am Bette.)

Napoleon. Daß ich geliebt bin worden, legt ihr Zeugnis ab.
Habt Dank! Ich aber scheide hin. Bald haben sie,
Mit deren Kronen ich gespielt, den Haß gekühlt;
Sie ließen uns nur unsrer Taten Ruhm zurück.
Ihr werdet bald, aus selberkorner Haft erlöst,
Mein stolz durch mich gewes'nes Frankreich wiedersehn
Und trauern an dem vielgeliebten Seinestrand.
O grüßt mein Frankreich, grüßet mir mein heimisch Land!
Wär' Frankreich dieser nackte, sturmgeschlagne Fels,
Ich wollt' ihn lieben.

Montholon. Frankreich finden wir, o Herr,
Nur immerdar, wo dein geweihtes Haupt verweilt.

Napoleon. Nicht also, nein — mein Frankreich grüßt und ... meinen Sohn!
Entfernet euch! nicht sollet ihr mich weinen sehen! —
Grüßt meinen Sohn, den grausam mir entfremdeten!
Mein Sohn! mein Sohn!

Antomarchi. Gehorcht dem Kaiser, tretet ab!

(Napoleon ist mit verhülltem Antlitz zurückgesunken. Alle heften fragend die Augen auf Antomarchi, der unverwandt den Kranken betrachtet. Sie entfernen sich zögernd.)

Antomarchi (allein bei Napoleon. Lange Pause. Er wirft sich in einen Sessel im Vordergrunde und verhüllt sein Antlitz).

Lösch' aus, du Stern der Herrlichkeit!

(Es erscheinen Europa, Geschichte und Poesie. Napoleon streckt die Arme nach ihnen aus.)

Europa. Napoleon!
Weltherrscher einst, in Fesseln nun Verschmachtender!
Zurück von dir nicht fordernd das vergoss'ne Blut,
Das teure meiner Kinder, nein, den hohen Preis,
Um welchen fließen es gesollt, erschein' ich dir.
Es rangen zwei Weltalter um die Herrschaft; du
Stiegst auf, du Schicksalsmächtiger, da ward es still,
Nicht Friede; schweigsam lagen sie zu Füßen dir;
Du Franklin nicht, nicht Washington, du hast gebaut
Vergänglich für die trunkne Lust des Augenblicks.
Du sankst, du stirbst, — ich frage bang': Wem beug' ich nun
Den jochgewohnten Nacken? Weh!

Napoleon. Mein Sohn! mein Sohn!

Europa. O hättest Freiheit du geschafft nach deiner Macht,
Noch ständen aufrecht deine Bilder, unentweiht
Von Händen, die zu heben unvermögend sind
Das dir entsunkne, dein gewicht'ges Herrscherschwert!

Geschichte. Standbilder eines Mannes stürzen Knaben um,
Umsonst bemüht, zu tilgen meines Griffels Spur,
Zukünft'gem Alter, schwerem Urteil aufbewahrt.

Poesie. Zu schmähn, zu schmeicheln haben Knechte nur vermocht;
Jungfräulich deines Namens ist annoch mein Mund,
Hinfort geweiht zu ewigem Gesang, mein Held!

Europa. Ihr Griffel, ihre Lyra, meine Tränen, die
Der eignen Schmach ich weine; rückgewendet dies
Hienieden. — Jenseits . . . ? Kaiser auf! der Schleier reißt!

(Napoleon stirbt, die Erscheinungen verschwinden. Bei dem Ausatmen Napoleons erhebt sich Antomarchi schnell und tritt zu dem Toten, den er lange betrachtet; er geht sodann nach der Tür. — Montholon und das Gefolge kommen ihm entgegen.)

Montholon. Der Kaiser?

Antomarchi. Weint! Das war er! Länger zügelt nicht
Die bleiche Furcht, von diesem Kerker aus, die Welt.
Verbeugt vor dem euch, der ihn schlug! zerstreuet euch,
Das Liebesopfer eures Lebens ist erfüllt!

(Montholon hat den Kaisermantel über die Leiche ausgebreitet, der Abt ein Kruzifix darauf gelegt; alle weinen. Zwei englische Offiziere dringen ein. Der Vorhang fällt.

Faust.

Ein Versuch.

1803.

Doch wozu ist des Weisen Torheit nütz'?
Schlegels Shakspeare. („Was ihr wollt" III. 1.)

Faust. Sein guter und sein böser Geist, zwei Stimmen.

(Faustens Studierzimmer, von einer einzigen Lampe erleuchtet.)

Faust. Der Jugend kurze Jahre sind dahin,
Dahin die Jahre kräft'ger Mannheit, Faust!
Es neigt sich schon die Sonne deines Lebens. —
Hast du gelebt? hier fremd in dieser Welt,
Verträumtest du die karggezählten Stunden,
Nach Wahrheit ringend, die Pygmäenkräfte
Anstrengend in dem Riesenkampf, — o Tor!
Du, der in wildem Jugendfeuer schwelgend,
Uneingedenk der Zukunft, deiner selbst,
Des großen Weltalls, das um dich sich kreist,

Genuß nur kennst, Genuß nur kennen willst,
Beglückter Liebling du der Gegenwart,
Dich muß ich weis', so wie du glücklich bist,
Auch preisen. — Weis'! — und Tor? — Sinnleere Namen!
Nur Kranke gibt's; ich kenne keine Toren.
Ein Funke glomm im Busen mir (ihn legte
Die fremde Hand); er mußte hoch entlodern
Und ewig ungelöschten Durst mir flammen! —
Vom Allerschaffer fordr' ich alle Schuld;
Wir müssen wollen, ja, wir müssen! — müssen?
Nicht frei denn? — also wollend, nur ein Stein,
Der in die Tiefe fällt und fühlt, — er wolle.
Was bist du, Mensch, denn? gier'ger Allumfasser,
Des Universums kühner Freier du,
Der, blind, in Nacht, in zwiefach ew'gem Dunkel
Gebannt zu irren, nichts erkennen kannst,
Ein ewig ungelöstes Rätsel dir.
Erschaffer deiner Welt nach ewigen
Gesetzen, selbst von ihr erschaffen,
Was bist du, mächt'ger, nicht'ger Erdenwurm?
Ein Gott in Banden oder nur ein Staub?
Was ist des Denkens, was der Sinnen Welt?
Die Zeit, der Raum, die Allumfassenden
Und ihre Schöpfungen, durch die sie werden?
Was außer ihnen das Unendliche?
Was ist die Gottheit, jener großen Kette
Ein erstes, ewig unbegriff'nes Glied,
Das, nicht getragen, alle Glieder trägt? —
Erscheinung nur und Wahn ist alles mir.
Es wirft das Licht, das innre, dort hinaus
Auf ausgespannte Nacht die Bilder hin,
Ein leerer Widerschein des eignen Ichs,
Und so entsteht die Welt, die ich erkenne.
So hat — vielleicht der Zufall es geordnet,
Der große Bildner, den sie Gottheit nennen.
Und wenn, nicht bloß gedacht, dort Geist und Körper
Und Gottheit sind, — wie fass' ich sie? — Umsonst!
Es treten ewig zwischen sie und mich
Der Sinne Lügen, der Vernunft Gesetze.
Ihr ew'ge Rätsel, schrecklich grimm'ge Nattern,
Die stets ihr euch erzeugt und euch verzehrt
Und mir das Herz verzehrt im grausen Spiele

Der stets verschlungnen und erzeugten Kreise!
Ich kann euch nicht verscheuchen, nicht erdrücken,
Ihr stürmet rastlos mir die bange Seele.
Weh dem, den ihr zum ernsten Kampfe reizet!
Es furchet tief des Denkers Stirne sich,
Und Zweifel ist der schwererrungne Preis.
Nein! länger soll der Schlangenbiß des Zweifels
Nicht langsam mir am kranken Herzen nagen,
Nicht giftig reizen mehr der Wunden Schmerzen!
Ich will gefunden in der Wahrheit Scheine,
Erschwingen kühn das sternenferne Ziel,
Das eitel strebend nimmer ich erklommen.

(Er sucht eine magische Rolle hervor, entfaltet sie auf seinem Tische und spricht, indem er die Hand auf die Zauberschrift legt.)

Sind's keine Träume, die du hingezeichnet,
So folg' ich, Seher, deiner Riesenspur;
Ich schreite deine Bahn und zage nicht.
Wenn, horchend deinem mächt'gen Rufe, Geister,
Dir dienend, ihres Reiches Nacht entstiegen,
Wird mir die Geisterwelt sich auch eröffnen.
Belehrung zollen mir die finstern Mächte.

(Die Geisterbeschwörung.)

Die ihr, gehüllt in furchtbar dunklen Schleier,
Die Seele mir umwallt, gehorchet, Geister,
Dem ernsten, festen Willen, der euch ruft!

Böser Geist (eine Stimme zur Linken). Dem ernsten festen Willen wird gehorchet.

Du, Sohn des Staubes, ihm entschwungen kühn
Und ähnlich uns, sprich dein Begehren aus!

Guter Geist (eine Stimme zur Rechten). Faust! Faust!

Faust. Auch du? dir hab' ich nicht gerufen, fleuch!
Abschütteln will ich deiner Knechtschaft Joch;
Entfleuch! Nicht du, Unmächtiger, vermagst
Den heißen Durst des Lechzenden zu stillen,
Die sturmgeschlagnen Wellen zu besprechen.
Du lähmst den Flug mir, hebe dich von dannen!
Ich will ihn männlich fliegen und nicht zagen.
Ich wende mich von dir, ich folge dem;
Belehrung fordr' ich, Wahrheit und Erkenntnis!

Böser Geist. Nicht menschlich sprichst du Worte hohen Sinnes.
Hast du mit Mannes Ernst mich hergebannt,
So schwöre mir den Preis zu, — deine Seele!

Und öffnen will ich dir der Wahrheit Schätze,
Und was der Mensch vermag, sollst du erkennen.

Guter Geist. Faust! Faust!
Den seligen Menschen
Gewährte der Vater,
Von allen den Früchten
Des Gartens zu kosten;
Den seligen Menschen
Verwehrte der Vater
Die einzige Frucht.

Und listig schmeichelnd, hob die Schlange sich:
„Ihr würdet Göttern gleich, wenn ihr die Frucht,
Die herrliche, zu kosten euch erkühntet,
Die euch der Vater streng verwehrt zu brechen,
Nicht Vater er, der neidische Tyrann!"

Faust! Faust!
Dem kindlichen Menschen
Die Freuden des Lebens,
Sie knospen ihm alle.
Er weilet, wo duftend
Die Rosen ihm blühen,
Die Früchte ihm winken.
Geflügelten Schrittes
Leicht hin über Dornen
Zu schweben, zu eilen,
Gesellt' ihm der Vater
Die holden Gefährten,
Den Glauben, die Hoffnung,
Treu ihm in wechselndem Glück.

Faust! Faust!
Es gab, zu ahnen das Unendliche,
Der Vater dir den Geist,
Gab, liebend anzubeten, dir das Herz;
Und rechtend mit dem Vater, wagest du,
Vom Strahle seiner Liebe mild beschienen,
Zu fordern jene Frucht, des Todes Frucht.
Verschmäh', verschmäh' des Lebens Glück und Kronen,
Und ringe nach der Gottheit fernem Ziele!
Des Rächers Rache trifft den schuld'gen Scheitel!

Faust. Erschuf zu ausgesuchten Qualen mich
Ein Gott des Hasses, den der Schmerz erfreut?
Guter Geist. Das Glück umblühte deines Lebens Pfade.
Faust. Es ist Erkennen mir das einz'ge Glück.
Guter Geist. Die Hoffnung blüht dem Dulder; lern' entbehren!
Faust. Sie welkte in der schwer erkrankten Brust.
Guter Geist. Der Tugend Kranz umgrüne deine Locken!
Faust. Auch diesen Kranz entriß der Zweifel mir.
Guter Geist. Du willst, du willst, und deine Freuden welken.
Faust. So wähl' ich denn, nicht frei, das eigne Weh.
Guter Geist. Faust! handle glaubend, wie du frei dich fühlest!
Faust. Nein, nein! ich bin nicht frei, ich will's nicht sein.
Guter Geist. So treffe denn die schwere Schuld den Frevler!
Faust. Die schwere Schuld wälz' ich dem Schöpfer zu,
Der mich zu hoch begabt, zu tief gedrückt,
Der feindlich mir den regen Geist gegeben.
Guter Geist. Und, ihn zu bändigen, den Willen dir.
Des Rächers Rache trifft den schuld'gen Scheitel!
Faust. Dich, Geist der frühen Rache, schrecklicher,
Der furchtbar ahndend nicht begangne Sünden,
Gedanken nur des Herzens, angstumzischend,
Der Hölle Schlangen furchtbar um mich schlingst,
Erschütternd nicht des Mannes ernsten Willen:
Dich straf' ich Lügen! Nein, ich bin nicht frei;
Ein ehrnes Schicksal waltet über mir,
Und unaufhaltsam reißt es mich dahin,
Und eisern fällt und trifft das grause Los.
Böser Geist (halblaut). Der Falsche lügt sich deinen guten Geist.
Faust. Du lügst dich meinen guten Geist; entfleuch!
Ich wende mich von dir, ich folge dem;
Belehrung fordr' ich, Wahrheit und Erkenntnis!
Böser Geist. Wohlan, so schwöre mir den Preis zu, Faust!
Und öffnen will ich dir der Wahrheit Schätze,
Und was der Mensch vermag, sollst du erkennen.
Selbst brich den Stab denn über deine Seele!
(Der Stab des Gerichtes wird Faustens in die Hand gezaubert; er erschrickt und faßt sich rasch wieder.)
Faust. Du, rascher Sohn des Augenblickes, Wille,
Gebäre rasch die Tat!
Guter Geist. Die ernste Tat,
Die, spät fortwirkend in der Zeiten Schoße,
Entfallen dir, ein Raub der fremden Mächte,

Gehöre ewig der Notwendigkeit!
Noch, Faust, gehört des Herzens Willen dir.

Böser Geist (halblaut und langsam). Und öffnen will ich dir der Wahrheit Schätze,
Und was der Mensch vermag, sollst du erkennen.

Faust. Gehört noch mir, — gedacht, gewollt, gehandelt!

Guter Geist. Und wagtest du zu denken ihn, den großen,
Den schrecklichen Gedanken: Ewigkeit?

Faust. Ich dacht' ihn, ja! doch der Moment allein
Gehört dem Menschen, im Momente lebt er;
Drum kauft er um der Zukunft teuren Preis
Des Augenblickes rasch entflohne Lust.
Es kann die Zukunft auch ein Traum nur sein.

Guter Geist. Und wenn auf Wahrheit jener Traum hindeutet?

Faust. So mag der Schreckenstraum sich dann entfalten!
Du wetzest selbst des Zweifels gift'gen Zahn,
Der mich zerfleischt. Nicht Wahrheit kann das Herz
Zermalmend treffen, das für sie nur schlägt;
Nur schrecklich ist die Qual mir, die ich dulde;
Sie muß sich enden. Stählern ist die Brust,
Und jedes Schmerzes Pfeil entprallt unmächtig,
Den nicht des Zweifels Schreckensarm geschnellt.
Ich will der ew'gen Rache männlich harren
Und festen Blickes ihr entgegensehn.
Ich fluche dir und deinem Gott und breche
Entschlossen selber des Gerichtes Stab.

Guter Geist.

Wehe dem Menschenerzeugten!
Wehe! zerbrechet die Krone!
Er stürzet; nachhallend
Empfängt ihn die Tiefe,
Zerschmettert vom jählichen Fall.

Es wandle im Tale
Der Menschenerzeugte
Und weide die Blicke
An blumigen Auen!
Nicht wag' er zu heben
In blendende Höhen
Zur Sonne den Blick!
Vom lieblichen Kleide
Der nährenden Erde

Rückstrahlt ihm die Farbe,
Ein sanfteres Licht.
Ihm gnüge der bunte,
Der liebliche Schein!
Nicht gierigen Herzens
Erheb' er die Wünsche
Zur Sonne empor!
Erklimmt er der Berge
Beschneiete Gipfel,
Zu nahen der Sonne
Verzehrendem Licht,
Nicht näher der fernen,
Erblindet das Aug' ihm,
Und schwankenden Schrittes
Entgleitet der Fuß.
Der schwindlichten Höhe
Entstürzt er; nachhallend
Empfängt ihn die Tiefe,
Zerschmettert vom jählichen Fall.

Wehe dem Menschenerzeugten!
Wehe! zerbrechet die Krone!
Entwunden den Armen
Der sorgenden Liebe,
Hin eilt er — und stürzet;
Er stürzet; nachhallend
Empfängt ihn die Tiefe,
Zerschmettert vom jählichen Fall.

Faust (den Stab zerbrechend). Zerbrochen ist der Stab!
Guter Geist. Er ist zerbrochen!
Böser Geist. Er ist zerbrochen!
(Lange Stille.)

Faust. Nun?
Böser Geist. Ich lache deiner, leichtes Spielwerk du
Der gier'gen Wünsche deines stolzen Herzens!
Ich lache deiner, Tor, den ich verachte,
Und zolle dir den Preis, den du bedungen.

Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze,
Die nur der blinde Glaube überschreitet.
Dich bann' ich ohne Anker, ohne Segel,

Zu irren auf dem feindlich dunklen Meere,
Wo dir kein Grund, wo keine Ufer dir,
Dem ohne Hoffnung Strebenden, erscheinen,
Bis vor dir nächtlich sich das Tor eröffnet,
Das furchtbar dir geahnete, des Todes,
Und neue Schauder schrecklich dich ergreifen;
Denn mir gehöret deine Ewigkeit:
Ich zolle dir den Preis, den du bedungen.

Des Glaubens Blume blühte kindlich dir;
Du hast sie stolz zertreten, forderst Wahrheit.
Wohl! schreckend ruf' ich dir die Wahrheit zu:
Aus deiner Weisen Widersprüchen strahlte
Sie dir entgegen, du geahnete:
Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze;
Es kann der Staubumhüllte nichts erkennen,
Dem Blindgebornen kann kein Licht erscheinen.

So wie die Sprache, wie des Wortes Schall
Dir Mittler des Gedankens ist und Zeichen,
So ist des Sinns Empfinden, der Gedanke selbst
Dir Sprache bloß und eitles, leeres Zeichen
Der ewig dir verhüllten Wirklichkeit.
Du kannst nur denken durch den Mittler Sprache,
Nur mit dem Sinne schauen die Natur,
Nur nach Gesetzen der Vernunft sie denken.
Und hättest hundert Sinne du und tausend,
Du Kargbegabter, und erhöbe freier
Sich dein Gedanke ins vielseitiger-
Befühlte All, so würdest immer du,
Getrennt, vereint mit ihm durch Körpers Bande,
Nur eigne Schatten schaun und nichts erkennen.

Es strebe, trachte angestemmt der Mensch!
Ihm fiel das Los. Der reine Geist allein,
Der ruhende, erkennt; nicht ihn umfaßt
Die ew'ge Mauer, die sich zwischen dir
Und der ersehnten Wahrheit trennend hebt.
Die Mauer stürzt der Tod; die Rächerin,
Sie harret furchtbar deiner in dem Lande,
Wo nicht gestrebet, nicht getrachtet mehr,
Wo zollen einer wird des Lebens Lohn.

Nachhallen muß ich deiner Worte Schall,
Nachspiegeln deines Denkens Schatten dir,
Nachlügen deiner Weisen Traumgebilde,
Dir, einem Menschen, ich, ein Geist zu nahen;
Gedanken, Worte, Menschenträume fassen
Kein ähnlich Bild der ewig dir Verhüllten.
Doch Wahrheit, Wahrheit hast du dir bedungen;
Nun! was der Mensch vermag, sollst du erkennen:

Der Zweifel ist menschlichen Wissens Grenze, —
Ist furchtbar rächend deines Lebens Schlange.
Verzweifle, niedrer Erdenwurm, den tiefer
In seinen Staub zurück ich niedertrete!
Nicht heben darfst du jenen dunklen Schleier;
Es bringt die Zeit dir keine Blume mehr,
Und mir gehöret deine Ewigkeit.
So öffn' ich rächend dir der Wahrheit Schätze,
So zoll' ich dir den Preis, den du bedungen.

Faust (im Begriff, sich niederzuwerfen gegen die Seite, woher die Stimme des guten Geistes hallte, erhebt sich rasch wieder und spricht.)

Nein! Niederknieen nicht vor dir, Verkünder
Des siebenmal erfüllten schweren Fluches,
Der mir das Haupt umflammt, und nicht vor ihm!
Vernichtung heißt der Gott, den ich anrufe.
Ihr seid unmächtig, der Vergangenheit
Ihr leicht erworbnes Eigentum zu rauben.

O, könnt' ich wieder fluchen euch! o, könnt' ich
In Menschenqualen euch verzagen sehn,
In ew'gen Menschenqualen euch verzweifeln,
Und laut auflachend gräßlich euch verhöhnen!
Fluch selber mir, daß ich ohnmächtig bin,
Daß nur ein leiser, eitler Laut der Lippe
Entbebet, in dem Winde zu verhallen!

Ersehnte Spornerin der eitlen Wünsche!
Ich habe, Wahrheit, deine Dunstgestalt
Verfolgt und unermeßlich weit verfolgt
Und ihr geopfert jeden Hoffnungsschimmer;
Gestrandet steh' ich nun auf schroffer Klippe,
Rings um mich her die dunkle, tiefe Flut,
Und um das Haupt mir donnerschwangre Wolken.

Ich werde nimmer, nimmer sie umfangen,
Um die ich hin den teuren Preis geworfen!

Böser Geist. Die Mauer stürzt der Tod; die Rächerin,
Sie harret furchtbar deiner in dem Lande,
Wo nicht gestrebet, nicht getrachtet mehr,
Wo zollen einer wird des Lebens Lohn.

Faust. Die Mauer stürzt der Tod; — sie harret meiner
In jenem Lande ... — Schlange meines Lebens!
Wo nur das Aug' ich wende, starrest du
Mich gräßlich an! — Verdammnis, — Ewigkeit,
Laßt eure Qualen nicht den Zweifel sein!
Umstürze du, Erfüllung, jene Mauer!
Verhüllte Rächerin, sei Rettung mir!
Ich will in jenem Lande dich verfolgen.

(Wie er sich gegen den Geist wenden will, den Tod zu erflehen, wird ihm ein Dolch in die Hand gezaubert; er wendet die Spitze gegen sein Herz und stößt ihn langsam hinein.)

Verdammnis, ewige, in deinen Schoß! —
Vielleicht Vernichtung nur, vielleicht Erkenntnis,
Gewißheit doch!

(Er stürzt, die Lampe erlischt, das Theater ist tief verfinstert. Langsam fällt der Vorhang.)

Übersetzungen.

Die Heiden, heißt es, waren
Nicht Christen, so wie wir;
Sie schlachteten die Leute
Und brauten schlechtes Bier.

Franz Kugler.

Das Lied von Thrym

oder

die Wiedereroberung Miöllners, des Hammers des Donners.

Aus dem Isländischen. *)

1.

Zornig ward Thor,
Als beim Erwachen
Er seinen Hammer
Vorhanden nicht fand.
Schüttelnd den Bart,
Schlagend sein Haupt,
Der Sohn Odins suchte
Umsonst umher.

2.

Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Höre nun, Loki,
Hör', was ich sage,
Was weder auf Erden
Weiß irgend einer,
Noch hoch im Himmel:
Mein Hammer ist geraubt."

3.

Sie gingen zum herrlichen
Hause der Fraya,
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Wolle mir, Fraya,
Flügel verleihen,
Ob erlauschen vielleicht
Mein Hammer sich läßt!"

---

*) Thryms quida edr Hamarsheimt. Edda Saemundar Hafn. 1787. pag. 183. Der gelehrte Forscher des nordischen Altertums möge mir den Versuch nicht verargen, das isländische Lied in einer leichten Verdeutschung den Laien und Ungelehrten vorzutragen. Ich habe den Geist und die Weise des Originals in unserer Sprache wieder zu beleben gesucht und mich sonst bemüht, jedes Wort zu entfernen, zu dessen Verständnis es gelehrter Erörterungen bedurft hätte.

4. Fraya sang:

„Und wären von Gold sie,
Ich gäbe sie dir;
Und wären sie Silber,
Du solltest sie haben."
Da flog auf Loki flugs,
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Götter,
Und er erreichte
Der Riesen Reich.

5.

Thrym saß auf dem Hügel,
Der Herrscher der Riesen,
Fert'gend den Hunden
Fesseln von Gold,
Glättend den Rossen
Die Mähnen zurecht.

6. Thrym sang:

„Wie steht's mit den Göttern?
Wie steht's mit den Elfen?
Was reisest allein du
Nach Riesenheim?"

7. Loki sang:

„Schlecht steht's mit den Göttern,
Schlecht steht's mit den Elfen, —
Du hältst wohl verborgen
Den Hammer des Thors."

8. Thrym sang:

„Ich halte verborgen
Den Hammer des Thors
Wohl unter der Erde
Acht Morgen tief;
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Fraya
Zur Frau mir heim!"

9.

Da flog auf Loki flugs;
Der Flügelschlag rauschte,
Bis hinten er ließ
Das Land der Riesen,
Und er erreichte
Das Reich der Götter.
Er traf den Thor an
Vor der Tür seiner Halle,
Und es war sein Wort,
Welches zuerst er sprach:

10.

„Hast das Geschäft du
Geschafft mit der Arbeit,
Laß von der Höhe mich
Hören die Kunde!
Oft im Sitzen gestört,
Stocket die Rede.
Leicht im Liegen ersinnt
Lüge sich nur."

11. Loki sang:

„Hab' das Geschäft wohl
Geschafft mit der Arbeit.
Thrym hat den Hammer,
Der Herrscher der Riesen,
Und wieder erwerben,
Fürwahr, soll ihn keiner,
Er führe denn Fraya
Zur Frau ihm heim."

12.

Sie gingen zu fragen,
Fraya, die herrliche,
Und es war Thors Wort,
Welches zuerst er sprach:
„Bräutliches Leinen
Lege dir an, Fraya!
Wir beide, wir reisen
Nach Riesenheim."

13.

Zornig ward Fraya,
Sie zitterte heftig,
Der ganze Palast
Der Götter erbebte;
Es sprang und entfiel ihr
Der funkelnde Halsschmuck:
„Wohl möchtest du meinen,
Daß männlich ich sei,
Wenn beide wir reisten
Nach Riesenheim."

14.

Rasch kamen die Götter
Zum Rate zusammen,
Die Göttinnen rasch
Zum Reden bereit.
Die himmlischen Häupter
Verhandelten da,
Wie den Hammer des Thors
Zu holen gelänge.

15.

Du hub Heimdall an,
Der hellleuchtende Gott,
Welcher da weise
Wußte die Zukunft:
„Bräutliches Leinen
Legen dem Thor wir an;
Er habe den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;

16.

Klug laß er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwalle sein Knie;
Laß blinken die Brust ihm
Von breiten Juwelen,
Hochgetürmt und gehüllt
Das Haar ihm auch sein:"

17.

Da hub Thor an,
Der hochernste Gott:
„Es würden die Götter
Mich weibisch schelten,
Legt' ich das bräutliche
Leinen mir an."

18.

Da hub Loki an,
Loveyias Sohn:
„Thor, solcher Worte
Woll' dich enthalten!
Rasch werden die Riesen
Vom Reich uns verdrängen,
Holst deinen Hammer
Heim du nicht schnell."

19.

Bräutliches Leinen
Legten dem Thor sie an;
Er hatte den hehren,
Den funkelnden Halsschmuck;
Klug ließ er erklingen
Geklirr der Schlüssel;
Ein weiblich Gewand
Umwallte sein Knie;
Es blinkte die Brust ihm
Von breiten Juwelen;
Das Haar war gehüllt ihm
Und hoch getürmt.

20.

Da hub Loki an,
Loveyias Sohn:
„Ich will dich gleichfalls
Begleiten als Maid;
Wir beide, wir reisen
Nach Riesenheim."

21.

Hastig die Hirsche,
Heimgetrieben,
Wurden dem Wagen geschirrt
Wohl zur eiligen Fahrt.
Die Steine zerstoben,
Flamme stieg auf.
So reiste Odins Sohn
Nach Riesenheim.

22.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Auf! Auf! ihr Riesen,
Bereitet die Bänke,
Nun führt mir Fraya,
Die Frau, herein!"

23.

Heim kamen die Farren,
Die goldgehörnten,
Die schwarzen Rinder,
Dem Riesen zur Lust:
„Habe der Schätze viel,
Habe der Spangen viel,
Fehlte mir Fraya
Zu freien annoch."

24.

Früh fanden die Gäste
Zum Feste sich ein,
Und reichlich gereicht ward
Den Riesen der Trank.
Thor aß einen Ochsen,
Er aß acht Lachse,
Zusammen, was Süßres
Sonst gab für die Frauen;
Er trank wohl des Metes
Drei Maße allein.

25.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Wann hast du Bräute
Hungriger je gesehn? —
Nie habe ich Bräute
Hungrige je gesehn; —
Nie Mägdlein des Metes
Mehr genießen als sie."

26.

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit, dem Riesen
Rede zu stehn:
„Seit acht Nächten nichts
Genossen hat Fraya,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim."

27.

Thrym lüftet' das Leinen
Aus Lust, sie zu küssen;
So weit der Saal war,
Ward zurück er geschreckt.
„Wie sind doch furchtbar
Frayas Augen,
Dünkte mich, Feuer hervor
Funkeln zu sehn!"

28.

Saß Loki dabei,
Die löbliche Maid,
Bereit, dem Riesen
Rede zu stehen:
„Seit acht Nächten nicht
Genoß sie des Schlafes,
Rasend vor Reiselust
Nach Riesenheim."

29.

Da trat in den Saal Thryms
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt:
„Ich reiche die roten
Ringe dir dar;
Verlangt' dich in Lust
Nach Frayas Liebe,
Nach Frayas Liebe
Und freudiger Huld?"

30.

Da hub Thrym an,
Der Herrscher der Riesen:
„Bringt zur Weihe der Braut,
Bringt den Hammer herbei,
Leget den Miöllner
Der Maid in den Schoß!
Vollbringet die Bräuche,
Die Braut sei mein!"

31.

Da lachte dem Thor wohl
Im Leibe sein Herz,
Als mitten im Harme
Er den Hammer erkannte.
Da traf er zum ersten
Thrym, den Herrscher,
Und schlachtete dann
Sein ganzes Geschlecht.

32.

Da traf er auch Thryms
Traurige Schwester,
Die gar sich die Gaben
Zu begehren erkühnt;
Ihr klangen nicht Münzen,
Ihr klangen nur Schläge,
Für tönende Ringe
Der tötende Hammer. —
So hat seinen Hammer
Odins Sohn sich geholt.

Idylle.

(Möglichst treue Übersetzung aus der Tonga-Sprache.)

Mariner's Account of the Tonga-islands. Second edition, with additions. London 1818. V. II. Grammar. (Ohne Seitenzahl.)

Müßig plaudernd von dem äußern Strand,
Weilten wir und weilten, als daher kam,
Uns auffordernd, eine Schar von Mädchen:
Kommt, wir wandern nach dem äußern Strande,
Schaun von dort den Untergang der Sonne,
Lauschen dort dem Zwitschern von den Vögeln
Und der Klage von der wilden Taube.
Blumen wollen wir am Fuß der Klippen
Bei Matówto pflücken und das Mahl dort,
Das von One man uns bringt, genießen,
In dem Meere schwimmen, in den süßen
Wasserbächen uns das Salz abspülen,
Dann mit duft'gem Sandelöl uns salben

Und zu Kränzen unsre Blumen flechten.
Wann vom Scheitelpunkt der Vogelhöhle
Atemlos wir in die Tiefe starren
Und des Meeres Fernen überschauen,
Weht zu uns, den Träumen Hingegebnen,
Von der Ebne her der mächt'ge Landwind
Durch die Wipfel schlanker Kasuarinen;
Und betrachtend, wie die Brandung unten,
An den festen Fuß des Felsens schlagend,
Sich unsinnig müht, ihn durchzubrechen,
Fühlen wir uns das Gemüt erweitert;
Wohler wird uns also, denn beharrend
In des Lebens niederm Kreis befangen.

Spät wird's, laßt zur Stadt zurück uns kehren!
Horcht! der Sänger Stimme schallt herüber;
Mögen wohl zum Fackeltanz sich üben,
Ihn zu Nacht beim Grabplatz von Tanéa
Aufzuführen. Laßt dahin uns wandern!

O, der Tage müssen wir gedenken,
Eh' der Krieg das arme Land zerrissen!
Wehe! furchtbar ist der Krieg! O sehet
Das Gesträuch, auf unsern Marken wuchernd,
Und die frühen Gräber vieler Helden!
Unsre Fürsten irren ohne Wohnsitz,
Schleichen nicht mehr einsam bei dem Mondlicht,
Das geliebte Mädchen aufzusuchen.
Eitles Sinnen! Lasset ab, zu grübeln,
Wütet doch der Krieg auf unsern Inseln!
Die von Fiji haben uns, von Tónga,
Krieg gelehrt; nun heischt's, wie sie zu handeln.
Lasset uns des flücht'gen Tags genießen,
Gilt's vielleicht doch morgen schon zu sterben!
Wollen uns mit Blumenkränzen schmücken
Und mit bunten Zeugen uns umgürten,
Wollen duft'ge Blumen um die Stirne,
Aber weiße um den Hals uns winden,
Unsre Bräune lieblich zu erhöhen!
Hört die Männer, hört, wie sie uns preisen!

Aber schon der Fackeltanz vollendet,
Und bereits umhergereicht das Festmahl.
Morgen kehren wir zur Stadt zurücke.

Nicht begehren unsrer wohl die Männer?
Bitten dringend nicht um unsre Kränze?
So mit Schmeichelreden uns erhebend:
Nicht wohl sind ausnehmend schön zu nennen
Unsre Mädchen von dem äußern Strande?!
Nicht wohl reizend ihre Sonnenbräune?!
Duftverbreitend, wie die blumenreichen
Schluchten Máta-lócos und Bi-búas!
Uns verlangt es nach dem äußern Strande;
Laßt am nächsten Morgen uns dahin gehn!

V. 1. 4. 59. 63. Der äußere Strand. Licoo, der Rücken der Insel, die windwärts gelegene, den Schiffen unzugängliche Küste, im Gegensatz zu der Küste unter dem Winde, wo die Landungsplätze und die Wohnungen der Menschen sind. Auf den niedern, sogenannten Korallen-Inseln und Inselgruppen: der Strand am äußern Meere, Illüch der Karoliner, Iligieth der Radacker, im Gegensatz zu dem Strande am Binnenwasser, ïar der Radacker.

V. 3. 59. Mädchen Fafine. Frauen im weitern Sinne, und hier solche, die dem Manne noch nicht untertan sind.

V. 13. Sandelöl. Fango nanomoo. Das wohlriechende Öl von Tónga wird aus dem Sandelholz gewonnen.

V. 27. 54. Die Stadt. Mooa. Unbedenklich die Hauptstadt, die Stadt, urbs, τὸ ἄστυ, obgleich ohne Mauern und aus Strohhäusern bestehend.

V. 37. Fürsten. Egi, ho-egi. Edle, Fürsten, und zwar durch göttliches Recht und ohne Anfechtung. Wo der Adel, wie bei uns, erworben und verwirkt werden kann, ist er kein Adel mehr.

V. 42. Wie im Verkehr mit den kriegerischen Bewohnern der Fiji-Inseln die Insulaner von Tónga sich deren Sitten angeeignet, siehe bei Mariner.

V. 44. Carpe diem. Hor. Und die also dichten und singen, werden meist von unsern Schriftgelehrten, ja, von unsern Reisenden „Wilde" genannt! Ein Sprachgebrauch, dem ich mich nicht fügen kann.

Anhang.

Die jungen Dichter.

Ein früher Winter bleichet ihm die Wangen;
Er hat des Lenzes Kränze nicht errungen.
Es muß dem Wandrer in der Öde bangen, —
Die Welt ist öd' ihm und in Nacht verschlungen,
Das Wirken ihm verwehrt, versagt die Liebe;
Von heißer Liebe war die Brust durchdrungen;
Ihm gab die kalte Welt nicht Gegenliebe,
Der Ton verhallte leer und nicht vernommen,
Verschmäht, verschloß die Brust die Flammentriebe.
Des Lebens Sterne sind, ach! ausgeglommen,
Verhallet sind der Jugend schöne Lieder,
Von schweren Lasten ist die Brust beklommen;
Er zaget, bebet, sinkt ermattet nieder,
Ein Sohn des Staubes, in den Staub, — die Milde
Des Mohnes taut auf seine Augenlider;
Und herrlich aus olympischem Gefilde
Senkt sich hernieder in den Regenbogen
Die Schönheit, und er kennt das Lichtgebilde.
Sie wandelt, eine Gottheit, hehr umzogen
Von ew'gem Glanze, und der Brüste Fülle
Entquillen sprudelnd heil'ge Lebenswogen.
Sie quillen, und die Nacht, die graufe Stille,
Das Grab aufbebt in Wohllaut, Glanz und Wonnen;
Es steigt der Quell, berührt der Wolken Hülle;
Es reißt der Schleier, und ein Strom von Sonnen
Ergießt sich in den Raum, es sinkt zur Erde
Der Quell; sie prangt, vom Blumenkleid umsponnen.
Und sehnend schlägt das Herz, das ihm auch werde
Der Lenz, der um ihn her das All durchwebet,
Gewährung strahlt der Himmlischen Gebärde.

Und Herz und Lippen stärket und erhebet
Der heil'ge Lebensquell, daß sie gesunden,
Und neu entglommen hoch die Brust aufbebet.
Ihm flammt das Feuer, das sich rings entbunden;
Die Gottheit spricht zu ihm: „Zieh' hin ins Leben,
Von grünem Kranz dein junges Haupt umwunden!
Die war es und nur wenigen gegeben,
Zu trinken aus der Götter Nektarschale;
Dem Reich der Schranken darfst du kühn entschweben.
Dir blüht das ew'ge Reich der Ideale;
Entschwinge, Sohn des Staubes, dich dem Staube,
Und setze dich, ein Gott, zum Göttermahle!" —
Es schwinden die Gesichte mir, zum Raube
Dem feindlichen Moment; ob Trug, ob Wahrheit,
Ob Traum sie waren, wankt des Geistes Glaube;
Des Herzens Glaube nicht — des Lichtes Klarheit
Bezweifelt nicht das Aug' — es glühn die Spuren,
Es zweifelt nicht das Herz; Gefühl ist Wahrheit.
Doch muß im Kampf der inneren Naturen
Des Erdensohnes tiefstes Herz erkranken,
Wer heilt die Leiden, die ihm widerfuhren?
Es weht der Nord, es drücken schwer die Schranken. —
Doch plötzlich hallt aus Thuiskons Bardenhaine
Beflügelt der Gesang, hallt mir, dem Franken,
Hallt tief mir in das Herz, daß neu erscheine
Der Schönheit Idealenwelt im Blühen,
Sich in der trunknen, regen Brust vereine
Zu schönen, sanften Lebensmelodieen
Der Zwist der inneren Naturen; Töne
Erstrahlen nur, die in der Seele glühen.
Dort blüht das Reich der Ideal'; es sehne
Das Herz sich, in das Heiligtum zu dringen;
Es spanne sich, erhöhter Kraft, die Sehne!
Und nach dem schönen Ziele kühn zu ringen,
Erhebt der Fremdling sich. Ein Jüngling ringet
Gleich ihm, des Zieles Höhen zu erschwingen.
Und *eines* Schicksals Kette sie umschlinget,
Und *ein* Gefühl in beider Busen brennet,
Und *eine* Ahnungsstimme sie bezwinget;
Sie schaun sich in die Herzen; es erkennet
Der Freund den Freund; der Bund ist ernst geschlossen,
Von keines Schicksals Macht wird er getrennet.

Dem niedern Ruf der Wirklichkeit verschlossen,
Vereinen unsre Seelen sich, Regionen,
Wo Wert und Schönheit im Gesange sprossen,
In ewig grüner Jugend zu bewohnen,
Den heitern Höhen nimmer zu entsteigen,
Als in des flachen Lebens kalte Zonen
Der ew'gen Blumen Samen hinzustreuen.
Ihr Sänger ew'ger Lieder, männlich schreiten,
Dem Chor der Lebenden uns anzureihen,
Wir Namenlosen: Kronen zu erstreiten,
Muß das Unendliche der Mann erzielen.
Wir ringen aufwärts, und den goldnen Saiten
Entbeben leise Töne schon; es spielen
Apollons Strahlen leuchtend um die Leier,
Und mächtig in dem regen Busen fühlen
Auflodern wir der künft'gen Lieder Feuer.

Sängers Lohn.

1832.

Kommt über dich der Geist mit mächt'gem Rauschen,
Entzündet deine Seele sich zum Tone:
Du, Sänger, singest, wie der Vogel, ohne
Zu forschen, wer dem Liede werde lauschen.

Du hoffst nur, die du meinest, zu berauschen,
Begehrst nur ihrer Liebe Stolz zum Lohne,
Und reicht die Mitwelt dir die Lorbeerkrone,
Willst du mit Myrt' und Rose sie vertauschen.

Doch sie dafür, je näher dir, je blinder,
Vergilt's mit häuslichem Verdruß und Hader:
Derweil du schreibst, versäumst du Weib und Kinder.

Und achselzuckend fragen die Genossen,
Ob je gemünztes Gold aus deiner Ader
In deiner Wirtschaft Kasse sei geflossen.

An Friedrich Schiller.

Des heil'gen Herzens tiefstem Grund entschweben
Der Ideale göttliche Gestalten;
Den Stimmen gleich der himmlischen Gewalten,
Erstrahlen deine Lieder in das Leben.

Dir mußte sich das junge Herz hingeben,
Da glühend ihm die starken Töne hallten;
Ich sah des Lebens Blüten sich entfalten,
Den Retter, dich, in fernem Lichte schweben.

Dir wollt' ich nahn in Geistes Umarmungen,
Nach jenem Lichte wollt' ich stark mich schwingen;
O höhne nicht des Strebenden Erkühnen!

Vom Lorbeer nicht das Haupt mir zu umgrünen,
Nicht, um gemeinen Lobpreis zu erzwingen:
Um deines Herzens Preis hab' ich gerungen.

Trinkspruch zum 21. März 1826.

(Jean Pauls Geburtstag.)

Der Sonne gilt, dem Lichte dieses Glas!

Wie sie zu unserm Norden sich erhebt,
Ruft Leben sie aus Wintertod hervor;
Dem dunkeln Erdenschoß entwinden sich
Die Blumen, Sehnsuchtsaugen, die das Licht
Auftrinken, es als milden Farbenschein
Rückstrahlend: ein vergängliches Geschlecht. —
Wie sie entglommen, so verglimmen sie,
Wenn abwärts sich die Sonne von uns kehrt.

So kam vor vielen Jahren, so wie heut',
Einst über unsern Norden, und mit ihr
Ein andres, blumenreiches Licht herauf;
Und als im vor'gen Herbst sie von uns schied,
Ward jenes auch uns Klagenden entrückt;*)
Doch blieb uns, was von Blumen es verstreut,
Ein unvergänglich teures Eigentum.

---

*) Jean Paul Fr. Richter † 14. November 1825.

Denn Lichtgedanken sind den Sternen gleich,
Die nicht entsprossen aus der Erde Schoß
Und nicht dem Jahreswechsel untertan:
Sie leuchten fort und fort und tragen Frucht;
Nicht wird, was sie bestrahlt, verdunkelt mehr.

Dem Lichte gilt, dem Geiste dieses Glas!

An C. von Holtei.

(Bei dem Tode seiner Gattin.)
1825.

„Mein hoher Herr!" — Wie ist dein Stolz gebrochen!
Wie sank die hohe Herrschaft doch sogleich!?
Der Mund ist stumm, der so zu dir gesprochen,
Da liegt sie unterm Leichentuche bleich,
Die schuldlos, lieb- und kunstreich war vor allen,
Die deine Krone war und auch dein Reich.
Wie bist du, Armer, Armer, doch gefallen!
Du, einst der hohe Herr der holden Lieben,
Mußt nun durchs öde Leben einsam wallen.
Aus deiner Jugend Paradies vertrieben,
Fern hinter dir dein Leben, Lieben, Trachten,
Sind einzig dir drei Dinge treu geblieben.
Wie Sterne sollst du diese drei betrachten,
Die, sank die Sonne, deine Nacht erhellen,
Und sollst sie bis zum künft'gen Tag beachten:
Das eine, Freundschaft, wird sich dir gesellen;
Das andre bleibt nicht fern, die Gunst der Musen;
Das dritte wird sich über beide stellen:
Erinnrung, Schmerzes Ernst im tiefsten Busen.

An Fouqué.

1810.

Kann nicht reden, kann nicht schreiben,
Kann nicht sagen, wie mir ist;
Mir ist wohl und bang' im Herzen,
Kann nicht ernst sein, kann nicht scherzen,
Kann nicht wissen, wie mir ist.

Mit der Arbeit will's nicht vorwärts.
Wie so leer es um mich ist!
Wie so voll ist's mir im Herzen!
Kann nicht ernst sein, kann nicht scherzen,
Kann nicht wissen, wie mir ist.

Kann nur fühlen, kann nicht wissen,
Kann nicht sagen, was es ist.
Könnt' ich singen, liebes Leben,
Würden Töne Kunde geben,
Wie es mir im Herzen ist. —

Vor dem Bilde von Karl Lessing:

„Das trauernde Königspaar"

nach Uhlands Gedicht: „Das Schloß am Meer."

1830.

— — Bei Gott!
Ein Jüngling wie ein Mann.
G. E. Lessing.

Wer ist, der dieses Bild gemalt? wie heißt er? —
Karl Lessing heißt er, und die Leute sagen,
Er sei noch in der Jugend ersten Tagen;
Daß aber er ein Künstler ist, beweist er.

Und sich zu Uhland, meinem hohen Meister,
Zu setzen, darf der stolze Knabe wagen
Und hoffen, ihn vielleicht zu überragen!
Ach, täglich wird die Jugend dreist und dreister!

Du, Lessing, solltest, mein' ich, Ehrfurcht haben
Vor uns, die wir ein halbes Hundert Jahre
Gewollt, versucht, gestrebet und gerungen!

Und wie ich zürne, hast du mich bezwungen;
Den Nacken beug' ich, schüttle graue Haare
Und küsse dir die Hand, der Greis dem Knaben!

Wechselgesang aus „Fortunatus."

(Bei der Abfahrt.)

1806.

Auf dem Schiffe.

Ausgespannt das Tal der Wogen
Ist der kühnen Hoffnung Bahn;
Sterne an des Himmels Bogen,
Sterne auf dem feuchten Plan.

Auf dem Lande.

Selbst dem Grund der festen Erde
Ist es weise nicht zu traun.
Wer verbürget uns: wir werden
Unsrer Saaten Halme schaun?

Auf dem Schiffe.

Festes Land, mit deinen Bergen
Wirst du unserm Aug' entfliehn,
Dich in tiefe Flut verbergen,
Stets der Himmel uns umziehn.

Auf dem Lande.

Schweifend durch die öde Weite,
Wer doch hielte da den Weg?
Oft, den Führer selbst zur Seite,
Irrt der Wandrer auf dem Steg.

Auf dem Schiffe.

Schauet dort im strengen Norden
Jenes Sternes festes Bild!
Solch ein Führer ist uns worden,
Ewig ernst und ewig mild.

Auf dem Lande.

Wollt' ungleichen Kampf bestehen
Mit der Elemente Wut,
Rechten mit des Sturmes Wehen,
Rechten mit empörter Flut.

Auf dem Schiffe.

In den Kampf auch freudig ziehen
Wir wie in die Männerschlacht,
Wissen, daß dem Mut verliehen
Über alle Wesen Macht.

Auf hoher See.

Fernher aus geheimem Schreine
Winkt ein Schatz so wunderbar,
Weiß allein nur, wen er meine,
Und den Ort, wo er bewahrt.

Und wir streben und wir meinen,
Streben, meinen immerdar,
Schweifen durch des Lebens Weite
Und verachten die Gefahr.

Wir begehren nur das eine,
Wir begehren immerdar;
Immerdar auch will's erscheinen,
Ach, verschwinden immerdar!

Der Sturm.

Den stillen Schoß der dunklen Nacht durchdringen
Des Donners Schmettertöne; schwarz umzogen
Wölbt unheilschwanger sich der hehre Bogen, —
Die Sterne löschen, — Elemente ringen, —

Der Feuerengel schüttelt wild die Schwingen;
Es stürzen Feuer-, stürzen Wasserwogen;
Des Windes Heulen stöhnet langgezogen. —
Im Sturme ahn' ich höhrer Wesen Ringen.

Es muß die bleiche Furcht das Herz erschleichen,
Wenn Geister kämpfen in des Sturmes Wehen;
In banger Ahnung steht der Sohn der Erden.

Doch enden wird der Kampf, der Sturm entweichen,
Und der Natur ein neues Glück erstehen, —
Fort kämpft des Herzens Kampf der Sohn der Erden.

Untergang.

Zu des Meeres
Dunklem Schoße
Senkte trauernd,
Blut'gen Scheines,
Sturmverkündend
Sich die Sonne.

Nächtlich hebet
Dumpf herbrausend
Sich des Sturmes
Wilder Fittich.

In dem Streifen
Roher Winde
Ziehn die Wolken,
Oft des Mondes
Silberstrahlen
Nächtlich hemmend.

An des Ufers
Felsenriffe
Brechen schäumend
Sich die Wogen;
Ihr Ertosen
Scheint die Stimme
Von der Erden,
Die den Donnern
In den Höhen
Klagend ruft.

Und es nahen
Ferne Donner,
Dumpf verhallend.

Rauschet, Saiten,
Klagetöne!
Denn von Tränen
Trüb' umflossen,
Wandt' ihr Aug' die
Ew'ge Mutter
Von den Söhnen,

Welche töricht
Von den blumen-
Reichen Talen
Zu den Klüften
Der Metalle
In den Bergen
Wild sich kehrten,
Langsam abwärts,
Und die Geister
Der Metalle
Herrschen jauchzend;
In dem Sturmwind
Ist ihr Walten
Furchtbar, und die
Elemente
Stöhnen Klagen.

In des Nachtsturms
Gram entsteiget
Dort den dunklen
Höhn des Ufers
Seltsam eine
Hohe Bildung.
Und der Mond steigt
Aus den Wolken,
Senkt hernieder,
Sie umfließend,
Bleiche Strahlen.

An den Busen
Drückt den Zögling
Stark ihr Arm,
Und sie schreitet
Ringend einher.

In des Haares
Wilden Wellen
Saust der Sturmwind;
Ihre blassen
Wangen furchen
Blut'ge Tränen;

Ihrer Blicke
Rasche Pfeile
Dringen aufwärts
Zu den Sternen,
Dringen nieder
In der Fluten
Dunkle Tiefen,
Grauenvoll.

Furchtbar hallt des
Donners Krachen;
Furchtbar zünden
In den Schatten
Sich die Flammen
Rascher Strahlen,
Und es heulen
Wild die Stürme.

Lasset, Saiten,
Klagetöne
Sich erheben,
Sich vermählen
Mit den Klagen
In den Stürmen!

Die gewandelt
Auf der Riffe
Dunklen Höhen,
Rasch hin gab sie
Jähen Sturzes
Sich dem Abgrund;
Laut aufdonnern
Wild die Tiefen,
Und verschlungen
Hat der Abgrund
Die Erscheinung.

Und es klagen
Nun die Saiten
Keine Töne;
Keine Tränen
Hat das Auge;

Denn des Sängers
Herz erstarret,
Wie die dunkle
Schreckensnacht nun
Selbst erstarrt.

Der blinde Knabe.

(Nach dem Englischen.)

Sagt mir doch, was Licht ihr nennet?
Wohl wird nimmer mir es strahlen!
Welche sind des Lichtes Segen?
Sagt's dem armen blinden Knaben!

Wunderbare Dinge sprecht ihr!
Seht die Sonne sich gestalten,
Seht den Schein, der mich erwärmet,
Euch ermessen Nächt' und Tage.

Selber mir die Tag' und Nächte
Mess' ich spielend bald, und schlafend;
Könnt' den Schlaf ich von mir wehren,
Würde mir es immer tagen.

Seufzen hör' ich euch und herzlich
Meiner Blindheit Los beklagen;
Wohl geduldig kann entbehren
Ich das ewig Unbekannte.

Laßt nicht meine Ruh' zerstören,
Was ich nimmer kann erlangen!
Singend kann sich König wähnen
Auch der arme blinde Knabe.

Die Romanze der Blume.

Rankend sich an deinen Busen,
Zart hinan den Duft dir hauchend,
Dir, der schönern Schwester Blume,
Durft' ich eine Blume schauen.

Und ich wagte, sie verwegen
Aus dem heil'gen Ort zu rauben,
Daß ein Kleinod sie mir werde,
Teuer wie das Licht dem Auge.

Wie sich der Karfunkel zündet
In der Nacht geheimem Grauen,
Sollte blühend sie erfunkeln
Trost dem gramumwölkten Haupte.

Aber die das Haupt gesenket
Und der Düfte Gold verhauchet,
Sang der Trauer meiner Seele
Worte nur der eignen Trauer:

„Warum, warum mich entreißen
Meiner heimlich reichen Klause,
Daß verarmend ich ersterbe
Im glutlosen, weiten Raume?

Drückest, Sänger, an dein Herz mich,
Willst den leisen Klagen lauschen, —
Ach, du kennst nicht meine Trauer,
Nicht das Glück, das mich berauschte!

Den in ihrem holden Busen
Sie getragen, ach mit Schaudern
Muß, dem Himmel er entnommen,
In die Nachtflut niedertauchen!"

Die Knospe der Rose.

Von der üpp'gen, grünen Blätter
Schatt'gem Netze dicht umwoben,
Wagt den Kelch nicht zu entfalten,
Knospe noch, die zarte Rose.

Und sie reift das Gold der Düfte
In des Kelches tiefem Borne,
Reift der Reize stille Mächte
In dem Innersten verborgen.

Rose, Rose! bald entschwellen
Muß die Kron' der vollen Knospe,
Steigen bald das Gold der Düfte
Aus des dunkeln Kerkers Wohnung.

Purpurglühend wird erstrahlen
Dir, der Sehnenden, Aurora,
Ihr dein Kelch entgegenglühen
Von der Blätter grünem Throne.

Selig, selig, wem erblühet
Dann die lang' verschloss'ne Krone,
Daß er trinke Gold der Düfte
Aus dem reichsten Kelch der Wonnen!

Das Lied von der Freundschaft.

Töricht ist's, dem sanften Glühen,
Das die Freundschaft mild erregt,
Jene Wunden vorzuziehen,
Die die Liebe grausam schlägt.
Liebe nimmer uns erscheine,
Freundschaft bleib' uns zugewandt!
Wer verläßt Italiens Haine
Für Arabiens heißen Sand?

Für das flüchtige Entzücken,
Das die Liebe sparsam bringt,
Wie viel Qualen uns durchzücken,
Welcher Schrecken uns umringt!
Liebe mag die Blicke weiden,
Wenn ihr Opfer sinkt ins Grab;
Freundschaft nahet sich dem Leiden,
Trocknet ihm die Tränen ab.

Drum der Liebe bangen Schmerzen,
Ihrer Trunkenheit entflohn,
Woll'n der Freundschaft wir die Herzen
Reichen uns zu schönerm Lohn.

Uns die Freundschaft zu versüßen
Noch mit einer schönern Zier,
Laß mich dich als Bruder grüßen,
Gib den Schwesternamen mir!

An W. Neumann.

(Am Tage seiner Hochzeit.)
1819.

Laßt uns mit den Bechern klingen,
Laßt uns lieben, leben, singen
Und in Dithyramben ringen!
Freudig um den ersten Rang!
Laßt uns holde Kränze weben,
Küsse nehmen, Küsse geben,
Ist die Liebe ja das Leben,
Ist das Leben doch Gesang!

Kränze weben und zerreißen,
Wie die Götter es uns heißen,
Sonder Arg und sonder Gleißen:
Sind wir froh doch, fromm und gut!
Ein Gebet ist ja das Lieben,
Ist Erhörung auch von drüben, —
Laßt uns singen, leben, lieben,
Glühen uns in heil'ger Glut!

Aus der Liebe reichem Bronnen
Quellen Blumen, Sterne, Sonnen,
Alle Güter, alle Wonnen,
Namenlos und unbewußt.
Kann ich je zu singen wagen,
Was ich kaum vermag zu tragen?
Doch das Wort kann es nicht sagen,
Herzensschlag nur Brust an Brust!

An August W.

(Am Hochzeitmorgen.)
1820.

Zarte, süße Rosenblüte,
Zierst du heut' den Myrtenkranz
Morgenröte im Gemüte,
In dem Blicke Sonnenglanz.

Rosenblüte, holde Fei,
Wunder du der Blumenwelt,
Übest Macht der Zauberei,
Wann und wie es Gott gefällt.

Was erschaffen ist, umschaffst du,
Hebst den Armen hoch empor,
Und den Sterblichen entraffst du
Zu der Seraphinen Chor.

Öffnest du den Wonnemund,
Rose, Kelch der Liebesmacht,
Sprichst ein Ja zur rechten Stund',
Und der Zauber ist vollbracht.

An eine Freundin.

1821.

Du hast zu sprechen selber mich geheißen, —
Gar strenge schallt das Wort aus meinem Munde.
Ich weiß mit süßem Schmeicheln nicht zu gleißen, —
Ich hege Lieb' und Ernst im Herzensgrunde;
Und mag ich zürnend scharf ins Fleisch auch reißen,
Kühlt großer Liebe Balsam doch die Wunde.
Du wolle nicht in Bitterkeit aufwallen, —
Laß nicht die Saat auf öden Boden fallen!

Du sollst mit Gott, der vieles dir gegeben,
Nicht hadern, weil er alles dir nicht gab.
In engen Schranken weilt des Weibes Leben
Von ihrer Wiege bis zu ihrem Grab;

Drin kann und muß ihr Paradies sie weben
Mit fromm ergebner Liebe Zauberstab;
Beglückte Tochter, Schwester, darfst du wagen,
Das dir verhängte Schicksal anzuklagen?

Zu dienen ist des Weibs vererbtes Los;
Den Eltern, den Geschwistern, dem Gemahl,
Ja, selbst dem Kind, entbunden ihrem Schoß,
Dient allezeit sie rastlos allzumal.
Auch ihr, ich weiß es, wird gedient, doch bloß,
Wo, unbewußt des Rechts, sie nicht befahl.
Was wandelt Dienst in Freiheit? nur die Liebe.
Was Pflicht in Lust? die Liebe, nur die Liebe.

In Liebe sei den Eltern, die dich lieben,
Zu dienen deine Lust, dein stilles Glück!
Und von der Liebe, wie von selbst getrieben,
Fügt sich die Welt des Hauses mit Geschick.
Was feindlich und was scharf und schroff geblieben,
Das huldiget versöhnet deinem Blick.
Doch der Geheimniss' heimlichstes verhehle
Dir nicht: — die Demut ist der Liebe Seele.

Und ist die Demut wohl in deinem Herzen,
Wenn selbst die Liebe du im Munde führst?
Was redest du von Sehnsucht und von Schmerzen,
Auf dich beziehend, was du nur berührst?
Du sollst mit Heiligem nicht frevelnd scherzen,
Da du im Busen nicht die Flamme schürst. —
Es ziemt, von Männerliebe nur zu schweigen,
Ist ihr doch selbst, sich zu verschweigen, eigen.

Verschließe nicht, der Weg führt zum Verderben,
Dein leidend Herz dem dargebotnen Licht;
Des Übels klare Einsicht zu erwerben,
Ist heilsam, ist sie gleich die Heilung nicht.
O Freundin, laß die Wahrheit um dich werben,
Und stelle dich ihr selber vors Gericht!
Ich aber drücke dir die Hand und scheide,
Du selbst mit Gott das Fernere entscheide!

Adelbert an seine Braut.

1819.

Ich schlich so blöd' für mich allein,
Ich wälzte so mich in den Staub,
Ich war so schwach, ich war so klein,
Ich war so blind, ich war so taub,
Ich war so nackt, ich war so kalt,
Ich war so arm, ich war so alt, —
Und bin nun aller Siechheit los
Und fühle in den Knochen Mark;
Ich bin so reich, ich bin so groß,
Ich bin so jung, ich bin so stark.
Du, die du alles, alles gibst,
Du segnest mich, wie du mich liebst.
Ich drücke dich an meine Brust,
Du bist mein Stolz und meine Lust,
Du bist mein Hort, du bist mein Gut,
Du bist mein Herz, du bist mein Blut,
Du bist mein Stern und meine Kron',
Bist meine Tugend und mein Lohn.
O du mein frommes, gutes Kind,
Mein guter Engel, hold und lind,
Mir ward durch dich das Heil verliehn!
O lasse mich zu deinen Füßen
In meiner Demut niederknien
Und beten und in Tränen fließen:
Du hast, o Herr, in ihrem Blick
Eröffnet mir den Himmel dein!
Gib Heil für Heil, gib Glück für Glück,
Und laß auch mich dein Werkzeug sein!

Für Madame Adelbert.

1820.

Ob ich dich liebe? kannst du wohl es fragen?
Und können Worte deine Zweifel heben?
Die einz'ge Antwort ist das volle Leben.
Fürwahr, die Worte wissen's nicht zu sagen.

Ob ewig lieben werde? Zu beklagen
Ist die, der Schwüre nur Gewißheit geben;
Sind Schwüre doch nur Schwüre, Worte eben,
Wie welkes Laub im Winter anzuschlagen.

„Wie kannst du, roher Mann, mich so betrüben?
Was kann ich, Böser, Guter, sonst begehren,
Als was mich freut, aus deinem Mund zu hören?"

Du reinster, frommster aus der Engel Chören,
Und mein, mein Kind, mein Weib, mein, sonder Wehren,
Mein ganzes Sein, mein Leben und mein Lieben!

Die Trauung.

Schon die heil'ge Früh' begrüßend,
Stimmt die Lerche den Gesang,
Und ein Ritter spornt den Renner
Schweigend dort den Wald entlang.

Durch des Waldes tiefes Dunkel
Schlängelt sich nun seine Bahn,
Und dem Ritter scheint's zu grauen,
Ihm, dem kriegerprobten Mann.

Wilder spornt er nun den Renner,
Wilder durch des Waldes Nacht.
Warum hüllt er in den Mantel,
Wendet er das Antlitz ab?

Dort ist neu gewühlt die Erde,
Ihr entsproß kein junges Gras,
Dort umhüllt er in den Mantel,
Wendet er das Antlitz ab.

Diese Erde, neu gewühlet,
Dort an dem entlegnen Pfad,
Wo erschrocken er sich wendet,
Diese Erde — ist ein Grab.

„Mutig streck' die raschen Glieder,
Donnern laß des Hufes Schlag;
Fern von dieses Ortes Schrecken,
Treuer Renner, fleuch gewandt!

Schweiget doch des Grabes Tiefe,
Schweigt des Todes Schattenland;
Nicht der Gruft wird sie entsteigen,
Nennen nicht des Mörders Hand.

In der Liebe Wonne-Fluten
Soll ersterben jeder Harm;
Kalt hat sie der Tod umfangen,
Lösend das verhaßte Band.

Und zur Feier schon geschmücket
Und den Brautkranz in dem Haar,
Harret meiner die Geliebte,
Liebend meiner am Altar."

Von des Hufes wildem Stampfen
Fern der dunkle Wald erschallt;
Doppelt schallt des Hufes Donner,
Doppelt von dem Widerhall.

Und es dringet in die Seele
Schreckend ihm und wunderbar,
Und er wendet scheu die Blicke
Und ihm sträubet sich das Haar.

Welch ein Ritter, schwarz geharnischt,
Schwarz beritten, unbekannt,
Mit geschlossenem Visiere,
Jagt ihm nach so wild und jach?

Fremd und seltsam ist die Bildung;
Seiner Rechten hohe Macht
Schwingt der Peitsche knot'ge Riemen,
Treibet an die wilde Jagd.

Und er will die Zügel halten, —
Sie entfallen seiner Hand; —
Schnaubend, donnernd, immer vorwärts,
Vorwärts jagt das Roß entbrannt.

Spornend sucht er zu entfliehen,
Spornend jagt ihm jener nach;
Schnaubend, donnernd, immer vorwärts,
Vorwärts zieht die wilde Jagd.

Dort am Gnadenbilde kniet,
Hebend an den Morgenpsalm,
Schon der fromme Eremite,
Betet an so treu und warm.

„Gott befehlet meine Seele,
Vater, Vater! fleht ihn an —“ .
Doch der Graunerfüllte hebet
Rasch sich fort, noch eh' sie nahn.

Und der Ritter zagt und bebet,
Und es faßt ihn heiß und kalt, —
Donnernd vorwärts, immer vorwärts,
Zieht die wilde Schreckensjagd.

Schon erreichet ist die Ebne,
Hinter ihnen flieht der Wald;
Golden blitzt von blauer Ferne
Schon die Burg im Morgenstrahl.

Und die Hirten treiben singend
Ihre Herden in das Tal.
„Hirten, Hirten! seid mir gnädig!
Nehmt mich auf in eure Schar!“

Doch es fällt ein plötzlich Schrecken
Hirt' und Herden vor ihm an;
In die Saaten, in die Fluten
Stürzen sie aus seiner Bahn.

Und im Herzen es ihm eiset,
Seine Augen deckt die Nacht;
Furchtbar donnernd, immer vorwärts,
Vorwärts stürmt die Schreckensjagd.

Hoch und höher türmt die Burg sich,
Wild nun jagt's zur Burg hinan;
Offen stehen weit die Tore,
Den Geliebten zu empfahn.

Und des Ritters mut'ger Renner
Strenget an die letzte Kraft,
Auf dem Hofe, vor der Kirche,
Tot hin stürzt er auf dem Platz.

Und der Ritter sich erhebet,
Schauet um sich, sich ermannt,
Kann sich selber nicht erkennen,
Denn er hat die Furcht gekannt.

Nicht des scheußlichen Geleiters
Schwarze, nächtliche Gestalt
Steht ihm gräßlich mehr zur Seite,
Doch der Wurm im Busen wacht.

Denn die Bilder seiner Taten
Leise, schreckend sich ihm nahn,
Denn des Grabes dunkle Tiefe
Redet schauerlich ihn an.

Aus der Kirche flieht erschrocken
Wild des Volkes bleiche Schar;
Ein Geläute, ernst und festlich,
Ruft den Ritter zum Altar.

Zum Altar hin will er schreiten,
Hebet sich in seiner Kraft,
Tritt herein in die Kapelle: —
Sie ist stille wie das Grab.

Einsam knieend und geschmücket
Und den Brautkranz in dem Haar,
Harret seiner die Geliebte,
Einsam seiner am Altar.

Und es brennen alle Kerzen,
Und der Priester im Ornat
Steht da bleich und starr und stille;
Stille ist es — wie das Grab.

Durch das schreckenvolle Schweigen
Will er dringen, will ihr nahn,
Stille durch die Stille schreiten,
Und den Atem hält er an.

Von der hohen Wölbung hallet
Ihm ein dumpfer Widerhall,
Seines Trittes leises Rauschen,
Langgezogen schaurig nach.

Und der Ton ins Herz ihm dröhnet,
Und der Wurm im Busen wacht.
Bleich und bebend, langsam schreitend,
Hat er ihr sich nun genaht.

Und sie hebet sich nun langsam,
Spricht ihn ernsten Wortes an:
„Darf ein Weib dem Schwure trauen,
Ritter, den dein Mund getan?

Nicht der Liebe Worte schwören
Kann mein Mund; wohl an der Tat,
An der Tat sollst einst du kennen,
Welche Braut sich dir genaht.

Dieser Stunde Schrecken scheuchten
Aus dem Tempel Weib und Mann;
Einsam, Ritter, harrt' ich deiner,
Hoffend, hier dich zu umfahn.

Einsam bin ich ganz geblieben,
Jeden Zeugen scheucht' die Angst,
Doch dem Schwure werd' ich trauen;
Schwör' dich mein in ernstem Band!"

„Keine Zeugen sind geblieben,
Doch wozu der Zeugen Tand!
Vor dem Priester sei's geschworen, —
Ewig dein in ernstem Band!

Auch die Schrecken dieser Stunde
Fielen schwer auf mich herab,
Und ich habe sie bestanden,
Und ich fasse deinen Arm.

Auch in Taten sprach die Liebe,
Als ich glühend um dich warb;
Auch in Taten, — und nicht sprechen
Darf der Mund, was ich vollbracht.

Teuer, teuer ward erkaufet,
Mir Vermählte, deine Hand!
Schweigen soll des Grabes Tiefe,
Soll des Todes Schattenland!

Doch beim Grabe sei's geschworen,
Sei's bei jenem Schreckensstrand;
Ewig bin ich dir gegeben,
Ewig dein in ernstem Band."

Und sie reichet ihm die Rechte,
Faßt die Hand ihm — fest und kalt,
Und er will ihr Antlitz schauen, —
Schaut die gräßliche Gestalt.

Nicht die Braut, die zarte Jungfrau,
Wohl der nächt'ge Ritter faßt
Ihm die Hand, und spitze Krallen
Reißen sich in ihren Bast.

Nicht des Helmes dunkle Wehre
Hüllt mehr des Gesichtes Nacht,
Und des Bösen finstres Auge
Funkelt Freud' und Neid und Haß.

Und die bleichen, hagern Wangen
Schwellt die Lust der dunklen Tat,
Und die welken Lippen beben,
Ihr entbebet Donnerskraft.

Und wie Donnerskraft nachhallet:
„Ewig mein in ernstem Band!"
Und der Ritter sinkt entseelet —
Weh' der blutbefleckten Hand!

Der Tochter Verzweiflung.

Wahre Begebenheit. Paris, Oktober 1831.

„Vermietet mir oben ein kleines Gemach,
Ein armes Stübchen unter dem Dach;
Es darf das Fenster bequem nur sein,
Zu schaun in die Tiefe der Straße hinein."

Bejahend erhebt sich die Schaffnerin gleich, —
Die junge Frau harrt zitternd und bleich —
Sie greift zum Schlüsselgebund und steigt
Sechs Treppen hinauf, — sie folgt und schweigt.

Sobald geöffnet, eilt sie im Lauf
Dem Fenster zu und reißt es auf,
Sie schaut in die Tiefe der Straße hinein: —
„Ein Sprung! — es wird vollendet sein."

Aufschreiend hat an das Kleid sie gefaßt
Die Schaffnerin und zürnet fast:
„Und wenn du verfallen der Hölle bist,
Was fängst du mich ein mit schnöder List?!"

Drauf wieder mild: „Verzweifle nicht,
Und klage du mir, was das Herz dir bricht!
Hab' auch des Schmerzens Kralle gekannt;
Ein Herz, das blutet, ist meinem verwandt.

Hab' andern Leidenden Trost gereicht,
Ich werde dir raten, dir helfen vielleicht;
Bei Gott ist Hilfe für viele Not,
Nur rettungslos ist einzig der Tod."

„Der Tod!" so jene dumpf und hohl,
„Er langt nach mir, er kennt mich wohl;
Hab' ihm gar edle Kost geschafft,
Nun will er auch mich mit aller Kraft.

O Mutter, Mutter! wie starr bist du?
Dein Mund verstummt, dein Auge zu!
So zogen sie dich aus dem Wasser heraus
Und stellten den Blicken der Leute dich aus.

Ich selber stieß, daß ihr es wißt,
Ich selbst sie hinein, — ein Zank, ein Zwist —
O Gott! um nichts, um einen Hund! —
Sie lief hin, warf in den Fluß sich zur Stund'!

Da will und darf ich nicht in den Fluß
Und weiß doch wohl, daß ich sterben muß,
Und weiß ...." Ein Schauder erfaßt sie wild,
Dann starrt sie versteint, ein Jammerbild.

Sie siehet nicht, sie höret nicht,
Was immer die Schaffnerin tut und spricht;
Nun wird sie gehn; zur Hilfe bereit,
Gibt jene ihr heimlich das Geleit.

Sie folgt ihr durch Straßen und Gassen, sie hat
Mit ihr erreicht das Ende der Stadt;
Am Markt, wo das Volk ihr den Weg verrennt,
Wird unversehens von ihr sie getrennt.

Sie spähet vergebens und fraget umher —
Was drängen sich dort die Leute so sehr! —
Vom Fenster dort oben — Ein junges Weib —
Gott sei uns gnädig! Dort liegt der Leib.

Die zwei Raben.

1838.

Der Rabe fliegt zum Raben dort,
Der Rabe krächzt zum Raben das Wort:
„Rabe, mein Rabe, wo finden wir
Heut' unser Mahl? Wer sorgte dafür?"

Der Rabe dem Raben die Antwort schreit:
„Ich weiß ein Mahl für uns bereit.
Unterm Unglücksbaum auf dem freien Feld
Liegt erschlagen ein guter Held."

„Durch wen? weshalb?" — „Das weiß allein,
Der sah's mit an, der Falke sein,
Und seine schwarze Stute zumal,
Auch seine Hausfrau, sein junges Gemahl."

Der Falke flog hinaus in den Wald;
Auf die Stute schwang der Feind sich bald;
Die Hausfrau harrt, die in Lust erbebt,
Des nicht, der starb, nein des, der lebt.

Der arme Sünder.

Fragment.

1832.

Zu Grüneberg in der längsten Nacht,
In später Geisterstunde,
Erbrauset mit Schneegestöber der Sturm,
Die Eule kreischet im alten Turm,
Und ängstlich winseln die Hunde.

Im untern Dorf in des Schulzen Haus
Vermehret ein Traum das Grauen;
Die Frau schreit auf: „Mein Kind! mein Kind!
Auf, Vater, auf! Zum Förster geschwind,
Nach unserm Sohne zu schauen!“ —

„Was sollte dem Burschen geschehen sein?
Verscheuche mit Beten die Träume!
Zum Förster ist's weit, der Pfad ist verschneit;
Schlaf' ein! schlaf' ein! 's ist Schlafenszeit,
Es sind ja Träume nur Schäume.“ —

„Unsägliches muß ihm geschehen sein,
O Vater, bedenke das Ende!
Er saß im Bette, verstört und bleich,
Und rang, dem armen Sünder gleich,
Verzweiflungsvoll die Hände.“

Es grauset dem Vater bei solchem Wort;
Da will er den Gang doch wagen.
Er kleidet sich an, er eilet hinaus
Durch Nacht und Sturm nach dem Jägerhaus,
Nach seinem Kinde zu fragen.

Die Nacht ist schaurig und finster und kalt,
Von Angst das Herz ihm beklommen;
Am alten Turm, da kreischt es und pfeift,
Ihn höhnt der Sturm, der den Wald durchstreift,
Als heult' er: „Zu späte gekommen!“

Kaum atmend erreicht er das Haus und beginnt,
An Tür und Fenster zu schlagen:
„Wach auf, du Förster! und öffne mir bald!
Ist hier mein Jürgen oder im Wald?
Was hat sich zugetragen?“

Der läßt ihn ein, er fragt ihn aus,
Es will ihn seltsam bedunken:
„Dein Jürgen schläft. Gesund und rot
Hat gestern er noch zum Abendbrot
Gegessen wie zwei und getrunken.“ —

„Ich will ihn sehen! ich muß ihn sehn!“
Den Förster rührt der Jammer;
Er treppenhinauf mit dem Alten steigt,
Er öffnet die Tür, die da sich zeigt,
Er leuchtet ihm in die Kammer.

Und was sie sehen —! Es sträubt sich ihr Haar
Zu Berge, sie stehen versteinet.
Der sitzt im Bette verstört und bleich
Und ringt, dem armen Sünder gleich,
Die Hände verzweifelnd und weinet.

„Was ist geschehen?“ — „Nichts! nichts! hinweg!“ —
„O, sprich! was hast du begangen?“ —
„Ich kann's nicht sagen!“ — „Entdeck' es uns nur!
Wir schwören dir hier den heiligsten Schwur,
Du sollst Vergebung erlangen!“

„O, wie ihr doch zudringlich seid!
Und wollt ihr's und müßt ihr es wissen,
Ich hab' — ich weiß nicht, wie es kam,
Ich hab' — es überfällt mich die Scham,
Ich hab' ins — — — —

desunt quaedam in manuscripto.

Das ist's eben.

1838.

Seht auf schwarzbeschlagner Bahre
Langsam sich den Zug bewegen!
Garden mit gesenkter Fahne,
Dann der Sarg mit Kron' und Degen;
Und die goldne Staatskarosse!
Und die schwarzbehängten Rosse!
Welch ein Schauspiel! welche Pracht!
Das ist's eben, das ist's eben,
Was die Menge jauchzen macht.

Aber seht, bei jener Blende
Dort das alte Weib, sie scheinet
Zu verzweifeln, ringt die Hände,
Weint und klaget, klagt und weinet. —
Daß bei einem Leichenwagen
Diese jauchzen, jene klagen,
Dieser weint, und jener lacht,
Das ist's eben, das ist's eben,
Was mich immer stutzig macht.

„Mütterchen, laßt ab zu weinen,
Fasset euch! so stand's geschrieben.
Alles stirbt nicht mit dem einen,
Ist der Sohn uns doch geblieben;
Der wird's wie sein Vater treiben,
Alles wird beim alten bleiben,
Alles gehn, wie hergebracht."
„Das ist's," schluchzt sie, „das ist's eben,
Was so sehr mich weinen macht."

Vom wackern Reichhart.

Ein altes Lied aus dem Französischen des XVI. Jahrhunderts.

Von jenem Recken schreiben Hochgelahrte,
Daß nimmer ihm gegrauet vor Gefahren;
Berückt vom Bösen, ehlich er sich paarte
Ihm, der da war in Frauens Leib gefahren.
Solch schlimmer Trug sich endlich offenbarte;
Er wußt' vor Furcht, vor Leid sich zu bewahren,
Daß seinen Namen hoher Ruhm verklärte;
Lob war in allen Landen zu gewahren
Von jenem Recken.

Und einer Königstochter Wünsche waren
Zu ihm gewandt, die gern in diesen Jahren
Dem guten Reichhart werd' in andrer Ehe,
Dieweil ob Weibern, Teufeln angebunden,
Man's besser hat im Haus und stillres Wehe;
Wer darnach frage, mög' es denn erkunden
Von jenem Recken!

Vom Pythagoräischen Lehrsatz.

1835.

Die Wahrheit, sie besteht in Ewigkeit,
Wenn erst die blöde Welt ihr Licht erkannt;
Der Lehrsatz, nach Pythagoras benannt,
Gilt heute, wie er galt zu seiner Zeit.

Ein Opfer hat Pythagoras geweiht
Den Göttern, die den Lichtstrahl ihm gesandt;
Es taten kund, geschlachtet und verbrannt,
Einhundert Ochsen seine Dankbarkeit.

Die Ochsen seit dem Tage, wenn sie wittern,
Daß eine neue Wahrheit sich enthülle,
Erheben ein unmenschliches Gebrülle;

Pythagoras erfüllt sie mit Entsetzen;
Und machtlos, sich dem Licht zu widersetzen,
Verschließen sie die Augen und erzittern.

Völker und Staaten.

Völker und Staaten, fürwahr, ich hörte die Namen erschallen,
Aber ich forschte und sah Pöbel und Könige nur;
Hörte von Edelen auch und Rittern ein häufiges Plappern,
Sah auf den Höhn noch nur Burgen, verfallene, stehn;
Hörte von Vaterland, von Freiheit, hörte von Schlachten,
Hörte von Tugend und Mut, welche die Mannen geziert,
Aber ich sah doch bloß ein Gezücht von englischen Doggen,
Das zu des Brotherrn Lust wütend einander zerriß.

Peter Schlemihls

wundersame Geschichte.

An

Julius Eduard Hitzig

von

Adelbert von Chamisso.

Du vergissest niemanden, Du wirst Dich noch eines gewissen Peter Schlemihls erinnern, den Du in früheren Jahren ein paarmal bei mir gesehen hast: ein langbeiniger Bursch', den man ungeschickt glaubte, weil er linkisch war, und der wegen seiner Trägheit für faul galt. Ich hatte ihn lieb, Du kannst nicht vergessen haben, Eduard, wie er uns einmal in unserer grünen Zeit durch die Sonette lief, ich brachte ihn mit auf einen der poetischen Tees, wo er mir noch während des Schreibens einschlief, ohne das Lesen abzuwarten. Nun erinnere ich mich auch eines Witzes, den Du auf ihn machtest. Du hattest ihn nämlich schon, Gott weiß wo und wann, in einer alten schwarzen Kurtka gesehen, die er freilich damals noch immer trug, und sagtest: „Der ganze Kerl wäre glücklich zu schätzen, wenn seine Seele nur halb so unsterblich wäre, als seine Kurtka." So wenig galt er bei Euch. Ich hatte ihn lieb. Von diesem Schlemihl nun, den ich seit langen Jahren aus dem Gesicht verloren hatte, rührt das Heft her, das ich Dir mitteilen will. Dir nur, Eduard, meinem nächsten, innigsten Freunde, meinem bess'ren Ich, vor dem ich kein Geheimnis verwahren kann, teil' ich es mit, nur Dir und, es versteht sich von selbst, unserm Fouqué, gleich Dir in meiner Seele eingewurzelt, aber in ihm teil' ich es bloß dem Freunde mit, nicht dem Dichter. — Ihr werdet einsehen, wie unangenehm es mir sein würde, wenn etwa die Beichte, die ein ehrlicher Mann im Vertrauen auf meine Freundschaft und Redlichkeit an meiner Brust ablegt, in einem Dichterwerke an den Pranger geheftet würde, oder nur wenn überhaupt unheilig verfahren würde, wie mit einem Erzeugnis schlechten Witzes, mit einer Sache, die das nicht ist

und sein darf. Freilich muß ich selbst gestehen, daß es um die Geschichte schad' ist, die unter des guten Mannes Feder nur albern geworden, daß sie nicht von einer geschickteren fremden Hand in ihrer ganzen komischen Kraft dargestellt werden kann. Was würde nicht Jean Paul daraus gemacht haben! Übrigens, lieber Freund, mögen hier manche genannt sein, die noch leben; auch das will beachtet sein.

Noch ein Wort über die Art, wie diese Blätter an mich gelangt sind. Gestern früh bei meinem Erwachen gab man sie mir ab; ein wunderlicher Mann, der einen langen, grauen Bart trug, eine ganz abgenützte, schwarze Kurtka an hatte, eine botanische Kapsel darüber umgehangen, und bei dem feuchten, regnichten Wetter Pantoffeln über seine Stiefel, hatte sich nach mir erkundigt und dieses für mich hinterlassen; er hatte, aus Berlin zu kommen, vorgegeben. — — —

Kunersdorf, den 27. Sept. 1813.

Adelbert von Chamisso.

P.S. Ich lege Dir eine Zeichnung bei, die der kunstreiche Leopold, der eben an seinem Fenster stand, von der auffallenden Erscheinung entworfen hat. Als er den Wert, den ich auf diese Skizze legte, gesehen, hat er sie mir gerne geschenkt.

An

meinen alten Freund Peter Schlemihl.

Da fällt nun Deine Schrift nach vielen Jahren
Mir wieder in die Hand, und, wundersam!
Der Zeit gedenk' ich, wo wir Freunde waren,
Als erst die Welt uns in die Schule nahm.
Ich bin ein alter Mann in grauen Haaren,
Ich überwinde schon die falsche Scham,
Ich will mich Deinen Freund wie ehmals nennen
Und mich als solchen vor der Welt bekennen.

Mein armer, armer Freund, es hat der Schlaue
Mir nicht, wie Dir, so übel mitgespielt;
Gestrebet hab' ich und gehofft ins Blaue
Und gar am Ende wenig nur erzielt;
Doch schwerlich wird berühmen sich der Graue,
Daß er mich jemals fest am Schatten hielt;
Den Schatten hab' ich, der mir angeboren,
Ich habe meinen Schatten nie verloren.

Mich traf, obgleich unschuldig wie das Kind,
Der Hohn, den sie für Deine Blöße hatten.
Ob wir einander denn so ähnlich sind?!
Sie schrie'n mir nach: Schlemihl, wo ist Dein Schatten?
Und zeigt' ich den, so stellten sie sich blind
Und konnten gar zu lachen nicht ermatten.
Was hilft es denn! man trägt es in Geduld
Und ist noch froh, fühlt man sich ohne Schuld.

Und was ist denn der Schatten? möcht' ich fragen,
Wie man so oft mich selber schon gefragt,
So überschwenglich hoch es anzuschlagen,
Wie sich die arge Welt es nicht versagt?
Das gibt sich schon nach neunzehn tausend Tagen,
Die, Weisheit bringend, über uns getagt;
Die wir dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Seh'n Wesen jetzt als Schatten sich verziehen.

Wir geben uns die Hand darauf, Schlemihl,
Wir schreiten zu und lassen es beim alten,
Wir kümmern uns um alle Welt nicht viel,
Es desto fester mit uns selbst zu halten;
Wir gleiten so schon näher unserm Ziel,
Ob jene lachten, ob die andern schalten;
Nach allen Stürmen wollen wir im Hafen
Doch ungestört gesunden Schlafes schlafen.

Berlin, August 1834.

Adelbert von Chamisso.

I.

Nach einer glücklichen, jedoch für mich sehr beschwerlichen Seefahrt, erreichten wir endlich den Hafen. Sobald ich mit dem Boote ans Land kam, belud ich mich selbst mit meiner kleinen Habseligkeit, und durch das wimmelnde Volk mich drängend, ging ich in das nächste, geringste Haus hinein, vor welchem ich ein Schild hängen sah. Ich begehrte ein Zimmer; der Hausknecht maß mich mit einem Blick und führte mich unters Dach. Ich ließ mir frisches Wasser geben und genau beschreiben, wo ich den Herrn Thomas John aufzusuchen habe. „Vor dem Nordertor, das erste Landhaus zur rechten Hand, ein großes, neues Haus, von rot und weißem Marmor mit vielen Säulen." Gut. Es war noch früh an der Zeit; ich schnürte sogleich mein Bündel auf, nahm meinen neu gewandten schwarzen Rock heraus, zog mich reinlich an in meine besten Kleider, steckte das Empfehlungsschreiben zu mir und setzte mich alsbald auf den Weg zu dem Manne, der mir bei meinen bescheidenen Hoffnungen förderlich sein sollte.

Nachdem ich die lange Norderstraße hinaufgestiegen und das Tor erreicht, sah ich bald die Säulen durch das Grüne schimmern. „Also hier," dacht' ich. Ich wischte den Staub von meinen Füßen mit meinem Schnupftuch ab, setzte mein Halstuch in Ordnung und zog in Gottes Namen die Klingel. Die Tür' sprang auf. Auf dem Flur hatt' ich ein Verhör zu bestehn; der Portier ließ mich aber anmelden, und ich hatte die Ehre, in den Park gerufen zu werden, wo Herr John mit einer kleinen Gesellschaft sich erging. Ich erkannte gleich den Mann am Glanze seiner wohlbeleibten Selbstzufriedenheit. Er empfing mich sehr gut, wie ein Reicher einen armen Teufel, wandte sich sogar gegen mich, ohne sich jedoch von der übrigen Gesellschaft abzuwenden, und nahm mir den dargehaltenen Brief aus der Hand. „So so, von meinem Bruder; ich habe lange nichts von ihm gehört. Er ist doch gesund? Dort," fuhr er gegen die Gesellschaft fort, ohne die Antwort zu erwarten, und wies mit dem Brief auf einen Hügel, „dort laß' ich das neue Gebäude aufführen."

Er brach das Siegel auf und das Gespräch nicht ab, das sich auf den Reichtum lenkte. „Wer nicht Herr ist, wenigstens einer Million," warf er hinein, „der ist, man verzeihe mir das Wort, ein Schuft!" „O wie wahr!" rief ich aus mit vollem, überströmenden Gefühl. Das mußte ihm gefallen; er lächelte mich an und sagte: „Bleiben Sie hier, lieber Freund, nachher hab' ich vielleicht Zeit, Ihnen zu sagen, was ich hiezu denke;" er deutete auf den Brief, den er sodann einsteckte, und wandte sich wieder zu der Gesellschaft. Er bot einer jungen Dame den Arm, andere Herren bemühten sich um andere Schönen, es fand sich, was sich paßte, und man wallte dem rosenumblühten Hügel zu.

Ich schlich hinterher, ohne jemandem beschwerlich zu fallen, denn keine Seele bekümmerte sich weiter um mich. Die Gesellschaft war sehr aufgeräumt, es ward getändelt und gescherzt, man sprach zuweilen von leichtsinnigen Dingen wichtig, von wichtigen öfters leichtsinnig, und gemächlich erging besonders der Witz über abwesende Freunde und deren Verhältnisse. Ich war da zu fremd, um von alledem vieles zu verstehen, zu bekümmert und in mich gekehrt, um den Sinn auf solche Rätsel zu haben.

Wir hatten den Rosenhain erreicht. Die schöne Fanny, wie es schien, die Herrin des Tages, wollte aus Eigensinn einen blühenden Zweig selbst brechen; sie verletzte sich an einem Dorn, und wie von den dunkeln Rosen floß Purpur auf ihre zarte Hand. Dieses Ereignis brachte die ganze Gesellschaft in Bewegung. Es wurde englisch Pflaster gesucht. Ein stiller, dünner, hagrer, länglichter, ältlicher Mann, der neben mir ging, und den ich noch nicht bemerkt hatte, steckte sogleich die Hand in die knapp anliegende Schoßtasche seines altfränkischen grautaffetnen Rockes, brachte eine kleine Brieftasche daraus hervor, öffnete sie und reichte der Dame mit devoter Verbeugung das Verlangte. Sie empfing es ohne Aufmerksamkeit für den Geber und ohne Dank; die Wunde ward verbunden, und man ging weiter den Hügel hinan, von dessen Rücken man die weite Aussicht über das grüne Labyrinth des Parkes nach dem unermeßlichen Ozean genießen wollte.

Der Anblick war wirklich groß und herrlich. Ein lichter Punkt erschien am Horizont zwischen der dunkeln Flut und der Bläue des Himmels. „Ein Fernrohr her!" rief John, und noch bevor das auf den Ruf erscheinende Dienervolk in Bewegung kam, hatte der graue Mann, bescheiden sich verneigend, die Hand schon in die Rocktasche gesteckt, daraus einen schönen Dollond hervorgezogen und ihn dem Herrn John eingehändigt. Dieser, es sogleich an das Aug' bringend, benachrichtigte die Gesellschaft, es sei das Schiff, das

gestern ausgelaufen, und das widrige Winde im Angesicht des Hafens zurücke hielten. Das Fernrohr ging von Hand zu Hand und nicht wieder in die des Eigentümers; ich aber sah verwundert den Mann an und wußte nicht, wie die große Maschine aus der winzigen Tasche herausgekommen war; es schien aber niemanden aufgefallen zu sein, und man bekümmerte sich nicht mehr um den grauen Mann, als um mich selber.

Erfrischungen wurden gereicht, das seltenste Obst aller Zonen in den kostbarsten Gefäßen. Herr John machte die Honneurs mit leichtem Anstand und richtete da zum zweitenmal ein Wort an mich: „Essen Sie nur, das haben Sie auf der See nicht gehabt." Ich verbeugte mich, aber er sah es nicht, er sprach schon mit jemand anderem.

Man hätte sich gern auf den Rasen, am Abhange des Hügels, der ausgespannten Landschaft gegenüber gelagert, hätte man die Feuchtigkeit der Erde nicht gescheut. Es wäre göttlich, meinte wer aus der Gesellschaft, wenn man türkische Teppiche hätte, sie hier auszubreiten. Der Wunsch war nicht sobald ausgesprochen, als schon der Mann im grauen Rock die Hand in der Tasche hatte und mit bescheidener, ja demütiger Gebärde einen reichen, golddurchwirkten türkischen Teppich daraus zu ziehen bemüht war. Bediente nahmen ihn in Empfang, als müsse es so sein, und entfalteten ihn am begehrten Orte. Die Gesellschaft nahm ohne Umstände Platz darauf; ich wiederum sah betroffen den Mann, die Tasche, den Teppich an, der über zwanzig Schritte in der Länge und zehn in der Breite maß, und rieb mir die Augen, nicht wissend, was ich dazu denken sollte, besonders, da niemand etwas Merkwürdiges darin fand.

Ich hätte gern Aufschluß über den Mann gehabt und gefragt, wer er sei, nur wußt' ich nicht, an wen ich mich richten sollte, denn ich fürchtete mich fast noch mehr vor den Herren Bedienten, als vor den bedienten Herren. Ich faßte endlich ein Herz und trat an einen jungen Mann heran, der mir von minderem Ansehen schien, als die andern, und der öfter allein gestanden hatte. Ich bat ihn leise, mir zu sagen, wer der gefällige Mann sei dort im grauen Kleide. „Dieser, der wie ein Ende Zwirn aussieht, der einem Schneider aus der Nadel entlaufen ist?" Ja, der allein steht. „Den kenn' ich nicht," gab er mir zur Antwort, und, wie es schien, eine längere Unterhaltung mit mir zu vermeiden, wandt' er sich weg und sprach von gleichgültigen Dingen mit einem andern.

Die Sonne fing jetzt stärker zu scheinen an und ward den Damen beschwerlich; die schöne Fanny richtete nachlässig an den grauen Mann, den, soviel ich weiß, noch niemand angeredet hatte, die leichtsinnige

Frage, ob er nicht auch vielleicht ein Zelt bei sich habe? Er beantwortete sie durch eine so tiefe Verbeugung, als widerführe ihm eine unverdiente Ehre, und hatte schon die Hand in der Tasche, aus der ich Zeuge, Stangen, Schnüre, Eisenwerk, kurz alles, was zu dem prachtvollsten Lustzelt gehört, herauskommen sah. Die jungen Herren halfen es ausspannen, und es überhing die ganze Ausdehnung des Teppichs, und keiner fand noch etwas Außerordentliches darin.

Mir war schon lang' unheimlich, ja greulich zumute; wie ward mir vollends, als beim nächst ausgesprochenen Wunsch ich ihn noch aus seiner Tasche drei Reitpferde, ich sage dir, drei schöne, große Rappen mit Sattel und Zeug herausziehen sah! Denke dir, um Gotteswillen! drei gesattelte Pferde noch aus derselben Tasche, woraus schon eine Brieftasche, ein Fernrohr, ein gewirkter Teppich, zwanzig Schritte lang und zehn breit, ein Lustzelt von derselben Größe, und alle dazu gehörigen Stangen und Eisen herausgekommen waren! Wenn ich dir nicht beteuerte, es selbst mit eigenen Augen angesehen zu haben, würdest du es gewiß nicht glauben.

So verlegen und demütig der Mann selbst zu sein schien, so wenig Aufmerksamkeit ihm auch die anderen schenkten, so ward mir doch seine blasse Erscheinung, von der ich kein Auge abwenden konnte, so schauerlich, daß ich sie nicht länger ertragen konnte.

Ich beschloß, mich aus der Gesellschaft zu stehlen, was bei der unbedeutenden Rolle, die ich darinnen spielte, mir ein Leichtes schien. Ich wollte nach der Stadt zurückkehren, am andern Morgen mein Glück beim Herrn John wieder versuchen, und, wenn ich den Mut dazu fände, ihn über den seltsamen grauen Mann befragen. Wäre es mir nur so zu entkommen geglückt!

Ich hatte mich schon wirklich durch den Rosenhain, den Hügel hinab, glücklich geschlichen und befand mich auf einem freien Rasenplatz, als ich aus Furcht, außer den Wegen durchs Gras gehend angetroffen zu werden, einen forschenden Blick um mich warf. Wie erschrak ich, als ich den Mann im grauen Rock hinter mir her und auf mich zukommen sah. Er nahm sogleich den Hut vor mir ab und verneigte sich so tief, als noch niemand vor mir getan hatte. Es war kein Zweifel, er wollte mich anreden, und ich konnte, ohne grob zu sein, es nicht vermeiden. Ich nahm den Hut auch ab, verneigte mich wieder und stand da in der Sonne mit bloßem Haupt wie angewurzelt. Ich sah ihn voller Furcht stier an und war wie ein Vogel, den eine Schlange gebannt hat. Er selber schien sehr verlegen zu sein; er hob den Blick nicht auf, verbeugte sich zu verschiedenen Malen, trat näher und redete mich an mit leiser, unsicherer Stimme, ungefähr im Tone eines Bettelnden.

„Möge der Herr meine Zudringlichkeit entschuldigen, wenn ich es wage, ihn so unbekannterweise aufzusuchen; ich habe eine Bitte an ihn. Vergönnen Sie gnädigst —“ „Aber um Gotteswillen, mein Herr!“ brach ich in meiner Angst aus, „was kann ich für einen Mann tun, der —“ Wir stutzten beide und wurden, wie mir deucht, rot.

Er nahm nach einem Augenblick des Schweigens wieder das Wort: „Während der kurzen Zeit, wo ich das Glück genoß, mich in Ihrer Nähe zu befinden, hab' ich, mein Herr, einige Mal — erlauben Sie, daß ich es Ihnen sage — wirklich mit unaussprechlicher Bewunderung den schönen, schönen Schatten betrachten können, den Sie in der Sonne, und gleichsam mit einer gewissen edlen Verachtung, ohne selbst darauf zu merken, von sich werfen, den herrlichen Schatten da zu Ihren Füßen. Verzeihen Sie mir die freilich kühne Zumutung. Sollten Sie sich wohl nicht abgeneigt finden, mir diesen Ihren Schatten zu überlassen?“

Er schwieg, und mir ging's wie ein Mühlrad im Kopfe herum. Was sollt' ich aus dem seltsamen Antrag machen, mir meinen Schatten abzukaufen? Er muß verrückt sein, dacht' ich, und mit verändertem Tone, der zu der Demut des seinigen besser paßte, erwiderte ich also:

„Ei, ei! guter Freund, habt ihr denn nicht an eurem eignen Schatten genug? Das heiß' ich mir einen Handel von einer ganz absonderlichen Sorte.“ Er fiel sogleich wieder ein: „Ich hab' in meiner Tasche manches, was dem Herrn nicht ganz unwert scheinen möchte; für diesen unschätzbaren Schatten halt' ich den höchsten Preis zu gering.“

Nun überfiel es mich wieder kalt, da ich an die Tasche erinnert ward, und ich wußte nicht, wie ich ihn hatte guter Freund nennen können. Ich nahm wieder das Wort und suchte es, wo möglich, mit unendlicher Höflichkeit wieder gut zu machen.

„Aber, mein Herr, verzeihen Sie Ihrem untertänigsten Knecht. Ich verstehe wohl Ihre Meinung nicht ganz gut, wie könnt' ich nur meinen Schatten —“ Er unterbrach mich: „Ich erbitte mir nur Dero Erlaubnis, hier auf der Stelle diesen edlen Schatten aufheben zu dürfen und zu mir zu stecken; wie ich das mache, sei meine Sorge. Dagegen als Beweis meiner Erkenntlichkeit gegen den Herrn überlasse ich ihm die Wahl unter allen Kleinodien, die ich in der Tasche bei mir führe: die echte Springwurzel, die Alraunwurzel, Wechselpfennige, Raubtaler, das Tellertuch von Rolands Knappen, ein Galgenmännlein zu beliebigem Preis; doch, das wird wohl nichts für Sie sein: besser Fortunati Wünschhütlein, neu und haltbar wieder

restauriert; auch ein Glücksseckel, wie der seine gewesen." „Fortunati Glücksseckel," fiel ich ihm in die Rede, und wie groß meine Angst auch war, hatte er mit dem einen Wort meinen ganzen Sinn gefangen. Ich bekam einen Schwindel, und es flimmerte mir wie doppelte Dukaten vor den Augen.

„Belieben gnädigst der Herr diesen Seckel zu besichtigen und zu erproben." Er steckte die Hand in die Tasche und zog einen mäßig großen, festgenähten Beutel von starkem Korduanleder an zwei tüchtigen ledernen Schnüren heraus und händigte mir selbigen ein. Ich griff hinein und zog zehn Goldstücke daraus, und wieder zehn, und wieder zehn; ich hielt ihm schnell die Hand hin: „Topp! der Handel gilt, für den Beutel haben Sie meinen Schatten." Er schlug ein, kniete dann ungesäumt vor mir nieder, und mit einer bewunderungswürdigen Geschicklichkeit sah ich ihn meinen Schatten, vom Kopf bis zu meinen Füßen, leise von dem Grase lösen, aufheben, zusammenrollen und falten und zuletzt einstecken.

Er stand auf, verbeugte sich noch einmal vor mir und zog sich dann nach dem Rosengebüsche zurück. Mich dünkt', ich hörte ihn da leise für sich lachen. Ich aber hielt den Beutel bei den Schnüren fest; rund um mich herum war die Erde sonnenhell, und in mir noch keine Besinnung.

II.

Ich kam endlich wieder zu Sinnen und eilte, diesen Ort zu verlassen, wo ich hoffentlich nichts mehr zu tun hatte. Ich füllte erst meine Taschen mit Gold, dann band ich mir die Schnüre des Beutels um den Hals fest und verbarg ihn selbst auf meiner Brust. Ich kam unbeachtet aus dem Park, erreichte die Landstraße und nahm meinen Weg nach der Stadt. Wie ich in Gedanken dem Tore zuging, hört' ich hinter mir schreien: „Junger Herr! he! junger Herr! hören Sie doch!" Ich sah mich um; ein altes Weib rief mir nach: „Sehe sich der Herr doch vor, Sie haben Ihren Schatten verloren." „Danke, Mütterchen!" ich warf ihr ein Goldstück für den wohlgemeinten Rat hin und trat unter die Bäume.

Am Tore mußt' ich gleich wieder von der Schildwacht hören: „Wo hat der Herr seinen Schatten?" und gleich wieder darauf von ein paar Frauen: „Jesus Maria! der arme Mensch hat keinen Schatten!" Das fing an mich zu verdrießen, und ich vermied sehr sorgfältig, in die Sonne zu treten. Das ging aber nicht überall an, zum Beispiel nicht über die Breitestraße, die ich zunächst durchkreuzen mußte, und zwar zu meinem Unheil in eben der Stunde,

wo die Knaben aus der Schule gingen. Ein verdammter buckeliger Schlingel, ich seh' ihn noch, hatte es gleich weg, daß mir ein Schatten fehle. Er verriet mich mit großem Geschrei der sämtlichen literarischen Straßenjugend der Vorstadt, welche sofort mich zu rezensieren und mit Kot zu bewerfen anfing: „Ordentliche Leute pflegten ihren Schatten mit sich zu nehmen, wenn sie in die Sonne gingen." Um sie von mir abzuwehren, warf ich Gold zu vollen Händen unter sie und sprang in einen Mietswagen, zu dem mir mitleidige Seelen verhalfen.

Sobald ich mich mit der rollenden Kutsche allein fand, fing ich bitterlich an zu weinen. Es mußte schon die Ahnung in mir aufsteigen, daß, um so viel das Gold auf Erden Verdienst und Jugend überwiegt, um so viel der Schatten höher als selbst das Gold geschätzt werde; und wie ich früher den Reichtum meinem Gewissen aufgeopfert, hatte ich jetzt den Schatten für bloßes Gold hingegeben; was konnte, was sollte auf Erden aus mir werden!

Ich war noch sehr verstört, als der Wagen vor meinem alten Wirtshause hielt; ich erschrak über die Vorstellung, nur noch jenes schlechte Dachzimmer zu betreten. Ich ließ mir meine Sachen herabholen, empfing den ärmlichen Bündel mit Verachtung, warf einige Goldstücke hin und befahl, vor das vornehmste Hotel vorzufahren. Das Haus war gegen Norden gelegen, ich hatte die Sonne nicht zu fürchten. Ich schickte den Kutscher mit Gold weg, ließ mir die besten Zimmer vorn heraus anweisen und verschloß mich darin, sobald ich konnte.

Was denkest du, das ich nun anfing? O mein lieber Chamisso, selbst vor dir es zu gestehen, macht mich erröten. Ich zog den unglücklichen Seckel aus meiner Brust hervor, und mit einer Art Wut, die wie eine flackernde Feuersbrunst sich in mir durch sich selbst mehrte, zog ich Gold daraus, und Gold, und Gold, und immer mehr Gold, und streute es auf den Estrich, und schritt darüber hin, und ließ es klirren und warf, mein armes Herz an dem Glanze, an dem Klange weidend, immer des Metalles mehr zu dem Metalle, bis ich ermüdet selbst auf das reiche Lager sank und schwelgend darin wühlte, mich darüber wälzte. So verging der Tag, der Abend; ich schloß meine Tür nicht auf, die Nacht fand mich liegend auf dem Golde und darauf übermannte mich der Schlaf.

Da träumt' es mir von dir; es ward mir, als stünde ich hinter der Glastür deines kleinen Zimmers und sähe dich von da an deinem Arbeitstische zwischen einem Skelett und einem Bunde getrockneter Pflanzen sitzen; vor dir waren Haller, Humboldt und Linné aufgeschlagen, auf deinem Sopha lagen ein Band Goethe und der

Zauberring. Ich betrachtete dich lange und jedes Ding in deiner Stube, und dann dich wieder, du rührtest dich aber nicht, du holtest auch nicht Atem, du warst tot.

Ich erwachte. Es schien noch sehr früh zu sein. Meine Uhr stand. Ich war wie zerschlagen, durstig und hungrig auch noch; ich hatte seit dem vorigen Morgen nichts gegessen. Ich stieß von mir mit Mutwillen und Überdruß dieses Gold, an dem ich vorher mein törichtes Herz gesättiget; nun wußt' ich verdrießlich nicht, was ich damit anfangen sollte. Es durfte nicht so liegen bleiben; ich versuchte, ob es der Beutel wieder verschlingen wollte. Nein. Keines meiner Fenster öffnete sich über die See. Ich mußte mich bequemen, es mühsam und mit saurem Schweiß zu einem großen Schrank, der in einem Kabinett stand, zu schleppen und es darin zu verpacken. Ich ließ nur einige Handvoll da liegen. Nachdem ich mit der Arbeit fertig geworden, legt' ich mich erschöpft in einen Lehnstuhl und erwartete, daß sich Leute im Hause zu regen anfingen. Ich ließ, sobald es möglich war, zu essen bringen und den Wirt zu mir kommen.

Ich besprach mit diesem Manne die künftige Einrichtung meines Hauses. Er empfahl mir für den näheren Dienst um meine Person einen gewissen Bendel, dessen treue und verständige Physiognomie mich gleich gewann. Derselbe war's, dessen Anhänglichkeit mich seither tröstend durch das Elend des Lebens begleitete und mir mein düstres Los ertragen half. Ich brachte den ganzen Tag auf meinen Zimmern mit herrenlosen Knechten, Schustern, Schneidern und Kaufleuten zu, ich richtete mich ein und kaufte besonders sehr viele Kostbarkeiten und Edelsteine, um nur etwas des vielen aufgespeicherten Goldes los zu werden; es schien mir aber gar nicht, als könne der Haufen sich vermindern.

Ich schwebte indes über meinen Zustand in den ängstigendsten Zweifeln, ich wagte keinen Schritt aus meiner Tür und ließ abends vierzig Wachskerzen in meinem Saal anzünden, bevor ich aus dem Dunkel heraus kam. Ich gedachte mit Grauen des fürchterlichen Auftrittes mit den Schulknaben. Ich beschloß, so viel Mut ich auch dazu bedurfte, die öffentliche Meinung noch einmal zu prüfen. Die Nächte waren zu der Zeit mondhell. Aber spät warf ich einen weiten Mantel um, drückte mir den Hut tief in die Augen und schlich zitternd wie ein Verbrecher aus dem Hause. Erst auf einem entlegenen Platz trat ich aus dem Schatten der Häuser, in deren Schutz ich so weit gekommen war, an das Mondeslicht hervor, gefaßt, mein Schicksal aus dem Munde der Vorübergehenden zu vernehmen.

Erspare mir, lieber Freund, die schmerzliche Wiederholung alles

dessen, was ich erdulden mußte. Die Frauen bezeugten oft das tiefste Mitleid, das ich ihnen einflößte; Äußerungen, die mir die Seele nicht minder durchbohrten, als der Hohn der Jugend und die hochmütige Verachtung der Männer, besonders solcher dicken, wohlbeleibten, die selbst einen breiten Schatten warfen. Ein schönes, holdes Mädchen, die, wie es schien, ihre Eltern begleitete, indem diese bedächtig nur vor ihre Füße sahen, wandte von ungefähr ihr leuchtendes Auge auf mich; sie erschrak sichtbarlich, da sie meine Schattenlosigkeit bemerkte, verhüllte ihr schönes Antlitz in ihren Schleier, ließ den Kopf sinken und ging lautlos vorüber.

Ich ertrug es länger nicht. Salzige Ströme brachen aus meinen Augen, und mit durchschnittenem Herzen zog ich mich schwankend ins Dunkel zurück. Ich mußte mich an den Häusern halten, um meine Schritte zu sichern, und erreichte langsam und spät meine Wohnung.

Ich brachte die Nacht schlaflos zu. Am andern Tag war meine erste Sorge, nach dem Manne im grauen Rocke überall suchen zu lassen. Vielleicht sollte es mir gelingen, ihn wieder zu finden und wie glücklich! wenn ihn, wie mich, der thörichte Handel gereuen sollte. Ich ließ Bendel vor mich kommen; er schien Gewandtheit und Geschick zu besitzen; ich schilderte ihm genau den Mann, in dessen Besitz ein Schatz sich befand, ohne den mir das Leben nur eine Qual sei. Ich sagte ihm die Zeit, den Ort, wo ich ihn gesehen, beschrieb ihm alle, die zugegen gewesen, und fügte dieses Zeichen noch hinzu, er solle sich nach einem Dollondschen Fernrohr, nach einem golddurchwirkten türkischen Teppich, nach einem Prachtlustzelt, und endlich nach den schwarzen Reithengsten genau erkundigen, deren Geschichte, ohne zu bestimmen wie, mit der des rätselhaften Mannes zusammenhinge, welcher allen unbedeutend geschienen, und dessen Erscheinung die Ruhe und das Glück meines Lebens zerstört hatte.

Wie ich ausgeredet holt' ich Gold her, eine Last, wie ich sie nur zu tragen vermochte, und legte Edelsteine und Juwelen noch hinzu für einen größern Wert. „Bendel," sprach ich, „dieses ebnet viele Wege und macht vieles leicht, was unmöglich schien; sei nicht karg damit, wie ich es nicht bin, sondern geh', und erfreue deinen Herrn mit Nachrichten, auf denen seine alleinige Hoffnung beruht."

Er ging. Spät kam er und traurig zurück. Keiner von den Leuten des Herrn John, keiner von seinen Gästen — er hatte alle gesprochen — wußte sich nur entfernt an den Mann im grauen Rock zu erinnern. Der neue Teleskop war da, und keiner wußte, wo er hergekommen; der Teppich, das Zelt waren da noch auf demselben

Hügel ausgebreitet und aufgeschlagen; die Knechte rühmten den Reichtum ihres Herrn, und keiner wußte, von wannen diese neuen Kostbarkeiten ihm zugekommen. Er selbst hatte sein Wohlgefallen daran, und ihn kümmerte es nicht, daß er nicht wisse, woher er sie habe; die Pferde hatten die jungen Herren, die sie geritten, in ihren Ställen, und sie priesen die Freigebigkeit des Herr John, der sie ihnen an jenem Tage geschenkt. So viel erhellte aus der ausführlichen Erzählung Bendels, dessen rascher Eifer und verständige Führung, auch bei so fruchtlosem Erfolge, mein verdientes Lob erhielten. Ich winkte ihm düster, mich allein zu lassen.

„Ich habe", hub er wieder an, „meinem Herrn Bericht abgestattet über die Angelegenheit, die ihm am wichtigsten war. Mir bleibt noch ein Auftrag auszurichten, den mir heute früh jemand gegeben, welchem ich vor der Tür begegnete, da ich zum Geschäfte ausging, wo ich so unglücklich gewesen. Die eigenen Worte des Mannes waren: „„Sagen Sie dem Herrn Peter Schlemihl, er würde mich hier nicht mehr sehen, da ich übers Meer gehe, und ein günstiger Wind mich soeben nach dem Hafen ruft. Aber über Jahr und Tag werde ich die Ehre haben, ihn selber aufzusuchen, und ihm ein anderes, ihm dann vielleicht annehmliches Geschäft vorzuschlagen. Empfehlen Sie mich ihm untertänigst und versichern Sie ihn meines Dankes."" Ich frug ihn, wer er wäre, er sagte aber, Sie kennten ihn schon."

„Wie sah der Mann aus?" rief ich voller Ahnung. Und Bendel beschrieb mir den Mann im grauen Rocke Zug für Zug, Wort für Wort, wie er getreu in seiner vorigen Erzählung des Mannes erwähnt, nach dem er sich erkundigt.

„Unglücklicher!" schrie ich händeringend, „das war er ja selbst!" und ihm fiel es wie Schuppen von den Augen. „Ja, er war es, war es wirklich!" rief er erschreckt aus, „und ich Verblendeter, Blödsinniger habe ihn nicht erkannt, ihn nicht erkannt und meinen Herrn verraten!"

Er brach, heiß weinend, in die bittersten Vorwürfe gegen sich selber aus, und die Verzweiflung, in der er war, mußte mir selber Mitleiden einflößen. Ich sprach ihm Trost ein, versicherte ihn wiederholt, ich setzte keinen Zweifel in seine Treue, und schickte ihn alsbald nach dem Hafen, um, womöglich, die Spuren des seltsamen Mannes zu verfolgen. Aber an diesem selben Morgen waren sehr viele Schiffe, die widrige Winde im Hafen zurückgehalten, ausgelaufen, alle nach anderen Weltstrichen, alle nach anderen Küsten bestimmt, und der graue Mann war spurlos wie ein Schatten verschwunden.

III.

Was hülfen Flügel dem in eisernen Ketten fest Angeschmiedeten? Er müßte dennoch, und schrecklicher, verzweifeln. Ich lag, wie Fafnir bei seinem Hort, fern von jedem menschlichen Zuspruch, bei meinem Golde darbend, aber ich hatte nicht das Herz nach ihm, sondern ich fluchte ihm, um dessentwillen ich mich von allem Leben abgeschnitten sah. Bei mir allein mein düstres Geheimnis hegend, fürchtete ich mich vor dem letzten meiner Knechte, den ich zugleich beneiden mußte; denn er hatte einen Schatten, er durfte sich sehen lassen in der Sonne. Ich vertrauerte einsam in meinen Zimmern die Tag' und Nächte, und Gram zehrte an meinem Herzen.

Noch Einer härmte sich unter meinen Augen ab, mein treuer Bendel hörte nicht auf, sich mit stillen Vorwürfen zu martern, daß er das Zutrauen seines gütigen Herrn betrogen und jenen nicht erkannt, nach dem er ausgeschickt war, und mit dem er mein trauriges Schicksal in enger Verflechtung denken mußte. Ich aber konnte ihm keine Schuld geben; ich erkannte in dem Ereignis die fabelhafte Natur des Unbekannten.

Nichts unversucht zu lassen, schickt' ich einst Bendel mit einem kostbaren brillantenen Ring zu dem berühmtesten Maler der Stadt, den ich, mich zu besuchen, einladen ließ. Er kam; ich entfernte meine Leute, verschloß die Tür, setzte mich zu dem Mann, und, nachdem ich seine Kunst gepriesen, kam ich mit schwerem Herzen zur Sache; ich ließ ihn zuvor das strengste Geheimnis geloben.

„Herr Professor," fuhr ich fort, „könnten Sie wohl einem Menschen, der auf die unglücklichste Weise von der Welt um seinen Schatten gekommen ist, einen falschen Schatten malen?" — „Sie meinen einen Schlagschatten?" — „Den mein' ich allerdings." — „Aber," frug er mich weiter, „durch welche Ungeschicklichkeit, durch welche Nachlässigkeit konnte er denn seinen Schlagschatten verlieren?" — „Wie es kam," erwiderte ich, „mag nun sehr gleichgültig sein, doch so viel," log ich ihm unverschämt vor, „in Rußland, wo er im vorigen Winter eine Reise tat, fror ihm einmal bei einer außerordentlichen Kälte sein Schatten dergestalt am Boden fest, daß er ihn nicht wieder losbekommen konnte."

„Der falsche Schlagschatten, den ich ihm malen könnte," erwiderte der Professor, „würde doch nur ein solcher sein, den er bei der leisesten Bewegung wieder verlieren müßte, zumal wer an dem eigenen angebornen Schatten so wenig festhing, als aus Ihrer Erzählung selbst sich abnehmen läßt; wer keinen Schatten hat, gehe nicht in die Sonne, das ist das Vernünftigste und Sicherste." Er

stand auf und entfernte sich, indem er auf mich einen durchbohrenden Blick warf, den der meine nicht ertragen konnte. Ich sank in meinen Sessel zurück und verhüllte mein Gesicht in meine Hände.

So fand mich noch Bendel, als er herein trat. Er sah den Schmerz seines Herrn und wollte sich still, ehrerbietig zurückziehen. Ich blickte auf; ich erlag unter der Last meines Kummers, ich mußte ihn mitteilen. „Bendel," rief ich ihm zu, „Bendel! du einziger, der du meine Leiden siehst und ehrst, sie nicht erforschen zu wollen, sondern still und fromm mitzufühlen scheinst, komm zu mir, Bendel, und sei der nächste meinem Herzen. Die Schätze meines Goldes hab' ich vor dir nicht verschlossen, nicht verschließen will ich vor dir die Schätze meines Grames. Bendel, verlasse mich nicht. Bendel, du siehst mich reich, freigebig, gütig, du wähnst, es sollte die Welt mich verherrlichen, und du siehst mich die Welt fliehn, und mich vor ihr verschließen. Bendel, sie hat gerichtet, die Welt, und mich verstoßen, und auch du vielleicht wirst dich von mir wenden, wenn du mein schreckliches Geheimnis erfährst: Bendel, ich bin reich, freigebig, gütig, aber, o Gott! ich habe keinen Schatten!"

„Keinen Schatten?" rief der gute Junge erschreckt aus, und die hellen Tränen stürzten ihm aus den Augen. „Weh mir, daß ich geboren ward, einem schattenlosen Herrn zu dienen!" Er schwieg, und ich hielt mein Gesicht in meinen Händen.

„Bendel," setzt' ich spät und zitternd hinzu, „nun hast du mein Vertrauen, nun kannst du es verraten. Geh' hin, und zeuge wider mich." Er schien in schwerem Kampfe mit sich selber; endlich stürzte er vor mir nieder, und ergriff meine Hand, die er mit seinen Tränen benetzte. „Nein," rief er aus, „was die Welt auch meine, ich kann und werde um Schattens willen meinen gütigen Herrn nicht verlassen; ich werde recht und nicht klug handeln, ich werde bei Ihnen bleiben, Ihnen meinen Schatten borgen, Ihnen helfen, wo ich kann und, wo ich nicht kann, mit Ihnen weinen." Ich fiel ihm um den Hals, ob solcher ungewohnten Gesinnung staunend; denn ich war von ihm überzeugt, daß er es nicht um Gold tat.

Seitdem änderten sich in etwas mein Schicksal und meine Lebensweise. Es ist unbeschreiblich, wie vorsorglich Bendel mein Gebrechen zu verhehlen wußte. Überall war er vor mir und mit mir, alles vorhersehend, Anstalten treffend, und wo Gefahr unversehens drohte, mich schnell mit seinem Schatten überdeckend, denn er war größer und stärker als ich. So wagt' ich mich wieder unter die Menschen und begann eine Rolle in der Welt zu spielen. Ich mußte freilich viele Eigenheiten und Launen scheinbar annehmen. Solche

stehen aber dem Reichen gut, und solange die Wahrheit nur verborgen blieb, genoß ich aller der Ehre und Achtung, die meinem Golde zukam. Ich sah ruhiger dem über Jahr und Tag verheißenen Besuch des rätselhaften Unbekannten entgegen.

Ich fühlte sehr wohl, daß ich mich nicht lange an einem Ort aufhalten durfte, wo man mich schon ohne Schatten gesehen, und wo ich leicht verraten werden konnte. Auch dacht' ich vielleicht nur allein noch daran, wie ich mich bei Herrn John gezeigt und es war mir eine drückende Erinnerung; demnach wollt' ich hier bloß Probe halten, um anderswo leichter und zuversichtlicher auftreten zu können. Doch fand sich, was mich eine Zeitlang an meiner Eitelkeit festhielt: das ist im Menschen, wo der Anker am zuverlässigsten Grund faßt.

Eben die schöne Fanny, der ich am dritten Ort wieder begegnete, schenkte mir, ohne sich zu erinnern, mich jemals gesehen zu haben, einige Aufmerksamkeit, denn jetzt hatt' ich Witz und Verstand. Wenn ich redete, hörte man zu, und ich wußte selber nicht, wie ich zu der Kunst gekommen war, das Gespräch so leicht zu führen und zu beherrschen. Der Eindruck, den ich auf die Schöne gemacht zu haben einsah, machte aus mir, was sie eben begehrte, einen Narren, und ich folgte ihr seither mit tausend Mühen durch Schatten und Dämmerung, wo ich nur konnte. Ich war nur eitel darauf, sie über mich eitel zu machen, und konnte mir, selbst mit dem besten Willen, nicht den Rausch aus dem Kopf ins Herz zwingen.

Aber wozu die ganz gemeine Geschichte dir lang und breit wiederholen? Du selber hast sie mir oft genug von andern Ehrenleuten erzählt. Zu dem alten, wohlbekannten Spiele, worin ich gutmütig eine abgedroschene Rolle übernommen, kam freilich eine ganz eigens gedichtete Katastrophe hinzu, mir und ihr und allen unerwartet.

Da ich an einem schönen Abend nach meiner Gewohnheit eine Gesellschaft in einem Garten versammelt hatte, wandelte ich mit der Herrin Arm in Arm, in einiger Entfernung von den übrigen Gästen, und bemühte mich, ihr Redensarten vorzudrechseln. Sie sah sittig vor sich nieder und erwiderte leise den Druck meiner Hand; da trat unversehens hinter uns der Mond aus den Wolken hervor, — und sie sah nur ihren Schatten vor sich hinfallen. Sie fuhr zusammen und blickte bestürzt mich an, dann wieder auf die Erde, mit dem Auge meinen Schatten begehrend; und was in ihr vorging, malte sich so sonderbar in ihren Mienen, daß ich in ein lautes Gelächter hätte ausbrechen mögen, wenn es mir nicht selber eiskalt über den Rücken gelaufen wäre.

Ich ließ sie aus meinem Arm in eine Ohnmacht sinken, schoß wie ein Pfeil durch die entsetzten Gäste, erreichte die Tür, warf mich in den ersten Wagen, den ich da haltend fand, und fuhr nach der Stadt zurück, wo ich diesmal zu meinem Unheil den vorsichtigen Bendel gelassen hatte. Er erschrak, als er mich sah; ein Wort entdeckte ihm alles. Es wurden auf der Stelle Postpferde geholt. Ich nahm nur einen meiner Leute mit mir, einen abgefeimten Spitzbuben, Namens Rascal, der sich mir durch seine Gewandtheit notwendig zu machen gewußt, und der nichts vom heutigen Vorfall ahnen konnte. Ich legte in derselben Nacht noch dreißig Meilen zurück. Bendel blieb hinter mir, mein Haus aufzulösen, Gold zu spenden und mir das Nötigste nachzubringen. Als er mich am andern Tage einholte, warf ich mich in seine Arme und schwur ihm, nicht etwa keine Torheit mehr zu begehen, sondern nur künftig vorsichtiger zu sein. Wir setzten unsre Reise ununterbrochen fort über die Grenze und das Gebirg, und erst am andern Abhang, durch das hohe Bollwerk von jenem Unglücksboden getrennt, ließ ich mich bewegen, in einem nah' gelegenen und wenig besuchten Badeort von den überstandenen Mühseligkeiten auszuraſten.

IV.

Ich werde in meiner Erzählung schnell über eine Zeit hineilen müssen, bei der ich, wie gerne! verweilen würde, wenn ich ihren lebendigen Geist in der Erinnerung herauf zu beschwören vermöchte. Aber die Farbe, die sie belebte, und nur wieder beleben kann, ist in mir verloschen, und wenn ich in meiner Brust wieder finden will, was sie damals so mächtig erhob, die Schmerzen und das Glück, den frommen Wahn, da schlag' ich vergebens an einen Felsen, der keinen lebendigen Quell mehr gewährt, und der Gott ist von mir gewichen. Wie verändert blickt sie mich jetzt an, diese vergangene Zeit! Ich sollte dort in dem Bade eine heroische Rolle tragieren, schlecht einstudiert, und, ein Neuling auf der Bühne, vergaff' ich mich aus dem Stücke heraus in ein Paar blaue Augen. Die Eltern, vom Spiele getäuscht, bieten alles auf, den Handel nur schnell fest zu machen, und die gemeine Posse beschließt eine Verhöhnung. Und das ist alles, alles! Das kommt mir albern und abgeschmackt vor, und schrecklich wiederum, daß so mir vorkommen kann, was damals so reich, so groß die Brust mir schwellte. Mina, wie ich damals weinte, als ich dich verlor, so wein' ich jetzt, dich auch in mir verloren zu haben. Bin ich denn so alt worden? O traurige Vernunft! Nur noch ein Pulsschlag jener Zeit, ein Moment jenes

Wahnes, — aber nein! einsam auf dem hohen, öden Meere deiner bittern Flut, und längst aus dem Pokale der Champagner Elfe entsprüht!

Ich hatte Bendel mit einigen Goldsäcken vorausgeschickt, um mir im Städtchen eine Wohnung nach meinen Bedürfnissen einzurichten. Er hatte dort viel Geld ausgestreut und sich über den vornehmen Fremden, dem er diente, etwas unbestimmt ausgedrückt, denn ich wollte nicht genannt sein; das brachte die guten Leute auf sonderbare Gedanken. Sobald mein Haus zu meinem Empfang bereit war, kam Bendel wieder zu mir, und holte mich dahin ab. Wir machten uns auf die Reise.

Ungefähr eine Stunde vom Orte, auf einem sonnigen Plan, ward uns der Weg durch eine festlich geschmückte Menge versperrt. Der Wagen hielt. Musik, Glockengeläute, Kanonenschüsse wurden gehört, ein lautes Vivat durchdrang die Luft, — vor dem Schlage des Wagens erschien in weißen Kleidern ein Chor Jungfrauen von ausnehmender Schönheit, die aber vor der Einen, wie die Sterne der Nacht vor der Sonne, verschwanden. Sie trat aus der Mitte der Schwestern hervor; die hohe, zarte Bildung kniete verschämt errötend vor mir nieder und hielt mir auf seidenem Kissen einen aus Lorbeer, Ölzweigen und Rosen geflochtenen Kranz entgegen, indem sie von Majestät, Ehrfurcht und Liebe einige Worte sprach, die ich nicht verstand, aber deren zaubrischer Silberklang mein Ohr und Herz berauschte. Es war mir, als wäre schon einmal die himmlische Erscheinung an mir vorüber gewallt. Der Chor fiel ein und sang das Lob eines guten Königs und das Glück seines Volkes.

Und dieser Auftritt, lieber Freund, mitten in der Sonne! Sie kniete noch immer zwei Schritte von mir, und ich, ohne Schatten, konnte die Kluft nicht überspringen, nicht wieder vor dem Engel auf die Knie fallen. O, was hätt' ich nicht da für einen Schatten gegeben! Ich mußte meine Scham, meine Angst, meine Verzweiflung tief in den Grund meines Wagens verbergen. Bendel besann sich endlich für mich; er sprang von der andern Seite aus dem Wagen heraus, ich rief ihn noch zurück und reichte ihm aus meinem Kästchen, das mir eben zur Hand lag, eine reiche diamantene Krone, die die schöne Fanny hatte zieren sollen. Er trat vor und sprach im Namen seines Herrn, welcher solche Ehrenbezeigungen nicht annehmen könne noch wolle; es müsse hier ein Irrtum vorwalten; jedoch seien die guten Einwohner der Stadt für ihren guten Willen bedankt. Er nahm indes den dargehaltenen Kranz von seinem Ort und legte den brillantenen Reif an dessen Stelle; dann reichte er ehrerbietig

der schönen Jungfrau die Hand zum Aufstehen, entfernte mit einem Wink Geistlichkeit, Magistratus und alle Deputationen. Niemand ward weiter vorgelassen. Er hieß den Haufen sich teilen und den Pferden Raum geben, schwang sich wieder in den Wagen, und fort ging's weiter in gestrecktem Galopp, unter einer aus Laubwerk und Blumen erbauten Pforte hinweg, dem Städchen zu. Die Kanonen wurden immer frischweg abgefeuert. Der Wagen hielt vor meinem Hause; ich sprang behend' in die Tür, die Menge teilend, die die Begierde, mich zu sehen, herbeigerufen hatte. Der Pöbel schrie Vivat unter meinem Fenster, und ich ließ doppelte Dukaten daraus regnen. Am Abend war die Stadt freiwillig erleuchtet.

Und ich wußte immer noch nicht, was das alles bedeuten sollte, und für wen ich angesehen wurde. Ich schickte Rascaln auf Kundschaft aus. Er ließ sich denn erzählen, wasmaßen man bereits sichere Nachrichten gehabt, der gute König von Preußen reise unter dem Namen eines Grafen durch das Land; wie mein Adjutant erkannt worden sei, und wie er sich und mich verraten habe; wie groß endlich die Freude gewesen, da man die Gewißheit gehabt, mich im Orte selbst zu besitzen. Nun sah man freilich ein, da ich offenbar das strengste Inkognito beobachten wolle, wie sehr man unrecht gehabt, den Schleier so zudringlich zu lüften. Ich hätte aber so huldreich, so gnadenvoll gezürnt; ich würde gewiß dem guten Herzen verzeihen müssen.

Meinem Schlingel kam die Sache so spaßhaft vor, daß er mit strafenden Reden sein Möglichstes tat, 'die guten Leute einstweilen in ihrem Glauben zu bestärken. Er stattete mir einen sehr komischen Bericht ab, und da er mich dadurch erheitert sah, gab er mir selbst seine verübte Bosheit zum besten. Muß ich's bekennen? Es schmeichelte mir doch, sei es auch nur so, für das verehrte Haupt angesehen worden zu sein.

Ich hieß zu dem morgenden Abend unter den Bäumen, die den Raum vor meinem Hause beschatteten, ein Fest bereiten und die ganze Stadt dazu einladen. Der geheimnisreichen Kraft meines Seckels, Bendels Bemühungen und der behenden Erfindsamkeit Rascals gelang es, selbst die Zeit zu besiegen. Es ist wirklich erstaunlich, wie reich und schön sich alles in den wenigen Stunden anordnete. Die Pracht und der Überfluß, die da sich erzeugten, auch die sinnreiche Erleuchtung war so weise verteilt, daß ich mich ganz sicher fühlte. Es blieb mir nichts zu erinnern; ich mußte meine Diener loben.

Es dunkelte der Abend. Die Gäste erschienen und wurden mir vorgestellt. Es ward die Majestät nicht mehr berührt; aber ich

hieß in tiefer Ehrfurcht und Demut: Herr Graf. Was sollt' ich tun? Ich ließ mir den Grafen gefallen und blieb von Stund an der Graf Peter. Mitten im festlichen Gewühle begehrte meine Seele nur nach der Einen. Spät erschien sie, sie, die die Krone war und trug. Sie folgte sittsam ihren Eltern und schien nicht zu wissen, daß sie die Schönste sei. Es wurden mir der Herr Forstmeister, seine Frau und Tochter vorgestellt. Ich wußte den Alten viel Angenehmes und Verbindliches zu sagen; vor der Tochter stand ich wie ein ausgescholtener Knabe da und vermochte kein Wort hervor zu lallen. Ich bat sie endlich stammelnd, dies Fest zu würdigen, das Amt, dessen Zeichen sie schmückte, darin zu verwalten. Sie bat verschämt mit einem rührenden Blick um Schonung; aber verschämter vor ihr, als sie selbst, brachte ich ihr als erster Untertan meine Huldigung in tiefer Ehrfurcht, und der Wink des Grafen ward allen Gästen ein Gebot, dem nachzuleben jeder sich freudig beeiferte. Majestät, Unschuld und Grazie beherrschten mit der Schönheit im Bunde ein frohes Fest. Die glücklichen Eltern Minas glaubten ihnen nur zu Ehren ihr Kind erhöht; ich selber war in einem unbeschreiblichen Rausch. Ich ließ alles, was ich noch von den Juwelen hatte, die ich damals, um beschwerliches Gold los zu werden, gekauft, alle Perlen, alles Edelgestein in zwei verdeckte Schüsseln legen und bei Tische, unter dem Namen der Königin, ihren Gespielinnen und allen Damen herumreichen; Gold war indessen ununterbrochen über die gezognen Schranken unter das jubelnde Volk geworfen.

Bendel am andern Morgen eröffnete mir im Vertrauen, der Verdacht, den er längst gegen Rascals Redlichkeit gehegt, sei nunmehr zur Gewißheit worden. Er habe gestern ganze Säcke Goldes unterschlagen. „Laß uns," erwidert' ich, „dem armen Schelmen die kleine Beute gönnen; ich spende gern allen, warum nicht auch ihm? Gestern hat er mir, haben mir alle neuen Leute, die du mir gegeben, redlich gedient, sie haben mir froh ein frohes Fest begehen helfen."

Es war nicht weiter die Rede davon. Rascal blieb der erste meiner Dienerschaft, Bendel war aber mein Freund und mein Vertrauter. Dieser war gewohnt worden, meinen Reichtum als unerschöpflich zu denken, und er spähte nicht nach dessen Quellen; er half mir vielmehr, in meinen Sinn eingehend, Gelegenheiten ersinnen, ihn darzutun und Gold zu vergeuden. Von jenem Unbekannten, dem blassen Schleicher, wußt' er nur so viel. Ich dürfe allein durch ihn von dem Fluche erlöst werden, der auf mir laste, und fürchte ihn, auf dem meine einzige Hoffnung ruhe. Übrigens

sei ich davon überzeugt, er könne mich überall auffinden, ich ihn nirgends, darum ich, den versprochenen Tag erwartend, jede vergebliche Nachsuchung eingestellt.

Die Pracht meines Festes und mein Benehmen dabei erhielten anfangs die starkgläubigen Einwohner der Stadt bei ihrer vorgefaßten Meinung. Es ergab sich freilich sehr bald aus den Zeitungen, daß die ganze fabelhafte Reise des Königs von Preußen ein bloßes ungegründetes Gerücht gewesen. Ein König war ich aber nun einmal und mußte schlechterdings ein König bleiben, und zwar einer der reichsten und königlichsten, die es immer geben mag. Nur wußte man nicht recht, welcher. Die Welt hat nie Grund gehabt, über Mangel an Monarchen zu klagen, am wenigsten in unsern Tagen; die guten Leute, die noch keinen mit Augen gesehen, rieten mit gleichem Glück bald auf diesen, bald auf jenen. Graf Peter blieb immer, der er war.

Einst erschien unter den Badegästen ein Handelsmann, der Bankerott gemacht hatte, um sich zu bereichern, der allgemeiner Achtung genoß und einen breiten, obgleich etwas blassen Schatten von sich warf. Er wollte hier das Vermögen, das er gesammelt, zum Prunk ausstellen, und es fiel sogar ihm ein, mit mir wetteifern zu wollen. Ich sprach meinem Seckel zu und hatte sehr bald den armen Teufel so weit, daß er, um sein Ansehen zu retten, abermals Bankerott machen mußte und über das Gebirge ziehen. So ward ich ihn los. Ich habe in dieser Gegend viele Taugenichtse und Müßiggänger gemacht!

Bei der königlichen Pracht und Verschwendung, womit ich mir alles unterwarf, lebt' ich in meinem Hause sehr einfach und eingezogen. Ich hatte mir die größte Vorsicht zur Regel gemacht; es durfte, unter keinem Vorwand, kein anderer als Bendel die Zimmer, die ich bewohnte, betreten. Solange die Sonne schien, hielt ich mich mit ihm verschlossen, und es hieß, der Graf arbeite in seinem Kabinett. Mit diesen Arbeiten standen die häufigen Kuriere in Verbindung, die ich um jede Kleinigkeit abschickte und erhielt. Ich nahm nur am Abend unter meinen Bäumen oder in meinem nach Bendel's Angabe geschickt und reich erleuchteten Saale Gesellschaft an. Wenn ich ausging, wobei mich stets Bendel mit Argusaugen bewachen mußte, so war es nur nach dem Förstergarten, und um der Einen willen; denn meines Lebens innerlichstes Herz war meine Liebe.

O mein guter Chamisso, ich will hoffen, du habest noch nicht vergessen, was Liebe sei! Ich lasse dir hier vieles zu ergänzen. Mina war wirklich ein liebewertes, gutes, frommes Kind. Ich

hatte ihre ganze Phantasie an mich gefesselt, sie wußte in ihrer Demut nicht, womit sie wert gewesen, daß ich nur nach ihr geblickt; und sie vergalt Liebe um Liebe mit der vollen jugendlichen Kraft eines unschuldigen Herzens. Sie liebte wie ein Weib, ganz hin sich opfernd; selbstvergessen, hingegeben den nur meinend, der ihr Leben war, unbekümmert, solle sie selbst zu Grunde gehen, das heißt, sie liebte wirklich.

Ich aber — o welche schreckliche Stunden — schrecklich! und würdig dennoch, daß ich sie zurückwünsche — hab' ich oft an Bendels Brust verweint, als nach dem ersten bewußtlosen Rausch ich mich besonnen, mich selbst scharf angeschaut, der ich, ohne Schatten, mit tückischer Selbstsucht diesen Engel verderbend, die reine Seele an mich gelogen und gestohlen! Dann beschloß ich, mich ihr selber zu verraten; dann gelobt' ich mit teuren Endschwüren, mich von ihr zu reißen und zu entfliehen; dann brach ich wieder in Tränen aus und verabredete mit Bendeln, wie ich sie auf den Abend im Förstergarten besuchen wolle.

Zur andern Zeit log ich mir selber vom nahe bevorstehenden Besuch des grauen Unbekannten große Hoffnungen vor und weinte wieder, wenn ich daran zu glauben vergebens versucht hatte. Ich hatte den Tag ausgerechnet, wo ich den Furchtbaren wieder zu sehen erwartete; denn er hatte gesagt, in Jahr und Tag, und ich glaubte an sein Wort.

Die Eltern waren gute, ehrbare, alte Leute, die ihr einziges Kind sehr liebten; das ganze Verhältnis überraschte sie, als es schon bestand, und sie wußten nicht, was sie dabei tun sollten. Sie hatten früher nicht geträumt, der Graf Peter könne nur an ihr Kind denken, nun liebte er sie gar und ward wieder geliebt. Die Mutter war wohl eitel genug, an die Möglichkeit einer Verbindung zu denken, und darauf hinzuarbeiten; der gesunde Menschenverstand des Alten gab solchen überspannten Vorstellungen nicht Raum. Beide waren überzeugt von der Reinheit meiner Liebe; sie konnten nichts tun, als für ihr Kind beten.

Es fällt mir ein Brief in die Hand, den ich noch aus dieser Zeit von Mina habe. Ja, das sind ihre Züge! Ich will dir ihn abschreiben.

„Bin ein schwaches, törichtes Mädchen, könnte mir einbilden, daß mein Geliebter, weil ich ihn innig, innig liebe, dem armen Mädchen nicht weh tun möchte. Ach, Du bist so gut, so unaussprechlich gut; aber mißdeute mich nicht. Du sollst mir nichts opfern, nichts opfern wollen; o Gott! ich könnte mich hassen, wenn Du das tätest. Nein! Du hast mich unendlich glücklich gemacht, Du hast

mich Dich lieben gelehrt. Zeuch hin! Weiß doch mein Schicksal, Graf Peter gehört nicht mir, gehört der Welt an. Will stolz sein, wenn ich höre: das ist er gewesen, und das war er wieder, und das hat er vollbracht; da haben sie ihn angebetet, und da haben sie ihn vergöttert. Siehe, wenn ich das denke, zürne ich Dir, daß Du bei einem einfältigen Kinde Deiner hohen Schicksale vergessen kannst. Zeuch hin, sonst macht der Gedanke mich noch unglücklich, die ich, ach! durch Dich so glücklich, so selig bin. Hab' ich nicht auch einen Ölzweig und eine Rosenknospe in Dein Leben geflochten, wie in den Kranz, den ich Dir überreichen durfte? Habe Dich im Herzen, mein Geliebter; fürchte nicht, von mir zu gehen; werde sterben, ach! so selig, so unaussprechlich selig durch Dich."

Du kannst dir denken, wie mir die Worte durchs Herz schneiden mußten. Ich erklärte ihr, ich sei nicht das, wofür man mich anzusehen schien; ich sei nur ein reicher, aber unendlich elender Mann. Auf mir ruhe ein Fluch, der das einzige Geheimnis zwischen ihr und mir sein solle, weil ich noch nicht ohne Hoffnung sei, daß er gelöst werde. Dies sei das Gift meiner Tage, daß ich sie mit in den Abgrund hinreißen könne, sie, die das einzige Licht, das einzige Glück, das einzige Herz meines Lebens sei. Dann weinte sie wieder, daß ich unglücklich war. Ach sie war so liebevoll, so gut! Um eine Träne nur mir zu erkaufen, hätte sie, mit welcher Seligkeit, sich selbst ganz hingeopfert.

Sie war indes weit entfernt, meine Worte richtig zu deuten; sie ahnete nun in mir irgend einen Fürsten, den ein schwerer Bann getroffen, irgend ein hohes, geächtetes Haupt und ihre Einbildungskraft malte sich geschäftig unter heroischen Bildern den Geliebten herrlich aus.

Einst sagte ich ihr: „Mina, der letzte Tag im künftigen Monat kann mein Schicksal ändern und entscheiden; geschieht es nicht, so muß ich sterben, weil ich dich nicht unglücklich machen will." Sie verbarg weinend ihr Haupt an meiner Brust. „Ändert sich dein Schicksal, laß mich nur dich glücklich wissen, ich habe keinen Anspruch an dich. Bist du elend, binde mich an dein Elend, daß ich es dir tragen helfe."

„Mädchen, Mädchen, nimm es zurück, das rasche Wort, das törichte, das deinen Lippen entflohen; und kennst du es, dieses Elend, kennst du ihn, diesen Fluch? Weißt du, wer dein Geliebter — — was er —? Siehst du mich nicht krampfhaft zusammenschaudern und vor dir ein Geheimnis haben?" Sie fiel schluchzend mir zu Füßen und wiederholte mit Eidschwur ihre Bitte.

Ich erkläre mich gegen den hereintretenden Forstmeister, meine

Absicht sei, am Ersten des nächstkünftigen Monats um die Hand seiner Tochter anzuhalten; ich setzte diese Zeit fest, weil sich bis dahin manches ereignen dürfte, was Einfluß auf mein Schicksal haben könnte. Unwandelbar sei nur meine Liebe zu seiner Tochter.

Der gute Mann erschrak ordentlich, als er solche Worte aus dem Munde des Grafen Peter vernahm. Er fiel mir um den Hals und ward wieder ganz verschämt, sich vergessen zu haben. Nun fiel es ihm ein, zu zweifeln, zu erwägen und zu forschen; er sprach von Mitgift, von Sicherheit, von Zukunft für sein liebes Kind. Ich dankte ihm, mich daran zu mahnen. Ich sagte ihm, ich wünsche in dieser Gegend, wo ich geliebt zu sein schien, mich anzusiedeln und ein sorgenfreies Leben zu führen. Ich bat ihn, die schönsten Güter, die im Lande ausgeboten wurden, unter dem Namen seiner Tochter zu kaufen und die Bezahlung auf mich anzuweisen. Es könne darin ein Vater dem Liebenden am besten dienen. Es gab ihm viel zu tun, denn überall war ihm ein Fremder zuvorgekommen; er kaufte auch nur für ungefähr eine Million.

Daß ich ihn damit beschäftigte, war im Grunde eine unschuldige List, um ihn zu entfernen, und ich hatte schon ähnliche mit ihm gebraucht, denn ich muß gestehen, das er etwas lästig war. Die gute Mutter war dagegen etwas taub und nicht wie er auf die Ehre eifersüchtig, den Herrn Grafen zu unterhalten.

Die Mutter kam hinzu, die glücklichen Leute drangen in mich, den Abend länger unter ihnen zu bleiben; ich durfte keine Minute weilen. Ich sah schon den aufgehenden Mond am Horizonte dämmern. Meine Zeit war um.

Am nächsten Abend ging ich wieder nach dem Förstergarten. Ich hatte den Mantel weit über die Schulter geworfen, den Hut tief in die Augen gedrückt, ich ging auf Mina zu; wie sie aufsah und mich anblickte, machte sie eine unwillkürliche Bewegung; da stand mir wieder klar vor der Seele die Erscheinung jener schaurigen Nacht, wo ich mich im Mondschein ohne Schatten gezeigt. Sie war es wirklich. Hatte sie mich aber auch jetzt erkannt? Sie war still und gedankenvoll; mir lag es zentnerschwer auf der Brust; ich stand von meinem Sitz auf. Sie warf sich stille weinend an meine Brust. Ich ging.

Nun fand ich sie öfters in Tränen; mir ward's finster und finsterer um die Seele, nur die Eltern schwammen in überschwenglicher Glückseligkeit; der verhängnisvolle Tag rückte heran, bang und dumpf, wie eine Gewitterwolke. Der Vorabend war da; ich konnte kaum mehr atmen. Ich hatte vorsorglich einige Kisten mit Gold angefüllt, ich wachte die zwölfte Stunde heran. Sie schlug.

Nun saß ich da, das Auge auf die Zeiger der Uhr gerichtet, die Sekunden, die Minuten zählend, wie Dolchstiche. Bei jedem Lärm, der sich regte, fuhr ich auf; der Tag brach an. Die bleiernen Stunden verdrängten einander, es war Mittag, Abend, Nacht; es rückten die Zeiger, welkte die Hoffnung; es schlug elf, und nichts erschien, die letzten Minuten der letzten Stunde fielen, und nichts erschien; es schlug der erste Schlag, der letzte Schlag der zwölften Stunde, und ich sank hoffnungslos in unendlichen Tränen auf mein Lager zurück. Morgen sollt' ich, auf immer schattenlos, um die Hand der Geliebten anhalten; ein banger Schlaf drückte mir gegen den Morgen die Augen zu.

V.

Es war noch früh, als mich Stimmen weckten, die sich in meinem Vorzimmer in heftigem Wortwechsel erhoben. Ich horchte auf. Bendel verbot meine Türe; Rascal schwur hoch und teuer, keine Befehle von seinesgleichen anzunehmen, und bestand darauf, in meine Zimmer einzudringen. Der gütige Bendel verwies ihm, daß solche Worte, falls sie zu meinen Ohren kämen, ihn um einen vorteilhaften Dienst bringen würden. Rascal drohte Hand an ihn zu legen, wenn er ihm den Eingang noch länger vertreten wollte.

Ich hatte mich halb angezogen, ich riß zornig die die Tür und fuhr auf Rascaln zu. „Was willst du, Schurke?" Er trat zwei Schritte zurück und antwortete ganz kalt: „Sie untertänigst bitten, Herr Graf, mir doch einmal Ihren Schatten sehen zu lassen; die Sonne scheint eben so schön auf dem Hofe."

Ich war wie vom Donner gerührt. Es dauerte lange, bis ich die Sprache wieder fand. „Wie kann ein Knecht gegen seinen Herrn —?" Er fiel mir ganz ruhig in die Rede: „Ein Knecht kann ein sehr ehrlicher Mann sein und einem Schattenlosen nicht dienen wollen; ich fordre meine Entlassung." Ich mußte andere Saiten aufziehen. „Aber Rascal, lieber Rascal, wer hat dich auf die unglückliche Idee gebracht, wie kannst du denken —?" Er fuhr im selben Tone fort: „Es wollen Leute behaupten, Sie hätten keinen Schatten; und kurz, Sie zeigen mir Ihren Schatten, oder geben mir meine Entlassung."

Bendel, bleich und zitternd, aber besonnener als ich, machte mir ein Zeichen, ich nahm zu dem alles beschwichtigenden Golde meine Zuflucht; auch das hatte seine Macht verloren. Er warf's mir vor die Füße: „Von einem Schattenlosen nehme ich nichts an." Er kehrte mir den Rücken und ging, den Hut auf dem Kopf, ein

Liedchen pfeifend, langsam aus dem Zimmer. Ich stand mit Bendel da wie versteinert, gedanken- und regungslos ihm nachsehend.

Schwer aufseufzend und den Tod im Herzen, schickt' ich mich endlich an, mein Wort zu lösen und, wie ein Verbrecher vor seinen Richtern, in dem Förstergarten zu erscheinen. Ich stieg in der dunkeln Laube ab, welche nach mir benannt war, und wo sie mich auch diesmal erwarten mußten. Die Mutter kam mir sorgenfrei und freudig entgegen. Mina saß da, bleich und schön, wie der erste Schnee, der manchmal im Herbste die letzten Blumen küßt und gleich in bittres Wasser zerfließen wird. Der Forstmeister, ein geschriebenes Blatt in der Hand, ging heftig auf und ab und schien vieles in sich zu unterdrücken, was, mit fliegender Röte und Bläße wechselnd, sich auf seinem sonst unbeweglichen Gesichte malte. Er kam auf mich zu, als ich hereintrat, und verlangte mit oft unterbrochenen Worten, mich allein zu sprechen. Der Gang, auf den er mich ihm zu folgen einlud, führte nach einem freien, besonnten Teile des Gartens. Ich ließ mich stumm auf einen Sitz nieder, und es erfolgte ein langes Schweigen, das selbst die gute Mutter nicht zu unterbrechen wagte.

Der Forstmeister stürmte immer noch ungleichen Schrittes die Laube auf und ab; er stand mit einemmal vor mir still, blickte ins Papier, das er hielt, und fragte mich mit prüfendem Blick: „Sollte Ihnen, Herr Graf, ein gewisser Peter Schlemihl wirklich nicht unbekannt sein?" Ich schwieg; „ein Mann von vorzüglichem Charakter und von besonderen Gaben." Er erwartete eine Antwort. „Und wenn ich selber der Mann wäre? — dem," fügte er heftig hinzu, „sein Schatten abhanden gekommen ist!!" „O meine Ahnung, meine Ahnung!" rief Mina aus, „ja, ich weiß es längst, er hat keinen Schatten! und sie warf sich in die Arme der Mutter, welche erschreckt, sie krampfhaft an sich schließend, ihr Vorwürfe machte, daß sie zum Unheil solch ein Geheimnis in sich verschlossen. Sie aber war, wie Arethusa, in einen Tränenquell verwandelt, der beim Klang meiner Stimme häufiger floß und bei meinem Nahen stürmisch aufbrauste.

„Und Sie haben," hub der Forstmeister grimmig wieder an, „und Sie haben mit unerhörter Frechheit diese und mich zu betrügen keinen Anstand genommen; und Sie geben vor, sie zu lieben, die Sie so weit heruntergebracht haben? Sehen Sie, wie sie da weint und ringt. O schrecklich! schrecklich!"

Ich hatte dergestalt alle Besinnung verloren, daß ich, wie irre redend, anfing: Es wäre doch am Ende ein Schatten, nichts als ein Schatten, man könne auch ohne das fertig werden, und es wäre nicht der Mühe wert, solchen Lärm davon zu erheben. Aber ich

fühlte so sehr den Ungrund von dem, was ich sprach, daß ich von selbst aufhörte, ohne daß er mich einer Antwort gewürdigt. Ich fügte noch hinzu, was man einmal verloren, könne man ein andermal wieder finden.

Er fuhr mich zornig an. „Gestehen Sie mir's, mein Herr, gestehen Sie mir's, wie sind Sie um Ihren Schatten gekommen?" Ich mußte wieder lügen: „Es trat mir dereinst ein ungeschlachter Mann so flämisch in meinen Schatten, daß er ein großes Loch darein riß; ich habe ihn nur zum Ausbessern gegeben, denn Gold vermag viel, ich habe ihn schon gestern wieder bekommen sollen." —

„Wohl, mein Herr, ganz wohl!" erwiderte der Forstmeister, „Sie werben um meine Tochter, das tun auch andere; ich habe als ein Vater für sie zu sorgen, ich gebe Ihnen drei Tage Frist, binnen welcher Sie sich nach einem Schatten umthun mögen; erscheinen Sie binnen drei Tagen vor mir mit einem wohlangepaßten Schatten, so sollen Sie mir willkommen sein, am vierten Tage aber — das sag' ich Ihnen — ist meine Tochter die Frau eines andern." Ich wollte noch versuchen, ein Wort an Mina zu richten, aber sie schloß sich, heftiger schluchzend, fester an ihre Mutter, und diese winkte mir stillschweigend, mich zu entfernen. Ich schwankte hinweg, und mir war's, als schlösse sich hinter mir die Welt zu.

Der liebevollen Aufsicht Bendels entsprungen, durchschweifte ich in irrem Lauf Wälder und Fluren. Angstschweiß troff von meiner Stirne, ein dumpfes Stöhnen entrang sich meiner Brust, in mir tobte Wahnsinn.

Ich weiß nicht, wie lange es so gedauert haben mochte, als ich mich auf einer sonnigen Heide beim Ärmel angehalten fühlte. Ich stand still und sah mich um; es war der Mann im grauen Rock, der sich nach mir außer Atem gelaufen zu haben schien. Er nahm sogleich das Wort:

„Ich hatte mich auf den heutigen Tag angemeldet, Sie haben die Zeit nicht erwarten können. Es steht aber alles noch gut, Sie nehmen Rat an, tauschen Ihren Schatten wieder ein, der Ihnen zu Gebote steht, und kehren sogleich wieder um. Sie sollen in dem Förstergarten willkommen sein, und alles ist nur ein Scherz gewesen; den Rascal, der Sie verraten hat und um ihre Braut wirbt, nehm' ich auf mich, der Kerl ist reif."

Ich stand noch wie im Schlafe da. „Auf den heutigen Tag angemeldet —?" ich überdachte noch einmal die Zeit; er hatte recht, ich hatte mich stets um einen Tag verrechnet. Ich suchte mit der rechten Hand nach dem Seckel auf meiner Brust; er erriet meine Meinung und trat zwei Schritte zurück.

„Nein, Herr Graf, der ist in zu guten Händen, den behalten Sie.“ Ich sah ihn mit stieren Augen, verwundert fragend, an; er fuhr fort: „Ich erbitte mir bloß eine Kleinigkeit zum Andenken: Sie sind nur so gut und unterschreiben mir den Zettel da.“ Auf dem Pergament standen die Worte:

„Kraft dieser meiner Unterschrift vermache ich dem Inhaber dieses meine Seele nach ihrer natürlichen Trennung von meinem Leibe.“

Ich sah mit stummen Staunen die Schrift und den grauen Unbekannten abwechselnd an. Er hatte unterdessen mit einer neu geschnittenen Feder einen Tropfen Bluts aufgefangen, der mir aus einem frischen Dornenriß auf die Hand floß, und hielt sie mir hin.

„Wer sind Sie denn?“ frug ich ihn endlich. „Was tut's,“ gab er mir zur Antwort, „und sieht man es mir nicht an? Ein armer Teufel, gleichsam so eine Art von Gelehrten und Physikus, der von seinen Freunden für vortreffliche Künste schlechten Dank erntet und für sich selber auf Erden keinen andern Spaß hat, als sein bißchen Experimentieren; aber unterschreiben Sie doch. Rechts, da unten. Peter Schlemihl.“

Ich schüttelte mit dem Kopf und sagte: „Verzeihen Sie, mein Herr, das unterschreibe ich nicht,“ „Nicht?“ wiederholte er verwundert, „und warum nicht?“

„Es scheint mir doch gewissermaßen bedenklich, meine Seele an meinen Schatten zu setzen.“ „So, so!“ wiederholte er „bedenklich!“ und er brach in ein lautes Gelächter gegen mich aus. „Und, wenn ich fragen darf, was ist denn das für ein Ding, Ihre Seele? Haben Sie es je gesehen, und was denken Sie damit anzufangen, wenn Sie einst tot sind? Seien Sie doch froh, einen Liebhaber zu finden, der Ihnen bei Lebenszeit noch den Nachlaß dieses X, dieser galvanischen Kraft oder polarisierenden Wirksamkeit, und was alles das närrische Ding sein soll, mit etwas Wirklichem bezahlen will, nämlich mit Ihrem leibhaftigen Schatten, durch den Sie zu der Hand Ihrer Geliebten und zu der Erfüllung aller Ihrer Wünsche gelangen können. Wollen Sie lieber selbst das arme, junge Blut dem niederträchtigen Schurken, dem Rascal zustoßen und ausliefern? Nein, das müssen Sie doch mit eigenen Augen ansehen; kommen Sie, ich leihe Ihnen die Tarnkappe hier“ (er zog etwas aus der Tasche), „und wir wallfahrten ungesehen nach dem Förstergarten.“

Ich muß gestehen, daß ich mich überaus schämte, von diesem Manne ausgelacht zu werden. Er war mir von Herzensgrunde verhaßt, und ich glaube, daß mich dieser persönliche Widerwille mehr

als Grundsätze oder Vorurteile abhielt, meinen Schatten, so notwendig er mir auch war, mit der begehrten Unterschrift zu erkaufen. Auch war mir der Gedanke unerträglich, den Gang, den er mir antrug, in seiner Gesellschaft zu unternehmen. Diesen häßlichen Schleicher, diesen hohnlächelnden Kobold, zwischen mich und meine Geliebte, zwei blutig zerrissene Herzen, spöttisch hintreten zu sehen, empörte mein innigstes Gefühl. Ich nahm, was geschehen war, als verhängt an, mein Elend als unabwendbar, und mich zu dem Manne kehrend, sagte ich ihm:

„Mein Herr, ich habe Ihnen meinen Schatten für diesen an sich sehr vorzüglichen Seckel verkauft, und es hat mich genug gereut. Kann der Handel zurückgehen, in Gottes Namen!" Er schüttelte mit dem Kopf und zog ein sehr finsteres Gesicht. Ich fuhr fort: „So will ich Ihnen auch weiter nichts von meiner Habe verkaufen, sei es auch um den angebotenen Preis meines Schattens, und unterschreibe also nichts. Daraus läßt sich auch abnehmen, daß die Verkappung, zu der Sie mich einladen, ungleich beluftigender für Sie als für mich ausfallen müßte; halten Sie mich also für entschuldigt, und da es einmal nicht anders ist, laßt uns scheiden!" —

„Es ist mir leid, Monsieur Schlemihl, daß Sie eigensinnig das Geschäft von der Hand weisen, das ich Ihnen freundschaftlich anbot. Indessen, vielleicht bin ich ein andermal glücklicher. Auf baldiges Wiedersehn! Apropos, erlauben Sie mir noch, Ihnen zu zeigen, daß ich die Sachen, die ich kaufe, keineswegs verschimmeln lasse, sondern in Ehren halte, und daß sie bei mir gut aufgehoben sind."

Er zog sogleich meinen Schatten aus seiner Tasche, und ihn mit einem geschickten Wurf auf der Heide entfaltend, breitete er ihn auf der Sonnenseite zu seinen Füßen aus, so, daß er zwischen den beiden ihm aufwartenden Schatten, dem meinen und dem seinen, daher ging, denn meiner mußte ihm gleichfalls gehorchen und nach allen seinen Bewegungen sich richten und bequemen.

Als ich nach so langer Zeit einmal meinen armen Schatten wieder sah und ihn zu solchem schnöden Dienst herabgewürdigt fand, eben als ich um seinetwillen in so namenloser Not war, da brach mir das Herz, und ich fing bitterlich zu weinen an. Der Verhaßte stolzierte mit dem mir abgejagten Raub und erneuerte unverschämt seinen Antrag:

„Noch ist er für Sie zu haben; ein Federzug, und Sie retten damit die arme unglückliche Mina aus des Schuftes Klauen in des hochgeehrten Herrn Grafen Arme, wie gesagt, nur ein Federzug." Meine Tränen brachen mit erneuter Kraft hervor, aber ich wandte mich weg und winkte ihm, sich zu entfernen.

Bendel, der voller Sorgen meine Spuren bis hierher verfolgt hatte, traf in diesem Augenblick ein. Als mich die treue, fromme Seele weinend fand und meinen Schatten, denn er war nicht zu verkennen, in der Gewalt des wunderlichen grauen Unbekannten sah, beschloß er gleich, sei es auch mit Gewalt, mich in den Besitz meines Eigentums wieder herzustellen, und da er selbst mit dem zarten Dinge nicht umzugehen verstand, griff er gleich den Mann mit Worten an, und ohne vieles Fragen, gebot er ihm stracks, mir das Meine unverzüglich verabfolgen zu lassen. Dieser, statt aller Antwort, kehrte dem unschuldigen Burschen den Rücken und ging. Bendel aber erhob den Kreuzdornknüttel, den er trug, und, ihm auf den Fersen folgend, ließ er ihn schonungslos unter wiederholtem Befehl, den Schatten herzugeben, die volle Kraft seines nervichten Armes fühlen. Jener, als sei er solcher Behandlung gewohnt, bückte den Kopf, wölbte die Schultern und zog stillschweigend ruhigen Schrittes seinen Weg über die Heide weiter, mir meinen Schatten zugleich und meinen treuen Diener entführend. Ich hörte lange noch den dumpfen Schall durch die Einöde dröhnen, bis er sich endlich in der Entfernung verlor. Einsam war ich wie vorher mit meinem Unglück.

VI.

Allein zurückgeblieben auf der öden Heide, ließ ich unendlichen Tränen freien Lauf, mein armes Herz von namenloser banger Last erleichternd. Aber ich sah meinem überschwenglichen Elend keine Grenzen, keinen Ausgang, kein Ziel, und ich sog besonders mit grimmigem Durst an dem neuen Gifte, das der Unbekannte in meine Wunden gegossen. Als ich Minas Bild vor meine Seele rief, und die geliebte, süße Gestalt bleich und in Tränen mir erschien, wie ich sie zuletzt in meiner Schmach gesehen, da trat frech und höhnend Rascals Schemen zwischen sie und mich; ich verhüllte mein Gesicht und floh durch die Einöde, aber die scheußliche Erscheinung gab mich nicht frei, sondern verfolgte mich im Laufe, bis ich atemlos an den Boden sank und die Erde mit erneuertem Tränenquell befeuchtete.

Und alles um einen Schatten! Und diesen Schatten hätte mir ein Federzug wieder erworben. Ich überdachte den befremdeten Antrag und meine Weigerung. Es war wüst in mir, ich hatte weder Urteil noch Fassungsvermögen mehr.

Der Tag verging. Ich stillte meinen Hunger mit wilden Früchten, meinen Durst im nächsten Bergstrom; die Nacht brach ein, ich lagerte mich unter einem Baum. Der feuchte Morgen weckte mich

aus einem schweren Schlaf, indem ich mich selber wie im Tode röcheln hörte. Bendel mußte meine Spur verloren haben, und es freute mich, es zu denken. Ich wollte nicht unter die Menschen zurückkehren, vor welchen ich schreckhaft floh, wie das scheue Wild des Gebirges. So verlebte ich drei bange Tage.

Ich befand mich am Morgen des vierten auf einer sandigen Ebene, welche die Sonne beschien, und saß auf Felsentrümmern in ihrem Strahl, denn ich liebte jetzt ihren lang entbehrten Anblick zu genießen. Ich nährte still mein Herz mit seiner Verzweiflung. Da schreckte mich ein leises Geräusch auf; ich warf, zur Flucht bereit, den Blick um mich her. Ich sah niemand, aber es kam auf dem sonnigen Sande an mir vorbei geglitten ein Menschenschatten, dem meinigen nicht unähnlich, welcher, allein daher wandelnd, von seinem Herrn abgekommen zu sein schien.

Da erwachte in mir ein mächtiger Trieb. Schatten, dacht' ich, suchst du deinen Herrn? der will ich sein. Und ich sprang hinzu, mich seiner zu bemächtigen; ich dachte nämlich, daß, wenn es mir glückte, in seine Spur zu treten, so, daß er mir an diese Füße käme, er wohl daran hängen bleiben würde und sich mit der Zeit an mich gewöhnen.

Der Schatten, auf meine Bewegung, nahm vor mir die Flucht, und ich mußte auf den leichten Flüchtling eine angestrengte Jagd beginnen, zu der mich allein der Gedanke, mich aus der furchtbaren Lage, in der ich war, zu retten, mit hinreichenden Kräften ausrüsten konnte. Er floh einem freilich noch entfernten Walde zu, in dessen Schatten ich ihn notwendig hätte verlieren müssen, — ich sah's, ein Schreck durchzuckte mir das Herz, fachte meine Begierde an, beflügelte meinen Lauf — ich gewann sichtbarlich auf den Schatten, ich kam ihm nach und nach näher, ich mußte ihn erreichen. Nun hielt er plötzlich an und kehrte sich nach mir um. Wie der Löwe auf seine Beute, so schoß ich mit einem gewaltigen Sprunge hinzu, um ihn in Besitz zu nehmen, und traf unerwartet und hart auf körperlichen Widerstand. Es wurden mir unsichtbar die unerhörtesten Rippenstöße erteilt, die wohl je ein Mensch gefühlt hat.

Die Wirkung des Schreckens war in mir, die Arme krampfhaft zuzuschlagen und fest zu drücken, was ungesehen vor mir stand. Ich stürzte in der schnellen Handlung vorwärts gestreckt auf den Boden; rückwärts aber unter mir ein Mensch, den ich umfaßt hielt, und der jetzt erst sichtbar erschien.

Nun ward mir auch das ganze Ereignis sehr natürlich erklärbar. Der Mann mußte das unsichtbare Vogelnest, welches den, der es hält, nicht aber seinen Schatten unsichtbar macht, erst getragen

und jetzt weggeworfen haben. Ich spähete mit dem Blick umher, entdeckte gar bald den Schatten des unsichtbaren Nestes selbst, sprang auf und hinzu und verfehlte nicht den teuern Raub. Ich hielt unsichtbar, schattenlos das Nest in Händen.

Der schnell sich aufrichtende Mann, sich sogleich nach seinem beglückten Zwinger umsehend, erblickte auf der weiten sonnigen Ebene weder ihn, noch dessen Schatten, nach dem er besonders ängstlich umher lauschte. Denn daß ich an und für mich schattenlos war, hatte er vorher nicht Muße gehabt zu bemerken und konnte es nicht vermuten. Als er sich überzeugt, daß jede Spur verschwunden, kehrte er in der höchsten Verzweiflung die Hand gegen sich selber und raufte sich das Haar aus. Mir aber gab der errungene Schatz die Möglichkeit und die Begierde zugleich, mich wieder unter die Menschen zu mischen. Es fehlte mir nicht an Vorwand gegen mich selber, meinen schnöden Raub zu beschönigen, oder vielmehr ich bedurfte solches nicht, und jedem Gedanken derart zu entweichen, eilte ich hinweg, nach dem Unglücklichen nicht zurückschauend, dessen ängstliche Stimme ich mir noch lange nachhallen hörte. So wenigstens kamen mir damals alle Umstände dieses Ereignisses vor.

Ich brannte nach dem Förstergarten zu gehen und durch mich selbst die Wahrheit dessen zu erkennen, was mir jener Verhaßte verkündigt hatte; ich wußte aber nicht, wo ich war; ich bestieg, um mich in der Gegend umzuschauen, den nächsten Hügel; ich sah von seinem Gipfel das nahe Städtchen und den Förstergarten zu meinen Füßen liegen. Heftig klopfte mir das Herz, und Tränen einer andern Art, als die ich bis dahin vergossen, traten mir in die Augen: ich sollte sie wiedersehen. Bange Sehnsucht beschleunigte meine Schritte auf dem richtigsten Pfad hinab. Ich kam ungesehen an einigen Bauern vorbei, die aus der Stadt kamen. Sie sprachen von mir, Rascaln und dem Förster, ich wollte nichts anhören, ich eilte vorüber.

Ich trat in den Garten, alle Schauer der Erwartung in der Brust. Mir schallte es wie ein Lachen entgegen; mich schauderte. Ich warf einen schnellen Blick um mich her, ich konnte niemanden entdecken. Ich schritt weiter vor, mir war's, als vernähme ich neben mir ein Geräusch wie von Menschentritten; es war aber nichts zu sehen; ich dachte mich von meinem Ohre getäuscht. Es war noch früh, niemand in Graf Peters Laube, noch leer der Garten; ich durchschweifte die bekannten Gänge, ich drang bis nach dem Wohnhause vor. Dasselbe Geräusch verfolgte mich vernehmlicher. Ich setzte mich mit angstvollem Herzen auf eine Bank, die im sonnigen Raume der Haustür gegenüber stand. Es ward mir, als hörte ich

den ungesehenen Kobold sich hohnlachend neben mich setzen. Der Schlüssel ward in der Tür gedreht; sie ging auf, der Forstmeister trat heraus, mit Papieren in der Hand. Ich fühlte mir wie Nebel über den Kopf ziehn, ich sah mich um, und Entsetzen! der Mann im grauen Rock saß neben mir, mit satanischem Lächeln auf mich blickend. Er hatte mir seine Tarnkappe mit über den Kopf gezogen, zu seinen Füßen lagen sein und mein Schatten friedlich neben einander; er spielte nachlässig mit dem bekannten Pergament, das er in der Hand hielt, und, indem der Forstmeister mit den Papieren beschäftigt im Schatten der Laube auf- und abging, beugte er sich vertraulich zu meinem Ohr und flüsterte mir die Worte:

„So hätten Sie denn doch meine Einladung angenommen, und da säßen wir einmal zwei Köpfe unter einer Kappe. Schon recht! schon recht! Nun geben Sie mir aber auch mein Vogelnest zurück, Sie brauchen es nicht mehr und sind ein zu ehrlicher Mann, um es mir vorenthalten zu wollen; doch keinen Dank dafür, ich versichere Sie, daß ich es Ihnen von Herzen gern geliehen habe." Er nahm es unweigerlich aus meiner Hand, steckte es in die Tasche und lachte mich abermals aus, und zwar so laut, daß sich der Forstmeister nach dem Geräusch umsah. Ich saß wie versteinert da.

„Sie müssen mir doch gestehen," fuhr er fort, „daß so eine Kappe viel bequemer ist. Sie deckt doch nicht nur ihren Mann, sondern auch seinen Schatten mit, und noch so viele andere, als er mitzunehmen Lust hat. Sehen Sie, heute führ' ich wieder ihrer zwei." Er lachte wieder. „Merken Sie sich's, Schlemihl, was man anfangs mit Gutem nicht will, das muß man am Ende doch gezwungen. Ich dächte noch, Sie kauften mir das Ding ab, nähmen die Braut zurück, denn noch ist es Zeit, und wir ließen den Rascal am Galgen baumeln; das wird uns ein Leichtes, solange es uns am Stricke nicht fehlt. Hören Sie, ich gebe Ihnen noch meine Mütze in den Kauf."

Die Mutter trat heraus, und das Gespräch begann. „Was macht Mina?" — „Sie weint." — „Einfältiges Kind! es ist doch nicht zu ändern!" — „Freilich nicht, aber sie so früh einem andern zu geben — O Mann, du bist grausam gegen dein eigenes Kind." — „Nein, Mutter, das siehst du sehr falsch. Wenn sie, noch bevor sie ihre doch kindischen Tränen ausgeweint hat, sich als die Frau eines sehr reichen und geehrten Mannes findet, wird sie getröstet aus ihrem Schmerze wie aus einem Traume erwachen und Gott und uns danken, das wirst du sehen!" — „Gott gebe es!" — „Sie besitzt freilich jetzt sehr ansehnliche Güter; aber nach dem Aufsehen, das die unglückliche Geschichte mit dem Abenteurer gemacht hat, glaubst

du, daß sich sobald eine andere, für sie so passende Partie, als der Herr Rascal finden möchte? Weißt du, was für ein Vermögen er besitzt, der Herr Rascal? Er hat für sechs Millionen Güter hier im Lande, frei von allen Schulden, bar bezahlt. Ich habe die Dokumente in Händen gehabt! Er war's, der mir überall das Beste vorweg genommen hat; und außerdem im Portefeuille Papier auf Thomas John für circa viertehalb Millionen." — „Er muß sehr viel gestohlen haben." — „Was sind das wieder für Reden! Er hat weislich gespart, wo verschwendet wurde." — „Ein Mann, der die Livree getragen hat." — „Dummes Zeug! er hat doch einen untadeligen Schatten" — „Du hast recht, aber —"

Der Mann im grauen Rock lachte und sah mich an. Die Türe ging auf, und Mina trat heraus. Sie stützte sich auf den Arm einer Kammerfrau, stille Tränen flossen auf ihre schönen blassen Wangen. Sie setzte sich in einen Sessel, der für sie unter den Linden bereitet war, und ihr Vater nahm einen Stuhl neben ihr. Er faßte zärtlich ihre Hand und redete sie, die heftiger zu weinen anfing, mit zarten Worten an:

„Du bist mein gutes, liebes Kind, du wirst auch vernünftig sein, wirst nicht deinen alten Vater betrüben wollen, der nur dein Glück will; ich begreife es wohl, liebes Herz, daß es dich sehr erschüttert hat, du bist wunderbar deinem Unglück entkommen! Bevor wir den schändlichen Betrug entdeckt, hast du diesen Unwürdigen sehr geliebt; siehe, Mina, ich weiß es und mache dir keine Vorwürfe darüber. Ich selber, liebes Kind, habe ihn auch geliebt, solange ich ihn für einen großen Herrn angesehen habe. Nun siehst du selber ein, wie anders alles geworden. Was! ein jeder Pudel hat ja seinen Schatten, und mein liebes einziges Kind sollte einen Mann — Nein, du denkst auch gar nicht mehr an ihn. Höre, Mina, nun wirbt ein Mann um dich, der die Sonne nicht scheut, ein geehrter Mann, der freilich kein Fürst ist, aber zehn Millionen, zehnmal mehr als du im Vermögen besitzt, ein Mann, der mein liebes Kind glücklich machen wird. Erwidere mir nichts, widersetze dich nicht, sei meine gute, gehorsame Tochter, laß deinen liebenden Vater für dich sorgen, deine Tränen trocknen. Versprich mir, dem Herrn Rascal deine Hand zu geben. Sage, willst du mir dies versprechen?" —

Sie antwortete mit erstorbener Stimme: „Ich habe keinen Willen, keinen Wunsch fürder auf Erden. Geschehe mit mir, was mein Vater will." Zugleich ward Herr Rascal angemeldet und trat frech in den Kreis. Mina lag in Ohnmacht. Mein verhaßter Gefährte blickte mich zornig an und flüsterte mir die schnellen Worte: „Und das

könnten Sie erdulden! Was fließt Ihnen denn statt des Blutes in den Adern?" Er ritzte mir mit einer raschen Bewegung eine leichte Wunde in die Hand, es floß Blut, er fuhr fort: „Wahrhaftig! rotes Blut! So unterschreiben Sie!" Ich hatte das Pergament und die Feder in Händen.

VII.

Ich werde mich deinem Urteile bloßstellen, lieber Chamisso, und es nicht zu bestechen suchen. Ich selbst habe lange strenges Gericht an mir selber vollzogen, denn ich habe den quälenden Wurm in meinem Herzen genährt. Es schwebte immerwährend dieser ernste Moment meines Lebens vor meiner Seele, und ich vermocht' es nur zweifelnden Blickes mit Demut und Zerknirschung anzuschauen. Lieber Freund, wer leichtsinnig nur den Fuß aus der geraden Straße setzt, der wird unversehens in andere Pfade abgeführt, die abwärts und immer abwärts ihn ziehen; er sieht dann umsonst die Leitsterne am Himmel schimmern, ihm bleibt keine Wahl, er muß unaufhaltsam den Abhang hinab und sich selbst der Nemesis opfern. Nach dem übereilten Fehltritt, der den Fluch auf mich geladen, hatt' ich durch Liebe frevelnd in eines andern Wesens Schicksal mich gedrängt; was blieb mir übrig, als, wo ich Verderben gesäet, wo schnelle Rettung von mir geheischt ward, eben rettend blindlings hinzuzuspringen? denn die letzte Stunde schlug. Denke nicht so niedrig von mir, mein Adelbert, als zu meinen, es hätte mich irgend ein geforderter Preis zu teuer gedünkt, ich hätte mit irgend etwas, was nur mein war, mehr als eben mit Gold gekargt. Nein, Adelbert, aber mit unüberwindlichem Hasse gegen diesen rätselhaften Schleicher auf krummen Wegen war meine Seele angefüllt. Ich mochte ihm unrecht tun, doch empörte mich jede Gemeinschaft mit ihm. Auch hier trat, wie so oft schon in mein Leben, und wie überhaupt so oft in die Weltgeschichte, ein Ereignis an die Stelle einer Tat. Später habe ich mich mit mir selber versöhnt. Ich habe erstlich die Notwendigkeit verehren lernen, und was ist mehr, als die getane Tat, das geschehene Ereignis, ihr Eigentum! Dann hab' ich auch diese Notwendigkeit als eine weise Fügung verehren lernen, die durch das gesamte große Getriebe weht, darin wir bloß als mitwirkende, getriebene, treibende Räder eingreifen; was sein soll, muß geschehen; was sein sollte, geschah, und nicht ohne jene Fügung, die ich endlich noch in meinem Schicksale und dem Schicksale derer, die das meine mit angriff, verehren lernte.

Ich weiß nicht, ob ich es der Spannung meiner Seele, unter dem Drange so mächtiger Empfindungen, zuschreiben soll, ob der Erschöpfung meiner physischen Kräfte, die während der letzten Tage ungewohntes Darben geschwächt, ob endlich dem zerstörenden Aufruhr, den die Nähe dieses grauen Unholdes in meiner ganzen Natur erregte, genug, es befiel mich, als es an das Unterschreiben ging, eine tiefe Ohnmacht, und ich lag eine lange Zeit wie in den Armen des Todes.

Fußstampfen und Fluchen waren die ersten Töne, die mein Ohr trafen, als ich zum Bewußtsein zurückkehrte; ich öffnete die Augen, es war dunkel, mein verhaßter Begleiter war scheltend um mich bemüht. „Heißt das nicht wie ein altes Weib sich aufführen! Man raffe sich auf und vollziehe frisch, was man beschlossen, oder hat man sich anders besonnen und will lieber greinen?“ Ich richtete mich mühsam auf von der Erde, wo ich lag, und schaute schweigend um mich. Es war später Abend, aus dem hellerleuchteten Försterhause erscholl festliche Musik, einzelne Gruppen von Menschen wallten durch die Gänge des Gartens. Ein paar traten im Gespräche näher und nahmen Platz auf der Bank, worauf ich früher gesessen hatte. Sie unterhielten sich von der an diesem Morgen vollzogenen Verbindung des reichen Herrn Rascal mit der Tochter des Hauses. Es war also geschehen.

Ich streifte mit der Hand die Tarnkappe des sogleich mir verschwindenden Unbekannten von meinem Haupte weg und eilte stillschweigend, in die tiefste Nacht des Gebüsches mich versenkend, den Weg über Graf Peters Laube einschlagend, dem Ausgange des Gartens zu. Unsichtbar aber geleitete mich mein Plagegeist, mit scharfen Worten verfolgend. „Das ist also der Dank für die Mühe, die man genommen hat, Monsieur, der schwache Nerven hat, den langen lieben Tag hindurch zu pflegen. Und man soll den Narren im Spiele abgeben. Gut, Herr Trotzkopf, fliehen Sie nur vor mir, wir sind doch unzertrennlich. Sie haben mein Gold und ich Ihren Schatten; das läßt uns beiden keine Ruhe. Hat man je gehört, daß ein Schatten von seinem Herrn gelassen hätte? Ihrer zieht mich Ihnen nach, bis Sie ihn wieder zu Gnaden annehmen, und ich ihn los bin. Was Sie versäumt haben, aus frischer Lust zu tun, werden Sie, nur zu spät, aus Überdruß und Langeweile nachholen müssen; man entgeht seinem Schicksale nicht.“ Er sprach aus demselben Tone fort und fort, ich floh umsonst, er ließ nicht nach, und, immer gegenwärtig, redete er höhnend von Gold und Schatten. Ich konnte zu keinem eigenen Gedanken kommen.

Ich hatte durch menschenleere Straßen einen Weg nach meinem

Hause eingeschlagen. Als ich davor stand und es ansah, konnte ich es kaum erkennen; hinter den eingeschlagenen Fenstern brannte kein Licht. Die Türen waren zu, kein Dienervolk regte sich mehr darin. Er lachte laut auf neben mir: „Ja, ja, so geht's! Aber Ihren Bendel finden Sie wohl daheim, den hat man jüngst vorsorglich so müde nach Hause geschickt, daß er es wohl seitdem gehütet haben wird." Er lachte wieder. „Der wird Geschichten zu erzählen haben! Wohlan denn! für heute gute Nacht, auf baldiges Wiedersehen!"

Ich hatte wiederholt geklingelt, es erschien Licht; Bendel frug von innen, wer geklingelt habe. Als der gute Mann meine Stimme erkannte, konnte er seine Freude kaum bändigen; die Tür flog auf, wir lagen weinend einander in den Armen. Ich fand ihn sehr verändert, schwach und krank; mir aber war das Haar ganz grau geworden.

Er führte mich durch die verödeten Zimmer nach einem innern, verschont gebliebenen Gemach; er holte Speise und Trank herbei, wir setzten uns, er fing wieder an zu weinen. Er erzählte mir, daß er letzthin den grau gekleideten, dürren Mann, den er mit meinem Schatten angetroffen hatte, so lange und so weit geschlagen habe, bis er selbst meine Spur verloren und vor Müdigkeit hingesunken sei; daß nachher, wie er mich nicht wieder finden gekonnt, er nach Hause zurückgekehrt, wo bald darauf der Pöbel auf Rascals Anstiften herangestürmt, die Fenster eingeschlagen und seine Zerstörungslust gebüßt. So hatten sie an ihrem Wohltäter gehandelt. Meine Dienerschaft war auseinander geflohen. Die örtliche Polizei hatte mich als verdächtig aus der Stadt verwiesen und mir eine Frist von vierundzwanzig Stunden festgesetzt, um deren Gebiet zu verlassen. Zu dem, was mir von Rascals Reichtum und Vermählung bekannt war, wußte er noch vieles hinzuzufügen. Dieser Böswicht, von dem alles ausgegangen, was hier gegen mich geschehen war, mußte vom Anbeginn mein Geheimnis besessen haben; es schien, er habe, vom Golde angezogen, sich an mich zu drängen gewußt und schon in der ersten Zeit einen Schlüssel zu jenem Goldschrank sich verschafft, wo er den Grund zu dem Vermögen gelegt, das noch zu vermehren er jetzt verschmähen konnte.

Das alles erzählte mir Bendel unter häufigen Tränen und weinte dann wieder vor Freuden, daß er mich wieder sah, mich wieder hatte, und daß, nachdem er lange gezweifelt, wohin das Unglück mich gebracht haben möchte, er mich es ruhig und gefaßt ertragen sah. Denn solche Gestaltung hatte nun die Verzweiflung in mir genommen. Ich sah mein Elend riesengroß, unwandelbar vor mir, ich

hatte ihm meine Tränen ausgeweint. Es konnte kein Geschrei mehr aus meiner Brust pressen, ich trug ihm kalt und gleichgültig mein entblößtes Haupt entgegen.

„Bendel," hub ich an, „du weißt mein Los. Nicht ohne früheres Verschulden trifft mich schwere Strafe. Du sollst länger nicht, unschuldiger Mann, dein Schicksal an das meine binden, ich will es nicht. Ich reite die Nacht noch fort, sattle mir ein Pferd, ich reite allein; du bleibst, ich will's. Es müssen hier noch einige Kisten Goldes liegen, das behalte du. Ich werde allein unstät in der Welt wandern; wann mir aber je eine heitere Stunde wieder lacht, und das Glück mich versöhnt anblickt, dann will ich deiner getreu gedenken, denn ich habe an deiner getreuen Brust in schweren, schmerzlichen Stunden geweint."

Mit gebrochenem Herzen mußte der Redliche diesem letzten Befehle seines Herrn, worüber er in der Seele erschrak, gehorchen; ich war seinen Bitten, seinen Vorstellungen taub, blind seinen Tränen; er führte mir das Pferd vor. Ich drückte noch einmal den Weinenden an meine Brust, schwang mich in den Sattel und entfernte mich unter dem Mantel der Nacht von dem Grabe meines Lebens, unbekümmert, welchen Weg mein Pferd mich führen würde; denn ich hatte weiter auf Erden kein Ziel, keinen Wunsch, keine Hoffnung.

VIII.

Es gesellte sich bald ein Fußgänger zu mir, welcher mich bat, nachdem er eine Weile neben meinem Pferde geschritten war, da wir doch denselben Weg hielten, einen Mantel, den er trug, hinten auf mein Pferd legen zu dürfen; ich ließ es stillschweigend geschehen. Er dankte mir mit leichtem Anstand für den leichten Dienst, lobte mein Pferd, nahm daraus Gelegenheit, das Glück und die Macht der Reichen hoch zu preisen und ließ sich, ich weiß nicht wie, in eine Art von Selbstgespräch ein, bei dem er mich bloß zum Zuhörer hatte.

Er entfaltete seine Ansichten von dem Leben und der Welt und kam sehr bald auf die Metaphysik, an die die Forderung erging, das Wort aufzufinden, das aller Rätsel Lösung sei. Er setzte die Aufgabe mit vieler Klarheit auseinander und schritt fürder zu deren Beantwortung.

Du weißt, mein Freund, daß ich deutlich erkannt habe, seitdem ich den Philosophen durch die Schule gelaufen, daß ich zur philosophischen Spekulation keineswegs berufen bin, und daß ich mir

dieses Feld völlig abgesprochen habe; ich habe seither vieles auf sich beruhen lassen, vieles zu wissen und zu begreifen Verzicht geleistet und bin, wie du es mir selber geraten, meinem geraden Sinn vertrauend, der Stimme in mir, soviel es in meiner Macht gewesen, auf dem eigenen Wege gefolgt. Nun schien mir dieser Redekünstler mit großem Talent ein fest gefügtes Gebäude aufzuführen, das in sich selbst begründet sich emportrug und wie durch eine innere Notwendigkeit bestand. Nur vermißt' ich ganz in ihm, was ich eben darin hätte suchen wollen, und so ward es mir zu einem bloßen Kunstwerk, dessen zierliche Geschlossenheit und Vollendung dem Auge allein zur Ergötzung diente; aber ich hörte dem wohlberedten Manne gerne zu, der meine Aufmerksamkeit von meinen Leiden auf sich selbst abgelenkt, und hätte mich ihm willig ergeben, wenn er meine Seele wie meinen Verstand in Anspruch genommen hätte.

Mittlerweile war die Zeit hingegangen, und unbemerkt hatte schon die Morgendämmerung den Himmel erhellt; ich erschrak, als ich mit einemmal aufblickte und im Osten die Pracht der Farben sich entfalten sah, die die nahe Sonne verkünden, und gegen sie war in dieser Stunde, wo die Schlagschatten mit ihrer ganzen Ausdehnung prunken, kein Schutz, kein Bollwerk in der offenen Gegend zu ersehn! und ich war nicht allein! Ich warf einen Blick auf meinen Begleiter und erschrak wieder. Es war kein anderer, als der Mann im grauen Rock.

Er lächelte über meine Bestürzung und fuhr fort, ohne mich zum Wort kommen zu lassen: „Laßt doch, wie es einmal in der Welt Sitte ist, unsern wechselseitigen Vorteil uns auf eine Weile verbinden; zu scheiden haben wir immer noch Zeit. Die Straße hier längs dem Gebirge, ob Sie gleich noch nicht daran gedacht haben, ist doch die einzige, die Sie vernünftigerweise einschlagen können; hinab in das Tal dürfen Sie nicht und über das Gebirg werden Sie noch weniger zurückkehren wollen, von wo Sie hergekommen sind; diese ist auch gerade meine Straße. Ich sehe Sie schon vor der aufgehenden Sonne erblassen. Ich will Ihnen Ihren Schatten auf die Zeit unserer Gesellschaft leihen, und Sie dulden mich dafür in Ihrer Nähe; Sie haben so Ihren Beutel nicht mehr bei sich; ich will Ihnen gute Dienste leisten. Sie lieben mich nicht, das ist mir leid. Sie können mich darum doch benutzen. Der Teufel ist nicht so schwarz, als man ihn malt. Gestern haben Sie mich geärgert, das ist wahr, heute will ich's Ihnen nicht nachtragen, und ich habe Ihnen schon den Weg bis hierher verkürzt, das müssen Sie selbst gestehen. Nehmen Sie doch nur einmal Ihren Schatten auf Probe wieder an."

Die Sonne war aufgegangen, auf der Straße kamen uns Menschen entgegen; ich nahm, obgleich mit innerlichem Widerwillen, den Antrag an. Er ließ lächelnd meinen Schatten zur Erde gleiten, der alsbald seine Stelle auf des Pferdes Schatten einnahm und lustig neben mir hertrabte. Mir war sehr seltsam zumut. Ich ritt an einem Trupp Landleute vorbei, die vor einem wohlhabenden Mann ehrerbietig mit entblößtem Haupte Platz machten. Ich ritt weiter und blickte gierigen Auges und klopfenden Herzens seitwärts vom Pferde herab auf diesen sonst meinen Schatten, den ich jetzt von einem Fremden, ja von einem Feinde erborgt hatte.

Dieser ging unbekümmert nebenher und pfiff eben ein Liedchen. Er zu Fuß, ich zu Pferd, ein Schwindel ergriff mich, die Versuchung war zu groß, ich wandte plötzlich die Zügel, drückte beide Sporen an, und so in voller Karriere einen Seitenweg eingeschlagen; aber ich entführte den Schatten nicht, der bei der Wendung vom Pferde glitt und seinen gesetzmäßigen Eigentümer auf der Landstraße erwartete. Ich mußte beschämt umlenken; der Mann im grauen Rocke, als er ungestört sein Liedchen zu Ende gebracht, lachte mich aus, setzte mir den Schatten wieder zurecht und belehrte mich, er würde erst an mir festhangen und bei mir bleiben wollen, wenn ich ihn wiederum als rechtmäßiges Eigentum besitzen würde. „Ich halte Sie," fuhr er fort, „am Schatten fest, und Sie kommen mir nicht los. Ein reicher Mann, wie Sie, braucht einmal einen Schatten, das ist nicht anders, Sie sind nur darin zu tadeln, daß Sie es nicht früher eingesehen haben."

Ich setzte meine Reise auf derselben Straße fort; es fanden sich bei mir alle Bequemlichkeiten des Lebens und selbst ihre Pracht wieder ein; ich konnte mich frei und leicht bewegen, da ich einen, obgleich nur erborgten, Schatten besaß, und ich flößte überall die Ehrfurcht ein, die der Reichtum gebietet; aber ich hatte den Tod im Herzen. Mein wundersamer Begleiter, der sich selbst für den unwürdigen Diener des reichsten Mannes in der Welt ausgab, war von einer außerordentlichen Dienstfertigkeit, über die Maßen gewandt und geschickt, der wahre Inbegriff eines Kammerdieners für einen reichen Mann, aber er wich nicht von meiner Seite und führte unaufhörlich das Wort gegen mich, stets die größte Zuversicht an den Tag legend, daß ich endlich, sei es auch nur, um ihn los zu werden, den Handel mit dem Schatten abschließen würde. Er war mir eben so lästig als verhaßt. Ich konnte mich ordentlich vor ihm fürchten. Ich hatte mich von ihm abhängig gemacht. Er hielt mich, nachdem er mich in die Herrlichkeit der Welt, die ich floh, zurückgeführt hatte. Ich mußte seine Beredsamkeit über mich ergehen lassen und fühlte

schier, er habe recht. Ein Reicher muß in der Welt einen Schatten haben, und sobald ich den Stand behaupten wollte, den er mich wieder geltend zu machen verleitet hatte, war nur ein Ausgang zu ersehen. Dieses aber stand bei mir fest, nachdem ich meine Liebe hingeopfert, nachdem mir das Leben verblaßt war, wollt' ich meine Seele nicht, sei es um alle Schatten der Welt, dieser Kreatur verschreiben. Ich wußte nicht, wie es enden sollte.

Wir saßen einst vor einer Höhle, welche die Fremden, die das Gebirg bereisen, zu besuchen pflegen. Man hört dort das Gebrause unterirdischer Ströme aus ungemessener Tiefe heraufschallen, und kein Grund scheint den Stein, den man hineinwirft, in seinem hallenden Fall aufzuhalten. Er malte mir, wie er öfters tat, mit verschwenderischer Einbildungskraft und im schimmernden Reize der glänzendsten Farben, sorgfältig ausgeführte Bilder von dem, was ich in der Welt, kraft meines Seckels, ausführen würde, wenn ich erst meinen Schatten wieder in meine Gewalt hätte. Die Ellenbogen auf die Kniee gestützt, hielt ich mein Gesicht in meinen Händen verborgen und hörte dem Falschen zu, das Herz zwiefach geteilt zwischen der Verführung und dem strengen Willen in mir. Ich konnte bei solchem innerlichen Zwiespalt länger nicht ausdauern und begann den entscheidenden Kampf:

„Sie scheinen, mein Herr, zu vergessen, daß ich Ihnen zwar erlaubt habe, unter gewissen Bedingungen in meiner Begleitung zu bleiben, daß ich mir aber meine völlige Freiheit vorbehalten habe." — „Wenn Sie befehlen, so pack' ich ein." Die Drohung war ihm geläufig. Ich schwieg; er setzte sich gleich daran, meinen Schatten wieder zusammenzurollen. Ich erblaßte, aber ich ließ es stumm geschehen. Es erfolgte ein langes Stillschweigen. Er nahm zuerst das Wort:

„Sie können mich nicht leiden, mein Herr, Sie hassen mich, ich weiß es; doch warum hassen Sie mich? Ist es etwa, weil Sie mich auf öffentlicher Straße angefallen und mir mein Vogelnest mit Gewalt zu rauben gemeint? oder ist es darum, daß Sie mein Gut, den Schatten, den Sie Ihrer bloßen Ehrlichkeit anvertraut glaubten, mir diebischer Weise zu entwenden gesucht haben? Ich meinerseits hasse Sie darum nicht; ich finde ganz natürlich, daß Sie alle Ihre Vorteile, List und Gewalt geltend zu machen suchen; daß Sie übrigens die allerstrengsten Grundsätze haben und wie die Ehrlichkeit selbst denken, ist eine Liebhaberei, wogegen ich auch nichts habe. Ich denke in der Tat nicht so streng an Sie; ich handle bloß, wie Sie denken. Oder hab' ich Ihnen etwa irgend wann den Daumen auf die Gurgel gedrückt, um Ihre wertefte Seele, zu der ich einmal Lust

habe, an mich zu bringen? Hab' ich von wegen meines ausgetauschten Seckels einen Diener auf Sie losgelassen? hab' ich Ihnen damit durchzugehen versucht?" Ich hatte dagegen nichts zu erwidern; er fuhr fort: „Schon recht, mein Herr, schon recht! Sie können mich nicht leiden; auch das begreife ich wohl und verarge es Ihnen weiter nicht. Wir müssen scheiden, das ist klar, und auch Sie fangen an, mir sehr langweilig vorzukommen. Um sich also meiner fernern beschämenden Gegenwart völlig zu entziehen, rate ich Ihnen noch einmal: Kaufen Sie mir das Ding ab." — Ich hielt ihm den Seckel hin. „Um den Preis?" — „Nein!" — Ich seufzte schwer auf und nahm wieder das Wort: „Auch also. Ich dringe darauf, mein Herr, laßt uns scheiden, vertreten Sie mir länger nicht den Weg auf einer Welt, die hoffentlich geräumig genug ist für uns beide." Er lächelte und erwiderte: „Ich gehe, mein Herr, zuvor aber will ich Sie unterrichten, wie Sie mir klingeln können, wenn Sie je Verlangen nach Ihrem untertänigsten Knecht tragen sollten. Sie brauchen nur Ihren Seckel zu schütteln, daß die ewigen Goldstücke darinnen rasseln, der Ton zieht mich augenblicklich an. Ein jeder denkt auf seinen Vorteil in dieser Welt; Sie sehen, daß ich auf Ihren zugleich bedacht bin, denn ich eröffne Ihnen offenbar eine neue Kraft. O dieser Seckel! Und hätten gleich die Motten Ihren Schatten schon aufgefressen, der würde noch ein starkes Band zwischen uns sein. Genug, Sie haben mich an meinem Gold, befehlen Sie auch in der Ferne über Ihren Knecht, Sie wissen, daß ich mich meinen Freunden dienstfertig genug erweisen kann, und daß die Reichen besonders gut mit mir stehen; Sie haben es selbst gesehen. Nur Ihren Schatten, mein Herr — das lassen Sie sich gesagt sein — nie wieder, als unter einer einzigen Bedingung."

Gestalten der alten Zeit traten vor meine Seele. Ich frug ihn schnell: „Hatten Sie eine Unterschrift vom Herrn John?" Er lächelte. „Mit einem so guten Freund hab' ich es keineswegs nötig gehabt." — „Wo ist er? bei Gott, ich will es wissen!" Er steckte zögernd die Hand in die Tasche, und daraus bei den Haaren hervorgezogen erschien Thomas Johns bleiche, entstellte Gestalt, und die blauen Leichenlippen bewegten sich zu schweren Worten: „Justo judicio Dei judicatus sum; Justo judicio Dei condemnatus sum." Ich entsetzte mich, und schnell den klingenden Seckel in den Abgrund werfend, sprach ich zu ihm die letzten Worte: „So beschwör' ich dich im Namen Gottes, Entsetzlicher! hebe dich von dannen, und lasse dich nie wieder vor meinen Augen blicken!" Er erhob sich finster und verschwand sogleich hinter den Felsenmassen, die den wild bewachsenen Ort begrenzten.

IX.

Ich saß da ohne Schatten und ohne Geld; aber ein schweres Gewicht war von meiner Brust genommen, ich war heiter. Hätte ich nicht auch meine Liebe verloren, oder hätt' ich mich nur bei deren Verlust vorwurfsfrei gefühlt, ich glaube, ich hätte glücklich sein können; ich wußte aber nicht, was ich anfangen sollte. Ich durchsuchte meine Taschen und fand noch einige Goldstücke darin; ich zählte sie und lachte. Ich hatte meine Pferde unten im Wirtshause, ich schämte mich, dahin zurückzukehren, ich mußte wenigstens den Untergang der Sonne erwarten; sie stand noch hoch am Himmel. Ich legte mich in den Schatten der nächsten Bäume und schlief ruhig ein.

Anmutige Bilder verwoben sich mir im luftigen Tanze zu einem gefälligen Traum. Mina, einen Blumenkranz in den Haaren, schwebte an mir vorüber und lächelte mich freundlich an. Auch der ehrliche Bendel war mit Blumen bekränzt und eilte mit freundlichem Gruße vorüber. Viele sah ich noch, und wie mich dünkt, auch dich, Chamisso, im fernen Gewühl; ein helles Licht schien, es hatte aber keiner einen Schatten, und was seltsamer ist, es sah nicht übel aus, — Blumen und Lieder, Liebe und Freude, unter Palmenhainen. Ich konnte die beweglichen, leicht verwehten, lieblichen Gestalten weder festhalten noch deuten; aber ich weiß, daß ich gerne solchen Traum träumte und mich vor dem Erwachen in acht nahm; ich wachte wirklich schon und hielt noch die Augen zu, um die weichenden Erscheinungen länger vor meiner Seele zu behalten.

Ich öffnete endlich die Augen, die Sonne stand noch am Himmel, aber im Osten; ich hatte die Nacht verschlafen. Ich nahm es für ein Zeichen, daß ich nicht nach dem Wirtshause zurückkehren sollte. Ich gab leicht, was ich dort noch besaß, verloren und beschloß, eine Nebenstraße, die durch den waldbewachsenen Fuß des Gebirges führte, zu Fuß einzuschlagen, dem Schicksal es anheimstellend, was es mit mir vorhatte, zu erfüllen. Ich schaute nicht hinter mich zurück und dachte auch nicht daran, an Bendel, den ich reich zurückgelassen hatte, mich zu wenden, welches ich allerdings gekonnt hätte. Ich sah mich an auf den neuen Charakter, den ich in der Welt bekleiden sollte. Mein Anzug war sehr bescheiden. Ich hatte eine alte schwarze Kurtka an, die ich schon in Berlin getragen, und die mir, ich weiß nicht wie, zu dieser Reise erst wieder in die Hand gekommen war. Ich hatte sonst eine Reisemütze auf dem Kopf und ein Paar alte Stiefeln an den Füßen. Ich erhob mich,

schnitt mir an selbiger Stelle einen Knotenstock zum Andenken und trat sogleich meine Wanderung an.

Ich begegnete im Wald einem alten Bauer, der mich freundlich begrüßte, und mit dem ich mich in Gespräch einließ. Ich erkundigte mich wie ein wißbegieriger Reisender, erst nach dem Wege, dann nach der Gegend und deren Bewohnern, den Erzeugnissen des Gebirges und derlei mehr. Er antwortete verständig und redselig auf meine Fragen. Wir kamen an das Bette eines Bergstromes, der über einen weiten Strich des Waldes seine Verwüstung verbreitet hatte. Mich schauderte innerlich vor dem sonnenhellen Raum; ich ließ den Landmann vorangehen. Er hielt aber mitten im gefährlichen Orte still und wandte sich zu mir, um mir die Geschichte dieser Verwüstung zu erzählen. Er bemerkte bald, was mir fehlte, und hielt mitten in seiner Rede ein: „Aber wie geht denn das zu, der Herr hat ja keinen Schatten!“ — „Leider! leider!“ erwiderte ich seufzend. „Es sind mir während einer bösen langen Krankheit Haare, Nägel und Schatten ausgegangen. Seht, Vater, in meinem Alter, die Haare, die ich wieder gekriegt habe, ganz weiß, die Nägel sehr kurz, und der Schatten, der will noch nicht wieder wachsen.“ — „Ei! ei!“ versetzte der alte Mann kopfschüttelnd, „keinen Schatten, das ist bös! das war eine böse Krankheit, die der Herr gehabt hat.“ Aber er hub seine Erzählung nicht wieder an, und bei dem nächsten Querweg, der sich darbot, ging er, ohne ein Wort zu sagen, von mir ab. Bittere Tränen zitterten aufs neue auf meinen Wangen, und meine Heiterkeit war hin.

Ich setzte traurigen Herzens meinen Weg fort und suchte ferner keines Menschen Gesellschaft. Ich hielt mich im dunkelsten Wald und mußte manchmal, um über einen Strich, wo die Sonne schien, zu kommen, stundenlang darauf warten, daß mir keines Menschen Aug' den Durchgang verbot. Am Abend suchte ich Herberge in den Dörfern zu nehmen. Ich ging eigentlich nach einem Bergwerk im Gebirge, wo ich Arbeit unter der Erde zu finden gedachte; denn, davon abgesehen, daß meine jetzige Lage mir gebot, für meinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen, hatte ich dieses wohl erkannt, daß mich allein angestrengte Arbeit gegen meine zerstörenden Gedanken schützen könnte.

Ein paar regnichte Tage förderten mich leicht auf den Weg, aber auf Kosten meiner Stiefel, deren Sohlen für den Grafen Peter und nicht für den Fußknecht berechnet worden. Ich ging schon auf den bloßen Füßen. Ich mußte ein Paar neue Stiefel anschaffen. Am nächsten Morgen besorgte ich dieses Geschäft mit vielem Ernst in einem Flecken, wo Kirmes war, und wo in einer

Bude alte und neue Stiefel zu Kauf standen. Ich wählte und handelte lange. Ich mußte auf ein Paar neue, die ich gern gehabt hätte, Verzicht leisten; mich schreckte die unbillige Forderung. Ich begnügte mich also mit alten, die noch gut und stark waren, und die mir der schöne, blondlockige Knabe, der die Bude hielt, gegen gleich bare Bezahlung, freundlich lächelnd einhändigte, indem er mir Glück auf den Weg wünschte. Ich zog sie gleich an und ging zum nördlich gelegenen Tor aus dem Ort.

Ich war in meinem Gedanken sehr vertieft und sah kaum, wo ich den Fuß hinsetzte, denn ich dachte an das Bergwerk, wo ich auf den Abend noch anzulangen hoffte, und wo ich nicht recht wußte, wie ich mich ankündigen sollte. Ich war noch keine zweihundert Schritte gegangen, als ich bemerkte, daß ich aus dem Wege gekommen war; ich sah mich danach um, ich befand mich in einem wüsten, uralten Tannenwalde, woran die Axt nie gelegt worden zu sein schien. Ich drang noch einige Schritte vor, ich sah mich mitten unter öden Felsen, die nur mit Moos und Steinbrecharten bewachsen waren, und zwischen welchen Schnee- und Eisfelder lagen. Die Luft war sehr kalt, ich sah mich um, der Wald war hinter mir verschwunden. Ich machte noch einige Schritte; um mich herrschte die Stille des Todes, unabsehbar dehnte sich das Eis, worauf ich stand, und worauf ein dichter Nebel schwer ruhte; die Sonne stand blutig am Rande des Horizontes. Die Kälte war unerträglich. Ich wußte nicht, wie mir geschehen war; der erstarrende Frost zwang mich, meine Schritte zu beschleunigen, ich vernahm nur das Gebrause ferner Gewässer, ein Schritt, und ich war am Eisufer eines Ozeans. Unzählbare Herden von Seehunden stürzten sich vor mir rauschend in die Flut. Ich folgte diesem Ufer, ich sah wieder nackte Felsen, Land, Birken- und Tannenwälder, ich lief noch ein paar Minuten gerade vor mir hin. Es war erstickend heiß, ich sah mich um, ich stand zwischen schön gebauten Reisfeldern unter Maulbeerbäumen. Ich setzte mich in deren Schatten, ich sah nach meiner Uhr, ich hatte vor nicht einer Viertelstunde den Marktflecken verlassen. Ich glaubte zu träumen, ich biß mich in die Zunge, um mich zu erwecken; aber ich wachte wirklich. Ich schloß die Augen zu, um meine Gedanken zusammen zu fassen. Ich hörte vor mir seltsame Silben durch die Nase zählen; ich blickte auf. Zwei Chinesen an der asiatischen Gesichtsbildung unverkennbar, wenn ich auch ihrer Kleidung keinen Glauben beimessen wollte, redeten mich mit landesüblichen Begrüßungen in ihrer Sprache an; ich stand auf und trat zwei Schritte zurück. Ich sah sie nicht mehr, die Landschaft war ganz verändert, Bäume, Wälder statt der Reisfelder. Ich betrachtete diese Bäume

und die Kräuter, die um mich blühten; die ich kannte, waren südöstlich asiatische Gewächse; ich wollte auf den einen Baum zugehen, ein Schritt — und wiederum alles verändert. Ich trat nun an, wie ein Rekrut, der geübt wird, und schritt langsam, gesetzt einher. Wunderbar veränderliche Länder, Fluren, Auen, Gebirge, Steppen, Sandwüsten entrollen sich vor meinem staunenden Blick; es war kein Zweifel, ich hatte Siebenmeilenstiefel an den Füßen.

X.

Ich fiel in stummer Andacht auf meine Kniee und vergoß Tränen des Dankes, denn klar stand plötzlich meine Zukunft vor meiner Seele. Durch frühe Schuld von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, ward ich zum Ersatz an die Natur, die ich stets geliebt, gewiesen, die Erde mir zu einem reichen Garten gegeben, das Studium zur Richtung und Kraft meines Lebens, zu seinem Ziel die Wissenschaft. Es war nicht ein Entschluß, den ich faßte. Ich habe nur seitdem, was da hell und vollendet im Urbild vor mein inneres Auge trat, getreu im stillen, strengen, unausgesetzten Fleiß darzustellen gesucht, und meine Selbstzufriedenheit hat von dem Zusammenfallen des Dargestellten mit dem Urbild abgehangen.

Ich raffte mich auf, um ohne Zögern mit flüchtigem Überblick Besitz von dem Felde zu nehmen, wo ich künftig ernten wollte. Ich stand auf den Höhen des Tibet, und die Sonne, die mir vor wenigen Stunden aufgegangen war, neigte sich hier schon am Abendhimmel; ich durchwanderte Asien von Osten gegen Westen, sie in ihrem Lauf einholend, und trat in Afrika ein. Ich sah mich neugierig darin um, indem ich es wiederholt in allen Richtungen durchmaß. Wie ich durch Ägypten die alten Pyramiden und Tempel angaffte, erblickte ich in der Wüste unfern des hunderttorigen Theben die Höhlen, wo christliche Einsiedler sonst wohnten. Es stand plötzlich fest und klar in mir, hier ist dein Haus. Ich erkor eine der verborgensten, die zugleich geräumig, bequem und den Schakalen unzugänglich war, zu meinem künftigen Aufenthalte und setzte meinen Stab weiter.

Ich trat bei den Herkules-Säulen nach Europa über, und nachdem ich seine südlichen und nördlichen Provinzen in Augenschein genommen, trat ich von Nordasien über den Polargletscher nach Grönland und Amerika über, durchschweifte die beiden Teile dieses Kontinents, und der Winter, der schon im Süden herrschte, trieb mich schnell vom Kap Horn nordwärts zurück.

Ich verweilte mich, bis es im östlichen Asien Tag wurde, und setzte erst nach einiger Ruh' meine Wanderung fort. Ich verfolgte durch beide Amerika die Bergkette, die die höchsten bekannten Unebenheiten unserer Kugel in sich faßt. Ich schritt langsam und vorsichtig von Gipfel zu Gipfel, bald über flammende Vulkane, bald über beschneite Kuppeln, oft mit Mühe atmend; ich erreichte den Eliasberg und sprang über die Beringstraße nach Asien. Ich verfolgte dessen östliche Küsten in ihren vielfachen Wendungen und untersuchte mit besonderer Aufmerksamkeit, welche der dort gelegenen Inseln mir zugänglich wären. Von der Halbinsel Malakka trugen mich meine Stiefel auf Sumatra, Java, Bali und Lamboc; ich versuchte, selbst oft mit Gefahr, und dennoch immer vergebens, mir über die kleinen Inseln und Felsen, wovon dieses Meer starrt, einen Übergang nordwestlich nach Borneo und andern Inseln dieses Archipelagus zu bahnen. Ich mußte die Hoffnung aufgeben. Ich setzte mich endlich auf die äußerste Spitze von Lamboc nieder, und das Gesicht gegen Süden und Osten gewendet, weint' ich wie am festverschlossenen Gitter meines Kerkers, daß ich doch so bald meine Begrenzung gefunden. Das merkwürdige, zum Verständnis der Erde und ihres sonnengewirkten Kleides, der Pflanzen- und Tierwelt, so wesentlich notwendige Neuholland und die Südsee mit ihren Zophyten-Inseln waren mir untersagt, und so war im Umsprunge schon alles, was ich sammeln und erbauen sollte, bloßes Fragment zu bleiben verdammt. O mein Adelbert, was ist es doch um die Bemühungen der Menschen!

Oft habe ich im strengsten Winter der südlichen Halbkugel vom Kap Horn aus jene zweihundert Schritt, die mich etwa vom Land van Diemen und Neuholland trennten, selbst unbekümmert um die Rückkehr, und sollte sich dieses schlechte Land über mich wie der Deckel meines Sarges schließen, über den Polargletscher westwärts zurück zu legen versucht, habe über Treibeis mit törichtem Wagnis verzweiflungsvolle Schritte getan, der Kälte und dem Meere Trotz geboten. Umsonst, noch bin ich auf Neuholland nicht gewesen; ich kam dann jedesmal auf Lamboc zurück und setzte mich auf seine äußerste Spitze nieder und weinte wieder, das Gesicht gen Süden und Osten gewendet, wie am festverschlossenen Gitter meines Kerkers.

Ich riß mich endlich von dieser Stelle und trat mit traurigem Herzen wieder in das innere Asien; ich durchschweifte es fürder, die Morgendämmerung nach Westen verfolgend, und kam noch in der Nacht in die Thebais zu meinem vorbestimmten Hause, das ich in den gestrigen Nachmittagsstunden berührt hatte.

Sobald ich etwas ausgeruht, und es Tag über Europa war,

ließ ich meine erste Sorge sein, alles anzuschaffen, was ich bedurfte. Zuvörderst Hemmschuhe, denn ich hatte erfahren, wie unbequem es sei, seinen Schritt nicht anders verkürzen zu können, um nahe Gegenstände gemächlich zu untersuchen, als indem man die Stiefel auszieht. Ein Paar Pantoffeln überzogen, hatten völlig die Wirkung, die ich mir davon versprach, und späterhin trug ich sogar deren immer zwei Paar bei mir, weil ich öfters welche von den Füßen warf, ohne Zeit zu haben sie aufzuheben, wenn Löwen, Menschen oder Hyänen mich beim Botanisieren aufschreckten. Meine sehr gute Uhr war auf die kurze Dauer meiner Gänge ein vortreffliches Chronometer. Ich brauchte noch außerdem einen Sextanten, einige physikalische Instrumente und Bücher.

Ich machte, dieses alles herbei zu schaffen, etliche bange Gänge nach London und Paris, die ein mir günstiger Nebel eben beschattete. Als der Rest meines Zaubergoldes erschöpft war, bracht' ich leicht zu findendes afrikanisches Elfenbein als Bezahlung herbei, wobei ich freilich die kleinsten Zähne, die meine Kräfte nicht überstiegen, auswählen mußte. Ich war bald mit allem versehen und ausgerüstet, und ich fing sogleich als privatisierender Gelehrter meine neue Lebensweise an.

Ich streifte auf der Erde umher, bald ihre Höhen, bald die Temperatur ihrer Quellen und die der Luft messend, bald Tiere beobachtend, bald Gewächse untersuchend; ich eilte von dem Äquator nach dem Pole, von der einen Welt nach der andern, Erfahrungen mit Erfahrungen vergleichend. Die Eier der afrikanischen Strauße oder der nördlichen Seevögel und Früchte, besonders der Tropen-Palmen und Bananen, waren meine gewöhnlichste Nahrung. Für mangelndes Glück hatt' ich als Surrogat die Nicotiana, und für menschliche Teilnahme am Bande die Liebe eines treuen Pudels, der mir meine Höhle in der Thebais bewachte und, wenn ich mit neuen Schätzen beladen zu ihm zurückkehrte, freudig an mich sprang und es mich doch menschlich empfinden ließ, daß ich nicht allein auf der Erde sei. Noch sollte mich ein Abenteuer unter die Menschen zurückführen.

XI.

Als ich einst auf Nordlandsküsten, meine Stiefel gehemmt, Flechten und Algen sammelte, trat mir unversehens um die Ecke eines Felsens ein Eisbär entgegen. Ich wollte, nach weggeworfenen Pantoffeln, auf eine gegenüberliegende Insel treten, zu der mir ein

dazwischen aus den Wellen hervorragender nackter Felsen den Übergang bahnte. Ich trat mit dem einen Fuß auf den Felsen fest auf und stürzte auf der andern Seite in das Meer, weil mir unbemerkt der Pantoffel am andern Fuß haften geblieben war.

Die große Kälte ergriff mich, ich rettete mit Mühe mein Leben aus dieser Gefahr; sobald ich Land hielt, lief ich, so schnell ich konnte, nach der libyschen Wüste, um mich da an der Sonne zu trocknen. Wie ich ihr aber ausgesetzt war, brannte sie mir so heiß auf den Kopf, daß ich sehr krank wieder nach Norden taumelte. Ich suchte durch heftige Bewegung mir Erleichterung zu verschaffen und lief mit unsichern, raschen Schritten von Westen nach Osten und von Osten nach Westen. Ich befand mich bald in dem Tag und bald in der Nacht, bald im Sommer und bald in der Winterkälte.

Ich weiß nicht, wie lange ich mich so auf der Erde herumtaumelte. Ein brennendes Fieber glühte durch meine Adern, ich fühlte mit großer Angst die Besinnung mich verlassen. Noch wollte das Unglück, daß ich bei so unvorsichtigem Laufen jemandem auf den Fuß trat. Ich mochte ihm weh getan haben; ich erhielt einen starken Stoß, und ich fiel hin.

Als ich zuerst zum Bewußtsein zurückkehrte, lag ich gemächlich in einem guten Bette, das unter vielen anderen Betten in einem geräumigen und schönen Saale stand. Es saß mir jemand zu Häupten; es gingen Menschen durch den Saal von einem Bette zum andern. Sie kamen vor das meine und unterhielten sich von mir. Sie nannten mich aber Numero Zwölf, und an der Wand zu meinen Füßen stand doch ganz gewiß — es war keine Täuschung, ich konnte es deutlich lesen — auf schwarzer Marmortafel mit großen goldenen Buchstaben mein Name

PETER SCHLEMIHL

ganz richtig geschrieben. Auf der Tafel standen noch unter meinem Namen zwei Reihen Buchstaben; ich war aber zu schwach, um sie zusammen zu bringen, ich machte die Augen wieder zu.

Ich hörte etwas, worin von Peter Schlemihl die Rede war, laut und vernehmlich ablesen, ich konnte aber den Sinn nicht fassen; ich sah einen freundlichen Mann und eine sehr schöne Frau in schwarzer Kleidung vor meinem Bette erscheinen. Die Gestalten waren mir nicht fremd, ich konnte sie nicht erkennen.

Es verging einige Zeit, und ich kam wieder zu Kräften. Ich hieß Numero Zwölf, und Numero Zwölf galt seines langen Bartes wegen für einen Juden, darum er aber nicht minder sorgfältig gepflegt wurde. Daß er keinen Schatten hatte, schien unbe-

merkt geblieben zu sein. Meine Stiefel befanden sich, wie man mich versicherte, nebst allem, was man bei mir gefunden, als ich hierher gebracht worden, in gutem und sicherm Gewahrsam, um mir nach meiner Genesung wieder zugestellt zu werden. Der Ort, worin ich krank lag, hieß das SCHLEMIHLIUM; was täglich von Peter Schlemihl abgelesen wurde, war eine Ermahnung, für denselben, als den Urheber und Wohltäter dieser Stiftung, zu beten. Der freundliche Mann, den ich an meinem Bette gesehen hatte, war Bendel, die schöne Frau war Mina.

Ich genas unerkannt im Schlemihlio und erfuhr noch mehr, ich war in Bendels Vaterstadt, wo er aus dem Überrest meines sonst nicht gesegneten Goldes dieses Hospitium, wo Unglückliche mich segneten, unter meinem Namen gestiftet hatte, und er führte über dasselbe die Aufsicht. Mina war Witwe, ein unglücklicher Kriminal-Prozeß hatte dem Herrn Rascal das Leben und ihr selbst ihr meistes Vermögen gekostet. Ihre Eltern waren nicht mehr. Sie lebte hier als eine gottesfürchtige Witwe, und übte Werke der Barmherzigkeit.

Sie unterhielt sich einst am Bette Numero Zwölf mit dem Herrn Bendel: „Warum, edle Frau, wollen Sie sich so oft der bösen Luft, die hier herrscht, aussetzen? Sollte denn das Schicksal mit Ihnen so hart sein, daß Sie zu sterben begehrten?“ — „Nein, Herr Bendel, seit ich meinen langen Traum ausgeträumt habe und in mir selber erwacht bin, geht es mir wohl, seitdem wünsche ich nicht mehr und fürchte nicht mehr den Tod. Seitdem denke ich heiter an Vergangenheit und Zukunft. Ist es nicht auch mit stillem innerlichen Glück, daß Sie jetzt auf so gottselige Weise Ihrem Herrn und Freunde dienen?“ — „Sei Gott gedankt, ja, edle Frau. Es ist uns doch wundersam ergangen; wir haben viel Wohl und bittres Weh unbedachtsam aus dem vollen Becher geschlürft. Nun ist er leer; nun möchte einer meinen, das sei alles nur die Probe gewesen, und, mit kluger Einsicht gerüstet, den wirklichen Anfang erwarten. Ein anderer ist nun der wirkliche Anfang, und man wünscht das erste Gaukelspiel nicht zurück und ist dennoch im ganzen froh, wie es war, gelebt zu haben. Auch find' ich in mir das Zutrauen, daß es nun unserm alten Freund besser ergehen muß, als damals.“ — „Auch in mir“, erwiderte die schöne Witwe, und sie gingen an mir vorüber.

Dieses Gespräch hatte einen tiefen Eindruck mir zurückgelassen; aber ich zweifelte im Geiste, ob ich mich zu erkennen geben oder unerkannt von dannen gehen sollte. Ich entschied mich. Ich ließ mir Papier und Bleistift geben und schrieb die Worte:

„Auch Eurem alten Freunde ergeht es nun besser als damals, und büßet er, so ist es Buße der Versöhnung."

Hierauf begehrte ich mich anzuziehen, da ich mich stärker befände. Man holte den Schlüssel zu dem kleinen Schrank, der neben meinem Bette stand, herbei. Ich fand alles, was mir gehörte, darin. Ich legte meine Kleider an, hing meine botanische Kapsel, worin ich mit Freuden meine nordischen Flechten wieder fand, über meine schwarze Kurtka um, zog meine Stiefel an, legte den geschriebenen Zettel auf mein Bett, und so wie die Tür aufging, war ich schon weit auf dem Wege nach der Thebais.

Wie ich längs der syrischen Küste den Weg, auf dem ich mich zum letztenmal vom Hause entfernt hatte, zurücklegte, sah ich mir meinen armen Figaro entgegen kommen. Dieser vortreffliche Pudel schien seinem Herrn, den er lange zu Hause erwartet haben mochte, auf der Spur nachgehen zu wollen. Ich stand still und rief ihm zu. Er sprang bellend an mich mit tausend rührenden Äußerungen seiner unschuldigen ausgelassenen Freude. Ich nahm ihn unter den Arm, denn freilich konnte er mir nicht folgen, und brachte ihn mit mir wieder nach Hause.

Ich fand dort alles in der alten Ordnung und kehrte nach und nach, so wie ich wieder Kräfte bekam, zu meinen vormaligen Beschäftigungen und zu meiner alten Lebensweise zurück. Nur daß ich mich ein ganzes Jahr hindurch der mir ganz unzuträglichen Polarkälte enthielt.

Und so, mein lieber Chamisso, leb' ich noch heute. Meine Stiefel nutzen sich nicht ab, wie das sehr gelehrte Werk des berühmten Tieckius, de rebus gestis Pollicilli, es mich anfangs befürchten lassen. Ihre Kraft bleibt ungebrochen; nur meine Kraft geht dahin, doch hab' ich den Trost, sie an einen Zweck in fortgesetzter Richtung und nicht fruchtlos verwendet zu haben. Ich habe, soweit meine Stiefel gereicht, die Erde, ihre Gestaltung, ihre Höhen, ihre Temperatur, ihre Atmosphäre in ihrem Wechsel, die Erscheinungen ihrer magnetischen Kraft, das Leben auf ihr, besonders im Pflanzenreiche, gründlicher kennen gelernt, als vor mir irgend ein Mensch. Ich habe die Tatsachen mit möglichster Genauigkeit in klarer Ordnung aufgestellt in mehreren Werken, meine Folgerungen und Ansichten flüchtig in einigen Abhandlungen niedergelegt. Ich habe die Geographie vom Innern von Afrika und von den nördlichen Polarländern, vom Innern von Asien und von seinen östlichen Küsten festgesetzt. Meine Historia stirpium plantarum utriusque orbis steht da als ein großes Fragment der Flora universalis terrae und als ein Glied meines Systema naturae. Ich glaube darin nicht bloß

die Zahl der bekannten Arten mäßig um mehr als ein Drittel vermehrt, sondern auch etwas für das natürliche System und für die Geographie der Pflanzen getan zu haben. Ich arbeite jetzt fleißig an meiner Fauna. Ich werde Sorge tragen, daß vor meinem Tode meine Manuskripte bei der Berliner Universität niedergelegt werden.

Und dich, mein lieber Chamisso, hab' ich zum Bewahrer meiner wundersamen Geschichte erkoren, auf daß sie vielleicht, wenn ich von der Erde verschwunden bin, manchen ihrer Bewohner zur nützlichen Lehre gereichen könne. Du aber, mein Freund, willst du unter den Menschen leben, so lerne verehren, zuvörderst den Schatten, sodann das Geld. Willst du nur dir und deinem bessern Selbst leben, o so brauchst du keinen Rat.

Explicit.

Adelberts Fabel.

Adelberts Fabel.

Adelbert merkte, als er erwachte, er müsse lange geschlafen haben; er rieb sich die Augen, die sich nicht recht dem Lichte öffnen wollten, und den Kopf, der ihm ganz wüste war; er besann sich endlich doch der Absicht, die er gehabt hatte: auf die weite, mühselige Wanderung auszugehen, um die Welt zu erschauen, sich selbst in ihr, sodann nachzudenken und zu begreifen, falls er's vermöchte; denn diese Dinge reizten ihn. Er sah den weißen Wanderstab neben sich liegen, wollte den ergreifen, sich aufraffen und unverdrossen weiter ziehen; aber der Winter war angebrochen, und es war kalt; es hatte gefroren während seines Schlafes, und so fand er, daß sein Stab und seine Kleider und er selbst fest angefroren waren an dem Boden, so daß er sich nicht zu regen vermochte; die Hände nur, die auf seiner Brust geruht hatten, waren ihm frei geblieben. Durch die Zweige des Baumes, unter dem er lag, die nackt waren und ihres grünen Schmuckes beraubt, ging ein düstrer Nebelwind, daß sie unholden Klanges aneinander rauschten; — es ist doch seltsam, dachte Adelbert, und er schlummerte wieder ein.

Adelbert schlummerte ein und ward wach und schlummerte wieder und ermunterte sich aufs neue; hinter ihm (er lag gegen Norden hingestreckt) ging die Sonne auf und ging nieder, und es wechselten die Monde, und die Jahre vergingen; er aber lag immer noch fest angefroren an dem Boden, und über seinem Haupte rauschten blätterlos die dürren, windgeschlagenen Äste des Baumes. — Auch hatten sich rings um ihn, soweit er sehen konnte, Mauern aus Eis getürmt, die ihn umfingen und sich eng und enger um ihn drängten, gleich Mauern eines Kerkers, eines Grabes. Es ist doch seltsam, dachte Adelbert, und eine Beschwerde auf der Reise; und er dachte viel Törichtes, und wenig, das es nicht war; wie es denn manchem auf seiner Reise zu gehen pflegt.

Er dachte: man muß die Notwendigkeit männlich ertragen, und murren gegen das Verhängte ist töricht. Gibt es einmal Gott, daß es Tauwetter werde, so erlang' ich vielleicht wohl einmal noch meine Freiheit wieder und setze dann meine Reise fort und benutze

klug, was ich alles sehe; und unter solchen Gedanken pflegt' er jedesmal wieder einzuschlafen.

Er war durch gründliches Nachforschen, zu dem er auch vollkommen Zeit hatte, nun dahinter gekommen, wie das Wesen des Winters so sehr bösartig sei, und er hegte einen herben Haß gegen den Frost. Die einzige Lust, die er übrigens genoß, war, durch die Eisrinde, die ihn umschloß, zu den Sternen hin zu schauen, wenn sie am nächtlichen Himmel prangten, und an dem ruhigen Kreislauf des himmlischen Wagens um den Polarstern lernt' er nach Zeiten erkennen, wann wiederum ein Jahr verstrichen war.

Da er eines Mittags zum ruhigen Nachdenken die Augen geschlossen hatte und sodann entschlummert war, ward ihm, wie er die Augen wieder aufschloß, eine wundersame Erscheinung. Es stand vor ihm da in herrlicher Größe eine hohe weibliche Gestalt, nicht aber einem irdischen Weibe zu vergleichen. Sie schien in Schmerz versunken; mit langem Trauergewande war sie angetan, und ihr schwarzes Haar floß in nächtlichen Wellen von ihrer leuchtenden Stirne über ihr Antlitz herab zu den regen Lilien ihrer Brüste und umgoß ihre schönen Glieder. Sie teilte mit einer Hand die Locken vor ihren Augen, und er sah ihr in das Angesicht; sein Herz erbebte in seiner Brust. Sie schritt näher zu ihm und neigte sich über ihn und heftete die ernsten Blicke ihrer finster flammenden Augen auf seine Blicke: sie sprach geheimnisreich die mächtigen Klänge ihres nichtirdischen Namens aus, wie nicht Töne von Menschenzungen sie nachzusprechen vermögen; dann schnitt sie und nahm mit sich fort eine Locke von seinem Haupte und warf auf ihn eine Locke von ihrem eignen Haar, die sie durch einen Ring zog, den sie von ihrem Finger streifte; dann ward sie durch eine strenge Macht von ihm entfernt, und ihr ward ein Schweigensschleier übergeworfen, und sie hüllte sich in den Schleier, und, häufig rückwärts blickend nach ihm, wallte sie rasch nach Norden hin.

Umsonst raffte Adelbert, der besinnungslos und erstarrt lag, wie das Eis selbst, das ihn hielt, schnell seine Lebensgeister zusammen und schrie ihr nach, flehend um Erbarmen, und weinte laut und streckte seine Hände nach ihr — sie war entrückt, und es standen nur noch vor ihm da die düstern, kalten Eismauern, die ihn umfingen. — Er vergoß viele Tränen, steckte den Ring an seinen Finger, die Locke auf seine Brust, und nachdem er sein Herz gesättigt mit seinen Tränen, entschlummerte er wieder aufs neue. Aber auch den Träumen seines Schlafes erschien das wundervolle Bild des Weibes und quälte Adelberten mit Blicken, Schweigen und Entweichen; er erwachte und überdachte wieder das seltsame

Ereignis und schlummerte wieder ein, um zu träumen von dem Weibe. — Sein Herz war zu ihr entbrannt in Liebe, und er fühlte, sie sei ihm und seinem Schicksal alles. Er flehte zu ihr mit Inbrunst und hoffte und glaubte nur von ihr Rettung von seiner Pein und seiner Schmach. — Aber ihm erschien keine Rettung; — also hielt er noch viele Monden aus. —

Endlich besann er sich eines Nützlicheren. Er hub an, den Ring mit angestrengtem Fleiße zu betrachten, welchen er annoch nur geküßt und an sein Herz gedrückt hatte, ob nicht etwa Zeichen in diesen Talisman eingegraben wären, und er wurde wirklich eingegrabene Zeichen an dem Ring gewahr; — noch aber konnte er sie nicht lesen, es fehlte ihm das Verständnis.

Die Deutung nun der Zeichen zu erforschen, waren alle seine Geisteskräfte geschäftig rege, und er versuchte es angestrengt und unermüdet auf allen Wegen und war schlummerlos; noch zwar, so schien es, wollte ihm das Werk nicht gelingen; aber er verzweifelte nicht, er weinte nur Tränen der Seelenangst.

Und in einer Nacht, da er wieder das wunderbare Bild geträumt und scharf es angeschaut, da fuhr es wie ein Blitzstrahl durch seine Seele; er zog rasch den Ring hervor, und beim Schimmer des Polarsternes, der heller leuchtete, las er leicht und schnell das mächtige Wort: ΘΕΛΕΙΝ.

Θέλειν! Wollen also?

Sei's! Ich will's! rief er mit Macht aus und sprang im Zorn auf, und die Bande des Eises, die ihn gehalten, waren zerschellt worden, leicht und rasch, wie ein Gedanke fleugt. — Er ergriff seinen Wanderstab; auch den gab das Eis willig los. — Jetzt erhob sich die Sonne im Osten und übergoß mit blutigem Scheine die Wände des eisigen Burgverließes, in dem er, sich umschauend, bemerkte zu sein. Er steckte den Ring an den Zeigefinger seiner Rechten und ballte die Faust und schritt zu der östlichen Wand und tat einen gewaltigen Schlag, und mit donnerndem Schall erkrachte und stürzte zusammen das starre Gebäude und lag in Trümmern um ihn. Und also stand er da und überblickte nur einmal noch die Merkmale seiner langen Schmach und weinte nicht und lachte auch nicht auf; sondern er war ruhig, ernst, bereit, Liebe im Busen, Kraft in den Gliedern, die vorgehabte Wanderung anzutreten.

Und die Sonne erhob sich flammend zu ihrem Mittage, und plötzlich schmolzen vor ihren Blicken die zerstreuten Trümmer der Eisburg. Da schwang sich ungestüm um Adelbert der Quell des lebendigen Wassers und umkreiste ihn in wilder, wirbelnder Strömung; da ward um ihn entfaltet ein unabsehbares Meer, das

brandend aufbrauste mit drohendem Getöne, und die Wellen, die rings sich türmten, schienen im Zorne gegen ihn erregt, sich ineinander reißen zu wollen, auf daß sie ihn verschlängen. — Und ein Sturm erhob sich vom Meere mit entgegenstreitenden Winden, die alle Wolken über sein Haupt häuften. Er stand allein inmitten der Schrecken.

Und ein Windstoß stürmte zu ihm heran, daß er ihn niederwerfe; — er stand fest, — mit seinen Kleidern nur spielte der Sturm; aber die geheimnisvolle Locke, die er in seinem Busen verwahrte, ward ihm entrissen, und der Wind trieb sie über die Flut hin. Da warf er sich beherzt in die drohende Flut, und siehe! sanft ward er von den Wogen getragen, vor ihm ebnete sich das Meer, und legten sich die getürmten Wellen, die Orkane schwiegen vor seinem Nahen, und nur ein milder Hauch des Windes trieb ihn der windgetragenen Locke nach, die er mit unermüdlichem Auge verfolgte, ringend selber, sie zu erreichen. Aber aus der dunkeln Locke erblühte vor seinen Blicken die ambrosische Gestalt selbst des geheimnisvollen verschleierten Weibes, die, geflügelten Fußes und nicht berührend die Flut, dahin wallte vor dem Strebenden, lenkend gegen Norden und gegen Süden und gegen Westen seine eifernde Verfolgung.

Also vollbracht' er viel des Weges; es war aber keine Zeit, die Sonne stand am südlichen Himmel; im Norden glänzte ernst und hell der Polarstern; die Rötin Aurora prangte im Osten, und im Westen waren ergossen die reichsten Gluten des Abends. Die Gestirne ordneten sich am Firmament zu wunderbaren Schicksalsfiguren; Azur war die Luft, und Azur das Gewässer, dessen Schaum Rosen waren und Schmerzensblumen.

Und nach ungemessenem, langem, beharrendem Bestreben sah er die flüchtige schwebende Gestalt zu einem Lande, das zwischen Norden und Süden mit hohen Gebirgen erschien, ihren Flug lenken, und sie schaute nun häufiger und mit seltsameren Blicken nach ihm zurück. Und er spannte seine Kräfte mehr an und schlug zum Schwimmen das Wasser mit erhöhter Macht, und nun wallte das Bild über das Ufer dahin und erhob sich zu dem Gebirge; auch Adelbert erreichte das Land, und sein Fuß ruhte auf dem Festen; er begann den Lauf zu den Gebirgen hinan, immer verfolgend. Hinter ihm empörte sich die Flut, und landeinwärts verfolgte ihn die drohende Brandung; die stürmischen Wellen brachen sich hinter seinen Fersen und riefen ihn mit Drohen und mit Klagen. Er schaute nur vor sich hin nach dem flüchtigen Ziele. Das führte ihn in ein Bergtal, das mehr und mehr sich vor ihm engte, und dessen überhangende

Felsenwände das Getöse der steigenden Brandung donnernd nachhallten; und die Gestalt war jetzt vor ihm verschwunden. Das Tal, worin er war, endigte in einen jähen Felsspalt, an dessen Eingange er nun stand. Verfolgt vom Meere, preßte er sich in diese enge Pforte und befand sich in einem unterirdischen, lichtlosen Gange, und es drang kein Klang mehr zu seinem Ohr: das Herz ergrauste ihm in dem Busen.

Er verfolgte lange mit Beharrlichkeit diesen Pfad und harrte, getaucht in Finsternis, mutig vorwärts dringend, des Ausgangs. Und tiefer abwärts neigte sich der Gang, und immer nach der Tiefe zu führte er ihn, und er schien in unendliche Tiefe hinab sich zu senken.

Er war auf diese Weise lange hinabgestiegen, als ein fernes Leuchten durch die Finsternis zu dämmern anfing; da erweiterten sich die Felsenwände, und der Gang wölbte sich höher über seinem Haupte; ferne Harmonieen bewegten leise die Luft; er atmete freier und verdoppelte den Schritt, immer vorwärts dringend; und hell und heller ward es vor ihm und tönender; aber zu dem Quell des Zentrums, dem er nahte, zu gelangen, mußt' er noch lange und zu unermeßlicher Tiefe hinabsteigen.

Da spähte er wundersame Gesichte! In unübersehbarem, unterirdischem Geschoß waren Webstühle ohne Zahl, an deren jeglichem zwei sich gleiche Gestalten im Gegenkampfe woben. Nur dies waren ihre Zeichen, daß man sie unterschiede: die einen trugen Karfunkel auf ihren Häuptern, die ihnen widerstreitenden aber eiserne Kronen, und wie die Macht von jenen siegend obwaltete, ward auch erhöht die Helle des Steines, den sie trugen, und einzig den Steinen entquoll die Lichtluft dieses Fabelreiches, durch welche mächtige Harmonien wogten.

Aber die Weberinnen an dem Webstuhle, dem er am nächsten war, erkannte er wohl, wie er sie schaute, und wie jenes wunderbare Weib waren sie, in Schmerz versunken, mit langem Trauergewande angetan, und das schwarze Haar ergossen von der leuchtenden Stirne über das Antlitz herab zu den regen Lilien der Brüste und den schönen Gliedern. Die eine trug den Karfunkel, die eiserne Krone die andere; beide hefteten ernst die Augen auf ihn, Licht blickend jene, und diese Finsternis, und sie rangen angestrengt und woben; und er trat zu dem Webestuhle und schaute, und das Gewebe, das sie woben, war — sein eignes Leben.

Ich habe euch erkannt, euch, meine Schicksalsgenien, rief Adelbert; Karfunkel du meiner innern Selbstmacht, und du, finstrer Widerstreit der äußern Weltmächte; aber Macht und Helle werden dir, dir köstlichem Karfunkel!

Es ward ihm die Antwort: Schaue auf! Dem Aufschauenden aber ward dies andere Gesicht:

Er sah mitten im Raume, in hehrer Majestät, auf erhabenem Throne einen Alten sitzen; der trug auf seiner Stirn seinen Namen, und dieser Name ist — ob auch tausendzungig anders ausgesprochen — ΑΝΑΓΚΗ. Sein weites Gewand war gestirnter Azur, die Harfe ruhte in seiner Linken, und mit seiner Rechten griff er in die Saiten, denen ewiglich alle Harmonien entquollen. Und wie er in die Saiten griff, bewegten sich die Sterne seines Gewandes und ordneten sich nach seinen Akkorden, und wie sich ordneten die Sterne, und wie die Macht war der Akkorde, die er griff, wogte auch der Kampf der webenden Gestalten. Und ihre Bewegungen, ihr Sinken, ihr Steigen, und all ihr Weben und aller Glanz, den die Karfunkel sprühten, waren die Töne, die er griff. Aber die gesamten vielfarbigen Gewebe waren vor ihm ein einziges Gewebe, ein Akkord.

Und auf dem Altare vor dem Throne des Alten sah Adelbert die Locke seines Haupthaars mit jener anderen Locke vereint; er zog den Ring von seinem Finger, las das Wort, las nun: ΣΥΝΘΕΛΕΙΝ. Er fiel nieder in Anbetung vor dem Throne. Da erwachte er, und er hatte das Antlitz gewendet gegen die in Osten aufsteigende Sonne.

Adelbert von Chamisso
Sämtliche Werke in vier Bänden

Mit Einleitung von
Rudolf v. Gottschall

Dritter und vierter Band

Th. Knaur Nachf., Berlin und Leipzig

Neue Rechtschreibung

Druck von Greßner & Schramm Leipzig

Inhalt des III. und IV. Bandes.

Reise um die Welt.

Erster Teil.

Seite

Vorwortlich 3
Einleitend 6
Vorfreude. Reise über Hamburg nach Kopenhagen 10
Der Rurik. Abfahrt von Kopenhagen. Plymouth 17
Reise von Plymouth nach Teneriffa 31
Reise von Teneriffa nach Brasilien. Santa Catharina 39
Fahrt von Brasilien nach Chile. Aufenthalt in Talcaguano 49
Von Chile nach Kamtschatka. Salas y Gomez. Die Osterinsel. Die zweifelhafte Insel. Romanzoff. Spiridoff. Die Rurikskette. Die Deanskette. Die Krusensternsinseln. Die Penrhyninseln. Die nördlichsten Gruppen von Radack . . 64
Nordfahrt von Kamtschatka aus in die Beringsstraße. St. Laurenzinsel. Kotzebuessund. St. Laurenzbucht im Lande der Tschuktschi. Unalaschka 81
Von Unalaschka nach Kalifornien. Aufenthalt zu San Francisco 103
Von Kalifornien nach den Sandwichinseln. Erster Aufenthalt daselbst 117
Abfahrt aus Hana-ruru. Radack 135
Von Radack nach Unalaschka. Nordfahrt. Die Inseln St. Paul, St. George, St. Laurenz; der Zweck der Reise wird aufgegeben. Aufenthalt zu Unalaschka 170
Von Unalaschka nach den Sandwichinseln. Zweiter Aufenthalt auf denselben . . 192
Von den Sandwichinseln nach Radack. Abschied von den Radackern 205
Von Radack nach Guajan 215
Von Guajan nach Manila. Aufenthalt daselbst 221
Von Manila nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung 231
Vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Heimat. London. St. Petersburg 240

Zweiter Teil.

Vorwort 257
Chile 259
Notizen des Missionars Pater Aldaz 265
Kalifornien 269
Überblick des Großen Ozeans, seiner Inseln und Ufer 277
Die Philippineninseln 305
Die Marianeninseln. Guajan 318

Seite

Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des Großen Ozeans. Neue Quellen. — Kadu, Don Luis de Torres. Geographischer Überblick 326
Radack, Ralick, Repith-Ururr, Bogha, die Cornwallisinseln 354
Die Karolineninseln 378
Die Penrhyninseln 398
Die niedern Inseln unter dem 15° S. B. zwischen dem 138° und 149° W. L. Die Insel Romanzoff 400
Waihu oder die Osterinsel. — Salas y Gomez 402
Die Sandwichinseln. — Die Johnstoneinseln 405
Methoden, Feuer anzumachen 423
Kamtschatka, die aleutischen Inseln und die Beringsstraße 424

Anhang.

I. Teneriffa. — Brasilien 456
II. Über malayische Volkslieder 464
III. Über die hawaiische Sprache.
1. Aus der Denkschrift über die hawaiische Sprache, vorgelegt der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 12. Januar 1837 . . 466
2. Einleitung zu einer zweiten Denkschrift über die hawaiische Sprache. 469

Reiſe um die Welt

mit der

Romanzoffiſchen Entdeckungs-Expedition

in den Jahren 1815—1818

auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto v. Kotzebue.

Erſter Teil.

Tagebuch.

Ἀλλὰ καὶ ὡς.

Vorwortlich.

Des Leutnant der russisch-kaiserlichen Marine, Otto von Kotzebue, „Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt, unternommen in den Jahren 1815—1818 auf Kosten Sr. Erlaucht des Herrn Reichskanzlers Grafen Romanzoff auf dem Schiffe Rurik. Weimar, 1821. 4." enthält im dritten Bande meine auf diese Reise, an welcher ich als Naturforscher teilnahm, bezüglichen Bemerkungen und Ansichten.

Der einzige Vorteil, den ich mir von meinen Bemühungen während und nach der Reise als Naturforscher und Schriftsteller versprechen durfte, war, diese von mir geforderten Denkschriften vor dem Publikum, für welches sie bestimmt waren, in reinem Abdruck und würdiger Gestalt erscheinen zu sehen. Der Erfolg entsprach nicht meiner Erwartung. Was ich geschrieben, war von unzähligen sinnzerstörenden Druckfehlern an vielen Stellen verfälscht und unverständlich, und dieselben in einem Errata anzuzeigen, wurde mir bestimmt abgeschlagen. In einer eigenen Abhandlung, die mir zugeschrieben werden konnte und zugeschrieben worden ist, trug Eschscholtz über die Koralleninseln hergebrachte Meinungen wieder vor, die widerlegt zu haben ich mir zu einem Hauptverdienst anrechnete. Die Verlagshandlung hatte die Aussicht auf eine französische Übersetzung, die ein mir befreundeter Gelehrter besorgen wollte, vereitelt, indem sie die zu diesem Behuf begehrten Aushängebogen verweigerte. Endlich warf noch über das erscheinende Buch Sands unselige Tat ihren düsteren Schatten und ließ nur den Namen, den es an der Stirne trug, im Lichte der Parteien schimmern.

Ich habe von dieser Reisebeschreibung und auch nur von dem nautischen Teil derselben eine einzige würdigende Beurteilung gesehen (Quarterly Review, 1822).

Und dennoch halte ich einige Teile meiner Arbeit für nicht unwert, der Vergessenheit entzogen zu werden. Was ein gradsinniger Mann, der selbst gesehen und geforscht, in der Kürze aufgezeichnet hat, verdient doch wohl in dem Archive der Wissenschaft niedergelegt

zu werden; nur das Buch, das aus anderen Büchern ausgeschrieben und zusammengetragen worden, mag von neueren vollständigeren oder geistreicheren verdrängt werden und verschallen.

Sollte ich jetzt die Gegenstände, die ich damals abgehandelt, einer neuen Untersuchung unterwerfen, so läge mir ob, die Zeugnisse und Aussagen meiner zahlreichen Nachfolger zu vergleichen und zu prüfen; das ist aber der Beruf des jüngsten Forschers auf dem gleichen Felde, dem die vollständigen Akten vorliegen; ich sage: der Beruf des jüngsten Reisenden; die Berichte älterer Weltumsegler sind in der Regel wahrhaft, aber nur Selbstanschauung kann das Verständnis derselben eröffnen.

In meiner Kindheit hatte Cook den Vorhang weggehoben, der eine noch märchenhaft lockende Welt verbarg, und ich konnte mir den außerordentlichen Mann nicht anders denken als in einem Lichtscheine, wie etwa dem Dante sein Urahnherr Cacciaguida im fünften Himmel erschien. Ich war wenigstens noch der Erste, der eine gleiche Reise von Berlin aus unternahm. Jetzt scheint, um die Welt gekommen zu sein, zu den Erfordernissen einer gelehrten Erziehung zu gehören, und in England soll schon ein Postschiff eingerichtet werden, Müßiggänger für ein geringes Geld auf Cooks Spuren herumzuführen.

Ich habe schon oft Gelegenheit gehabt, jüngeren Freunden einen Rat zu erteilen, den noch keiner befolgen mochte. Ich würde, sagte ich ihnen, wenn ich von einer wissenschaftlichen Reise zurückkehrte, über die ich berichten müßte, in der Erzählung derselben den Gelehrten ganz verleugnen und nur das fremde Land und die fremden Menschen, oder vielmehr nur mich selbst in der fremden Umgebung dem teilnehmenden Leser zu vergegenwärtigen trachten; und entspräche der Erfolg dem Willen, so müßte sich jeder mit mir hinträumen, wo eben uns die Reise hinführte. Dieser Teil wäre vielleicht am besten während der Reise selbst geschrieben worden. Abgesondert würde ich sodann den Gelehrten vorlegen, was ich für jedes Fach der Wissenschaft Geringfügiges oder Bedeutendes zu erkunden oder zu leisten das Glück gehabt hätte.

Die Erzählung meiner eigenen Reise ist nicht von mir gefordert worden, und ich habe, wenig schreibselig, es gern anderen, dem Herrn von Kotzebue und dem Maler Choris,*) überlassen, eine solche jeder für sich zu verfassen. Ich habe nur sächlich über die Lande, die wir berührt haben, meine Bemerkungen und Ansichten in den Blättern niedergelegt, von denen ich mehrere, unerachtet ihrer

*) Voyage pittoresque autour du monde. Paris 1822. Fol.

oft unvermeidlichen Dürre, gegenwärtiger Sammlung einverleiben will. Und, offenherzig gesprochen, das eben ist's, was mich veranlaßt, das Versäumte nachzuholen und an euch, ihr Freunde und Freunde meiner Muse, diese Zeilen zu richten. Ich bilde mir nicht ein, vor Fremden, sondern nur vor Freunden zu stehen, da ich von mir unumwunden zu reden und ein Hauptstück meiner Lebensgeschichte vorzutragen mich anschicke.

Aber wird nicht der Tau von den Blumen abgestreift, nicht ihr Duft verhaucht sein? Seither sind fast zwanzig Jahre verstrichen, und ich bin nicht der rüstige Jüngling mehr, ich bin ein fast alter, ein kranker, müder Mann; aber der Sinn ist mir noch frisch, das Herz noch warm geblieben: wir wollen das Beste hoffen. Eben die Krankheit, die meine Kraft bricht und mich zu ernsteren Arbeiten untüchtig macht, verschafft mir die nötige Muße zu dem vertraulichen Gespräch.

Einleitend.

Wer mich teilnehmend auf der weiten Reise begleiten will, muß zuvörderst erfahren, wer ich bin, wie das Schicksal mit mir spielte, und wie es geschah, daß ich als Titulargelehrter an Bord des Rurik stieg.

Aus einem alten Hause entsprossen, ward ich auf dem Schlosse zu Boncourt in der Champagne im Januar 1781 geboren. Die Auswanderung des französischen Adels entführte mich schon im Jahre 1790 dem Mutterboden. Die Erinnerungen meiner Kindheit sind für mich ein lehrreiches Buch, worin meinem geschärften Blicke jene leidenschaftlich erregte Zeit vorliegt. Die Meinungen des Knaben gehören der Welt an, die sich in ihm abspiegelt, und ich möchte zuletzt mich fragen: sind oft die des Mannes mehr sein Eigentum? — Nach manchen Irrfahrten durch die Niederlande, Holland, Deutschland und nach manchem erduldeten Elend ward meine Familie zuletzt nach Preußen verschlagen. Ich wurde im Jahre 1796 Edelknabe der Königin Gemahlin Friedrich Wilhelms II. und trat 1798 unter Friedrich Wilhelm III. in Kriegsdienst bei einem Infanterie-Regimente der Besatzung Berlins. Die mildere Herrschaft des ersten Konsuls gewährte zu Anfange des Jahrhunderts meiner Familie die Heimkehr nach Frankreich, aber ich blieb zurück. So stand ich in den Jahren, wo der Knabe zum Manne heranreift, allein, durchaus ohne Erziehung; ich hatte nie eine Schule ernstlich besucht. Ich machte Verse, erst französische, später deutsche. Ich schrieb im Jahre 1803 den Faust, den ich aus dankbarer Erinnerung in meine Gedichte aufgenommen habe. Dieser fast knabenhafte metaphysisch-poetische Versuch brachte mich zufällig einem andern Jünglinge nah, der sich gleich mir im Dichten versuchte, K. A. Varnhagen von Ense. Wir verbrüderten uns, und so entstand unreiferweise der Musenalmanach auf das Jahr 1804, der, weil kein Buchhändler den Verlag übernehmen wollte, auf meine Kosten herauskam. Diese Unbesonnenheit, die ich nicht bereuen kann, ward zu einem segensreichen Wendepunkte meines Lebens. Obgleich mein damaliges Dichten meist nur in der Ausfüllung der poetischen Formen, welche die so-

genannte neue Schule anempfahl, bestehen mochte, machte doch das Büchlein einiges Aufsehen. Es brachte mich einerseits in enge Verbrüderung mit trefflichen Jünglingen, die zu ausgezeichneten Männern heranwuchsen; anderseits zog es auf mich die wohlwollende Aufmerksamkeit von Männern, unter denen ich nur Fichte nennen will, der seiner väterlichen Freundschaft mich würdigte.

Dem ersten Musenalmanach von Ad. von Chamisso und K. A. Varnhagen folgten noch zwei Jahrgänge nach, zu denen sich ein Verleger gefunden hatte, und das Buch hörte erst auf zu erscheinen, als die politischen Ereignisse die Herausgeber und Mitarbeiter auseinander sprengten. Ich studierte indes angestrengt, zuvörderst die griechische Sprache, ich kam erst später an die lateinische und gelegentlich an die lebenden Sprachen Europas. Der Entschluß reifte in mir, den Kriegsdienst zu verlassen und mich ganz den Studien zu widmen. Die verhängnisvollen Ereignisse vom Jahre 1806 traten hemmend und verzögernd zwischen mich und meine Vorsätze. Die hohe Schule zu Halle, wohin ich den Freunden folgen sollte, bestand nicht mehr; sie selbst waren in die weite Welt zerstreut. Der Tod hatte mir die Eltern geraubt. Irr an mir selber, ohne Stand und Geschäft, gebeugt, zerknickt verbrachte ich in Berlin die düstere Zeit. Am zerstörendsten wirkte ein Mann auf mich ein, einer der ersten Geister der Zeit, dem ich in frommer Verehrung anhing, der, mich emporzurichten, nur eines Wortes, nur eines Winkes bedurft hätte, und der, mir jetzt noch unbegreiflich, sich angelegen sein ließ, mich niederzutreten. Da wünschte mir ein Freund, ich möchte nur irgend einen tollen Streich begehen, damit ich etwas wieder gutzumachen hätte und Tatkraft wiederfände.

Der Zerknirschung, in der ich unterging, ward ich durch den Ruf als Professor am Lyceo zu Napoleonville entrissen, den unerwartet im Spätjahr 1809 ein alter Freund meiner Familie an mich ergehen ließ. Ich reiste nach Frankreich, ich trat aber meine Professur nicht an. Der Zufall, das Schicksal, das Waltende entschied abermals über mich; ich ward in den Kreis der Frau von Stael gezogen. Ich brachte nach ihrer Vertreibung aus Blois den Winter 1810—1811 in Napoleonville bei dem Präfekten Prosper von Barante zu, folgte im Frühjahr 1811 der hohen Herrin nach Genf und Coppet und war 1812 ein mitwirkender Zeuge ihrer Flucht. Ich habe bei dieser großartig wunderbaren Frau unvergeßliche Tage gelebt, viele der bedeutendsten Männer der Zeit kennen gelernt und einen Abschnitt der Geschichte Napoleons erlebt, seine Befeindung einer ihm nicht unterwürfigen Macht; denn neben und unter ihm sollte nichts Selbständiges bestehen.

Im Spätjahr 1812 verließ ich Coppet und meinen Freund August von Stael, um mich auf der Universität zu Berlin dem Studium der Natur zu widmen. So trat ich jetzt erst handelnd und bestimmend in meine Geschichte ein und zeichnete ihr die Richtung vor, die sie fortan unverwandt verfolgt hat.

Die Weltereignisse vom Jahre 1813, an denen ich nicht tätigen Anteil nehmen durfte — ich hatte ja kein Vaterland mehr, oder noch kein Vaterland —, zerrissen mich wiederholt vielfältig, ohne mich von meiner Bahn abzulenken. Ich schrieb in diesem Sommer, um mich zu zerstreuen und die Kinder eines Freundes zu ergötzen, das Märchen Peter Schlemihl, das in Deutschland günstig aufgenommen und in England volkstümlich geworden ist.

Kaum hatte der Boden sich wieder befestigt und wieder blau der Himmel sich darüber gewölbt, als im Jahre 1815 der Sturm sich wiederum erhob und aufs neue zu den Waffen gerufen ward. Was meine nächsten Freunde mir beim ersten Ausmarsch zuschreien müssen, sagte ich mir nun selbst: die Zeit hatte kein Schwert für mich; aber aufreibend ist es, bei solcher waffenfreudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen.

Der Prinz Max von Wied-Neuwied schickte sich damals an, seine Reise nach Brasilien anzutreten. Ich faßte den Gedanken, mich ihm anzuschließen; ich ward ihm zu einem Gehilfen vorgeschlagen: — er konnte seine schon abgeschlossene Ausrüstung nicht erweitern, und die Reise aus eignen Mitteln zu bestreiten, war ich unvermögend.

Da kam mir zufällig einmal bei Julius Eduard Hitzig ein Zeitungsartikel zu Gesichte, worin von einer nächst bevorstehenden Entdeckungs-Expedition der Russen nach dem Nordpol verworrene Nachricht gegeben ward. „Ich wollte, ich wäre mit diesen Russen am Nordpol!“ rief ich unmutig aus und stampfte wohl dabei mit dem Fuß. Hitzig nahm mir das Blatt aus der Hand, überlas den Artikel und fragte mich: „Ist es dein Ernst?“ — „Ja!“ — „So schaffe mir sogleich Zeugnisse deiner Studien und Befähigung zur Stelle! Wir wollen sehen, was sich tun läßt.“

Das Blatt nannte Otto von Kotzebue als Führer der Expedition. Mit dem Staatsrate August von Kotzebue, der zurzeit in Königsberg lebte, hatte Hitzig in Verbindung gestanden und war mit ihm in freundlichem Verhältnisse geblieben. Briefe und Zeugnisse meiner Lehrer, die zu meinen Freunden zu rechnen ich stolz sein konnte, sandte Hitzig mit der nächsten Post an den Staatsrat von Kotzebue ab, und in der möglichst kurzen Zeit folgte auf dessen Antwort ein Brief von seinem Schwager, dem Admiral, damaligem

Kapitän der russisch-kaiserlichen Marine, von Krusenstern, dem Bevollmächtigten des Ausrüsters der Expedition, Grafen Romanzoff, aus Reval vom 12. Juni 1815. Ich war an die Stelle des Professors Ledebour, den seine schwache Gesundheit zurückzutreten vermocht hatte, zum Naturforscher auf die zu unternehmende Entdeckungsreise in die Südsee und um die Welt ernannt.

Vorfreude. Reise über Hamburg nach Kopenhagen.

Nun war ich wirklich an der Schwelle der lichtreichsten Träume, die zu träumen ich kaum in meinen Kinderjahren mich erkühnt, die mir im Schlemihl vorgeschwebt, die als Hoffnungen ins Auge zu fassen, ich, zum Manne herangereift, mich nicht vermessen. Ich war wie die Braut, die, den Myrtenkranz im Haare, dem Heißersehnten entgegensieht. Diese Zeit ist die des wahren Glückes; das Leben zahlt den ausgestellten Wechsel nur mit Abzug, und zu den hienieden Begünstigteren möchte der zu rechnen sein, der da abgerufen wird, bevor die Welt die überschwengliche Poesie seiner Zukunft in die gemeine Prosa der Gegenwart übersetzt.

Ich schaute, freudiger Tatkraft mir bewußt, in die Welt, die offen vor mir lag, hinein, begierig, in den Kampf mit der geliebten Natur zu treten, ihr ihre Geheimnisse abzuringen. So wie mir selber in den wenigen Tagen bis zu meiner Einschiffung Länder, Städte, Menschen, die ich nun kennen lernte, in dem günstigsten Lichte erschienen, das die eigene Freudigkeit meines Busens hinausstrahlte, so muß ich auch den günstigsten Eindruck in denjenigen, die mich damals sahen, zurückgelassen haben; denn erfreulich ist der Anblick des Glücklichen.

Das Schreiben des Herrn von Krusenstern enthielt in sehr bestimmten Ausdrücken das Nächste, was zu wissen mir not tat. Die Zeit drängte: der Rurik sollte St. Petersburg am 27. Juli und Kronstadt am 1. August verlassen; er konnte unter günstigen Umständen schon am 5. August zu Kopenhagen anlegen. Meinem Ermessen ward anheimgestellt, entweder in St. Petersburg oder zu Kopenhagen zu der Expedition zu stoßen. Im Falle daß ich das erstere vorzöge, würde ich den mir für den Eintritt in Rußland nötigen Paß an der Grenze vorfinden. Der Ehr- oder Habsucht ward keine Aussicht vorgespiegelt, sondern als Lohn auf das Gefühl verwiesen, zu einem rühmlichen Unternehmen mitgewirkt zu haben. Das Schiff war anscheinend vorzüglich gut gebaut und besonders bequem und gut eingerichtet. Meine Kajüte, so lauteten die Worte, war, ungeachtet der geringen Größe des Schiffes, viel besser als die von Herrn Tilesius am Bord der Nadeshda.

Nach reiflicher Beratung mit meinen Freunden ward beschlossen, daß ich zu Kopenhagen an Bord steigen und die drei Wochen bis zur Mitte Juli in Berlin benutzen und genießen solle.

Ich erhielt in diesen Tagen von August von Stael einen, Paris am 15. Mai datierten, aber durch die nötig gewordenen Umwege verspäteten Brief, den ich nur mit Wehmut aus der Hand zu legen vermochte. Der Wurf war geschehen, und ich blickte nur vorwärts, nicht seitwärts.

Meines Freundes Gedanken hatten sich vom alten Europa nach der neuen Welt gewandt, und er schickte sich zur Reise an, in den Urwäldern, die seine Mutter am St. Laurenz-Fluß besaß, Neckerstown zu begründen. Sein Begehren war, meine Zukunft an die seinige zu binden; er teilte mir seinen weitaussehenden, näher zu beratenden Plan mit und bezeichnete mir den Anteil, den er mir in der Ausführung zugedacht. Ich sollte mit angeworbenen Arbeitern im nächsten Frühjahr in New-York zu ihm stoßen. Ich konnte ihm nur das eben von mir eingegangene Verhältnis darlegen, betrübt, ihm meine Mitwirkung bei einem Plane zu versagen, der übrigens nie in Ausführung gebracht worden. Was ihn davon abgelenkt hat, habe ich nie erfahren.

Mein Hauptgeschäft war nun, emsig die Zeit und die Willfährigkeit gelehrter Männer benutzend, zu erkunden, welche Lücken der Wissenschaft auszufüllen eine Reise, gleich der vorgehabten, die Hoffnung darböte; mir Fragen vorlegen, mir sagen zu lassen, worauf besonders zu sehen, was vorzüglich zu sammeln sei. Ich konnte mich und andere allgemeines fragen; über Zweck und Plan der Reise hatte Herr von Krusenstern geschwiegen, und ich wußte nicht, an welchen Küsten angelegt werden sollte.

Niebuhr bezeichnete mir einen Strich der Ostküste Afrikas, dessen Geographie noch mangelhaft sei, und den bei westlicher Rückfahrt aufzunehmen die Umstände leichtlich erlauben möchten. Ich entgegnete ihm kleinlaut und fast erschrocken, dieses sei doch allein Sache des Kapitäns. Er maß aber auch in solcher Angelegenheit der beratenden Stimme des Gelehrten einiges Gewicht bei. — Was bei einer solchen Entdeckungsreise ein Gelehrter ist, wird aus diesen Blättern erhellen.

Der Dichter Robert sagte zu mir: „Chamisso, sammeln Sie immerhin und bringen Sie heim für Andere Steine und Sand, Seegras, Blattpilze, Entozoa und Epizoa, das heißt, wie ich höre, Eingeweidewürmer und Ungeziefer; aber verschmähen Sie meinen Rat nicht: sammeln Sie auch, wenn Sie auf Ihrer Reise Gelegenheit dazu finden, Geld, und legen Sie es für sich beiseite; mir aber

bringen Sie eine wilde Pfeife mit!" — Wohl habe ich für den Freund eine wilde Pfeife von den Eskimos mitgebracht, und er hat seine Freude daran gehabt, aber das Geld habe ich vergessen.

Ich will hier gelegentlich anführen, daß ich am Bord des Rurik eine Denkschrift des Doktors Spurzheim vorfand, der, weniger praktisch, zur Beförderung der Kranologie empfahl, den Wilden das Haupthaar zu scheren und ihre Schädel in Gips abzuformen.

Ich fuhr von Berlin den 15. Juli 1815 mit der ordinären Post nach Hamburg ab. Die Beschreibung von dem, was damals eine ordinäre Post hieß, möchte jetzt schon an der Zeit und hier an ihrem Orte sein, da der Fortschritt der Geschichte auch dieses Ungeheuer weggeräumt hat. Ich kann aber, ohne meine Glaubwürdigkeit zu gefährden, auf Lichtenberg verweisen, der die Martermaschine mit dem Fasse des Regulus verglichen hat. Der deutsche Postwagen, schrieb ich damals, scheint recht eigentlich für den Botaniker eingerichtet zu sein, indem man nur außerhalb desselben ausdauern kann, und dessen Gang darauf berechnet ist, gute Muße zu lassen, vor- und zurückzugehen. In der Nacht wird auch nichts versäumt, da man sich am Morgen ungefähr auf demselben Punkte wiederfindet, wo man am Abend vorher war.

Der Schirrmeister, der die ersten Stationen den Zug leitete, ein langer fröhlicher Gensdarm, hatte seit fünf und einem halben Jahre, daß er zur Ruhe gesetzt war, ungefähr 8524 deutsche Meilen auf seinem Postkurs von etwa 10 Meilen in Hin- und Herschwingungen zur Post zurücke gelegt. — Der Gurt der Erde mißt deren nur 5400. Die Passagiere waren unbedeutend. In Lenzen gesellte sich zu uns ein Mann vom Volke, ein schöner, rüstiger, fröhlicher Greis, früher Hamburger Matrose, zur Zeit Elbeschiffer, der vielmals, und zuletzt als Harpunier, auf dem Robben- und Walfischfange den nordischen Polargletscher besucht hatte. Einmal war das Schiff, worauf er war, nebst mehreren anderen untergegangen; er selbst hatte nach siebzehn auf dem Eise verbrachten Hungerstagen Grönland erreicht. Er hatte siebzehn Monate mit dem „Wildmann" gelebt und „Wildmannssprache" gelernt. Ein dänisches Schiff von fünf Mann Equipage nahm ihn nebst zwanzig seiner Unglücksgefährten an Bord und brachte ihn bei dürftiger Kost nach Europa zurück. — Von beiläufig 600 Mann kehrten nur 120 heim. Er selbst hatte etliche Finger eingebüßt. Dieser Mann, mit dem ich bald Freund wurde, war mir erfreulicher als ein Buch; er erzählte einfach und lebendig, was er gesehen, erlebt und erduldet; ich horchte ihm lernbegierig zu und sah vor mir die Eisfelder und die Küsten des Polarmeeres, in das ich von der Beringsstraße aus einzudringen

die Hoffnung hatte, und worin Gleiches zu erleben und zu erdulden mein Los sein konnte.

Ich erreichte am 18. Juli die liebe Stadt Hamburg, wo ich meine Geschäfte besorgte, alte Freunde besuchte und neue werte Bekanntschaften anknüpfte. Besonders lieb- und hilfreich war mir Friedrich Perthes, in dessen Buchhandlung sich folgendes Ergötzliche zutrug. Der Hausknecht, der seinen Herrn so freundlich vertraut mit mir umgehen sah und mich beim Globus von weiten Reisen erzählen hörte, fragte einen der Kommis, wer denn der schwarze ausländische Herr sei, für den er manche Gänge zu besorgen gehabt. „Weißt du das nicht?" antwortete ihm jener; „es ist Mungo Park." Und froh und stolz wie ein Zeitungsblatt, das einmal eine große Nachricht auszuposaunen hat, lief der litterarische Zwischenträger seine Gänge durch die Stadt, jeden, den er kannte, anhaltend, um ihm mitzuteilen, Mungo Park sei nicht umgekommen; er sei da, er sei bei seinem Herrn, er sehe so und so aus und erzähle viel von seinen Reisen. — Nun kamen einzeln und scharenweise die guten Hamburger zu Perthes in den Laden gelaufen und wollten Mungo Park sehen. — Im Schlemihl, und zwar im vierten Abschnitt, steht geschrieben: „Muß ich's bekennen? Es schmeichelte mir doch, sei es auch nur so, für das verehrte Haupt angesehen worden zu sein."

Am 21. abends nahm ich Extrapost nach Kiel. Hamburg war zur Zeit noch die Grenze der mir bekannten Welt gegen Norden, und weiter hinaus nach Kopenhagen zu Land oder zur See vordringend (ich hatte noch in meinem Leben kein Schiff bestiegen), war ich auf einer Entdeckungsreise begriffen. Ich habe wirklich mit Treue die nordische Natur bei Kopenhagen studiert, woselbst mit dem Rurik anlangend, mein Freund und Gefährte Eschscholtz, der noch nie so weit nach Süden vorgeschritten war, gleichzeitig die südliche Natur zu studieren begann, entzückt, als ihm zuerst Vitis vinifera sub dio, die Weinrebe im Freien, zu Gesichte kam. Süden und Norden sind wie Jugend und Alter; zwischen beiden denkt sich jeder, solang er kann; alt sein und dem Norden angehören will kein Mensch. — Ich habe aus einem Gedicht an einen Jubilar das Wort „alt" ausmerzen müssen, und ein lappländischer Prediger erzählte mir von seiner Versetzung nach dem Süden, nach Tornea unter dem Polarkreise.

In Kiel am 22. Juli angelangt, war ich daselbst gleich heimisch, wie ich überhaupt die Gabe in mir fand, mich überall gleich zu Hause zu finden. Etliche der Männer, die ich zu sehen hoffte, waren bereits zur Krönung nach Kopenhagen abgereist. Ein Freund

führte mich in befreundete Kreise ein, und ich wartete in freudigem Genusse des Moments auf die Abfahrt des Paketboots, an dessen Bord ich erst am 24. Juli vor Tagesanbruch gerufen ward. Ich hatte mich mit ängstlicher Bedächtigkeit erkundigt, ob der Fall überhaupt denkbar sei, daß, durch widrige Winde aufgehalten oder verschlagen, das Paketboot über acht Tage auf der Fahrt nach Kopenhagen zubringen könne, und mir war versichert worden, man könne im schlimmsten Falle immer noch beizeiten auf den dänischen Inseln landen.

Ein Einlaß des Meeres schlängelt sich gleich einem Landsee landeinwärts nach Kiel, begrenzt von Hügeln, die im schönsten Grün der Schöpfung prangen. Ein Binnenmeer ohne Ebbe und Flut, in dessen glatte Spiegelfläche das grüne Kleid der Erde hinabtaucht, hat das Großartige des Ozeans nicht. Nettelbeck schilt die Ostsee einen Entenpfuhl; man kommt auf der Fahrt von Kiel nach Kopenhagen nicht einmal in das Innere desselben hinein, indem man immer Sicht des Landes behält. Aber recht anschaulich wurde, wie die Meere recht eigentlich die Straßen des Landes sind, bei der Menge Segel, die man um sich sieht, und von denen wir zwischen der grünen Ebene Seelands und den niedrigen Küsten Schwedens nie unter fünfzig zählten.

Wir waren am Morgen des 24. Juli unter Segel gegangen. Am Abend frischte der Wind, und die Nacht ward stürmisch. Als das Schiff, eine Galeasse von 5 Mann Equipage, zu rollen begann, wurden auf demselben die anfangs lauten Passagiere still, und ich selbst zahlte dem Meere den ersten Tribut. Aber ich erholte mich am andern Tage wieder und glaubte mich schon wohlfeileren Kaufes abgefunden zu haben, als ich selber befürchtet hatte. Nebst dieser Erfahrung erwarb ich auch auf dieser Vorschule des Weltumseglers anderes, wovon ich auch zu reden Anstand nehme: das ergab sich später, als ich nicht gerne fand, was ich doch emsig zu suchen vermocht wurde. In der Apotheke zu Kopenhagen, wo ich, des Dänischen unkundig, mein bestes Latein hilfebegehrend entfaltete, antwortete mir der Lehrbursche in noch viel besserem Deutsch, indem er mir die geforderte Salbe einhändigte. Wir wurden am 26. Juli mittags bei gänzlicher Windes- und Meeresstille in den Hafen von Kopenhagen von unserm Boote bugsiert.

Ich habe in Kopenhagen, wo ich mich gleich heimisch eingerichtet hatte, mit lieben, teilnehmenden Freunden und im lieb- und lehrreichen Umgange von Männern, die in Wissenschaft und Kunst die Ehre ihres Vaterlandes sind, vielleicht die heitersten und fröhlichsten Tage meines Lebens verlebt. Hornemann war zurzeit abwesend,

dagegen Pfaff aus Kiel in Kopenhagen. Öhlenschläger beschäftigte sich eben mit der Übersetzung der „Undine" von Fouqué. Das Theater war, wie gewöhnlich in den Sommermonaten, geschlossen. Bibliotheken, Sammlungen, Gärten beschäftigten mich während der Stunden des Tages, die Abende gehörten der schönsten Geselligkeit.

Ich habe der Salbung, nach unserm Sprachgebrauch der Krönung, des vielgeliebten Königs Friedrichs VI. von Dänemark im Schlosse zu Friedrichsburg beigewohnt. Ich bemerke beiläufig, daß meine Freunde die für mich nötige Einlaßkarte von einem Juden, der solche feil hatte, erhandelten.

Ich habe in Kopenhagen kein Pferdefleisch zu essen bekommen, was ich als Naturforscher gewünscht hätte. — Meine Freunde bemühten sich umsonst; es wurde auf der Tierarzneischule, die allein das Vorrecht hat, kein Pferd während meiner Anwesenheit geschlachtet.

Der Leutnant Wormskiold, der sich bereits auf einer Reise nach Grönland um die Naturgeschichte verdient gemacht hatte und sich jetzt darum bewarb, sich an die Romanzoff'sche Expedition als freiwilliger Naturforscher anschließen zu dürfen, suchte mich gleich nach meiner Ankunft auf. Ich kam ihm zutrauensvoll mit offenen Armen entgegen, froh, der winkenden Ernte einen Arbeiter mehr zuführen zu können; und man wünschte mir Glück zu dem fleißig-emsigen Gehilfen, den ich an ihm haben würde.

Ich erhielt den 9. August am frühen Morgen gefällige Mitteilung von der Admiralität, daß eine russische Brigg eben signalisiert werde.

Mögen hier noch, bevor ich euch an Bord des Rurik führe, etliche Zeilen Platz finden, die ich damals über Kopenhagen und Dänemark niederschrieb. Man erinnere sich dabei an den Überfall der Engländer und den Verlust der Flotte, Anno 1807, und an die neuesten Ereignisse, die erzwungene Abtretung von Norwegen an Schweden, dessen selbständige Verteidigung unter dem Prinzen Christian von Dänemark und den endlichen Vertrag, wodurch es als ein eigenes Königreich unter eigenen Gesetzen sich dem Könige von Schweden unterwarf.

Kopenhagen scheint mir nicht größer, nicht volkreicher als Hamburg zu sein; breite Straßen, neue, charakterlose Bauart. Das neue Stadthaus ist in griechischem Stil aus Backsteinen mit Kalkbewurf gebaut.*) Die Dänen hassen von jeher die Deutschen: nur Brüder

*) Unter den Künsten ist vorzüglich die Baukunst berufen, einer entschiedenen Volkstümlichkeit, einer charaktervollen Zeit eine Stimme zu verleihen, sich vernehmbar der Nachwelt zu verkünden. Die ägyptische, die griechische, die gotische Baukunst, von denen

können einander hassen. Jetzt aber hassen sie zuvörderst die Schweden, sodann die Engländer, und der Haß gegen die Deutschen tritt zurück. Sie ringen nach Volkstümlichkeit und sind gedemütigt. Viele lieben deswegen doch nicht Napoleon; nur erkennen alle, und wer wollte es leugnen, daß sie das Opfer der Sünden anderer geworden sind. An Frankreichs Schicksal nehmen sie teil, weil Frankreichs Macht der Macht ihrer Unterdrücker, der Engländer, die Wage hielt. Sie sind Seemänner, ein Volk der See. Man schaut es von Kopenhagen aus, daß Norwegen nicht, und minder noch als die deutschen Provinzen, eine Besitzung von Dänemark, sondern der Sprache, der Verwandtschaft, der Geschichte nach recht eigentlich die andre Hälfte des Reichs war. Die Flotte aber war das Palladium. Gewöhnlich wurde bei den Symposien, zu denen ich zugezogen ward, das norwegisch volkstümliche Lied Sinclair Song mit Ingrimm und Wehmut gesungen, und der Toast: „Auf die erste glückliche Seeschlacht!“ ausgebracht. Der König wird mit inniger Anhänglichkeit geliebt und das Unglück der Zeiten nicht ihm zugerechnet. Die Zeremonie der Salbung, bei der er mit Krone und Zepter und seine Ritter in altertümlicher Tracht um ihn her erschienen, war kein Schau- und Faschingspiel, sondern das Herz der Dänen war dabei, und der Volksgeist belebte noch die alten ehrwürdigen Formen. Billigdenkende rechnen mit dankbarer Liebe dem Prinzen Christian das in Hinsicht Norwegens Unternommene und wirklich Erreichte zu, Unbillige das Unerreichtgebliebene und mißschätzen ihn. — — Zu Kiel sind die Professoren deutsch, die Studenten dänisch gesinnt.

---

die letztere schon für uns nicht minder der Vergangenheit angehört als die vorbenannten, legen uns das Zeugnis solcher Volkstümlichkeiten ab. Wie sollte eine Zeit wie die unsrige, deren Charakter eben darin besteht, alle Schranken niederzureißen, alle Volkstümlichkeiten zu verschmelzen und aus den Angelegenheiten eines Volkes die Angelegenheiten aller Völker zu machen, so daß zum Beispiel an der Frage der Reform nicht das Schicksal Englands, sondern das Schicksal der Welt hängt; wie sollte die Zeit der Buchdruckerkunst und der Posten, der Dampfschiffahrzeuge zu Wasser und zu Lande, der Schnellpresse, der Zeitungen und der Telegraphen eine andere Baukunst haben, als um Straßen und Brücken, Kanäle, Häfen und Leuchttürme zu bauen? Ich habe den Maler David vor den Modellen griechischer Tempel den Satz mit Autorität behaupten hören: die Griechen hätten in der Baukunst alles geleistet, was zu leisten möglich wäre, und es bliebe nur übrig, sie zu kopieren; Eigenes ersinnen zu wollen, sei widersinnig.

Der Rurik. Abfahrt von Kopenhagen. Plymouth.

Ich meldete mich am Morgen des 9. August 1815 am Bord des Rurik auf der Reede zu Kopenhagen bei dem Kapitän. Ein Gleiches tat mit mir der Leutnant Wormskiold; und Herr von Kotzebue, anscheinlich durch die Eintracht, die er unter uns herrschen sah, bewogen, sagte ihm die Aufnahme zu. Seiner Reisebeschreibung nach scheint er hierin nicht eigenmächtig gehandelt zu haben. Er übergab mir einen schmeichelhaften Brief vom Grafen Romanzoff und einen andern vom Herrn von Krusenstern, ließ mich übrigens vorläufig ohne Instruktion und Verhaltungsbefehle. Ich fragte vergebens danach; ich ward über meine Pflichten und Befugnisse nicht belehrt und erhielt keine Kenntnis von der Schiffsordnung, in die ich mich zu fügen hatte. Es mußte mir in meinen Verhältnissen auf dem Rurik so wie überhaupt in der Welt ergehen, wo nur das Leben das Leben lehrt. Es ward uns befohlen, binnen drei Tagen mit unserer Habe am Bord zu sein. Die Abfahrt verzögerte sich aber bis zum 17. Am 13. besuchten die Gesandten mehrerer Höfe das Schiff und wurden, wie sie dessen Bord verließen, mit dreizehn Kanonenschüssen salutiert.

Es ist hier der Ort, von der abgesonderten kleinen Welt, zu der ich nun gehörte, und von der Nußschale, in der eingepreßt und eingeschlossen sie drei Jahre lang durch die Räume des Ozeans geschaukelt zu werden bestimmt war, eine vorläufige Kenntnis zu geben. Das Schiff ist die Heimat des Seefahrers; bei solcher Entdeckungsreise schwebt es über zwei Drittel der Zeit in völliger Abgeschiedenheit zwischen der Bläue des Meeres und der Bläue des Himmels; nicht ganz ein Drittel der Zeit liegt es vor Anker im Angesichte des Landes. Das Ziel der weiten Reise möchte sein, in das fremde Land zu gelangen; das ist aber schwer, schwerer, als sich es einer denkt. Überall ist für einen das Schiff, das ihn hält, das alte Europa, dem er zu entkommen vergeblich strebt, wo die alten Gesichter die alte Sprache sprechen, wo Tee und Kaffee nach hergebrachter Weise zu bestimmten Stunden getrunken werden und wo das ganze Elend einer durch nichts verschönerten Häuslichkeit ihn festhält. Solange er vom fremden Boden noch die Wimpel seines Schiffes wehen sieht, hält ihn der Gesichtsstrahl an die alte Scholle festgebannt. — — Und er liebt dennoch sein Schiff! — wie der Alpenbewohner die Hütte liebt, worin er einen Teil des Jahres unter dem Schnee freiwillig begraben liegt.*)

*) Dieses ist zu Trient in Savoyen der Fall.

Hier ist, was ich zu Anfang der Reise über unsere wandernde Welt aufschrieb. Den Namen sind die Vor- und Vatersnamen hinzugefügt, bei welchen wir auf dem Schiffe nach russischer Sitte genannt wurden.

Der Kapitän Otto Astawitsch von Kotzebue. — Erster Leutnant Gleb Simonowitsch Schischmareff, ein Freund des Kapitäns, älterer Offizier als er, nur russisch redend; ein heiter strahlendes Vollmondsgesicht, in das man gerne schaut; eine kräftige, gesunde Natur; einer, der das Lachen nicht verlernt hat. — Zweiter Leutnant Iwan Jacowlewitsch Sacharin, kränklich, reizbar, jedoch gutmütig; versteht etwas Französisch und Italienisch. — Der Schiffsarzt, Naturforscher und Entomolog Iwan Iwanowitsch Eschscholtz, ein junger Doktor aus Dorpat, fast zurückhaltend, aber treu und edel wie Gold. — Der Naturforscher, ich selbst, Adelbert Loginowitsch. — Der Maler Login Andrewitsch Choris, der Herkunft nach ein Deutscher, der, jetzt noch sehr jung, bereits als Zeichner Marschall von Bieberstein auf einer Reise nach dem Kaukasus begleitet hatte. — Freiwilliger Naturforscher Martin Petrowitsch Wormskiold. — Drei Untersteuerleute: Chramtschenko, ein sehr gutmütiger, fleißiger Jüngling; Petroff, ein kleiner, launig-lustiger Bursche; der dritte, Konieff, uns ferner stehend. — Zwei Unteroffiziere und zwanzig Matrosen.

Die Seeleute, unter denen, die sich freiwillig zu dieser Expedition gemeldet haben, ausgesucht, sind ein hochachtbares Volk; handfeste Leute, der strengsten Mannszucht unbedingt unterwürfig, sonst von tüchtiger ehrgeiziger Gesinnung, stolz auf ihren Beruf als Weltumsegler.

Der Kapitän, der in seiner frühesten Jugend mit Krusenstern auf der Nadeshda die Reise um die Welt gemacht, ist der einzige an seinem Bord, der die Linie überschritten hat; — der älteste an Jahren bin ich selbst.

Der Rurik, dem der Kaiser auf dieser Entdeckungsreise die Kriegsflagge zu führen bewilligt hat, ist eine sehr kleine Brigg, ein Zweimaster von 180 Tonnen und führt acht kleine Kanonen auf dem Verdeck. Unter Deck nimmt die Kajüte des Kapitäns den Hinterteil des Schiffes ein. Von ihr wird durch die gemeinschaftliche Treppe die Kajüte de campagne getrennt, die am Fuß des großen Mastes liegt. Beide bekommen das Licht von oben. Der übrige Schiffsraum bis zu der Küche am Fuße des Vordermastes dient den Matrosen zur Wohnung.

Die Kajüte de campagne ist beiläufig zwölf Fuß ins Gevierte. Der Mast, an dessen Fuß ein Kamin angebracht ist, bildet einen

Vorsprung darin. Dem Kamin gegenüber ist ein Spiegel und unter dem, mit der einen Seite an der Wand befestigt, der viereckige Tisch. In jeglicher Seitenwand der Kajüte sind zwei Kojen befindlich, zu Schlafstellen eingerichtete Wandschränke, beiläufig sechs Fuß lang und dritthalb breit. Unter denselben dient ein Vorsprung der Länge der Wand nach zum Sitz und gibt Raum für Schubladen, von denen je vier zu jeder Koje gehören. Etliche Schemel vollenden das Ameublement.

Zwei der Kojen gehören den Offizieren, die zwei anderen dem Doktor und mir. Choris und Wormskiold schlafen im Schiffsraum in Hängematten. Meine Koje und drei der darunter befindlichen Schubkasten sind der einzige Raum, der mir auf dem Schiffe angehört; von der vierten Schublade hat Choris Besitz genommen. In dem engen Raume der Kajüte schlafen vier, wohnen sechs und speisen sieben Menschen. Am Tische wird morgens um sieben Uhr Kaffee getrunken, mittags um zwölf gespeist und sodann das Geschirr gescheuert, um fünf Uhr Tee getrunken und abends um acht der Abhub der Mittagstafel zum zweitenmal aufgetragen. Jede Mahlzeit wird um das Doppelte verlängert, wenn ein Offizier auf dem Verdecke die Wache hat. In den Zwischenzeiten nimmt der Maler mit seinem Reißbrett zwei Seiten des Tisches ein, die dritte Seite gehört den Offizieren, und nur wenn diese sie unbesetzt lassen, mögen die andern sich darum vertragen. Will man schreiben oder sonst sich am Tische beschäftigen, muß man dazu die flüchtigen, karggezählten Momente erwarten, ergreifen und geizig benutzen; aber so kann ich nicht arbeiten. Ein Matrose hat den Dienst um den Kapitän, Schaffecha, ein kleiner Tatar, ein Mohammedaner; ein anderer in der Kajüte de campagne, Sikoff, einer der tüchtigsten, ein Russe, fast herkulischen Wuchses. — Es darf nur in der Kajüte Tabak geraucht werden. — Es ist wider die Schiffsordnung, das Geringste außerhalb des jedem gehörigen Raumes unter Deck oder auf dem Verdeck ausgesetzt zu lassen. — Der Kapitän protestiert beiläufig gegen das Sammeln auf der Reise, indem der Raum des Schiffes es nicht gestatte und ein Maler zur Disposition des Naturforschers stehe, zu zeichnen, was dieser begehre. Der Maler aber protestiert, er habe nur unmittelbar vom Kapitän Befehle zu empfangen.

Zu Kopenhagen wurde über die oben angeführte Zahl der Schiffsmannschaft noch ein Koch angeworben, ein verwahrlostes Kind der See, der Gesichtsbildung nach ein Ostindier oder ein Malaye, der Sprache nach, die aus allen Dialekten der redenden Menschen undeutlich zusammengemischt war, kaum ein Mensch. Außerdem ward

ein Lotse für die Fahrt im Kanal und nach Plymouth an Bord genommen und dieser brachte die Zahl unserer Tischgesellschaft auf acht, die am kleinen Tisch nicht mehr Raum hatten.

Der Rurik war am 30. Juli 1815 (zwei Tage früher, als mir gemeldet worden) von Kronstadt ausgelaufen und am 9. August auf der Reede von Kopenhagen angelangt. Wir lichteten am 17. um 4 Uhr morgens die Anker, die wir vier Stunden später vor Helsingör wiederum auswerfen mußten. Der Wind, der abwechselnd nur zur Ein- oder Ausfahrt das Tor offen hält, ward uns erst am Morgen des 19. günstig, an welchem Tage wir um 10 Uhr des Morgens durch den Sund fuhren und mit uns zugleich über sechzig andere Schiffe, die auf denselben Moment gewartet hatten. Wir salutierten die Festung, ohne ein Boot abzuwarten, das vom Blockschiff auf uns zuruderte; und rascher segelnd als die Kauffahrer um uns her, überholten wir schnell die vordersten und ließen bald ihr Geschwader weit hinter uns. Der Augenblick war wirklich schön und erhebend.

Wir hatten auf der Fahrt durch die Nordsee fast anhaltend widrige Winde bei naßkaltem Wetter und bedecktem Himmel. Nach langem Lavieren mußte uns ein Schiff, das wir anriefen, das Leuchtschiff am Ausfluß der Themse zeigen, das wir noch nicht entdeckt hatten. Ich ward in der Nacht vom 31. August zum 1. September auf das Verdeck gerufen, um die Feuer der französischen Küste bei Calais brennen zu sehen; der Eindruck entsprach nicht ganz meiner Erwartung. Am Morgen brachte uns ein günstiger Windhauch durch die Doverstraße. Albion mit seinen hohen weißen Küsten lag uns nahe zur Rechten, fern zur Linken dämmerte Frankreich im Nebel; wir verloren es allmählich außer Sicht und es ward nicht wieder gesehen. Wir mußten noch am selben Tage die Anker auf einige Stunden fallen lassen. Am 7. September mittags gingen wir vor der Stadt Plymouth im Cathwater vor Anker.

Die Zeit dieser Fahrt war für mich eine harte Lehrzeit. Ich lernte erst die Seekrankheit kennen, mit der ich unausgesetzt rang, ohne sie noch zu überwinden. Es ist aber der Zustand, in den diese Krankheit uns versetzt, ein erbärmlicher. Teilnahmlos, mag man nur in der Koje liegen oder oben auf dem Verdecke, am Fuße des großen Mastes, sich vom Winde anwehen lassen, wo näher dem Mittelpunkte der Bewegung dieselbe unmerklicher wird. Die eingeschlossene Luft der Kajüte ist unerträglich und der bloße Geruch der Speisen erregt einen unsäglichen Ekel. Obgleich mich der Mangel an Nahrung, die ich nicht bei mir behalten konnte, merklich schwächte, verlor ich dennoch nicht den Mut. Ich ließ mir von andern erzählen,

die noch mehr gelitten als ich und von Nelson, der nie zur See gewesen, ohne krank zu sein. Ich duldete um des freudigen Zieles willen die Prüfung ohne Murren.

Wormskiold hatte indes die meteorologischen Instrumente zu beobachten übernommen. Seine Kenntnis des Seelebens gab ihm einen großen Vorsprung vor mir, der ich, in die neuen Verhältnisse uneingeweiht, durch manchen Verstoß unvorteilhafte Vorurteile wider mich erweckte. Ich wußte z. B. noch nicht, daß man nicht ungerufen den Kapitän in seiner Kajüte aufsuchen darf; daß ihm, wenn er auf dem Verdeck ist, die Seite über dem Wind ausschließlich gehört und daß man ihn auch da nicht anreden soll; daß diese selbe Seite, wenn sie der Kapitän nicht einnimmt, dem wachthabenden Offiziere zukommt; ich wußte vieles derart nicht, was ich nur gelegentlich erfuhr.

Ich hatte nicht bemerkt, daß in Hinsicht der Bedienung ein Unterschied zwischen den Offizieren und uns anderen gemacht werde. Als wir in Plymouth einliefen, gab ich unserm Sikoff meine Stiefel zu putzen; er empfing sie aus meiner Hand und setzte sie vor meinen Augen sogleich da wieder hin, wo ich sie eben hergenommen hatte. So ward mir kund, daß er nur seinen Offizieren zu dienen habe. Ich mußte von dem Tage an auf die kleinen Dienste Verzicht leisten, die er mir bis dahin freiwillig geleistet hatte; der wackere Kerl war mir von Herzen gut, ich glaubte, er würde für mich durchs Feuer gegangen sein; aber meine Stiefel hätte er nicht wieder angerührt. Solche Dienste wußte sich Choris von andern Matrosen zu verschaffen; Eschscholtz wußte sie sich selber zu leisten: ich aber wußte mich darüber hinwegzusetzen und ihrer zu entbehren.

Ich ward, sobald das Schiff vor Anker lag, zu dem Kapitän gerufen. Ich trat zu ihm in seine Kajüte ein. Er redete mich ernst und scharf an, mich ermahnend, meinen Entschluß wohl zu prüfen; wir seien hier in dem letzten europäischen Hafen, wo zurückzutreten mir noch ein Leichtes sei. Er gebe mir zu überlegen, daß ich als Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt sei, welche zu haben, keinerlei Ansprüche zu machen habe. Ich entgegnete ihm betroffen: es sei mein unabänderlicher Entschluß, die Reise unter jeder mir gestellten Bedingung mitzumachen und ich würde, wenn ich nicht weggewiesen würde, von der Expedition nicht abtreten.

Die Worte des Kapitäns, die ich hier wiederholt habe, wie ich sie damals niederschrieb, wie sie ausgesprochen wurden und mir unvergeßlich noch im Ohre schallen, waren für mich sehr niederschlagend. Ich glaubte nicht Veranlassung dazu gegeben zu haben. Ich

kann aber dem Kapitän bei dieser Gelegenheit nicht Unrecht geben. Es scheint so natürlich, daß ein Titulargelehrter, Teilnehmer einer gelehrten Unternehmung, begehren werde, dabei eine Autorität zu sein, daß dem Schiffskapitän nicht zu verargen ist, es zu erwarten und dem vorzubeugen. Denn zwei Autoritäten können auf einem Schiffe nicht zusammen bestehen und das lehrt die Erfahrung auch auf Kauffahrteischiffen, wo es meist unerfreulich zugeht, wenn neben dem Kapitän ein Superkargo und Stellvertreter des Eigentümers ist. Man nimmt auch, wo das Seewesen verstanden wird, Rücksicht darauf. In Frankreich und England werden auf Entdeckungsreisen keine Titulargelehrten mehr mitgenommen, sondern es wird dafür gesorgt, daß alle Teilnehmer der Expedition Gelehrte seien; bei den amerikanischen Kauffahrern ist der Führer des Schiffes zugleich der Handelsmann, und die Handelskompagnien haben Faktoreien, zwischen welchen und dem Mutterlande das befrachtete Schiff zu fahren dem unumschränkt an seinem Bord gebietenden Offizier einzig obliegt. Ob es gleich in der Wesenheit der Dinge liegt, ist es doch zu bedauern, daß der Gelehrte, dem es in der Regel am Bord eines Kauffahrers so wohl ergeht, so beengt wird, da, wo sich ihm ein weiterer Wirkungskreis zu eröffnen scheint. Voller Lust und Hoffnung, voller Tatendurst kommt er hin und muß zunächst erfahren, daß die Hauptaufgabe, die er zu lösen hat, darin besteht, sich so unbemerkbar zu machen, so wenig Raum einzunehmen, so wenig da zu sein, wie immer möglich. Er hat hochherzig von Kämpfen mit den Elementen, von Gefahren, von Taten geträumt und findet dafür nur die gewohnte Langeweile und die nie ausgehende Scheidemünze des häuslichen Elendes, ungeputzte Stiefel und dergleichen.

Meine nächste Erfahrung war eben auch nicht ermutigend. Ich hatte mich vorsorglich über das Prinzip und den Bau der Filtrierfontaine belehrt und erbot mich eine solche zu verfertigen. Das zur ungünstigsten Zeit geschöpfte und jetzt schon sehr übelriechende Wasser der Newa, welches wir tranken, schien meinen Antrag zu unterstützen. Nichtsbestoweniger fand er keinen Anklang. Es fehlte an Raum, an Zeit, an andern Erfordernissen, und zuletzt war der Kapitän der Meinung: „das Filtrieren werde dem Wasser die nahrhaften Teile entziehen und es weniger gesund machen.“ Ich sah ein, daß ich die Sache fallen lassen müsse.

Plymouth liegt an einem Einlaß des Meeres, welcher sich hinter dem Küstenstriche höheren Landes in Arme teilt und zwischen schönen Felsenufern weit in das Land eindringt. Alte und neue Städte, Dörfer, Stapelplätze, Arsenäle, Festungen, prachtvolle Landhäuser drängen sich an diesen Ufern; die ganze Gegend ist nur eine Stadt,

das eigentliche Plymouth nur ein Revier derselben. Das Land umher wird überall von Mauern und Hecken in Felder abgeteilt. Die weißen Mauern, der feine Staub, die Bauart, die riesenhaften Inschriften der Häuser und die Anschlagzettel erinnern unwillkürlich an die Umgegend von Paris. Ein solches Meer von Häusern ist auch Paris, aber ihm fehlt die große Straße, das Meer. Dieses trägt hier in eigenen Häfen und auf Ankerplätzen unzählige Schiffe, dort (Plymouth-Dock) Kriegsschiffe, hier (Plymouth, Cathwater) Kauffahrteischiffe aller Nationen. Es wurde zurzeit ein riesenhaftes Werk ausgeführt, das Breakwater, ein Damm, der den Eingang des Sundes zum Teil absperren und das Binnenwasser vor dem Andrange der äußeren Wellen schützen sollte. Über zweiundsechzig Fahrzeuge waren unaufhörlich beschäftigt, die Felsenmassen herbeizubringen, die in den Steinbrüchen an den Ufern des Fjordes unablässig gesprengt wurden. Das Abdonnern dieser Minen, die Signalschüsse, das Salutieren der Schiffe erweckten oft im tiefsten Frieden das Bild einer belagerten Stadt.

Ich war und blieb fremd in Plymouth. Die Natur zog mich mehr an als die Menschen. Sie trägt einen unerwartet südlichen Charakter, und das Klima scheint besonders mild zu sein. Die südeuropäische Eiche (Quercus ilex) bildet die Luftwälder von Mount Edgcomb, und Magnolia grandiflora blüht im Freien am Spalier.

Das Meer hat bei hohen felsigen Ufern und Fluten von einer Höhe, die kaum auf einem andern Punkte der Welt (auf der Küste von Neuholland) beobachtet wird, seine ganze Herrlichkeit. Die Flut steigt an den Übergangs-, Kalk- und Tonschieferklippen bis auf zweiundzwanzig Fuß, und bei der Ebbe enthüllt sich dem Auge des Naturforschers die reichste, wunderbar rätselhafteste Welt. Ich habe seither nirgends einen an Tangen und Seegewürmen gleich reichen Strand angetroffen. Ich erkannte fast keine von diesen Tieren; ich konnte sie in meinen Büchern nicht auffinden und ich entrüstete mich ob meiner Unwissenheit. Ich habe erst später erfahren, daß die meisten unbekannt und unbeschrieben sein mußten. Ich habe im Verlauf der Reise manches auf diese Weise versäumt, und ich zeichne es hier geflissentlich auf zur Lehre für meine Nachfolger. Beobachtet, ihr Freunde, sammelt, speichert ein für die Wissenschaft, was in euren Bereich kommt, und lasset darin die Meinung euch nicht irren: dieses und jenes müsse ja bekannt sein, und nur ihr wüßtet nicht darum! — War doch unter den wenigen Landpflanzen, die ich von Plymouth zum Andenken mitnahm, eine Art, die für die englische Flora neu war.

Uns begünstigte die heiterste Sonne. Ich begegnete auf einer

meiner Wanderungen zweien Offizieren vom 43. Regimente, die neugierig, unser Schiff zu sehen, mir auf dasselbe folgten. Sie luden den Kapitän und uns alle, Genossen ihres gemeinschaftlichen Tisches zu sein. Die Einrichtung ist getroffen, daß an einem oder zweien Tagen der Woche ein reichlicheres Mahl aufgetragen wird und jeder Gäste mitbringen kann. Der Kapitän und ich folgten der Einladung. Ich glaube nie eine reichlicher besetzte Tafel gesehen zu haben. Es ward viel gegessen, noch mehr getrunken, wobei jedoch den fremden Gästen kein Zwang auferlegt wurde; aber es herrschte keine Lustigkeit. Am Abend gaben uns, die uns eingeladen hatten, das Geleit, und einer der Beiden entledigte sich vor uns des genossenen Weines, ohne daß dadurch der Anstand verletzt wurde.

Ich habe der politischen Ereignisse, die mich auf diese Reise gebracht, und die, sobald der Ruf an mich ergangen war, für mich in den Hintergrund zurückgetreten waren, nicht wieder erwähnt. Mich mahnt Plymouth, mich mahnt die freundliche Berührung mit dem Offizierkorps des 43. Regimentes an den Mann des Schicksals, den von hier aus kurz vor unserem Einlaufen der Bellerophon nach St. Helena abgeführt hatte, damit er, der einst die Welt unterjocht und beherrscht hatte, dort in erbärmlichen Zwistigkeiten mit seinen Wächtern kleinlich untergehe. Allgemein war für den überwundenen Feind die Begeistrung, die aus allen Klassen des Volkes, besonders aus dem Wehrstande, einmütig uns entgegenschallte. Jeder erzählte, wann und wie oft er ihn gesehen, und was er getan, in die Huldigung der Menge einzustimmen; jeder trug seine Medaillen, jeder pries ihn und schalt zürnend die Willkür, die ihn dem Gesetze unterschlagen. In welchem Gegensatze mit der hier herrschenden Gesinnung war nicht der niedrige Schimpf der Spanier in Chile, die sich beeiferten, das Tier der Fabel zu sein, das dem toten Leuen den letzten Fußtritt geben will! Der Bellerophon hatte weit im Sunde vor Anker gelegen, und der Kaiser pflegte sich zwischen fünf und sechs Uhr auf dem Verdeck zu zeigen. Zu dieser Stunde umringten unzählige Boote das Schiff, und die Menge harrte begierig auf den Augenblick, den Helden zu begrüßen und sich an seinem Anblick zu berauschen. Später war der Bellerophon unter Segel gegangen und hatte, kreuzend im Kanal, was noch zu seiner Ausrüstung mangelte, erwartet. Man erzählte von einer wegen Schulden gegen Napoleon erhobenen Klage und der darauf erfolgten Vorladung eines Friedensrichters, welche Vorladung, falls sie auf das Schiff, während es vor Anker lag, hätte gebracht werden können, zur Folge gehabt haben würde, daß der Verklagte dem Richter hätte gestellt werden müssen. Hätte aber sein Fuß den englischen

Boden berührt, so konnte er nicht mehr dem Schutze der Gesetze entzogen werden.

Auf dem Theater von Plymouth trat zurzeit bei erhöhten Eintrittspreisen Miß O'Neill in Gastrollen auf. Ich habe sie zweimal gesehen in „Romeo und Julie" und in „Menschenhaß und Reue" (The stranger). Nach der Rückkehr im Jahre 1818 habe ich in London auch Kean gesehen, und zwar in der Rolle von Othello. Ich erkenne es dankbar als eine Gunst des Schicksals, daß ich, der ich das französische und das deutsche Theater, beide in ihrem höchsten Glanze, ich möchte sagen, vor ihrem Verfall, gekannt habe, auch etliche Fürsten der englischen Bühne, sei es auch nur flüchtig, zu sehen bekam. Miß O'Neill befriedigte mich in der Julie nicht, in welcher Rolle sie mir zu massiv erschien; gegen die Eulalia hatte ich nichts einzuwenden; die Gabe der Tränen, die man an ihr bewundern mußte, kam ihr da vortrefflich zu statten. Mir schienen die Darstellenden den Shakspeare zu geben, schier wie Hamlet seine „Mausefalle" nicht gegeben haben will. Kotzebue berechtigt zu minderen Anforderungen, die genügender erfüllt wurden. Übrigens haben die englischen Schauspieler alle einen guten Anstand, sprechen die Verse richtig und bemühen sich mit sichtbarer Anstrengung, die Worte, gegen die Sitte des gemeinen Lebens, deutlich und vernehmbar auszusprechen. Sie scheinen mir darin den französischen Schauspielern vergleichbar, denen eine Dressur unerläßlich ist, die alles einbegreift, was auch der nicht von dem Gotte Begabte aus sich heraus und in sich hinein zu bilden vermag. Gottbegabte Künstler sind überall selten. Vielleicht hat unser Deutschland deren verhältnismäßig viele, aber selten sieht man auf unserer Bühne solche, die sich zu dem hinaufgebildet haben, was von den französischen Schauspielern gefordert wird; und das gemeine Handwerkervolk, das die Mehrzahl ausmacht — was soll man von ihnen sagen?

Da ich eben berichten müssen, wie ich in Shakspeares Vaterland unsern Kotzebue von den ersten Künstlern und zwar befriedigender als ihren eigenen Heros, habe aufführen sehen, so werd' ich auch gleich, um nicht wieder darauf zurückzukommen, ein vollgültiges Zeugnis ablegen, daß für die, welche die Regierungen de facto anerkennen, dieser selbe Kotzebue der Dichter der Welt ist. Wie oft ist mir doch, an allen Enden der Welt, namentlich auf O-Wahu, auf Guajan u. s. w., für meinen geringen Anteil an dem Beginnen seines Sohnes mit dem Lobe des großen Mannes geschmeichelt worden, um auch auf mich einen Zipfel von dem Mantel seines Ruhmes zu werfen! Überall hallte uns seine Name entgegen. Amerikanische Zeitungen berichteten, daß The stranger mit außerordentlichem Bei-

fall aufgeführt worden. Sämtliche Bibliotheken auf den aleutischen Inseln, soweit ich solche erkundet habe, bestanden in einem vereinzelten Bande von der russischen Übersetzung von Kotzebue. Der Statthalter von Manila, huldigend der Muse, beauftragte den Sohn mit einem Ehrengeschenke von dem köstlichsten Kaffee an seinen Vater, und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung erfuhr der Berliner Naturforscher Mundt die Ankunft des Rurik, auf dem er mich wußte und erwartete, von einem Matrosen, der ihm nur zu sagen wußte, daß der Kapitän des eingelaufenen Schiffes einen Komödiantennamen habe. Vom „Alarcos", vom „Jon" und deren Verfassern habe ich in gleicher Entfernung vom Hause nichts gehört.

Die amerikanischen Kauffahrer, denen keine meerbespülte Küste unzugänglich ist, denen aber die Sonne der romantischen Poesie noch nicht aufgegangen, sind die wandernden Apostel von Kotzebues Ruhm; er ist das für sie taugliche Surrogat der Poesie. Die Tat beweist übrigens, daß er ein Erfordernis besitzt, welches manchem Vornehmern abgeht; denn was hilft es der Stute Rolands, so unvergleichlich und tadellos zu sein, wenn sie leider tot ist?

Wir fanden in der Regel die Meinung herrschend, der große Dichter lebe nicht mehr. Das ist natürlich; wer suchte Homer, Voltaire, Don Quixote und alle die großen Namen, in deren Verehrung er aufgewachsen, unter den Lebendigen? Aber auch die Anzeige seines Todes wollte man auf O-Wahu und wohl auch an andern Orten in amerikanischen Zeitungen gelesen haben. Dieses Gerücht, welches mich beunruhigte, kam auch zu den Ohren des Kapitäns, der es auf den Tod eines seiner Brüder deutete, welcher im Feldzug 1813 rühmlich starb. Man wird im Verlauf dieser Blätter sehen, wie man uns in Europa, die wir die Post in Kamtschatka versäumt, verloren und verschollen hat glauben müssen, und wie der Vater den hoffnungsvollen Sohn zu beweinen vollgültigen Grund gehabt. Endlich langt unverhofft, unerwartet, allen möglichen Nachrichten von ihm zuvorkommend, der Rurik wieder an, und Otto Astawitsch eilt, dem Vater die junge Gattin, mit der er sich vermählt, zuzuführen. — Er findet die blutige Leiche auf der Totenbahre!

Ich komme von einer Abschweifung, die mich etwas weit geführt hat, auf Plymouth wieder zurück und eile der Abfahrt entgegen. Die Zeit, nicht immer zweckmäßig angewandt, verging sehr schnell. Wir hatten jeder unsere Ausrüstung zu vervollständigen; uns hielt in der zerstreuenden Umgebung nichts zusammen; jeder sorgte für sich selbst, wie er konnte und mochte; vieles hätte, gemeinschaftlich besprochen und planmäßig ausgeführt, zweckmäßiger und schneller geschehen können. Ein paar Diners, zu denen ich mit dem Kapitän

eingeladen wurde, bieten mir zu keinen neuen Bemerkungen Stoff. Die Sitten der mehr Ehrfurcht gebietenden als durch Liebenswürdigkeit anziehenden Engländer finden sich in allen Büchern beschrieben. Ich habe da den Stachelbeerwein gekostet, dessenwegen das Haus des Vicar of Wakefield berühmt war, und habe ihn dem Champagner gleich, nur süßer gefunden. Ich habe nach aufgehobenem Tischtuch am grünen Teppiche getrunken und trinken sehen; ernst, gelassen und wortkarg, einer abwechselnd sich gegen den andern verneigend, eine Ehren- oder Wohlwollensbezeigung, die auf gleiche Weise zu erwidern man nicht verabsäumen darf. Ich habe überhaupt Engländer nur dann lachen sehen, wenn ich englisch mit ihnen zu reden versucht, und habe mir auf die Weise oft zu meiner eigenen Freude freudige Gesichter erzeugt. Ich habe später auf dem Schiffe den Freund Choris englisch gelehrt, der mir die Mühe dadurch vergalt, daß er mir hinfort unter Engländern zu einem Dolmetscher gedient. Wo er zu meinem Englischen die Aussprache herbekommen hat, ist mir unerklärt geblieben. Ich habe übrigens die Engländer im allgemeinen höflich und dienstfertig gefunden. Das Seehospital, welches ich besuchte, veranlaßt mich nur, zu bezeugen, daß alles, was man von der Reichlichkeit, Reinlichkeit und Schönheit solcher englischen Institute und von der Ordnung und Fülle, die in ihnen herrscht, aus Büchern weiß, weit hinter dem Eindruck zurückbleibt, den die Ansicht macht.

Am 22. September war der Rurik segelfertig. Das Observatorium, das unter einem Zelte auf Mount Batten, einer wüsten Halbinsel in unserer Nähe, gestanden hatte, war wieder eingeschifft und das Dampfbad abgebrochen, welches neben dem Observatorium unter einem anderen Zelte für Offiziere und Matrosen eingerichtet worden war. Ich habe in Plymouth zuerst die Sitte der russischen Bäder kennen gelernt und mir angeeignet.

Wir sollten am nächsten Tage die Anker lichten, und noch lagen die Briefe meiner Lieben und in Anweisungen ein kleines Kapital, das ich auf die Reise mitnehmen wollte, bei der russischen Gesandtschaft in London, an die ich sie adressieren lassen, und alle Schritte, die ich getan, die Absendung derselben an mich zu bewirken, waren vergeblich gewesen. Ich habe seither auch in Amtsgeschäften erfahren, daß selten durch Gesandtschaften etwas pünktlicher besorgt werde, und selber nie diesen Weg zu Versendungen gewählt. Das Liegenlassen, welches ein treffliches Mittel sein mag, viele Geschäfte abzutun, ist nicht dem Bedürfnis jeglichen Geschäftes angemessen. Ich bedauerte zurzeit, daß der Kapitän den Plan, den er zuerst hatte, nicht befolgt, mich auf der Fahrt hierher zu Dover oder auf jedem

andern Punkt der englischen Küste ans Land zu setzen, von wo ich über London nach Plymouth gereist wäre. Erst nachdem wir zweimal ausgelaufen und zweimal durch den Sturm in den Hafen zurückgeschlagen worden, kamen meine Briefe an. Es mußten die Stürme der Nachtgleichen sich meiner in meinem Kummer und in meinen Sorgen erbarmen.

Auf einer weiten Reise wird, wie für die Gesundheit der Leute, frische Nahrung usw., auch möglichst für deren Unterhaltung gesorgt; denn das Ertötendste ist die Langeweile. Ein Sängerchor der Matrosen war mit den Instrumenten einer Janitscharenmusik versehen, und unser bengalesischer Koch besaß eine Geige. — Nichtsdestoweniger hätte der Kapitän gerne für noch mehr Musik gesorgt. Iwan Iwanowitsch spielte Klavier, und es ward beraten, ein Hackebrett oder ein Instrument, wie nur der Raum es zulassen wollte, für ihn anzuschaffen. Dessen nahm sich Martin Petrowitsch mit außerordentlichem Eifer an. Er kam am letzten Tage ganz begeistert auf das Schiff und meldete, er habe eine ganz vortreffliche Orgel gefunden, die er ausgemessen, die im Schiffsraume am Fuße des großen Mastes aufgestellt werden könne, und wofür einundzwanzig Pfund begehrt würden. Man schließt sich nicht aus, wo die Mehrheit entschieden hat; der Kauf ward beliebt, und ich ward für meine drei Pfund ein Gönner der edeln Tonkunst so gut wie ein anderer. Der Kapitän fuhr in Geschäften ans Land, seinerseits auch Martin Petrowitsch, um das Instrument zu holen, welches er bald mit einem Arbeiter, um es aufzustellen, heimbrachte; und unsere Offiziere sahen verwundert und entrüstet, aber stillschweigend am vorbestimmten Orte eine große Maschine, eine Kirchenorgel, aufbauen, welche die Luken, die Zugänge zu dem unteren Schiffsraume besetzt hielt. Otto Astawitsch, als er, wie kaum das Werk vollbracht war, an Bord wieder eintraf, entsetzte sich davor und wollte dem wachthabenden Offiziere zürnen, daß er solches gelitten. Er hatte aber ja selbst den Befehl gegeben. Es blieb ihm nur übrig, zu verfügen, daß binnen einer halben Stunde Zeit die Orgel entweder wieder ans Land geschafft oder über Bord geworfen sein solle. Das erste geschah. Wodurch man gesündigt hat, damit wird man bestraft; es kommt mir selber, dem Gegenfüßler eines musikalischen Menschen, ergötzlich vor, an diesem unserm in England liegenden Besitztume nicht nur eine, sondern zwei Aktien zu haben; — denn ich habe dem Martin Petrowitsch, als er in Kamtschatka von uns schied, die seine diskontiert.

Wir lichteten am 23. September die Anker, die wir, da der Wind umsprang, sogleich wieder auswerfen mußten. Wie liefen erst am 25. morgens mit schwachem Landwinde aus, aber gleich am

Ausgang des Sundes empfing uns von der See her der Südwind, der, frisch und frischer wehend, uns im Angesichte der Küste zu lavieren zwang und in der Nacht zu einem gewaltigen Sturme anwuchs. Wir erlitten etliche Haverien, wobei ein Mann beschädigt ward, und schätzten uns glücklich, am 26. bei Tagesanbruch unsern alten Ankerplatz wieder zu erreichen. Wir befährdeten dabei ein neben uns liegendes Kauffahrteischiff, dem wir einigen Schaden an seinem Tauwerke zufügten, und dessen Kapitän in Hemdärmeln mit vorgebundenem Tuche, halb eingeseift und halb barbiert, fluchend auf dem Verdeck erschien.

Der Rurik aber kämpfte gegen die Gewalt des Sturmes in einer finstern Herbstnacht, zwischen dem Leuchtturme von Eddystone, der sein blendendes Licht auf die Szene warf, und der Küste von England, auf der zu scheitern er in Gefahr schwebte, gezwungen durch die Umstände, viele Segel zu führen. Ihr kennt den Leuchtturm von Eddystone schon von euern längst verbrauchten Kinderbilderbüchern her, dieses schöne Werk der modernen Baukunst, das sich von einem einzelnen im Kanal verlorenen Steine bis zu einer Höhe erhebt, die ihr vielleicht wißt, und die nachzuschlagen ich mir die Zeit nicht nehmen will; ihr wißt, daß bei hohem Sturme der schäumende Kamm der Wellen bis zu der Laterne hinan gespritzt wird; ihr merkt, daß alle Umstände sich hier vereinigen, einen Sturm recht schön zu machen, und ihr erwartet von mir eine recht dichterische Beschreibung. Meine Freunde, ich lag nach entleertem Magen stille, ganz stille in meiner Koje, mich um nichts in der Welt bekümmernd und kaum auf den Lärm merkend, den Tisch, Stühle, Stiefeln, Schubkasten um mich her verführten, die nach der Musik und dem Takte, die oben auf dem Verdeck geblasen und geschlagen wurden, unruhig auf ihre eigene Hand durch die Kajüte hin- und hertanzten. Was der seekranke Mensch für ein erbärmliches Tier ist, entnehmet daraus, daß unser guter Doktor, sonst eifrig und gewissenhaft in seiner Pflicht wie nicht ein anderer, zur Hilfe des verwundeten Matrosen gerufen, geholt, kommandiert, stille, ruhig und regungslos in seiner Koje liegen blieb, bis alles vorüber war.

Ist euch einmal, wie mir, das Haus, das ihr bewohntet, in einer schönen Nacht über dem Kopfe abgebrannt? Habt ihr besonnen und tätig für Weib und Kind, für Hab und Gut Sorge getragen und von allem, was zu tun war, nichts versäumt? Dasselbe mag für den Seeoffizier ein Sturm sein. Mit gesteigerter Thätigkeit führt er den Kampf gegen das Element und hat, siegend oder besiegt, Freude an sich selber, ist reicher nach überstandener Gefahr um eine erfreuliche Erfahrung von der eigenen Tatkraft. Es ist dasselbe

Gefühl, welches den Soldaten nach der Schlacht begierig macht. Für den Passagier aber ist der Sturm nur eine Zeit der unsäglichsten Langeweile. Wie es im Verlauf der Reise dabei zuzugehen pflegte, werde ich hier in der Kürze berichten. Bei einem gewissen Kommando, das oben auf dem Verdeck erscholl, hieß es in der Kajüte: der Krieg ist erklärt. Darauf vernagelte jeder seine Schubladen und sorgte, seine bewegliche Habe festzustellen. Wir legten uns in unsere Kojen. Bei der nächsten Welle, die auf das Verdeck schlug und häufig in die Kajüte zu den Fenstern hineindrang, wurden diese mit verpichten Tüchern geschützt, und wir waren geblendet. Dann wurde ich gewöhnlich aufgefordert, den Versuch zu machen, noch etliche unerzählte Anekdoten aus dem Vorrat hervorzuholen, bald aber verstummten wir alle und hörten nur einander der Reihe nach gähnen. Die Mahlzeiten hörten auf. Man aß Zwieback und trank Schnaps oder ein Glas Wein. Auf das Verdeck darf sich kaum der Naturforscher wagen, um sich aus Pflichtgefühl einmal den Wellengang flüchtig anzusehen; überspült ihn eine Welle, so hat er in vollkommener Unbeholfenheit kein Mittel, Kleider oder Wäsche zu wechseln oder sich zu trocknen. Übrigens hat die Sache nicht einmal den Reiz der Gefahr; diese ist für die unmittelbare Anschauung nie vorhanden und könnte höchstens nur auf dem Wege der Berechnung für den Verstand zu ermitteln sein. Die nicht geladene Pistole, deren Mündung ich mir selber vor das Auge halte, zeigt mir die Gefahr; ich habe ihr nie so auf dem kleinen wellengeschaukelten Bretterhause ins Angesicht gesehen.

Wir gingen am 30. früh abermals unter Segel und mußten, vom Sturm empfangen und heimgetrieben, am selben Abend Schutz hinter dem Breakwater suchen, wo wir die Anker fallen ließen. Unserem Lotsen, den wir, nach seiner treffenden Ähnlichkeit mit den Karikaturen, John Bull nannten, mußten wir wie der immer wiederkehrende Buckelige aus den „Tausend und eine Nacht“ vorkommen.

Es gelang uns erst am 4. Oktober die See zu behaupten.

Reise von Plymouth nach Teneriffa.

Wir segelten aus dem Sund von Plymouth den 4. Oktober 1815 gegen 10 Uhr des Morgens. Wir behielten günstigen Wind, aber die See ging von den vergangenen Stürmen noch hohl. Das Land blieb uns den Tag über im Angesicht. Wie ich am andern Morgen auf das Verdeck stieg und nach dem Kap Lizard rückblicken wollte, war es schon untergetaucht, und nichts war zu sehen als Himmel und Wellen. Die Heimat lag hinter uns, vor uns die Hoffnung.

Zu Anfang dieser Fahrt, und etwa bis zum 14. Oktober, litt ich an der Seekrankheit so anhaltend und schwer wie noch nicht zuvor. Ich erhielt jedoch meine Munterkeit und suchte mich zu beschäftigen. Ich las mit Martin Petrowitsch dänisch einen Aufzug von „Hakon Jarl" und ohne Hilfe weiter. Ich verdanke Öhlenschlägern manche Freuden und manchen Trost. Correggio hat mich immer bewegt, und Hakon Jarl, der abtrünnige Christ, der einzige gläubige Heide, der mir aus unsern Büchern lebendig entgegengetreten ist, hat mir immer Ehrfurcht eingeflößt.

Wir folgten mit meist günstigem Wind der großen Fahrstraße, die aus dem Kanal südwärts nach dem Mittelländischen Meere oder dem Eingange desselben vorüber nach beiden Indien führt. Selten verging ein Tag, ohne daß wir verschiedene Segel gesehen hätten, und vom Lande, dessen äußerste Vorsprünge uns beiläufig 300 Seemeilen*) im Osten blieben, kamen bei N. W.-Wind und klarem Himmel häufige Boten zu uns herüber. Am 9. setzte sich eine kleine Lerche auf unser Schiff nieder, wo sie drei Tage lang der Gastfreundschaft genoß, die wir ihr gern angedeihen ließen, und drei Landvögel umflatterten uns an verschiedenen Tagen. Nirgends ist mir der Atlantische Ozean breit vorgekommen; ich habe mich immer auf einer vielbefahrenen Straße gefühlt, deren Ufer ich nicht zu sehen brauchte, um sie gleichsam zu spüren. Fast zu enge dünkten mir hingegen die bisher befahrenen Meere zu sein, deren Küstenfeuer man bei Nacht wie die Laternen in einer Stadt selten aus den Augen verliert, und wo man andere Schiffe umzusegeln oder selbst umgesegelt zu werden befürchten muß. Das große, das ehrfurchtgebietende Schauspiel bot uns der Himmel in seinen Veränderungen dar.

*) Unter Meilen werden fortan englische Seemeilen verstanden sein, deren 60 auf einen Grad des Aquators gehen, Minuten des Aquators.

Hinter uns senkte sich der Polarstern, und der große Bär, noch beim Homer ἄμμορος ὠκεανοῖο, unteilhaftig der Salzflut, tauchte seine Sterne nacheinander ins Meer; vor uns aber erhob sich der Vater des Lichtes und des Lebens.

Am 13. Oktober und den folgenden Tagen hatten wir in 39° 27′ N. B. fast fünf Tage lang vollkommene Windstille. Das Meer ebnete sich zu einem glatten Spiegel, schlaff hingen die Segel von den Rahen, und keine Bewegung war zu spüren. Merkwürdig, daß auch dann Strömungen des Wassers unmerklich mit dem Schiffe spielten, das seine Richtung gegen die Sonne veränderte, so daß man auf dem Verdecke seinen eignen Schlagschatten zu seinen Füßen kreisen und bald zu der einen, bald zu der andern Seite des Körpers fallen sah. So auch veränderte ein ausgesetztes Boot seine Lage gegen das Schiff und ward bald ihm näher gebracht, bald weiter von ihm entführt. Soll meine Phantasie ein Bild erschaffen, gräßlicher als der Sturm, der Schiffbruch, der Brand eines Schiffes zur See, so bannt sie auf hoher See ein Schiff in eine Windstille, die keine Hoffnung, daß sie aufhören werde, zuläßt. —

Die Windstille übrigens ruft zu einer neuen Tätigkeit den Naturforscher auf, der bei günstigem Winde müßig, den Blick nur vorwärts gerichtet, von der Küste träumt, auf welcher er zunächst landen soll. Die Sonne lockt die niedern Tiere des Meeres an die Oberfläche des Wassers, und er kann dieser reizendsten Rätsel der Natur leicht habhaft werden. Wir konnten sonst nur bei einem Laufe von höchstens zwei Knoten (d. i. zwei Meilen die Stunde) mit dem Köscher von Flaggentuch, an einer Stange befestigt, vom Verdecke des Schiffes ähnliche Tiere zu fischen hoffen.

Hier beschäftigten mich und Eschscholtz besonders die Salpen, und hier war es, wo wir an diesen durchsichtigen Weichtieren des hohen Meeres die uns wichtig dünkende Entdeckung machten, daß bei denselben eine und dieselbe Art sich in abwechselnden Generationen unter zwei sehr wesentlich verschiedenen Formen darstellt: daß nämlich eine einzeln freischwimmende Salpa anders gestaltete, fast polypenartig aneinander gekettete Jungen lebendig gebiert, deren jedes in der zusammen aufgewachsenen Republik wiederum einzeln freischwimmende Tiere zur Welt setzt, in denen die Form der vorvorigen Generation wiederkehrt. Es ist, als gebäre die Raupe den Schmetterling und der Schmetterling hinwiederum die Raupe.*)

*) Siehe: Chamisso, De animalibus quibusdam e classe vermium Linnaeana. Fasc. I. De salpa. Berol. 1819. 4. Erläuterungen zu dieser Schrift in Okens „Isis“ 1819. Fasc. II., reliquos vermes continens. Gemeinschaftlich mit C. G. Eisenhardt in Nova acta phys.-med. Academiae C. L. C. Naturae curiosorum X 1821.

Ich habe mit meinem treuen Eschscholtz immer gemeinsam studiert, beobachtet und gesammelt. Wir haben in vollkommener Eintracht nie das Mein und Dein gekannt; es mochte sich einer nur an der eigenen Entdeckung freuen, wann er den andern zum Zeugen, zum Teilnehmer gerufen hatte. — Warum muß ich's sagen? mit dem Leutnant Wormskiold war es nicht so. Er hatte eine eifersüchtelnde Nebenbuhlerschaft, die leider unter den Gelehrten nicht unerhört ist, dem Verhältnis, das ich ihm angeboten hatte, und das ich mit Eschscholtz eingegangen war, vorgezogen. Daß er mich für einen Naturphilosophen hielt, die bei ihm nicht gut angeschrieben waren, mochte ihn von mir entfernt haben; er mochte auch glauben, zu sehr im Vorteil zu sein, um sich nicht aus einer Gemeinschaft zurückzuziehen, worin er mehr eingebracht als eingeerntet hätte. Ich lächle jetzt über den tiefen Kummer, über die Verzweiflung, in die ich darüber geriet, und wovon die Briefe zeugen, die ich aus Teneriffa, Brasilien und Chile schrieb. Ich bot alles auf, mich selbst und andere zu überzeugen, daß ich bei dem, was ich für ein Mißverhältnis erkannte, außer aller Schuld sei. Jetzt kann ich, ein alter Mann, nach abgekühlter Leidenschaft und wiederholt eingesehenen Akten, Richter sein über mich selbst und sprechen: ich war wirklich außer Schuld. Es tröstete mich in der Folge noch nicht, daß nicht sowohl mit mir als mit dem Maler Choris Wormskiold in Mißhelligkeiten lebte, wie sie leicht das Seeleben veranlassen kann, und die sich nur nach dem Charakter und der Eigentümlichkeit der Menschen gestalten. Ich erinnere mich, daß in Sicht des Staatenlandes ich hinüber zu den traurigen, nackten Felsen schaute und fast begehren mochte, daß mich vom Schiffe aus das kleine Boot nach jener winterlichen Öde hinübertrage und dort aussetze, mich von der marternden Gegenwart zu befreien.

Übrigens hatte der Leutnant Wormskiold in Plymouth geäußert, er würde vielleicht schon in Teneriffa die Expedition verlassen. Auf der Überfahrt von Teneriffa nach Sta. Catharina erklärte er, in Brasilien sein Schicksal von dem unsrigen trennen zu wollen. Daselbst angelangt — das Land kühlt die zu See erhitzte Galle ab —, riet ich ihm freundschaftlich, dieses reichste Feld der Forschung zu seiner Ernte zu erwählen, und stellte, um ihm die Ausführung zu erleichtern, meine Barschaft zu seiner Verfügung. Er war nun anderen Sinnes. Er wollte in Chile bleiben, aber dem widersetzte sich die Lichtscheue der Spanier und stellte seinem Entschlusse unüberwindliche Hindernisse entgegen. Er trennte sich erst in Kamtschatka von uns.

Diese Zeilen sind mir zu schreiben so schwer wie eine Beichte

aufs Herz gefallen, und ich werde auf den Gegenstand nicht wieder zurückkommen, den ich einmal nicht unerwähnt lassen konnte. Es ist etwas gar Eigentümliches um das Leben auf einem Schiffe. Habt ihr bei Jean Paul die Biographie der mit dem Rücken aneinander gewachsenen Zwillingsbrüder gelesen? Das ist etwas Ähnliches, nicht Gleiches. — Das äußere Leben ist einförmig und leer wie die Spiegelfläche des Wassers und die Bläue des Himmels, die darüber ruht; keine Geschichte, kein Ereignis, keine Zeitung; selbst die sich immer gleiche Mahlzeit, die zweimal wiederkehrend den Tag einteilt, kehrt mehr zum Verdrusse als zum Genusse zurück. Es gibt kein Mittel, sich abzusondern, kein Mittel, einander zu vermeiden, kein Mittel, einen Mißklang auszugleichen. Bietet uns einmal der Freund anstatt des guten Morgens, den wir zu hören gewohnt sind, einen guten Tag, grübeln wir der Neuerung nach und bebrüten düster unsern Kummer; denn ihn darüber zur Rede zu setzen, ist auf dem Schiffe nicht Raum. Abwechselnd ergibt sich einer oder der andere der Melancholie. Auch das Verhältnis zu dem Kapitän ist ein ganz besonderes, dem sich nichts auf dem festen Lande vergleichen läßt. Das russische Sprichwort sagt: „Gott ist hoch, und der Kaiser ist fern." Unumschränkter als der Kaiser ist an seinem Bord der Mann, der immer gegenwärtige, an den man auch gleichsam mit dem Rücken angewachsen ist, dem man nicht ausweichen, den man nicht vermeiden kann. Herr von Kotzebue war liebenswürdig und liebenswert. Unter vielen Eigenschaften, die an ihm zu loben waren, stand obenan seine gewissenhafte Rechtlichkeit. Aber die zu seinem Herrscheramt erforderliche Kraft mußte er sich mit dem Kopfe machen; er hatte keine Charakterstärke, und auch er hatte seine Stimmungen. Er litt an Unterleibsbeschwerden, und wir spürten ungesagt auf dem Schiffe, wie es um seine Verdauung stand. Bei dem gerügten Mangel, besonders in der späteren Zeit der Reise, wo seine Kränklichkeit zunahm, mochte er leicht von dem, der ohne Arg grade vor sich schritt und fest auftrat, sich gefährdet glauben. Auf der Fahrt durch den Atlantischen Ozean hatte er die Vorurteile abgestreift, die er gegen mich gefaßt haben mochte, und ich kann für seinen Günstling gelten. Ich hing ihm aber auch an mit fast schwärmerischer Liebe. — Später wandte er sich von mir ab, und auf mir lastete seine Ungnade.

Ich hatte mit Hilfe von Login Andrewitsch Russisch zu lernen angefangen; erst lässig unter dem schönen Himmel der Wendekreise, dann mit ernsterem Fleiße, als wir dem Norden zusteuerten. Ich hatte es soweit gebracht, mehrere Kapitel im Saritscheff zu lesen, aber ich ließ mit gutem Bedacht von dem Beginnen ab und lernte

mich glücklich schätzen, daß die Sprache eine Art Schranke sei, die zwischen mir und der nächsten Umgebung sich zog. Ich habe auch nicht leicht etwas so schnell und vollständig verlernt als mein Russisch. Es hat ganze Zeiten gegeben, wo ich während des Essens (ich nahm zufälligerweise bei Tafel den mittleren Sitz ein) stumm und starr, den Blick fest auf mein Spiegelbild geheftet, gehüllt in meine Sprachunwissenheit, die Brocken in mich hineinwürgte, allein wie im Mutterleib.

Ich kehre zu dem Zeitpunkt zurück, von welchem ich abgeschweift. Wir steuerten bei schwachen wechselnden Winden langsam der Mittagssonne zu, und wiederkehrende Windstillen verzögerten noch unsere Fahrt. Mit den Gestirnen des nächtlichen Himmels hatte sich das Klima verändert, und Bewußtsein des Daseins gab uns nicht mehr, wie in unserm Norden, physischer Schmerz, sondern Atmen war zum Genusse geworden. In tieferem Blau prangten Meer und Himmel, ein helleres Licht umfloß uns; wir genossen einer gleichmäßigen, wohltätigen Wärme. Auf dem Verdeck, angeweht von der Seeluft, wird die Hitze nie lästig, die wohl in der verschlossenen Kajüte drückend werden kann. Wir hatten die Kleider abgelegt, die daheim, wenn einmal der Sommer schöne, warme Tage hat, uns unleidlicher werden als selbst die feindliche Kälte der Winterluft. Eine leichte Jacke nebst Pantalons, ein Strohhut auf dem Kopfe, leichte Schuhe an den Füßen, keine Strümpfe, keine Halsbinde, das ist allgemein die angemessene Tracht, worin in der heißen Zone alle Europäer die Wohltaten des Himmels entgegennehmen; nur die Engländer nicht, denen überall die Londoner Sitte als erstes Naturgesetz gilt. Während der Mittagshitze ward ein Zelt ausgespannt, und wir schliefen die Nacht unter dem freien Himmel auf dem Verdeck. Nichts ist der Schönheit solcher Nächte zu vergleichen, wenn, leise geschaukelt und von dem Zuge des Windes gekühlt, man durch das schwankende Tauwerk zu dem lichtfunkelnden gestirnten Himmel hinaufschaut. Später ward uns Passagieren dieser Genuß entzogen, indem den Steuerleuten verboten ward, uns das zur Einrichtung unsers Lagers erforderliche alte Segeltuch verabfolgen zu lassen.

Ich werde zu den Schönheiten dieses Himmels ein Schauspiel rechnen, welches man wenigstens in der wärmeren Zone, wo man mehr im Freien lebt, unausgesetzter zu betrachten aufgefordert wird, und welches sich auch da in reicherer Pracht zu entfalten pflegt. Ich meine das Leuchten des Meeres. Dieses Phänomen verliert nie seinen anziehenden Reiz, und nach dreijähriger Fahrt blickt man in die leuchtende Furche des Kieles mit gleicher Lust wie am ersten Tage. Das gewöhnliche Meerleuchten, wie von Alexander v. Hum-

boldt (Reise, Band I) und von mir beobachtet, rührt bekanntlich von Punkten her, die im Wasser erst durch Anstoß oder Erschütterung leuchtend werden und aus organischen unbelebten Stoffen zu bestehen scheinen. Das Schiff, das die Flut durchfurcht, entzündet um sich her unter dem Wasser diesen Lichtstaub, der sonst die Wellen nur dann zu erhellen pflegt, wenn sie sich schäumend überschlagen. Außer diesem Lichtschauspiele hatten wir hier noch ein anderes. Es schien im Wasser gleichsam von einem sich in einiger Tiefe entzündeten Lichte zu blitzen und dieser Schein hatte manchmal einige Dauer. Es schien uns dieses Leuchten von Tieren (Quallen) herzurühren, bei denen eine organische Lichtentwickelung sich annehmen läßt.

Wir hatten am 23. Oktober Windstille im 30° 36′ N. B. 15° 20′ W. L. (über 300 Meilen fern von der afrikanischen Küste). Die Trümmer eines Heuschreckenzuges bedeckten das Meer um uns her.*) Drei Tage lang begleiteten uns diese Trümmer. Wir hatten am 25. mittags Ansicht der Salvages, kreuzten den 26. in ihrer Nähe und sahen am 27. den Pic de Teyde in einer Entfernung von beiläufig 100 Meilen schon unter einem sehr hohen Winkel sich uns enthüllen. Der Wind erhob sich während der Nacht und führte uns unserm Ziele zu.

Ich hatte mir während dieser Fahrt den Schnurrbart wachsen lassen, wie ich ihn früher in Berlin getragen. Wie wir uns dem Landungsplatze näherten, ersuchte mich der Kapitän, ihn abzuschneiden. Ich mußte das Opfer bringen und Haare lassen.

Am 28. mittags um 11 Uhr ließen wir auf der Reede von Santa Cruz die Anker fallen.

Der Zweck, wofür in Teneriffa angelegt wurde, war, Erfrischungen und hauptsächlich Wein an Bord zu nehmen, da wir bis jetzt nur Wasser getrunken hatten. Zu dem Geschäfte sollten drei Tage hinreichen, und es ward uns freigestellt, diese auf eine Exkursion ins Innere der Insel zu verwenden.

Von Gelehrten besucht und beschrieben worden ist Teneriffa wie kein anderer Punkt der Welt. Alexander von Humboldt ist auf dieser Insel gewesen und Leopold von Buch und Christian Smith, die nicht mehr hier anzutreffen uns schmerzlich war, hatten eben bei einem verlängerten Aufenthalte die ganze Kette der Kanarischen Inseln zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht. Wir hatten nur an uns selber Erfahrungen zu machen und unsern durstenden Blick an den Lebensformen der tropischen Natur zu weiden.

*) Gryllus Tataricus L.

Man möchte erwarten, daß auf Reisende, die aus einer nordischen Natur unmittelbar in eine südliche versetzt werden, der unvermittelte Gegensatz mit gleichsam märchenhaftem Reiz einwirken müsse. Dem ist aber nicht also. Die Reihe der im Norden empfangenen Eindrücke liegt völlig abgeschlossen hinter uns; eine neue Reihe anderer Eindrücke beginnt, die von jener ganz abgesondert, durch nichts mit ihr in Verbindung gesetzt wird. Die Zwischenglieder, welche beide Endglieder zu einer Kette, beide Gruppen zu einem Bilde vereinigen würden, fehlen eben zu einem Gesamteindruck. — Wenn wir nach unserm Winter die Bäume langsam zögernd knospen gesehen und sie auf einmal nach einem warmen Regen Blüten entfalten und Blätter und der Frühling erscheint in seiner Pracht, — dann schwelgen wir in dem Märchen, das die Natur uns erzählt. Wenn wir in unsern Alpen von der Region der Saaten durch die der Laub- und Nadelwälder und die der Triften zu den Schneegipfeln hinan und von diesen wiederum in die fruchtbaren Täler herabsteigen, haben die Verwandlungen, die wir schauen, für uns einen Reiz, dessen der Gegensatz der verschiedenen Naturen entbehrt, welchen uns das Schiff entgegenführt. Aber die Veränderung des gestirnten Himmels und der Temperatur während der Fahrt schließt sich jenen Beispielen an. Ich füge erläuternd eine andere Beobachtung hinzu: Wir können auf einem hohen Standpunkt schwindlig werden, wenn unser Blick an der Mauer des Turmes oder an Zwischengegenständen in die Tiefe unter uns hinabgleitet; der Luftschiffer aber mag auf die Erde unterwärts blicken, er ist dem Schwindel nicht ausgesetzt.

Aus den Gärten der kleinen Stadt Santa Cruz erheben nur ein paar Dattelpalmen ihre Häupter und wenige Bananenstauden ihre breiten Blätter über die weißgetünchten Mauern. Die Gegend ist öde, die hohen zackigen Felsen der Küste nach Osten zu sind nackt und nur spärlich mit der gigantischen, blassen, kaktusartigen Wolfsmilch besetzt. Auf ihren Gipfeln ruhten die Wolken. Man sah auf dem Wege von Laguna her etliche Dromedare herabtreiben.

Ich hatte die erste Gelegenheit benutzt, ans Land zu fahren. Der gelehrte Mineralog Eskolar, dessen Bekanntschaft ich machte, übernahm es lieb- und hilfreich, mir einen Führer für den andern Morgen zu besorgen. Den 29. Oktober früh trat ich mit Eschscholtz die Wanderung an. Wir wollen den gebahnten Weg nach Laguna vermeiden; Señor Nikolas, unser Bote, führte uns irr in den östlichen, felsigen, öden Tälern! Um wenige zerstreut liegende Ansiedelungen sah man den Drachenbaum und die amerikanische Agave und Cactus Opuntia. — Die mehrsten bezeichnenden Formen der

tropischen Natur waren dem Menschen hörige, ausländische Gewächse. Wir kamen nach 3 Uhr zu Laguna an. Es begann zu regnen. Wir speisten Weintrauben und besuchten den gelehrten Dr. Savignon, der uns ein Empfehlungsschreiben an Herrn Cologan in Oratava gab: „No quierendo privar a la casa de Cologan de su antiguo privilegio de proteger los sabios viageros" etc. „Nicht wollend das Haus Cologan seines alten Vorrechts berauben, die weisen oder gelehrten Reisenden zu beschützen" usw. Wir fanden ein Unterkommen zu Nacht und Weintrauben zur Speise bei einer sehr gesprächigen und lustigen alten Frau. Gasthäuser gibt es auf der Insel nur zwei, zu Santa Cruz und zu Oratava. Am Morgen des 30. strömte der Regen. Wir schlugen den Weg nach der Oratava ein. Er führt über Matanza und Vittoria, zwei Namen, die, auf den Karten der spanischen Kolonien oft wiederkehrend, das Schicksal der eingebornen Völker bezeichnen: Sieg und Gemetzel. Man gelangt erst bei Vittoria in die Weingärten, die der Stolz und der Reichtum der Insel sind. Die Aussicht über das Gebirg und die Küste, den Pic und das Meer ist ausnehmend schön, zumal wie sie sich uns darbot, im Spiele der Wolken und der Abendsonne. Die Wolken bildeten sich unten am Gestade und zogen von Zeit zu Zeit an dem Abhang des Gebirges den Höhen zu. Auch der Gipfel des Pics erschien, bedeckt von frisch gefallenem Schnee, durch die Nebel. Ich sah aber diesem Berge seine Höhe nicht an, der Eindruck entsprach nicht der Erwartung. Wohl hat sich mir in unsern Schweizeralpen die Schneelinie als Maßstab der Höhen eingeprägt, und wo dieser nicht anwendbar ist, bin ich ohne Urteil.

Wir hatten uns verspätet und hätten in Oratava nur Stunden der Nacht zubringen können; wir fanden es angemessen, nicht weiter zu gehen. Ich rauchte, votum solvens, eine Pfeife unter einem Palmbaume, schnitt mir zum Andenken ein Blatt desselben ab und gebrauchte die Rippe als Wanderstab; wir suchten ein Unterkommen für die Nacht. Wir mußten bis Matanza zurückgehen, wo wir in einer Hütte Weintrauben fanden und als Lager die nackte Erde. Um animalische Nahrung nicht ganz zu entbehren, hatten wir selber in verschiedenen Häusern Hühnereier aufgekauft.

Wir kehrten am 31. bei anhaltendem Regen über Laguna, wo wir noch einen Garten besuchten, nach Santa Cruz zurück. Zuvorkommend traten uns hier verschiedene unterrichtete Bürger entgegen und luden uns ein, Gärten, Naturaliensammlungen, Guanchenmumien zu sehen; unsere Zeit war aber abgelaufen.

Auf unserer Wanderung erschien uns im allgemeinen das Volk äußerst arm und häßlich, dabei heiteren Gemüts und von großer

Neugierde. Die spanische Würde, die sich in den Sprachformen darthut, trat uns hier achtunggebietend zum erstenmal unter Lumpen entgegen. „Euer Gnaden" ist bekanntlich auch unter dem niedrigen Volk die gebräuchliche Anrede.

Zuerst auf Teneriffa, wie später überall im ganzen Umkreis der Erde, haben sich die Wißbegierigen, mit denen ich als ein Wißbegieriger in nähere Berührung kam, Mühe gegeben, den russischen Nationalcharakter an mir, dem Russen, der aber doch nur ein Deutscher und als Deutscher eigentlich gar ein geborner Franzos, ein Champenois, war, zu studieren.

Reise von Teneriffa nach Brasilien. Santa Catharina.

Am 1. November 1815 lichteten wir die Anker und verließen die Reede von Santa Cruz. Wir hatten im Kanal zwischen Teneriffa und Canaria Windstille oder nur schwachen Wind. Wir sahen den Pic von Wolken völlig enthüllt und am Morgen die Wasserdünste sich an ihm niederschlagen und ihn verschleiern. Am 3. hatten wir außerhalb des Kanals den N.O.-Passat erreicht, der ungemein frisch blies und uns mit einer Schnelligkeit von 6 bis 8 Knoten (so viele Meilen die Stunde) auf unserm Wege förderte. Ich bemerke beiläufig, daß die Schnelligkeit seines Schiffes ein Punkt ist, in betreff dessen die Aussage jeglichen Schiffskapitäns so unzuverlässig ist als die einer Frau, die ihr eigenes Alter angeben soll. Wir durchkreuzten den 6. früh um 4 Uhr den nördlichen Wendekreis. Wir sahen an diesem Tage Delphine und am 7. die ersten fliegenden Fische.

Diese Tiere, die an Gestalt Häringen zu vergleichen sind, haben Brustflossen, die, zum Fluge und nicht zum Schwimmen geschickt, so lang wie der Körper sind. Sie fliegen mit ausgebreiteten Flossen in gebogenen Linien ziemlich hoch und weit über die Wellen, in die sie wieder tauchen müssen, um die Geschmeidigkeit ihrer Flugwerkzeuge zu erhalten. Da sie aber das Auge des Vogels nicht haben und nicht brauchen, weil die Natur ihnen in der Luft keine Hindernisse entgegensetzt, so wissen sie Schiffen, denen sie begegnen, nicht auszuweichen und fallen häufig an Bord derer, die, wie der Rurik, nicht höher, als sich ihr Flug erhebt, aus den Wellen ragen.

Begreiflich ist es, daß dem Nordmann, zu dem die Kunde nicht gedrungen ist, der Flug der Fische Grausen erregend, als eine Umkehrung der Natur erscheine. Der erste fliegende Fisch, der auf das Verdeck und unsern Matrosen in die Hände fiel, ward von ihnen unter Beobachtung des tiefsten Stillschweigens in Stücke zerschnitten, die sie sodann nach allen Richtungen in die See warfen. Das sollte das vorbedeutete Unheil brechen. Gar bald verlor sich für unsere Leute das Unheimliche einer Erscheinung, die in den gewöhnlichen Lauf der Natur zurücktrat. Die fliegenden Fische fielen im Atlantischen und im Großen Ozean so oft und häufig auf das Schiff, daß sie nicht nur uns, sondern auch, soviel ich weiß, ein paarmal den Matrosen zu einer gar vorzüglichen Speise gereichten.

Wir hatten in Teneriffa eine Katze und ein kleines weißes Kaninchen an Bord genommen. Beide lebten in großer Eintracht. Die Katze fing sich Fische, und das Kaninchen verzehrte die Gräten, die sie ihm übrig ließ. Ich erwähne dessen, weil es mir auffiel, das Kaninchen nach Art der Mäuse und anderer Nager ganz von animalischer Nahrung leben zu sehen. Das Kaninchen starb jedoch, bevor wir die Linie passierten, und die Katze erreichte auch nicht Brasilien.

Wir hatten am 9. die Breite der kapverdischen Inseln erreicht. Am 10. mittags zeigte sich uns Brava durch den Nebel, schon unter einem sehr hohen Winkel. Wir hatten gegen halb zwei Uhr diese hohe Insel zehn Meilen im S. O. + S. ½ O., und östlicher erschienen unter einem sehr geringen Winkel zwei andere Lande, das östlichste mit einem augenscheinlich vulkanischen Pic in der Mitte. Wir kamen am Abend der Insel Brava zu nahe unter dem Winde, den sie uns plötzlich benahm. Über der Wolkenlage, die auf ihren Höhen ruhte, erschienen auf kurze Zeit unter einem fast gleichen Winkel die Gipfel der weiter liegenden Insel Fogo. Zwischen uns und Brava spielten unzählige Herden von Delphinen, die uns wohl nicht gewahrten, da sie an das Schiff nicht kamen.

Die kapverdischen Inseln werden unter portugiesischer Botmäßigkeit meistens von armen Negern bewohnt. Die Einwohner der verschiedenen Inseln werden jedoch sehr verschieden geschildert. Die mit weißem Blut versetzten Einwohner von San Jago werden als unverständig und räuberisch dargestellt; die armen und guten Neger von Brava erinnern an die Neger, die uns Mungo Park kennen und lieben gelehrt hat.

Die Sage erzählt, daß die Ersten, die auf Fogo gelandet, zwei Christenpriester gewesen, die daselbst ein gottgefälliges, einsiedlerisch-beschauliches Leben führen wollten. Noch brannte die Insel von

keinen unterirdischen Feuern. Man weiß nicht, ob die Ankömmlinge Alchymisten oder Zauberer gewesen; aber sie fanden im Gebirge Gold und bauten da ihre Zellen. Sie gruben nach Gold und scharrten einen Schatz zusammen, und ihr Herz wandte sich der Welt wieder zu. Der eine, der sich über den andern überhob, riß das meiste Gold an sich; daher ihr wechselseitiger Haß und ihre Fehde. Die Flammen, die ihre nicht geheure Kunst ihrem Rachedurst verliehen, entzündeten die ganze Insel, und beide fanden im allgemeinen Brande ihren Untergang. Seither ließ die Gewalt des Feuers nach, das sich in den Mittelpunkt der Insel zurückzog.

Versunken in den Anblick dieser Inseln, auf denen meines Wissens noch kein Naturforscher verweilte, mochte ich träumen, es sei mir vorbehalten, sie einst zum Ziel einer eigenen Reise zu machen, und was dort noch für die Wissenschaft zu tun sei, zu leisten.

Übrigens haben uns weder Rauch noch Flammen die Vulkane dieser Inseln verraten, die frühere Reisende brennen gesehen, und Cook, der auf San Jago landete, erwähnt auch nichts von vulkanischen Erscheinungen.

Der nördliche Passatwind, den wir bis zum 6° N. B. zu behalten uns schmeichelten, verließ uns schon am 13. November im 10°. Dagegen erreichten wir zwischen dem siebenten und achten Grad N. B. den südlichen, den wir erst gegen die Linie anzutreffen hofften. Wir hatten binnen dieser Grenzen und während dieser Zeit unbeständiges Wetter, Windstille, von häufigen Windstößen und Regengüssen unterbrochen; zweimal leuchtete das Wetter, und Donner ward gehört. Einmal, am 17. nachmittags, ward ein Phänomen, das einer Wasserhose glich, wahrgenommen. Der plötzlich einbrechende Regen störte einigemal unsere Nachtruhe auf dem Verdecke. Boten brachten uns Kunde von dem Lande, das uns $5\frac{1}{2}$ Grad im Osten lag. Am 15. setzte sich ein schön rot befiederter Landvogel auf unsern Bugspriet nieder und flog dann von uns weg. Am 16. umkreisten uns drei Reiher, von denen einer, der sich auf das Schiff setzen wollte, ins Wasser fiel; die andern setzten ihren Flug fort. Am 17. verfolgte uns vom Morgen an eine Ente, die am Mittag geschossen ward (Anas Sirsair Forsk.); endlich zeigte sich am 18. eine andere Ente.

Während dieser Zeit wurden auch verschiedene Haifische geangelt und versahen uns mit erwünschter frischer Nahrung. Ich möchte sagen, ich habe nie besseren Fisch gegessen als den Haifisch; denn er pflegt auf hoher See gefangen zu werden, wenn man eben seiner begehrt.

Am 18. setzte sich der Wind zwischen S. und S. O. fest und wir steuerten einen sehr westlichen Kurs. Wir sahen am 19. eine

Seeblase, das seltsamste vielleicht der tierischen Geschöpfe, welche die Oberfläche des Meeres bewohnen. Wir sahen nur die eine nördlich vom Äquator; in der südlichen Halbkugel wurden sie häufig. Am Morgen des 21. waren uns zwei Segel im Angesicht, und wir wurden am Mittag von einem dritten Schiffe, einem heimwärts segelnden Ostindienfahrer, angesprochen, der ein Boot an uns sandte, Nachrichten von Europa zu begehren. Er teilte uns welche von St. Helena mit, wo Napoleon angelangt war. Am 22. und 23. umschwärmten uns Herden von Delphinen.

Am 23. November 1815 abends um 8 Uhr durchkreuzten wir zum erstenmal den Äquator. Die Flagge ward aufgezogen, alles Geschütz abgefeuert und ein Fest auf dem Rurik begangen. Die Matrosen, die alle Neulinge waren, wußten nicht recht, was sie tun sollten, und ihr Neptun war ziemlich albern. Aber eine ausnehmende Freudigkeit herrschte unter ihnen, und eine Komödie, die sie aufführten, beschloß spät und ergötzlich den Tag. Punsch war ihnen in hinreichender Menge gereicht worden.

Der Beifall, den dieses Schauspiel geerntet, veranlaßte eine zweite Vorstellung, die am 3. Dezember stattfand und noch vorzüglicher ausfiel. Der Steuermann Petroff war diesmal Dichter des Stückes und einer der Hauptdarstellenden. Es war ein rührendes Stück, aber mit gehöriger Ironie aufgefaßt und vorgetragen. Der Kirchengesang bei der Einsegnung des liebenden Paares bestand in der Litanei sämtlicher Taue und Leinen des Schiffes unter Anrufung des Herrn Steuermannes.

Überhaupt ward alle Sonntag für die Ergötzung der Matrosen gesorgt. Die Janitscharen-Instrumente wurden hervorgeholt, und es ward gesungen. Ich bemerke beiläufig, daß unter den russischen Nationalliedern, die wir in allen fünf Weltteilen ertönen ließen, auch Marlborough war. Ich zweifle nicht, daß, wenn heutzutage eine gleiche russische Expedition die See hält, ihre Sänger überall das Mantellied von Holtei unter ihren volkstümlichen Gesängen anstimmen.

Wir sahen am 24., 25. und 26. November ein Schiff, eine englische Brigg, welcher die Bramstange des großen Mastes fehlte.

Wir hatten auch, seit wir den südlichen Passat erreicht, häufige Wolken und rasch vorübergehende leichte Regengüsse, besonders während der Nacht. Der Wind, der allmählich vom Süden zum Osten übergegangen war, wandte sich am 30. November nach Norden und verließ uns ganz am 1. Dezember. Nach einer kurzen Windstille erhob sich der Südwind. Wir hatten am 5. die Sonne scheitelrecht. Wir durchkreuzten am 5. den südlichen Wendekreis. In diesen

Tagen wurden mehrere Boniten harpuniert und versorgten uns mit frischen Lebensmitteln. Auch brachten uns Schmetterlinge wiederholt Kunde von dem Festlande Amerika, das uns 120 Meilen im Westen lag. Etliche Schiffe wurden gesehen.

Wir beobachteten am 7. Dezember ungefähr anderthalb Grad südlich vom Kap Frio eine Erscheinung, die sich am 9. auffallender wiederholte. Wind und Strom hatten andersfarbiges Wasser, strohgelbes und grünes, bandartig, scharfbegrenzt unabsehbar über die Oberfläche des Meeres hingezogen. Wir untersuchten das Wasser dieser farbigen Flüsse oder Straßen, die wir in unserm Kurs durchschnitten. Das blaßgelbe Wasser war wie von einem sehr feinen blaßgrünen Staube getrübt oder wie von einer mikroskopischen Spreu dicht überstreut. Das Färbende zeigte sich unter dem Mikroskop als eine freischwimmende, gradstäbige, gegliederte Alge. Eigenmächtige Bewegung ward an derselben nicht wahrgenommen. — Das am 7. untersuchte Wasser enthielt außerdem in sehr geringem Verhältnis grüne, schleimige Materie und seltnere, sehr kleine rötliche Tiere aus der Klasse der Krebse, die umherschwimmend sich häufig Fäden von der Oberfläche holten und selbige zu Grunde zogen. Die Striche grünen Wassers, die am 9. beobachtet wurden, waren in der Regel weniger breit als die graugelben. Sie verbreiteten einen sehr auffallenden faulen Geruch. Die reine grüne Farbe rührte von einer unendlichen Menge Infusorien her, die das Wasser verdichteten. Die Planarien ähnlichen Tiere waren mit bloßen Augen kaum unterscheidbar. Das Wasser des Kanals von Santa Catharina war manchmal, besonders bei Südwind, ähnlich gefärbt und hatte einen ähnlichen faulen Geruch, aber diese Tiere waren darin nicht vorhanden.

Am 10. überfiel uns ein Sturm in der Nähe des Hafens. Am 11. sahen wir das Land und lagen am 12. nachmittags um 4 Uhr im Kanal von Santa Catharina auf der Seite des festen Landes und in der Nähe des Forts Santa Cruz vor Anker.

Ich werde nicht, ein flüchtiger Reisender, der ich auf dieses Land gleichsam nur den Fuß gesetzt habe, um vor der riesenhaft wuchernden Fülle der organischen Natur auf ihm zu erschrecken, mir anmaßen, irgend etwas Belehrendes über Brasilien sagen zu wollen. Nur den Eindruck, den es auf mich gemacht, den es in mir zurückgelassen hat, möchte ich den Freunden mitteilen; aber auch da fehlen mir die Worte.

Die Insel Santa Catharina liegt in der südlichen Halbkugel außerhalb des Wendekreises, in derselben Breite wie Teneriffa in der nördlichen. Dort ist der felsige Grund nur stellenweis und nur

dürftig begrünt, den europäischen Pflanzenformen sind nur fremdartige beigemengt und die auffallendsten derselben auch fremd dem Boden. Hier umfängt eine neue Schöpfung den Europäer, und in ihrer Überfülle ist alles auffallend und riesenhaft.

Wenn man in den Kanal einläuft, der die Insel Santa Catharina von dem festen Lande trennt, glaubt man sich in das Reich der noch freien Natur versetzt. Die Berge, die sich in ruhigen Linien von beiden Ufern erheben, gehören, vom Urwald bekleidet, nur ihr an, und man gewahrt kaum an deren Fuß die Arbeiten des neu angesiedelten Menschen. Im Innern ragen als Kegel oder Kuppeln höhere Gipfel empor, und ein Bergrücken des festen Landes begrenzt gegen Süden die Aussicht.

Die Ansiedelungen des Menschen liegen meist längst dem Gestade, umschattet von Orangenbäumen, welche die Höhe unserer Apfelbäume erreichen oder übertreffen. Um dieselben liegen Pflanzungen von Bananen, Kaffee, Baumwollenstauden usw. und Gehege, worin etliche unserer Küchengewächse, denen viele europäische Unkrautarten parasitisch gefolgt sind, unscheinbar gebaut werden. Der Melonenbaum und eine Palme (Cocos Romanzoffiana M.) ragen aus diesen Gärten hervor. Unterläßt der Mensch, die Spanne Landes, die er der Natur abgerungen hat, gegen sie zu verteidigen, überwuchert gleich den Boden ein hohes, wildes Gesträuch, worunter schöne Melastoma-Arten sich auszeichnen, umrankt von purpurblütigen Bignonien. Will man von da seitab in die dunkle Wildnis des Waldes einzudringen versuchen, wird man von dem ausgehauenen Pfade, den man betreten hat, bald verlassen, und der Gipfel des nächsten Hügels ist unerreichbar. Fast alle erdenklichen Baumformen drängen sich im Walde in reicher Abwechslung. Ich will bloß die Akazien anführen mit vielfach gefiederten Blättern, hohen Stämmen und fächerartig ausgebreiteten Ästen. Darunter wuchern am Boden über umgestürzten modernden Stämmen, weit über Manneshöhe, Gräser, Halbgräser, Farren, breitblättrige Helikonien usw.; dazwischen Zwergpalmen und baumartige Farrenkräuter. Vom Boden erhebt sich zu den Wipfeln hinan und hängt von den Wipfeln wieder herab ein vielfach verschlungenes Netz von Schlingpflanzen. Viele Arten aus allen natürlichen Familien und Gruppen des Gewächsreiches nehmen in dieser Natur die bezeichnende Form der Lianen an. Hoch auf den Ästen wiegen sich luftige Gärten von Orchideen, Farren, Bromeliaceen usw., und Tillandsia usneoides überhängt das Haupt alternder Bäume mit greisen Silberlocken. Breitblättrige Aroideen wuchern am Abfluß der Bäche. Riesenhafte säulenartige Kaktus bilden abgesonderte, seltsame starre Gruppen. Farrenkräuter

und Lichene bedecken dürre Sandstriche. Über feuchten Gründen erheben luftige Palmen ihre Kronen, und gesellig übergrünt die ganzblättrige Mangle (Rhizophora) die unzugänglichen Moräste, in welche die Buchten des Meeres sich verlieren. Die Gebirgsart, ein grobkörniger Granit, durchbricht nirgends die Dammerde und wird nur stellenweise am Gestade und an den Klippen wahrgenommen, die aus dem Kanal hervorragen.

Ich muß bemerken, daß ich nirgends die Palmen, weder in Brasilien, noch auf Luçon, noch auf Java, so weit ich vom Schiffe aus die nahe liegende Küste überschauen konnte, die Vorherrschaft über andere Pflanzenformen behaupten, den Wald überragen und den Charakter der Landschaft bedingen sah. Nur die von dem Menschen angepflanzte und ihm nur hörige schönste der Palmen, die schlanke, windbewegte Kokospalme auf den Südseeinseln, könnte als Ausnahme angeführt werden. Aber vorherrschend sollen zwischen den Tropen die Palmen sein in den weiten, niedern, oft überflossenen Ebenen, durch welche die großen Flüsse Amerikas sich ergießen.

Obgleich Amerika den riesenhaften Tierformen der alten Welt, von dem Elefanten bis zu der Boaschlange, keine ähnliche entgegenzustellen hat, scheint doch in der brasilianischen Natur die Mannigfaltigkeit und Fülle diesen Mangel auszugleichen. Die Tierwelt ist in Einklang mit der Pflanzenwelt. Der Lianenform der Gewächse entspricht der Kletterfuß der Vögel und der Wickelschwanz der Säugetiere, mit dem selbst Raubtiere versehen sind. Überall ist Leben. Herden von Krebsen bewohnen in der Nähe des Meeres die feuchteren Stellen des Landes und ziehen sich vor dem Wanderer in ihre Höhlen zurück, ihre größere Schere über dem Kopfe schwingend. Der größte Reichtum und die größte Pracht herrschen unter den Insekten, und der Schmetterling wetteifert mit dem Kolibri. Senkt sich die Nacht über diese grüne Welt, entzündet rings die Tierwelt ihre Leuchtfeuer. Luft, Gebüsch und Erde erfüllen sich mit Glanz und überleuchten das Meer. Der Elater trägt in gradlinigem Fluge zwei Punkte beständigen Lichts, zwei nervenversehene Leuchtorgane auf dem Brustschild; die Lampyris wiegt sich in unsicheren Linien durch die Luft mit ab- und zunehmendem Schimmer des Unterleibes, und bei dem märchenhaften Schein erschallt das Gebell und das Gepolter der froschähnlichen Amphibien und der helle Ton der Heuschrecken.

Den unerschöpflichen Reichtum der Flora Brasiliens beweisen die seit Jahren ihr gewidmeten Bemühungen von Auguste de Saint Hilaire, Martius, Nees von Esenbeck, Pohl, Schlechtendahl und mir,

teils auch von de Candolle und Adrien de Jussieu. Alles war neu für die Wissenschaft. Die Arbeiten so vieler Männer haben sich noch nur über Bruchstücke erstrecken können; und hält einer Nachlese in einer Familie, die bereits ein anderer bearbeitet hat, gibt oft diese der ersten Ernte wenig nach.

Am 13. Dezember, dem Morgen nach unserer Ankunft, ward der Rurik dem Lande näher gebracht, und ich begleitete sodann den Kapitän nach der Stadt Nostra Senhora do Destero, auf der Insel, beiläufig neun Meilen von unserm Ankerplatz, an der engsten Stelle des Kanals gelegen. Ich habe sie wiederholt besucht, und sie hat mir keine deutliche Erinnerung zurückgelassen; auch von den Menschen, mit denen ich in Berührung gekommen, vermisse ich in mir ein bestimmtes Bild. Die Natur, nur die riesenhafte Natur hat mir bleibende Eindrücke eingeprägt.

Am 14. ward das Observatorium ans Land gebracht und daselbst ein Zelt aufgeschlagen. Ein ärmliches Haus und das Zelt dienten dem Kapitän und der Schiffsgesellschaft, die er mit sich nahm, zur Wohnung, während Gleb Simonowitsch auf dem Schiffe blieb, dessen Kommando er übernahm.

Ich erfuhr, daß der Leutnant Sacharin, der auf der Herreise mehr und mehr erkrankt war, sich hier, und gleich am andern Morgen, einer furchtbaren chirurgischen Operation unterwerfen wolle, und Eschscholtz, der sie verrichten sollte, eröffnete mir, daß er dabei auf meine Beihilfe rechne. Es war, ich gestehe es, einer der ernstesten Momente meines Lebens, als nach empfangenen Instruktionen und getroffenen Vorbereitungen ich mit Eschscholtz an das Bett des Kranken trat und zu mir selber sagte: „Fest und aufmerksam! Von deiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit hängt hier ein Menschenleben ab." Als aber zu dem blutigen Werke geschritten werden sollte, fand der Doktor die Umstände, und zwar zum Besseren verändert. Die Operation unterblieb, und der Kranke erholte sich wirklich und konnte in der Folge seinen Dienst wieder versehen.

Ob es gleich nicht die Regenzeit war, die für diesen Teil Brasiliens in den September fällt, so hatten wir doch fast beständigen Regen, und man brachte wohl im Volke die Ankunft der Russen mit dem ungewöhnlichen Wetter in Verbindung. Indes war von den gesammelten und schwer zu trocknenden Pflanzen mein ganzer Papiervorrat bereits eingenommen. Die vom Schiffe, welche unter dem Zelte schliefen, Maler, Steuermann und Matrose, bedienten sich meiner Pflanzenpackete zur Einrichtung ihres Lagers und als Kopfkissen. Ich war darum nicht befragt worden und hätte mich der eingeführten Ordnung zu widersetzen vergeblich versucht. Das Zelt

ward aber in einer stürmisch-regnerischen Nacht umgeworfen, und das erste, woran jeder bei dem Unfalle dachte, war eben nicht, meine Pflanzenpakete ins Trockene zu bringen. Ich verlor auf diese Weise nicht nur einen Teil meiner Pflanzen, sondern auch noch einen Teil meines Papiers, — ein unersetzlicher Verlust, und um so empfindlicher, als mein Vorrat nur gering war, indem ich auf einen anderen zu rechnen verleitet worden und selber nun mit meinem Eingebrachten für einen zweiten, für Eschscholtz, der ganz entblößt war, ausreichen sollte.

Krusenstern, an dessen Bord Otto von Kotzebue sich befand, war vor zwölf Jahren zu derselben Jahreszeit mit der Nadeshda und der Newa in diesem selben Hafen gewesen, hatte ungefähr an derselben Stelle vor Anker gelegen und sein Observatorium auf der kleinen Insel Atomery gehabt, auf welcher das Fort Santa Cruz liegt. Damals hatte ein geborener Preuße, Namens Adolf, wohnhaft zu San Miguel, vier bis fünf Meilen von unserm Zelt, Krusenstern und seine Offiziere auf das Gastlichste empfangen und mit ihnen auf das Freundschaftlichste gelebt. Otto Astawitsch erinnerte sich liebevoll des Gastfreundes; er erkundigte sich nach ihm; es wurde ihm berichtet, daß jener gestorben sei, daß aber die Witwe noch lebe, und er beschloß, die wohlbekannte, freundliche Frau zu besuchen; wir wallfahrteten nach San Miguel. — Diese Witwe war nicht die Frau, die Otto Astawitsch gekannt hatte, sondern eine junge Frau, die Adolf bald nach dem Tode der ersten in zweiter Ehe geheiratet hatte. Sie beherbergte einen Landsmann und Freund in dem neu aufgeputzten Hause. Damals hatten die russischen Offiziere ihre Namen an die gastliche Wand eingeschrieben: geglättet und übertüncht waren die Wände! der Fleck, wo jene Namen gestanden, war nicht mehr zu ermitteln; keiner wußte davon, und das Andenken des erst im vorigen Jahre verstorbenen Adolfs schien, sowohl als das der Russen, gänzlich ausgegangen.

Wir wurden auf solchen Exkursionen von den Landbewohnern, bei welchen wir ansprachen, oder die uns selber zuvorkommend in ihre Häuser zogen, mit Früchten bewirtet, und es ward uns, was der Vorrat erlaubte, angeboten! wenn wir aber für das Genossene Bezahlung anboten, verstand man uns nicht. Die Übervölkerung hat der natürlichen Gastfreundschaft noch nicht Einhalt getan.

Wir fanden hier den Sklavenhandel noch im Flor. Das Gouvernement Santa Catharina bedurfte allein jährlich fünf bis sieben Schiffsladungen Neger, jede zu hundert gerechnet, um die zu ersetzen, die auf den Pflanzungen ausstarben. Die Portugiesen führten solche aus ihren Niederlassungen in Congo und Mozambique selber ein. Der

Preis eines Mannes in den besten Jahren betrug 2- bis 300 Piaster. Ein Weib war viel geringeren Wertes. Die ganze Kraft eines Menschen schnell zu verbrauchen und ihn durch neuen Ankauf zu ersetzen, schien vorteilhafter zu sein, als selbst Sklaven in seinem Hause zu erziehen. — Mögen euch ungewohnt diese schlichten Worte eines Pflanzers der neuen Welt ins Ohr schallen! — Der Anblick dieser Sklaven in den Mühlen, wo sie den Reis in hölzernen Mörsern mit schweren Stampfkolben von seiner Hülse befreien, indem sie den Takt zu der Arbeit auf eine eigentümliche Weise ächzen, ist peinvoll und niederbeugend. Solche Dienste verrichten in Europa Wind, Wasser und Dampf. Und schon stand zu Krusensterns Zeit eine Wassermühle im Dorfe San Miguel. Die im Hause der Herren und die in ärmeren Familien überhaupt gehalten werden, wachsen natürlich dem Menschen näher als die, deren Kraft blos maschinenmäßig in Anspruch genommen wird. Wir waren übrigens nie Zeugen grausamer Mißhandlungen derselben. Das Weihnachtsfest schien, wie überall das Fest der Kinder, auch hier das Fest der Schwarzen zu sein. Sie zogen truppweise phantastisch ausstaffiert von Haus zu Haus durch die Gegend und spielten und sangen und tanzten um geringe Gaben, ausgelassener Fröhlichkeit hingegeben. Um Weihnachten diese grüne Palmen- und Orangewelt! Überall im Freien Paniere und Fackeln, Gesang und Tanz und das freudige Stampfen des Fandango. — In den letzten Tagen hatten die Genossen Bekanntschaften angeknüpft, bei denen sie das Fest feiern mochten; — ich war an diesem Abend so für mich allein!

Man findet überall bekannte Spuren. In der Stadt lebte ein Schneider, der aus meiner Provinz, gleichsam aus meiner Vaterstadt, aus Chalons sur Marne gebürtig war. Mein Name mußte ihm geläufig sein. — Er hat mich aufgesucht; ich weiß aber nicht, wie es sich traf, ich habe ihn nicht gesehen.

Folgende Notiz möge hier noch Platz finden. Der Name Armaçao bezeichnet die königlichen Fischereien, die den Walfischfang ausüben, und deren es viere in diesem Gouvernement gibt. Der Fang geschieht in den Wintermonaten vor dem Eingange des Kanals. Es gehen bloß offene, gezimmerte Boote aus, die mit sechs Ruderern, einem Steuermann und einem Harpunier bemannt sind; der erlegte Fisch wird ans Land gezogen und da zerschnitten. Jede Armaçao soll deren in jedem Winter nah' an hundert einbringen, und man versicherte uns, die Zahl könnte viel höher anwachsen, wenn die Auszahlung der Gehalte, die um drei Jahre verspätet war, pünktlicher geschähe. Nördlicher gelegene Gouvernements haben an dem Walfischfange auch teil. Man soll den Fischen schon unter dem zwölften

Grad südlicher Breite begegnen. — Es ist vermutlich der Pottfisch (Physeter), dem unter so heißer Sonne an den Küsten Brasiliens nachgestellt wird.

Ich finde in einem Briefe, den ich aus Brasilien nach Berlin schrieb, eine Entdeckung verzeichnet, die kaum in eine Reisebeschreibung gehören mag, die ich jedoch hier einbuchen will, weil es mir neckisch vorkommt, daß grade ein geborner Franzose um die Welt reisen mußte, um sie fernher den Deutschen zu verkünden. Ich habe nämlich auf der Fahrt nach Brasilien in der Braut von Korinth, einem der vollendetsten Gedichte Goethes, einem der Juwelen der deutschen und europäischen Literatur, entdeckt, daß der vierte Vers der vierten Strophe einen Fuß zu viel hat!

„Daß er angekleidet sich aufs Bette legt."

Ich habe seither keinen Deutschen, weder Dichter noch Kritiker, angetroffen, der selbst die Entdeckung gemacht hätte; ich habe Kommentare über die Braut von Korinth, vergötternde und schimpfende, gelesen und darin keine Bemerkung über den angeführten überzähligen Fuß gefunden. — Die Deutschen geben sich so viel Mühe, von Dingen zu reden, die sie sich zu studieren so wenig Mühe geben! — Ich halte die Entdeckung noch für neu.

Am 26. Dezember 1815 wurden die Instrumente an Bord gebracht, und wir selbst schifften uns ein. Stürmisches Wetter hielt uns am 27. noch im Hafen, den wir erst den dritten Tag verließen.

Fahrt von Brasilien nach Chile. Aufenthalt in Talcaguano.

Wir gingen am 28. Dezember 1815 früh um 5 Uhr mit schwachem Winde unter Segel. Beim Auslaufen aus dem Kanal zeigte sich, wie am 7. Dezember vor dem Einlaufen in denselben, jedoch minder auffallend, das Wasser von der mikroskopischen Alge getrübt, und der kleine rote Krebs zeigte sich auch darin. Der Wind erhob sich während der Nacht, und wir hatten am Morgen das Land aus dem Gesichte verloren.

Schiffe, die das Kap Horn umfahren, pflegen in diesen Breiten S. S. W.-Kurs zu halten und der amerikanischen Küste in einer Entfernung von 5 bis 6 Grad zu folgen. Sie steuern zwischen dem festen Land und den Falklandsinseln, ohne Land zu sehen; der Strom treibt den Inseln zu; das Meer ist dort ohne Tiefe, das Lot findet den Grund mit 60 bis 70 Faden auf grauem Sande. Südlicher halten sie mehr ostwärts, um das Kap San Juan, die Ostspitze vom Staatenland, den einzigen Punkt des Landes, den sie zu sehen begehren, zu umfahren. Sie hoffen auf der Fahrt längs der Küste auf günstige Nordwinde; in südlicheren Breiten stellen sich meist westliche Winde und Stürme ein. Wie zwischen den Wendekreisen die Ostwinde beständig sind, sind in der Region der wechselnden Winde gegen die Pole zu die Westwinde entschieden vorherrschend. Gegen diese ankämpfend, suchen die Schiffe eine höhere Breite (bis zu dem 60. Grad) zu gewinnen, um von da, nachdem sie die Mittagslinie des Kap Horn durchkreuzt, wieder nordwärts zu steuern. Nicht beispiellos ist es, daß Schiffe, die lange und erfolglos gegen die Weststürme gerungen, die Hoffnung, das Kap Horn zu umfahren, aufgebend, den westlichen Kurs gegen den östlichen vertauschen und um das Vorgebirge der guten Hoffnung in den Großen Ocean eingehen.

Der beschriebene Kurs war auch der unsrige, nur daß der Kapitän beschloß, beim Umfahren des Kap Horn westlicher zu steuern und nicht ungezwungen höhere Breiten zu suchen. Und dennoch — ich war zu der Zeit berechtigt, vorauszusetzen, daß der Zweck unserer Reise uns eine lange Zeit im nördlichen Eismeer beschäftigen würde, und es wollte mich bedünken, daß das südliche Eis, der südliche Polargletscher, dem unser Kurs uns zurzeit so nahe brachte, uns einen lehrreichen Vergleichungspunkt bei den Untersuchungen, die uns bald beschäftigen sollten, darbieten und wohl geeignet sein könne, unsere Neugierde anzuziehen. Herr von Kotzebue ging in diese Idee nicht ein, die ich seinem Urteil zu unterwerfen mich vermaß. — Erst zwei Jahre später machte der William, Kapitän Smith, die Entdeckung des New South Shetland, welche, wenn der Kapitän meine Ansicht geteilt hätte, ihm vielleicht zuteil geworden wäre.

Wir sahen am Morgen des 19. Januar 1816 das Kap San Juan und umschifften dasselbe in der folgenden Nacht. Wir durchkreuzten den 22. die Mittagslinie des Kap Horn in 57°33′ südlicher Breite, erreichten am 1. Februar die Breite des Kap Vittoria, hatten am 11. um 10 Uhr abends bei Mondschein Ansicht vom Lande und liefen nach einer Fahrt von nur 46 Tagen am 12. in die Bucht von Concepcion ein.

Ich hole mit kurzen Worten einiges von den Begegnissen unserer Fahrt nach. Man habe Nachsicht mit mir. Wie in der Geschichte eines Gefangenen eine Fliege, eine Ameise, eine Spinne einen großen Raum einnehmen, so ist dem Seefahrer die Ansicht eines Blattes Tang, einer Schildkröte, eines Vogels eine gar wichtige Begebenheit.

Wir hatten in Brasilien etliche Vögel (junge Rhamphastos) und einen Affen (Simia capucina) an Bord genommen. Die Vögel starben beim ersten Windstoß, der uns auf hoher See empfing; der Affe blieb bis Kamtschatka der unterhaltendste Gesell unserer Genossenschaft.

Wir sahen am 30. Dezember ein Schiff, das vermutlich nach Buenos Ayres bestimmt war, das einzige Segel, dessen Anblick uns auf dieser einsamen Fahrt erfreute. — Einige Seeschildkröten wurden an verschiedenen Tagen in einer Entfernung vom Lande von 300 Meilen und mehr beobachtet. Ich selber sah sie nicht. Der Nordwind verließ uns in der Breite beiläufig von 41°, und die Kälte ward bei + 12 Grad Réaumur unangenehm. Wir suchten unsere Winterkleider hervor, und die Kajüte ward geheizt. Wir waren am Kap Horn, wo das Minimum der Temperatur + 4 Gr. war, die Kälte gewohnt geworden und unempfindlich gegen sie. Südwinde brachten uns klares Wetter, Nordwinde Regen. Wir sahen die ersten Albatrosse in einer Breite von beiläufig 40 Grad; etwas südlicher stellten sich die gigantischen Tange des Süden ein: Fucus pyriferus und F. antarcticus, eine neue Art, die ich in Choris' „Voyage" abgebildet und beschrieben habe. — Ich hatte die verschiedenen Formen dieser interessanten Gewächse in vielen Exemplaren gesammelt, und es war mir erlaubt worden, sie zum Trocknen im Mastkorbe auszustellen; später aber, als einmal das Schiff gereinigt ward, wurde mein kleiner Schatz ohne vorhergegangene Anzeige über Bord geworfen, und ich rettete nur ein Blatt von Fucus pyriferus, das ich zu andern Zwecken in Weingeist verwahrt hatte.

Walfische, andere Säugetiere des Meeres, Delphine mit weißem Bauche (Delphinus Peronii) wurden an verschiedenen Tagen gesehen. Am 10. Januar soll der Steuermann Chramtschenko auf seiner Morgenwacht ein Boot mit Menschen gegen die See ankämpfend gewahrt haben. An diesem selben Tage erhob sich aus S. W. der Sturm, der uns zwischen dem 46° und 47° S. B. fast unausgesetzt sechs Tage lang gefährdete. Nachmittags um 4 Uhr schlug auf das Hinterteil des Schiffes eine Welle ein, die eine große Zerstörung anrichtete und den Kapitän über Bord spülte, der zum Glücke noch, im Tauwerk verwickelt, über dem Abgrund schweben blieb und sich

wieder auf das Verdeck schwang. Das Geländer war zerschmettert, selbst die stärksten Glieder der Brüstung zersplittert und eine Kanone auf die andere Seite des Schiffes geworfen. Das Steuerruder war beschädigt, ein Hühnerkasten mit 40 Hühnern war über Bord geschleudert und fast der Rest unsers Geflügels ertränkt. Das Wasser war in die Kajüte des Kapitäns zu dem zerstörten Gehäuse hineingedrungen; Chronometer und Instrumente waren zwar unbeschädigt geblieben, aber ein Teil des Zwiebacks, der im Raume unter der Kajüte verwahrt wurde, war durchnäßt und verdorben.

Der Verlust der Hühner war ein sehr empfindlicher. Das Essen gewinnt auf einem Schiffe eine Wichtigkeit, von der man sich auf dem Lande nichts träumen läßt; es ist ja das einzige Ereignis im täglichen Leben. Wir waren in der Hinsicht übel daran. Der Rurik war zu klein, um andere Tiere aufnehmen zu können, als etliche kleine Schweine, Schafe oder Ziegen und Geflügel. Unser Bengaleser war, wie die Frau von Stael mit minderem Rechte von ihrem Koche behauptete, ein Mann ohne Phantasie; die Mahlzeit, die er uns am ersten Tage nach dem Auslaufen auftischte, wiederholte sich ohne Abwechselung die ganze Zeit der Überfahrt, nur daß die mitgenommenen frischen Lebensmittel, bald auf die Hälfte reduziert, am Ende gänzlich wegblieben. Verbot man dem verrückten Kerle, ein Gericht, dessen man überdrüssig geworden, wieder aufzutragen, so bat er mit Weinen um die Vergünstigung, es doch noch einmal machen zu dürfen. Die letzten der lebendig mitgenommenen Tiere werden in der Regel für den Notfall aufgespart, und tritt dieser nicht ein, so geschieht es wohl, daß sie dem Menschen näher heranwachsen und wie Hunde als Haus- und Gesellschaftstiere das Gastrecht erwerben. Wir hatten zu der Zeit noch an Bord ein paar der aus Kronstadt mitgenommenen Schweine, von denen weiter unten die Rede sein wird.

Wir hatten an einem dieser stürmischen Tage Hagel und Donner. Wir sahen außer Delphinen und Albatrossen auch eine Robbe, die äußerst schnell unter dem Wasser schwamm, sich in hohen Sprüngen über dasselbe erhob und, wie Delphine pflegen, nach dem Vorderteile des Schiffes kam. Sie wurde mit der Harpune getroffen, aber wir wurden ihrer nicht habhaft. Wir hatten in der Höhe der Falklandsinseln sehr unbeständiges Wetter, Stürme und Windstille. Die Robbe ward noch einmal gesehen. Ein kleiner Falke kam an unsern Bord und ließ sich mit Händen greifen.

Das Feuerland, das uns am 19. Januar im Angesichte lag, ist ein hohes Land mit sehr zackigen, nackten Gipfeln. Im westlicheren, innerlichen Teile lag stellenweise Schnee auf den Abhängen. Durch

die Straße Le Maire vom Feuerland getrennt, ist das Staatenland die östliche Verlängerung desselben. Es erhebt sich in ruhigeren Linien mit zwei Nebengipfeln zu dem höheren Pik des Innern, und das östliche Vorgebirge senkt sich mit sanfterem Abhange zum Meere herab. In der Nähe des Kap San Juan waren die Tange am häufigsten, und unter ihnen schwamm im Meer ein zweifelhaftes Wesen, Tier oder Pflanze, das unsere Neugierde reizte, ohne daß wir seiner habhaft werden konnten. Zahlreiche Albatrosse schwammen um das Schiff; es ward auf mehrere geschossen aber das Blei drang durch den dichten Federpanzer nicht durch.

Wir hatten beim Umschiffen des Kap Horn und in der Mittagslinie desselben Stürme aus S. W., die mehrere Tage anhielten und uns die höchsten Wellen brachten, die wir bis jetzt gesehen. Das Meer war ohne Phosphoreszenz. Keine oder nur wenige Walfische. Es wurde kein Polarlicht beobachtet.

Reisende pflegen am südlichen Himmel das Gestirn des Kreuzes mit den Versen Dantes, Purgatorio, I. 22 u. folg., zu begrüßen, welche jedoch, mystischeren Sinnes, schwerlich auf dasselbe zu deuten sind. Sie pflegen überhaupt den gestirnten Himmel jener Halbkugel an Glanz und Herrlichkeit weit über den nördlichen zu erheben. Ihn gesehen zu haben, ist ein Vorzug, der ihnen vor Nichtgereisten gesichert bleibt. Osagen, Botokuden, Eskimos und Chinesen bekommt man bequemer daheim zu sehen als in der Fremde; alle Tiere der Welt, das Nashorn und die Giraffe, die Boa- und die Klapperschlange sind in Menagerien und Museen zur Schau ausgestellt und Walfische werden stromaufwärts der Neugierde unserer großen Städte zugeführt: das Sternenkreuz des Südens kann man nur an Ort und Stelle in Augenschein nehmen. — Das Kreuz ist wahrlich ein schönes Gestirn und ein glänzender Zeiger an der südlichen Sternenuhr; ich kann aber in das überschwengliche Lob des südlichen Himmels nicht einstimmen, ich gebe dem heimischen den Vorzug. Habe ich vielleicht zu dem großen Bären und der Kassiopeja die Anhänglichkeit, die der Alpenbewohner zu den Schneegipfeln hegt, die seinen Gesichtskreis beschränken?

Als wir nach Norden steuerten, verschwand der Tang. Am 31. Januar 1816 ward in der Nähe des Kap Vittoria mein 34. Geburts- oder vielmehr Tauftag gefeiert. (Wann und ob ich überhaupt geboren bin, ist im Dokumente nicht verzeichnet; Zeugen sind nicht mehr zu beschaffen, und es streitet nur die Wahrscheinlichkeit dafür.) Ich hatte von Brasilien aus etliche Goldfrüchte aufgespart, und wie ich die bei der Gelegenheit vorbrachte, gab der Kapitän eine Flasche Portwein aus seinem eigenen Vorrat zum besten.

Wir hatten, nordwärts längs der Westküste von Amerika in einer Entfernung von beiläufig 2 Grad segelnd, schönes heiteres Wetter und Südwinde, wie solche hier in dieser Jahreszeit zu erwarten sind.

Ich verweise, was den Anblick anbetrifft, den die Küste von Chile bei Concepcion gewährt, auf den Aufsatz, welchen man unter den Bemerkungen und Ansichten finden wird, und der außerdem noch einige flüchtige Blicke und Notizen enthält. An Ort und Stelle geschriebene Blätter, die der Kapitän über jenen Landungsplatz, den wir eben verlassen, von mir begehrte und erhielt, liegen jenen Denkschriften zugrunde.

Den 12. Februar 1816 mittags fuhren wir in die Bucht von Concepcion ein und waren gegen ungünstigen Wind lavierend um 3 Uhr in Ansicht von Talcaguano. Wir zeigten unsere Flagge und begehrten nach Seemannsbrauch einen Lotsen. Aber wir wurden nur von fern scheu und furchtsam rekognosziert. Was man uns zurief, verstanden wir nicht, und wir konnten uns nicht verständlich machen. Die Nacht fiel ein, und wir warfen Anker. Wir wurden mit Tagesanbruch ein Boot gewahr, das uns beobachtete; es gelang uns endlich, dasselbe herbeizulocken. Unsere Flagge war hier unbekannt und übergroß die Furcht vor Korsaren aus Buenos Ayres, gegen die man sich nicht zu verteidigen gewußt hätte. Wir wurden nun nach dem Ankerplatz von Talcaguano gelotset, und der Kapitän sandte sogleich den Leutnant Sacharin und mich an den Kommandanten des Platzes ab.

Ferdinand der Siebente war zur Zeit Herr über Chile. In den Machthabern und dem Militär, mit denen wir natürlicherweise zunächst in Berührung kamen, trat mir Koblenz von 1792 entgegen, und das Buch meiner Kindheit lag offen und verständlich vor mir. Ich habe einen alten Offizier sich in der Begeisterung ungeheuchelter Loyalität vor dem Porträt des Königs, das der Gouverneur uns zeigte, anbetend auf die Erde niederwerfen sehen und mit Tränen der Rührung die Füße des Bildes küssen. Was in diesem vor vielen andern hieroglyphisch herausgehobenen Zuge sich ausdrückt, die Selbstverleugnung und die Aufopferung seiner selbst an eine Idee, sei diese auch nur ein Hirngespinst, ist das Hohe und Schöne, was Zeiten politischer Parteiungen an dem Menschen zeigen. Aber die Kehrseite ist im Triumphe der Übermut, die Grausamkeit, die sich tierisch sättigende Rachsucht. Vae victis! Hiervon auch einen Zug. Ich sah bei dem Balle, den uns der Gouverneur gab, seinen natürlichen Sohn, einen ungezogenen Knaben von dreizehn bis vierzehn Jahren, Damen, die, in die Mantilla gehüllt, sich nach Landessitte

als Zuschauerinnen eingefunden, mit Füßen treten und anspeien, weil solche Patriotinnen seien; und was der Knabe tat, war in der Ordnung. Den nicht ausgewanderten, deportierten oder eingekerkerten Patrioten oder Verdächtigen und deren Familien wurden wie rechtlosen Unterdrückten alle Lasten, Lieferungen, Transporte, Einquartierungen aufgebürdet. Da galt die Formel: Es sind Patrioten.

Die letzten weltgeschichtlichen Ereignisse waren hier bekannt, und gegen uns ward die Ehre derselben ausschließlich den russischen Waffen zugemessen. Natürlich war es, die befreundete Flagge und den Kapitän, der sie führte, zu ehren; aber in ihren Ehrenbezeigungen wußten die Spanier weder Maß noch Takt zu halten, und ich konnte nur mit Verwunderung die absonderliche Stellung betrachten, in der sich die höchsten Autoritäten der Provinz vor dem jungen russischen Marine-Leutnant darstellten.

Der Kommandant von Talcaguano, der Oberst-Leutnant Don Miguel de Rivas, kam sogleich an Bord des Rurik und lud uns zum Abend in sein Haus ein. Auf den Eilboten, den er nach Concepcion geschickt hatte, erschien sogleich ein Adjutant des Gouverneur-Intendanten, Don Miguel Maria de Atero, und am andern Morgen dieser selbst, dem Leutnant von Kotzebue den ersten Besuch an seinem Bord abzustatten. Da wir einerseits die spanische Flagge und anderseits den Gouverneur salutiert hatten, war in Hinsicht der Schüsse, welche der Flagge gegolten, ein Mißverständnis eingetreten, worüber unterhandelt wurde, und worin Spanien nachzugeben sich beeilte. Eine Ehrenwache von fünf Mann wurde dem Kapitän an Bord geschickt, mit einem Briefe, dessen Worte spanisch stolz-hochtrabend und dessen Sinn fast kriechend war. Vor das Haus, das dem Kapitän eingeräumt wurde, worin er sein Observatorium aufschlug und mit mir allein von der Schiffsgesellschaft am 16. einzog, ward ihm eine Ehrenschildwache gegeben.

Aber ich muß euch auch das Militär zeigen, von dem hier die Rede ist. Dazu wird anstatt einer Musterung vorläufig eine Anekdote hinreichen. Der Kapitän hatte mit Geschick den Kommandanten und seine Offiziere an unsere wohlbesetzte Tafel gewöhnt. Wir waren die Wirte, sie unsere täglichen Gäste, von denen selten einer vergeblich auf sich warten ließ. Der Kommandant, Don Miguel de Rivas, den wir nach einem Liede, das er zu singen pflegte: „Nello frondoso d'un verde prado," schlechtweg Frondoso nannten, war nicht der Mann einer politischen Partei, sondern ein ganz guter, freudiger Mann und mit Leib und Seele unser zugetaner Freund. Als er einmal nach aufgehobener Tafel Hand in Hand mit dem

Kapitän ausgehen wollte, traf es sich, daß der Schildergast die Schwelle der Tür, vor welcher er stehen sollte, zur Lagerstelle, den Mittagsschlaf zu halten, bequem gefunden hatte. Wir frugen uns nun gespannt: „Was wird Frondoso tun?“ Frondoso trat an den behaglich Schlafenden heran, betrachtete ihn eine Weile behaglich lächelnd, schritt sodann behutsam und leise über ihn weg und bot dem Kapitän die Hand, ihm auf dieselbe Weise aus dem Hofe in die Straße zu helfen, ohne daß der Kriegsmann in seiner Ruhe gestört werde.

Es war mit Don Miguel de Rivas verabredet, am 19. nach Concepcion zu reiten, um dem Gouverneur einen Gegenbesuch zu machen. Dieser ließ aber den Kapitän ersuchen, bis zum 25. zu warten, damit er Anstalten treffen könne, ihn würdig zu empfangen. Der Vergleich wurde getroffen, daß wir ihn als Freunde am 19. besuchen und am 25. der Ehrenbezeigungen, die er dem russischen Kapitän zugedacht, gewärtig sein würden.

Wir wurden indes wiederholt bei Don Miguel de Rivas zu anmutiger Abendgesellschaft und Ball eingeladen. Wir lernten in Concepcion die ersten Männer der Provinz kennen: den Bischof, an feiner Bildung und Gelehrsamkeit jedem andern überlegen; Don Francisco de Rines, Gouverneur von Valdivia; Don Martin la Plaza de los Reyes mit seinen sieben reizenden Töchtern und andere. Ich suchte den würdigen alten Missionar Pater Alday auf, der mir viel und gern von den wohlredenden Araucanern erzählte und mich auf den hohen Genuß vorbereitete, der mir bevorstand, Molinas Civilgeschichte von Chile zu lesen. Ich glaube nicht, daß das Werk ins Deutsche übersetzt worden, und ist doch ein Buch wie Homer. Den Menschen stellt es uns auf einem fast gleichen Standpunkte der Geschichte dar, und Taten, würdig einer heroischen Zeit.

Wir wurden am 25. bei unserm Einzuge mit sieben Kanonenschüssen salutiert. Ein Festmahl war uns beim Gouverneur bereitet und abends ein glänzender Ball; auf die Nacht waren wir, wie das erstemal, ausquartiert, weil el palacio, das vom Gouverneur bewohnte Haus, nicht eingerichtet sei, Fremde zu beherbergen. Der Tisch war reichlich besetzt, Gefrorenes im Überfluß vorhanden. Der Bischof saß beim Gouverneur und Herrn von Kotzebue an der Ehrenstelle, und ein Geistlicher wartete ihm auf. Es wurden Toaste bei Kanonendonner und Trompetenschall ausgebracht; es wurden von manchen Verse improvisiert, wozu man sich durch Schlagen auf den Tisch und den Ruf Bomba! Gehör erbat. Ich kann von diesen Stegreifdichtungen eben nicht sagen, daß sie sehr vorzüglich waren; nur der Bischof zeichnete sich aus mit einer wohlgelungenen Stanze,

worin Alexander und Ferdinand, der Biobio und der Nationaldichter Ercilla volltönigen Klanges genannt wurden. Choris gab mir ein kleines Intermezzo zum besten. Es fiel ihm ein, zu einer Speise, die ihm vorgesetzt worden, Essig, der nicht vorhanden war, zu begehren. Er konnte sich nicht verständlich machen. Ich war in der Nähe und mußte dolmetschen; aber das Wort war mir entfallen. Daß aceyte nicht acetum, sondern Öl bedeutet, war mir gegenwärtig; ich suchte, fast zu gelehrt, aus oxys ein spanisches Wort zu bilden und verlor meine Mühe. Ich konnte die unglückselige Unterhandlung nicht abbrechen, neue Hilfstruppen rückten heran, ja, es ward oben ruchbar, daß bei den Gästen an jenem Flügel des Tisches ein Mangel gefühlt werde, den sie mit keinem Wort auszudrücken vermochten. Der Gouverneur stand auf, der Bischof stand auf, der Aufstand ward allgemein! — Nun fiel mir erst das näher liegende Wort vinagre ein; es ward nach Essig geschickt, und der Fluß trat in sein Bett zurück. Aber als der Essig kam, hatte der Urheber des Lärmes die Speise, wozu er ihn begehrt, bereits verzehrt und weigerte sich, ihn zu trinken.

Am Abend versammelte sich zum Tanz die glänzendste Gesellschaft; die Damen, worunter viele von ausnehmender Schönheit, in Überzahl, Bewahrerinnen feinerer Sitte, sichtlich zu gefallen bemüht, aber auch durch Liebreiz gefallend.

Der Kapitän lud den Gouverneur zu einer Gegenbewirtung ein und übertrug ihm, alle, die zu seiner Gesellschaft gehörten, gleichfalls einzuladen. Später ward zu unserm Feste der 3. März bestimmt.

Am 27. Februar feierten die Spanier die Einnahme von Cartagena.

Am 29. starb an der Schwindsucht der einzige Matrose, der im Verlaufe der Reise mit Tod abgegangen. Der Kapitän hätte gewünscht, ihn auf dem gemeinsamen Kirchhofe und mit kirchlichen Ehren beisetzen zu sehen. Er sprach davon mit unserm Freunde, dem Kommandanten, der aber zurücktrat und sagte, das seien Sachen der Geistlichkeit, in die er sich nicht zu mischen habe; was in seiner Macht stände, militärische Ehrenbezeigungen stünden zu Befehl. Zum Glücke beruhigte sich dabei der Kapitän, und ein Kommando Soldaten stellte sich zur bestimmten Stunde ein, der Bahre zu folgen. Es schien wirklich gefährlich, solchem Gesindel Pulver anvertraut zu haben. Mancher schoß schon auf unserm Hofe seine Flinte ab, ohne sich vorzusehen, wohin. Sie folgten endlich dem Zuge unserer Matrosen, und der gute Wille der Autoritäten war bewiesen. Als am andern Tage die Unsern hingingen, das auf dem Schiffe gezimmerte

griechische Kreuz auf das Grab zu pflanzen, ergab es sich, daß solches aufgewühlt worden; die Hobelspäne, die im Sarge gelegen, lagen zerstreut umher. Der Kapitän ließ die Sache auf sich beruhen. Ich erzählte es später einmal gesprächsweise dem Don Miguel de Rivas. Er entsetzte sich ob des Frevels und trat, sich bekreuzend, zwei Schritte zurück.

Der dritte März kam heran, unsere Gäste stellten sich ein. Sie wurden abteilungsweise auf unsern Booten von unsern festlich geschmückten Matrosen nach dem Rurik übergefahren, um unser Schiff zu besichtigen. Ein Schuppen, angrenzend unserm Hause, war in eine Myrtenlaube umgeschaffen und zu einem Tanzsaal eingerichtet, dessen Blumenpracht wohl Bewunderung in Europa erregt haben würde. Er war mit Wachskerzen und nicht karg erleuchtet, und diese Erleuchtung war es, deren in Chile nie gesehene Pracht eine Bewunderung erregte, die nichts übertreffen kann. Cera de España; cera de España! Der Ausruf übertönt alles, und der Gouverneur, als wir Chile verließen, erbat sich noch von unserm Kapitän nebst einigem russischen Sohlenleder zehn Pfund Wachslichter (cera de España, spanisches Wachs) zum Geschenke. Choris hatte noch zu der Verherrlichung des Festes mit zwei Transparentgemälden beigesteuert. Verschlungene Hände und Namenszüge der Monarchen nebst Lorbeerkronen und ein Genius des Sieges oder des Ruhmes, der mit blauen Fittichen über der Weltkugel schwebte. Der unglückliche Einfall, die Erde vom Südpol aus gesehen, darzustellen, hatte uns ein aufrecht stehendes Kap Horn zuwege gebracht, das ich anzusehen mich geschämt hätte. — Die von den Unterrichtetsten von unsern Gästen oft an uns gerichtete Frage, aus welchem Hafen wir ausgelaufen, ob aus Moskau oder aus St. Petersburg, finde ich ganz natürlich; die, ob jene fliegende Figur den Kaiser Alexander vorstelle, ist schon um vieles besser; aber die Krone verdienet die, zu der eine schwarzbronzierte Büste des Grafen Romanzoff auf dem Rurik Veranlassung gab. Sie ist schon des Umstandes wegen aufzeichnenswert, daß sie nicht nur in Chile, sondern auch noch in Kalifornien, und zwar mit denselben Worten von einem dortigen Missionar getan wurde, die Frage nämlich: „Wie sieht er denn so schwarz aus? Ist denn der Graf Romanzoff ein Neger?“

Hof und Gärten waren reichlich mit Lampions erleuchtet, wozu eine Muschel, die hier gegessen wird, Concholepas peruviana, gedient hatte. Ein Feuerwerk ward im Garten abgebrannt; die Tische waren in den etwas engen Räumen des Hauses eingerichtet; das Sängerchor unserer Matrosen und die Artillerie des Rurik taten ihre Dienste. Alle waren bei unserm Feste außerordentlich froh und wohl

damit zufrieden, nur die Neugierigen nicht, mit denen sich draußen an den Türen ein unangenehmer kleiner Krieg entsponnen hatte. Am andern Morgen war auch von dem Gesindel der Schuppen halb abgedeckt, um nur da hineinzusehen, wo der Ball gewesen war.

Ich habe Concholepas peruviana genannt. Ich habe diese Muschel während meines Aufenthaltes in Chile fast täglich gegessen, und sie hat mir sehr gut geschmeckt; als behufs der Erleuchtung eine ganze Fuhre von den Schalen bei uns abgeladen ward, habe ich mir ein paar Hände voll von den schönsten Exemplaren ausgesucht und von diesen auf dem Rurik den andern Neugierigen, denn jeder wollte auch sammeln, wohl die Hälfte verteilt. Erst später — werft mir nicht den Stein, ihr Freunde, sondern merkt es euch, und erwäget bescheidentlich, es würde auch euch auf einer solchen Reise, wenn nicht gerade dasselbe, so doch gewiß Ähnliches begegnet sein —, erst später habe ich erfahren, daß zurzeit das Tier der Concholepas völlig unbekannt und der Gegenstand einer für die Naturgeschichte wichtigen Streitfrage war, und daß die Muschel, in den Sammlungen noch sehr selten, in sehr hohem Preise stand. Es liegt mir übrigens sehr fern, bei solchen Dingen nach dem Geldeswert zu fragen; und da ich alles Naturhistorische, was ich gesammelt, den Berliner Museen geschenkt habe, hätten auch diese und nicht ich den Vorteil davon gehabt.

Unsere Gäste aus Concepcion brachten meist den andern Tag bei den Freunden zu, die ihnen ein Obdach gegeben, und Talcaguano, von jener festlichen Menge überfüllt, gewann ein ungemein belebtes Ansehn. Gruppen von Damen und Herren zogen umher, Musik erscholl aus allen Häusern, und am Abend ward in verschiedenen Zirkeln getanzt. Ich war spät mit dem Kapitän heimgekehrt; wir hatten uns beide zur Ruhe gelegt und schliefen schon, als Musik unter unsern Fenstern sich hören ließ: eine Guitarre, Stimmen. — Der Kapitän stand verdrießlich auf und suchte nach seinen Piastern, um die Ruhestörer befriedigt zu entfernen. „Um Gotteswillen!" rief ich aus, der Sitte kundiger als er; „das ist ein Ständchen! Es sind vielleicht die vornehmsten Ihrer Gäste." Und aus dem Fenster spähend, erkannte ich unter vier jungen Damen, die ein junger Mann beschützte, die zwei Töchter unseres Freundes Frondoso. Wir warfen uns in unsere Kleider, bald brannte Licht; wir nötigten die Nachtwandlerinnen herein, und es ward gespielt, gesungen und getanzt bis spät in die Nacht hinein; denn es war schon nicht mehr frühe. — Aber was tanzten die Fräulein von Rivas für einen Tanz?! O meine Freunde! kennt ihr die Fricassée? Nein, ihr kennt die Fricassée gewiß nicht: dazu seid ihr zu jung. Ich habe die

Fricassée in den Jahren 1788—1790 zu Boncourt in der Champagne als einen alten volkstümlichen Charaktertanz von alten Leuten tanzen sehen, die sie in ihrer Jugend von anderen erlernt hatten, die damals auch schon alt waren. Ich bin seither noch nur einmal zu Genf flüchtig an die Fricassée erinnert worden, aber ich weiß sie von Boncourt her noch auswendig; zwei Kavaliere begegnen einander, begrüßen einander, sprechen miteinander, erhitzen sich gegeneinander, ziehen gegeneinander, erstechen einander, und das alles nach einer Melodie, die ich euch noch vorsingen wollte, wenn ich überhaupt singen könnte. — Was tanzten die Fräulein von Rivas anderes als eben die Fricassée! — Es fand sich am andern Tage zum großen Schrecken des Kapitäns, daß die Chronometer, die wir über die Fricassée vergessen, von der erlittenen Erschütterung ihren Gang merklich verändert hatten.

Ich schloß mich den nächtlichen Schwärmerinnen an, als sie das Observatorium verließen, und es ward noch lange durch Talcaguanos Straßen umhergeschweift, kleine Neckereien zu verüben. Es wurde, wo junge Herren und Offiziere wohnten, ans Fenster geklopft, und eine der Freundinnen brach mit der Stimme einer entzahnten Alten in launenhaft eifersüchtig-zärtliche Vorwürfe gegen den Ungetreuen aus und führte mit ausnehmendem Talente die ergötzlichsten Szenen auf. Die Männer in der Regel ließen sich nur brummend vernehmen, und wir fanden nirgends Aufnahme wie auf dem Observatorium.

Wir schickten uns bereits zur Abfahrt an, als am 6. Schaffecha, der Leibmatrose des Kapitäns, vermißt wurde. Dieses Deserteurs wegen wurde wiederum mit dem Gouverneur unterhandelt. Es war vorauszusetzen, daß, jetzt in irgend einem Schlupfwinkel verborgen, er nicht vor der Abfahrt des Rurik zum Vorschein kommen werde. Ich entsetzte mich ordentlich, als ich schwarz auf weiß vom Gouverneur von Concepcion, Don Miguel Maria de Atero, die Versicherung in Händen hielt, der Ausgetretene solle, wo man seiner habhaft werden könne, festgenommen und zur Strafe nach St. Petersburg als Arrestant geschafft und ausgeliefert werden. Wohl mehr versprochen, als zu halten möglich war; aber welch ein Versprechen! Soll ein Südasiat, ein mohammedanischer Tatar, vor der Rute seines nordeuropäischen, griechisch-katholischen Zwingherrn am Ende der Welt, auf der anderen, der westlichen, der südlichen Halbkugel nicht Sicherheit finden, und das römisch-katholische Spanien noch in der neuen Welt an der Grenze der freien Araucaner Scherge sein für den Russen!?

Bei solchen Verhandlungen war ich mit dem Französischen, das mir geläufig war, und dem Spanischen, das ich erlernt hatte, um den „Don Quixote" in der Ursprache zu lesen, dem Kapitän, dem ich die Korrespondenz zu Danke führte, nützlich und bequem, und das war gut. Aber ich will die letzten Nachrichten, die uns von unserm Deserteur zugekommen, nicht unterschlagen. Bei der Heimkehr im Jahre 1818 erfuhr der Kapitän in London, daß sich Schaffecha selbst als ein reuiger Sünder vor die dortige russische Gesandtschaft gestellt und um einen Paß nach Petersburg angehalten habe. Bei dem konservativen Gang der Geschäfte hatte der Paß nicht sogleich ausgefertigt werden können, und der Bittsteller war nicht wieder erschienen, die Sache zu betreiben.

Könnte vielleicht die Geschichte einer Sau, die hier zu erzählen ich mich nicht erwehren kann, einen Novellisten reizen, sie ausgeschmückt in die für ein Taschenbuch schickliche Länge auszuspinnen? Sie kann nicht besser erfunden werden. Zu Kronstadt waren junge Schweine von einer sehr kleinen Art für den Tisch der Offiziere eingeschifft worden. Die Matrosen hatten denselben scherzweise ihre eigenen Namen gegeben. Nun traf das blinde Schicksal bald den einen, bald den andern, und wie die Gefährten des Odysseus, so sahen sich die Mannen im Bilde ihrer tierischen Namensverwandten nacheinander schlachten und verzehren. Nur ein paar kamen über die afrikanischen Inseln und Brasilien, um das Kap Horn nach Chile, darunter aber die kleine Sau, die den Namen Schaffecha führte und bestimmt war, ihren Paten am Bord des Rurik zu überleben. Schaffecha, die Sau, die zu Talcaguano ans Land gesetzt worden war, ward wieder eingeschifft, durchschiffte mit uns Polynesien, kam nach Kamtschatka und warf dort in Asien ihre Erstlinge, die sie in Südamerika empfangen hatte. Die Jungen wurden gegessen; sie selbst schiffte mit uns weiter nach Norden. Sie erfreute sich zurzeit des Gastrechtes, und es war nicht mehr daran zu denken, daß sie geschlachtet werden könne, es sei denn bei eintretender Hungersnot, wo am Ende die Menschen auch einander auffessen. Aber unsere ehrgeizigen Matrosen, auf die Ehre eines Weltumseglers eifersüchtig, murrten bereits, daß ein Tier, daß eine Sau desselben Ruhmes und Namens wie sie teilhaftig werden sollte, und das Mißvergnügen wuchs bedrohlicher mit der Zeit. So standen die Sachen, als der Rurik in den Hafen von San Francisco, Neu-Kalifornien, einlief. Hier wurden Ränke gegen Schaffecha, die Sau, geschmiedet; sie wurde angeklagt, den Hund des Kapitäns angefallen zu haben, und demnach ungehört verurteilt und geschlachtet. Sie, die alle fünf Weltteile gesehen, wurde in Nordamerika, mitten im waltenden Gottes-

frieden des Hafens, geschlachtet, ein Opfer der mißgünstigen Nebenbuhlerschaft der Menschen!

Nachdem ich von den Schweinen in Beziehung auf Schaffecha berichtet, darf ich wohl die geringfügigern Angelegenheiten des Gelehrten vortragen. In Brasilien war eine Moosmatratze von mir vom Regen durchnäßt worden und infolgedessen dergestalt verstockt, daß sie nicht mehr zu brauchen war. Ich konnte von unsern Matrosen, die sich nur ihren Offizieren unterordneten und selbst diesen nur ungern aufwarteten, indem sie nur freudig auf Wache zogen und den Seedienst verrichteten, keinerlei Hilfe erwarten. In Chile, wo ich dem Kapitän näher stand, klagte ich ihm, dem Patuschka, dem Hausväterchen, gelegentlich einmal die Not, die ich mit meiner Matratze hatte, und er befahl seinem Schaffecha, dafür zu sorgen. Verschwunden war nun mit Schaffecha zugleich auch meine Matratze, von der ich nicht wieder sprechen hörte und nicht wieder zu sprechen begann. Der durch diesen Ausfall bewirkte leere Raum in meiner Koje ist das einzige, was ich auf der ganzen Reise den Matrosen des Rurik zu verdanken gehabt.

In diesen letzten Tagen bekam auch unser verrückter Koch den Einfall, in Talcaguano bleiben zu wollen. Davon ihn abzubringen, hielt ihm unser Freund Don Miguel de Rivas mit spanischer Würdigkeit einen langen Sermon, worin er ihn Usted (das übliche „Euer Gnaden") anredete und ihm sehr schöne Sachen zu hören gab, von denen der alberne Mensch kein Wort verstehen mochte; nichtsdestoweniger ließ er von seinem Vorsatz ab.

Ich wünschte der Reihe chilescher Bilder, die ich euch vorzuführen versucht habe, mit leichter Radiernadel noch ein paar Figuren hinzuzufügen.

Die erste: Don Antonio, ein langer, hagerer, lebhafter Italiener, der, unser Lieferant, uns mit allen Bedürfnissen versorgte, geschickt und tätig sich überall zwischenschob, Pferde, und was wir begehren mochten, anschaffte, aber uns in allem übermäßig betrog, indem er, uns sicher zu machen, unabläßig über die Spanier schimpfte. Don Antonios größter Kummer war, daß er nicht lesen und schreiben konnte, was ihm allerdings bei seiner doppelten Buchhaltung hätte zu statten kommen müssen.

Die zweite: ein dürftiger Kerl, ich glaube ein Schenkwirt, bei dem die Matrosen einen Wein tranken, der in einen der Verrücktheit ähnlichen Zustand versetzte. Der Mann drängte sich an mich mit allerlei Gefälligkeiten und kleinen Geschenken. Spät und zögernd kam er mit seinem Anliegen hervor. Er war ein geborner Pole und hatte seine Muttersprache gänzlich vergessen. Er erwartete von

mir, der ich ein Russe war, mit dem er sich auf Spanisch verständigen konnte, daß ich ihm doch sein vergessenes Polnisch wieder zu lehren die Gefälligkeit haben würde.

Die größte Strafe, die ich am Bord des Rurik über Matrosen habe verhängen sehen, war, von der Hand beider Unteroffiziere mit Ruten gestrichen zu werden. — Der Kapitän verhört, richtet und läßt in seinem Beisein die Exekution vornehmen, selbständig und ohne Zuziehung seiner Offiziere. — Solche Exekutionen waren selten, und gewöhnlich, nachdem sie vorüber, zog sich der Kapitän in seine Kajüte zurück und bedurfte der Hülfe des Arztes. — Ich komme darauf, weil hier zu dem Behufe Ruten geschnitten wurden, und zwar — — Myrtenruten.

Wir nahmen an Bord, ich weiß nicht mehr, ob als Geschenk des Gouverneurs, einigen Wein von Concepcion, der mit den süßen spanischen Weinen Ähnlichkeit hat. Unserm Vorrat war hier Abbruch geschehen, und der Ersatz war willkommen. Etliche Schafe wurden eingeschifft. Alles war zur Abfahrt bereit. Wir stiegen zu Schiff, und ein kleiner häßlicher Hund, der sich an uns gewöhnt hatte und den Namen Valet führte oder erhielt, folgte uns.

Bevor ich dieses Land verlasse, werde ich aus dem Briefe, den ich aus Talcaguano an den Freund in der Heimat schrieb, etliche Zeilen mitteilen, worin die Stimmung der flüchtigen Stunde ihr dauerhafteres Gepräge zurückgelassen hat.

— Σύ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ
Ἠδὲ κασίγνητος. „Das weißt Du, und Berlin ist mir durch Dich die Vaterstadt und der Nabelort meiner Welt, von dem aus ich zu meinem Zirkelgange ausgegangen, um dahin zurücke zu kehren und meine müden Knochen zu seiner Zeit, so Gott will, neben den Deinen zur leichten Ruhe auszustrecken. Mein guter Eduard, es lebt sich auf so einer Reise eben wie zu Hause. Viele Langeweile während des Sturmes, wann der Mensch es vor lauter Schaukeln und Wiegen zu weiter nichts bringen kann, als zu schlafen, Durack (Germanis: Schafskopf) zu spielen und Anekdoten zu erzählen, worin ich allerdings noch einmal unerschöpflicher bin, als ich selbst glaubte. Sehr unglücklich und zerknirscht, wann man wieder in Reibung mit der Gemeinheit geraten ist; froh, wann die Sonne scheint; hoffnungsvoll, wann man das Land sieht; und wann man darauf ist, wiederum gespannt, es zu verlassen. Man sieht immer stier in die Zukunft hinein, die unablässig als Gegenwart über unser Haupt wegfliegt, und ist an den Wechsel der Naturszenen ebenso gewöhnt, wie daheim an den Wechsel der Jahreszeiten. Der Polarstern (τὸ τοῦ πόλου ἄστρον) ist untergegangen, und das werden wir auch zu unserer Zeit

tun; die Kälte kommt vom Süden, und der Mittag liegt im Norden; man tanzt am Weihnachtsabend im Orangenhain u. s. w. Was heißt denn das mehr, als daß Eure Dichter die Welt aus dem Halse der Flasche betrachten, in welcher sie eben eingeschlossen sind. Auch das haben wir los. Wahrlich, ihr Süden und Norden und ihr ganzer naturphilosophisch-poetischer Kram nimmt sich da vortrefflich aus, wo einem das südliche Kreuz im Zenith steht! Es gibt Zeiten, wo ich zu meinem armen Herzen sage: Du bist ein Narr, so müßig umherzuschweifen! Warum bliebest du nicht zu Hause und studiertest etwas Rechtes, da du doch die Wissenschaft zu lieben vorgibst? — Und das auch ist eine Täuschung; denn ich atme doch durch alle Poren zu allen Momenten neue Erfahrungen ein; und von der Wissenschaft abgesehen, wir werden an meiner Reise Stoff auf lange Zeit zu sprechen haben, wenn schon die alten Anekdoten zu welken beginnen. Lebe wohl!" — —

Am 8. März 1816 gingen wir unter Segel, nachdem unser Freund Don Miguel de Rivas sich weinend unsern Umarmungen entwunden hatte.

Von Chile nach Kamtschatka.

Salas y Gomez. Die Osterinsel. Die zweifelhafte Insel. Romanzoff. Spiridoff. Die Rurikskette. Die Deanskette. Die Krusensternsinseln. Die Penrhyninseln. Die nördlichsten Gruppen von Radack.

Hier beginnt die Entdeckungsreise des Rurik. — Wir fuhren am 8. März 1816 aus der Bucht von Concepcion aus, am 19. Juni in die Bucht von Awatscha ein und hatten während drei Monaten und elf Tagen nur einmal die Anker auf kurze Momente vor der Osterinsel fallen lassen, nur zweimal auf dieser und der Romanzoffsinsel den Fuß flüchtig auf die Erde gesetzt, nur mit den Bewohnern der Osterinsel, der Penrhyninseln und den Radackern flüchtig verkehrt und nur die oben verzeichneten Landpunkte gesehen. Unsere Blicke hatten auf keinem europäischen Segel geruht; wir sahen erst am 18. Juni abends im Angesicht der Küste von Kamtschatka und im Begriff, in die Bucht von Awatscha einzufahren, das erste Schiff, dessen Anblick uns mit den Menschen unserer Gesittung vereinigte.

Spärlicher als im Atlantischen Ozean sind die Fahrstraßen befahren, welche dieses weite Meerbecken durchkreuzen, und es begrenzt

sie kein Ufer, woran der Seefahrer mit dem Gedanken lehnen könnte; aber der Flug der Seevögel und andere Zeichen lassen ihn oft Land, Inseln, die er nicht sieht und nicht sucht, ahnen und noch findet er sich nicht in unbegrenztem Raume verloren. Schiffe begegnen in der Regel einander in der Nähe der Häfen, die ihnen zum Sammelplatz dienen, der Sandwichinseln u. a. Wir aber vermieden auf dieser langen Fahrt alle Wege des Handels und suchten auf der Spur älterer Seefahrer zweifelhafte Punkte der Hydrographie aufzuklären. Dieser Abschnitt unserer Reise, der, in Hinsicht der Leistungen des Herrn von Kotzebue einer der wichtigsten, in seiner Beschreibung ziemlich viel Raum einnimmt, wird hier auf wenige Blätter zusammenschwinden. Was ich über die Inseln, die wir gesehen, und die Menschen, mit denen wir verkehrt, zu sagen hatte, habe ich in meinen Bemerkungen und Ansichten gesagt und habe namentlich dort in den Hauptstücken „Überblick" und „Radack" von der geognostischen Beschaffenheit der niedern oder Koralleninseln, zu denen, die Osterinsel und Salas y Gomez ausgenommen, alle hier zu erwähnende Landpunkte zu rechnen sind, ausführlich abgehandelt. Was das Nautische und Geographische anbetrifft, muß ich auf Otto von Kotzebue und auf Krusenstern verweisen, der in der Reisebeschreibung selbst und sodann in anderen Werken die Entdeckungen des Rurik in der Südsee kritisch beleuchtet hat.

Es ist zu bedauern, daß die deutsche Originalausgabe der Reisebeschreibung des Herrn von Kotzebue sich dergestalt inkorrekt erweist, daß die im Texte angegebenen Zahlen aller Zuverlässigkeit ermangeln. Vergleicht man die Breiten- und Längenbestimmungen, wie sie in der Erzählung und wiederholt in den meteorologischen Tabellen verzeichnet sind, so findet man, daß in der Erzählung nicht bloß die Sekunden zum öftesten ausgelassen sind, sondern die Zahlen abweichen. Die Tabelle „Aërometer-Beobachtungen", III. p. 221, die korrekter als der Text zu sein scheint, wird die Mittagsbestimmungen vom 18. Juli 1816 bis zum 13. April 1818, von Kamtschatka bis vor Santa Helena zu berichtigen dienen und namentlich für einen späteren Abschnitt der Reise, vom 5. bis zum 24. November 1817 auf der Fahrt zwischen Radack und den Marianen durch das Meer der Karolinen, Wichtigkeit erlangen. Hier steht z. B. im Texte, II. p. 125, die Breite vom 20. November 1817 10° 42′, was offenbar fehlerhaft ist, und in der Tabelle, p. 226, 11° 42′ 29″, was das Richtige zu sein scheint. Man wird für den Abschnitt der Reise, der uns beschäftigt, der Beihilfe einer solchen Tabelle entbehren. Es ist zu bedauern, daß Herr von Kotzebue seiner Reise-

beschreibung keinen Auszug seines Schiffsjournals beigegeben hat. Es ist zu bedauern, daß er in derselben, wo man sie sucht, viele Karten und Pläne nicht mitgeteilt hat, und von denen Krusenstern, II. S. 160, den Plan der Häfen Hanaruru auf O'Wahu und la Calderona de Apura auf Guajan namentlich anführt. Es ist zu bedauern, daß er die ihm auf seine Reise erteilten Instruktionen, worauf er selbst und Krusenstern an verschiedenen Stellen beziehend verweisen, nicht bekannt gemacht hat. Es ist endlich zu bedauern, daß er die zur See während einer längeren Zeit zu verschiedenen Stunden des Tages beobachteten Barometerstände aufzubewahren verschmäht hat.

Die mir während der Reise vom Kapitän mitgeteilten Zahlen (Breiten und Längen, Bergeshöhen u. s. w.) stimmen nie mit denen, die ich in seinem Werke verzeichnet finde. Ich bin hier dem letzteren gefolgt, wo ich keinen Grund gefunden habe, einen Druck- oder Schreibfehler zu argwöhnen.

Ich bitte diese Abschweifung zu entschuldigen. Ich werde mit flüchtigem Finger den vom Rurik gehaltenen Kurs auf der Karte zeigen und sodann ein weniges von den Ereignissen der Fahrt hinzufügen.

Wir segelten nordwärts, die Insel Juan Fernandez unter dem Winde, d. i. im Westen lassend, bis wir den 27. Grad südlicher Breite erreicht, den wir sodann nordwärts verfolgten. Wir sahen am 25. den nackten Felsen Salas y Gomez, 26° 36′ 15″ S. B. 105° 34′ 28″ W. L., und berührten am 28. die Osterinsel. Wir steuerten von da etwas mehr nach Norden und erreichten am 13. April den 15° S. B. beiläufig im 134° W. L. Wir verfolgten westwärts diese Parallele, auf der Spur von Lemaire und Schouten, durch ein sehr gefährliches Meer, das mit niedern Inseln und Bänken angefüllt ist, worauf man zu stranden Gefahr läuft, bevor man sie gesehen hat. Wir lavierten öfters die Nacht hindurch, ohne fortzuschreiten, teils um Gefahr zu vermeiden, teils um kein Land in unserm Gesichtskreise ungesehen zu lassen. Wir ließen auf dieser Fahrt die Marquesas im Norden, und westlicher die Gesellschaftsinseln im Süden liegen. Es ist bemerkenswert, daß wir seit der Osterinsel und diesen Teil der Reise hindurch bis zu dem Äquator meist Nord- und Nordostwind hatten, wo wir im Gebiete des S. O.-Passats auf Südostwind zu rechnen hatten. Wir hatten öfters Windstöße, Regen und Wetterleuchten.

Am 16. und 17. April. Die zweifelhafte Insel in 14° 50′ 11″ S. B., 138° 47′ 7″ W. L.

Am 20. April die Romanzoffsinsel entdeckt und am 21. auf derselben gelandet. 14° 57′ 20″ S. B., 144° 28′ 30″ W. L. Sie ist die einzige der hier aufgezählten Inseln, auf welcher der Kokosbaum wächst; die andern sind nur spärlich bewachsen. Alle haben mit breitem weißem Strande das Ansehen von Sandbänken, wofür sie ältere Seefahrer hielten, verwundert, in deren nächster Nähe keinen Grund mit dem Senkblei zu finden, ein Umstand, den sie anzuführen nie ermangeln.

Am 22. April die Spiridoffinsel 14° 51′ 00″ S. B., 144° 59′ 20″ W. L.

Am 23. in der Nähe der Pallisers von Cook die Rurikskette, von welcher wir südlich fuhren. Wir sahen sie zwischen 15° 10′ 00″ und 15° 30′ 00″ S. B., 146° 31′ 00″ und 146° 46′ 00″ W. L. Ihre größte Ausdehnung nach Norden wurde nicht erforscht. — Im S. S. O. ward Land gesehen, aber nicht untersucht.

Am 24. und 25. April die Deanskette, deren südlicher Rand in der Richtung N. W. 76° und S. O. 76°, zwischen 15° 22′ 30″ und 15° 00′ 00″ S. B. und 147° 19′ 00″ und 148° 22′ 00″ W. L. aufgenommen wurde.

Am 25. die Krusensternsinseln; Mitte der Gruppe 15° 00′ 00″ S. B., 148° 41′ 00″ W. L.

Wir bogen von da den Kurs mehr nach Norden, verschiedene zweifelhafte Inseln aufsuchend, die wir nicht fanden. Wir steuerten sodann nach den Penrhyninseln, die wir am 30. April sahen und mit deren Bewohnern wir am 1. Mai zur See verkehrten. Die Mitte der Gruppe liegt nach der Bestimmung des Kapitäns 9° 1′ 35″ S. B., 157° 34′ 32″ W. L. Ein starkes Gewitter entlud sich über diese Insel, als wir sie verließen.

Wir hatten nun häufige Windstillen und Windstöße, die oft von Regenschauern begleitet waren. Wir durchkreuzten zum zweitenmal den Äquator am 11. Mai in 175° 27′ 55″ W. L.

Wir suchten am 19. und 20. Mai die nördlichen Gruppen der Mulgravesinseln auf und hatten bereits die Untersuchung aufgegeben, als uns, nordwärts steuernd, am 21. Mai die erste Ansicht der nördlichen Gruppen der Inselkette Radack, Udirick und Tegi erfreute. Diese Inseln, deren liebliche Bewohner wir hier zum erstenmal gewahrten, werden uns später beschäftigen. Der Kanal zwischen beiden Gruppen liegt 11° 11′ 20″ N. B., 190° 9′ 23″ W. L.

Wir richteten von Radack aus unsern Kurs fast nordwärts nach Kamtschatka. Wir traten unter dem 33. Grad N. B. in die Region der nordischen Nebel, und der Himmel und das Meer verloren ihre Bläue. Wir hatten am 13. Juni unter dem 47° N. B. Sturm

und Eis. Am 18. nachmittags um 4 Uhr zerteilte sich der Nebel, und der Eingang der Bucht von Awatscha lag vor uns.

Von Chile aus übertrug der Kapitän dem Doktor Eschscholtz die Beobachtung der physischen und meteorologischen Instrumente.

Vor dem Einlaufen in die Bucht von Concepcion war uns bereits einmal das Meer stellen- und strichweise schwach rötlich gefärbt erschienen. Dieses Phänomen wiederholte sich deutlicher in den ersten Tagen unserer Fahrt nordwärts längs der Küste. Das Färbende muß auf jeden Fall sehr fein und zerteilt sein und nicht so zu erkennen, wie die Alge und das Infusorium des Atlantischen Ozeans. Ich konnte in dem auf das Verdeck heraufgebrachten Wasser nichts unterscheiden und zweifelte, ob es wirklich aus den gefärbten Meerstellen herrühre.

Am 9. März, dem Tage obiger Beobachtung, trieb ein toter Walfisch an uns vorüber, auf welchem unzählige Scharen von Vögeln (eine kleine Art Procellaria?) ihre Nahrung hatten. War vielleicht von dieser verwesenden Fleischmasse die Färbung des Meeres herzuleiten?

Die Walfische, die in der Bucht von Concepcion häufig gesehen werden, wo ihnen damals nur die Amerikaner nachstellten, begleiteten uns noch eine Zeit. Erst nachdem die Walfische des Nordens gehörig untersucht und beschrieben sein werden, wird es an der Zeit sein, den Wunsch zu äußern, auch die des Südens mit ihnen zu vergleichen.

Am 10. nachmittags 6 Uhr glaubte der Kapitän eine eigentümliche Erschütterung in der Luft zu verspüren, wobei das Schiff ihm ein wenig zu erzittern schien. Das Geräusch, das er fernem Donner vergleicht, erneuerte sich nach ungefähr drei Minuten; nach einer Stunde merkte er nichts mehr. — Andere glauben in der Nacht zum 11. und noch am 11. selbst dieselbe Erschütterung wiederholt empfunden zu haben. Ein Zweifel stieg in uns auf, ob vielleicht jetzt das uns so gastliche Land, von einem Erdbeben durchwühlt, ein Schauplatz des Schreckens und der Zerstörung sei. Unsere Befürchtung hat sich übrigens nicht bestätigt.

Wir hatten in Chile Flöhe in fast bedrohlicher Menge an Bord genommen, hätten sie sich vermehrt, so hätten wir viel zu leiden gehabt. Aber wie wir sonnenwärts fuhren, verloren sie sich mehr und mehr, und wir waren bald gänzlich davon befreit. Wir machten in der nördlichen Halbkugel (auf der Fahrt von Kalifornien nach den Sandwichinseln) unter ähnlichen Umständen dieselbe Erfahrung.

Dagegen zeigte sich ein anderes Ungeziefer, das wir bis jetzt

nicht gekannt, und vermehrte sich auf dieser Fahrt zwischen den Wendekreisen schon merklich; ich meine die bei den Russen sich heiligen Gastrechts erfreuenden Tarakanen (Blatta germanica, Licht- und Bäckerschaben). Später wurden sie uns zu einer entsetzlichen Plage; sie zehren nicht nur den Zwieback ganz auf, sondern nagen alles und selbst die Menschen im Schlafe an. In das Ohr eines Schlafenden gedrungen, verursachen sie ihm unsägliche Schmerzen. Der Doktor, dem der Fall öfters vorgekommen, ließ mit gutem Erfolg Öl in das gefährdete Ohr gießen.

Am 16. März, in einer Entfernung von mehr als 17 Grad (beiläufig 1000 Meilen) von dem nächsten bekannten Lande, der amerikanischen Küste, ward ein Vogel im Fluge beobachtet, der für eine Schnepfe gehalten wurde.

Wir sahen am 24. die ersten Tropenvögel, diese herrlichen Hochsegler der Lüfte, die ich mich fast nicht erwehren kann Paradiesvögel zu nennen.

Am Morgen des 25. verkündigten uns über dem Winde von Salas y Gomez Seevögel in großer Anzahl, Pelikane und Fregatten, diesen ihren Brüteplatz, an welchem wir mittags vorüberfuhren.

Der 28. März 1816 war der Tag der Freude, die erste Bekanntschaft zu stiften mit Menschen dieses reizvollen Stammes und die erste schöne Verheißung der Reise sich erfüllen zu sehen! — Als mit breiter, schönbegrünter Kuppe die Osterinsel sich aus dem Meere erhob, die verschiedenfarbigen Feldereinteilungen an den Abhängen von ihrem Kulturzustande zeugten, Rauch von den Hügeln stieg; als, näher kommend, wir am Strande der Cooksbai die Menschen sich versammeln sahen; als zwei Boote (mehr schienen sie nicht zu besitzen) vom Strande stießen und uns entgegen kamen — da freute ich mich wie ein Kind, alt nur darin, daß ich zugleich mich auch darüber freute, mich noch so freuen zu können. Die flüchtigen Augenblicke unserer versuchten Landung vergingen uns, umtaumelt von diesen lärmenden, kindergleichen Menschen, wie im Rausch. Ich hatte alles Eisen, Messer, Scheren, alles, was ich mitgenommen hatte, eher verschenkt als vertauscht und nur, ich weiß nicht wie, ein schönes, feines Fischernetz erhandelt.

Ich habe den verdächtigen Empfang, der uns ward, in den Bemerkungen und Ansichten zu beschreiben versucht, und mit dem, was ich davon gesagt, können die Berichte von Kotzebue und Choris verglichen werden. Ich habe die vermutliche Veranlassung der halb bedrohlichen Stimmung der Insulaner nur angedeutet. Herr von Kotzebue selber hatte die Geschichte aufgezeichnet, und ihm gebührte es, sie bekannt zu machen. Ich setze sie ergänzend hierher

in seinen urkundlichen Worten. Sie steht im ersten Bande, Seite 116 seiner Reisebeschreibung.

„Eine Nachricht, die das feindselige Betragen der Insulaner gegen mich erklärt, und welche ich erst später auf den Sandwichinseln durch Alexander Adams erhielt, glaube ich dem Leser hier mitteilen zu müssen. Dieser Adams, von Geburt ein Engländer, kommandierte im Jahre 1816 die dem Könige der Sandwichinseln gehörige Brigg Kahumanu und hatte vorher auf der nämlichen Brigg, als sie den Namen Forester of London führte und dem Könige noch nicht verkauft war, unter Kapitän Piccort als zweiter Offizier gedient. Der Kapitän des Scuner Nancy aus Neu-London-Amerika, seinen Namen hat mir Adams nicht genannt, beschäftigte sich im Jahre 1805 auf der Insel Mas a fuero mit dem Fange einer Gattung von Seehunden, welche den Russen unter dem Namen Kotick (Seekatzen) bekannt ist. Die Felle dieser Tiere werden auf dem Markte von China teuer verkauft, und daher suchen die Amerikaner in allen Teilen der Welt ihren Aufenthalt ausfindig zu machen. Auf der bis jetzt noch unbewohnten Insel Mas a fuero, welche westlich von Juan Fernandez liegt, und wohin sie aus Chile die Verbrecher schicken, ward dieses Tier zufällig entdeckt und gleich Jagd darauf gemacht. Da aber die Insel keinen sichern Ankerplatz gewährte, weshalb das Schiff unter Segel bleiben mußte, und er nicht Mannschaft genug besaß, um einen Teil derselben zur Jagd gebrauchen zu können, so beschloß er, nach der Osterinsel zu segeln, dort Männer und Weiber zu stehlen, seinen Raub nach Mas a fuero zu bringen und dort eine Kolonie zu errichten, welche den Kotickfang regelmäßig betreiben sollte. Diesen grausamen Vorsatz führte er im Jahr 1800 aus*) und landete in Cooksbai, wo er sich einer Anzahl Einwohner zu bemächtigen suchte. Die Schlacht soll blutig gewesen sein, da die tapferen Insulaner sich mit Unerschrockenheit verteidigten; sie mußten dennoch den furchtbaren europäischen Waffen unterliegen, und zwölf Männer mit zehn Weibern fielen lebendig in die Hände der herzlosen Amerikaner. Nach vollbrachter Tat wurden die Unglücklichen an Bord gebracht, während der ersten drei Tage gefesselt und erst, als kein Land mehr sichtbar war, von ihren Banden erlöst. Der erste Gebrauch, den sie von ihrer Freiheit machten, war, daß die Männer über Bord sprangen, und die Weiber, welche ihnen folgten, nur mit Gewalt zurückgehalten wurden. Der Kapitän ließ sogleich das Schiff beilegen, in der Hoffnung, daß sie doch wieder an Bord Rettung suchen

*) Ein hier oder weiter oben vermutender Druckfehler in der Jahreszahl benimmt der Geschichte nichts von ihrer Glaubwürdigkeit.

würden, wenn die Wellen sie zu verschlingen drohten; er bemerkte aber bald, wie sehr er sich geirrt; denn diesen mit dem Elemente vertrauten Wilden schien es nicht unmöglich, trotz der Entfernung von drei Tagereisen ihr Vaterland zu erreichen, und auf jeden Fall zogen sie den Tod in den Wellen einem qualvollen Leben in der Gefangenschaft vor. Nachdem sie einige Zeit über die Richtung, die sie zu nehmen hatten, gestritten, teilte sich die Gesellschaft; einige schlugen den geraden Weg nach der Osterinsel ein, und die übrigen wandten sich nach Norden. Der Kapitän, äußerst entrüstet über diesen unerwarteten Heldenmut, schickte ihnen ein Boot nach, das aber nach vielen fruchtlosen Versuchen wieder zurückkehrte; denn sie tauchten allemal bei seiner Annäherung unter, und die See nahm sie mitleidig in ihren Schutz. Endlich überließ der Kapitän die Männer ihrem Schicksale, brachte die Weiber nach Mas a fuero und soll noch öftere Versuche gemacht haben, Menschen von der Osterinsel zu rauben. Adams, welcher diese Geschichte von ihm selbst hatte und ihn deshalb wahrscheinlich nicht nennen wollte, versicherte mich, 1806 an der Osterinsel gewesen zu sein, wo er aber wegen des feindseligen Empfangs der Einwohner nicht landen konnte; ein gleiches Schicksal hatte nach seiner Aussage das Schiff Albatros unter Kommando des Kapitän Windship im Jahre 1809."

Ich ergreife diese Gelegenheit, auch hier gegen die Benennung „Wilde" in ihrer Anwendung auf die Südsee-Insulaner feierlichen Protest einzulegen. Ich verbinde gern, soviel ich kann, bestimmte Begriffe mit den Wörtern, die ich gebrauche. Ein Wilder ist für mich der Mensch, der, ohne festen Wohnsitz, Feldbau und gezähmte Tiere, keinen andern Besitz kennt als seine Waffen, mit denen er sich von der Jagd ernährt. Wo den Südsee-Insulanern Verderbtheit der Sitten schuld gegeben werden kann, scheint mir solche nicht von der Wildheit, sondern vielmehr von der Übergesittung zu zeugen. Die verschiedenen Erfindungen, die Münze, die Schrift usw., welche die verschiedenen Stufen der Gesittung abzumessen geeignet sind, auf denen Völker unseres Kontinentes sich befinden, hören unter so veränderten Bedingungen auf, einen Maßstab abzugeben für diese insularisch abgesonderten Menschenfamilien, die unter diesem wonnigen Himmel ohne Gestern und Morgen dem Momente leben und dem Genusse.

Die fliegenden Fische, von denen wenigstens zwei Arten in dem Großen Ozean vorkommen, scheinen in der Nähe des Landes häufiger zu sein. Wir sahen deren viele in der Nähe der Osterinsel.

Wir durchschnitten in der Nacht zum 1. April den südlichen

Wendekreis, sahen am 3. eine Fregatte und hatten am 7. und wiederholt am 13. Windstille. Hier war es, wo mit der Beobachtung des Meergewürmes beschäftigt, die Entdeckung des ersten wahren Meerinsektes den Doktor Eschscholtz erfreute. Es ist unserer gemeinen Wasserwanze (Hydrometra rivulorum F.) zu vergleichen, schreitet und springt auf dieselbe Weise auf der Oberfläche des Wassers und kommt zwischen den Wendekreisen in allen Meeren vor.

Wir sahen am 15. viele Seevögel, Fregatten und Pelikane, erduldeten etliche Windstöße und segelten während der Nacht nicht weiter. Der Himmel war dunkel umwölkt, es regnete heftig, und es blitzte in allen Richtungen.

Der Ruf „Land!" regte uns am 16. mittags freudig an. Die Erwartung ist gespannt, wann freiwillig, möchte ich sagen, und nicht auf das Gebot des Steuermanns ein Land der Spiegelfläche enttaucht und sich allmählich vor uns gestaltet. Der Blick sucht begierig nach Rauch, der wehenden Flagge, die den Menschen dem Menschen, der ihn sucht, verkündigt. Steigt der Rauch auf, dann pocht einem seltsam das Herz. Aber diese traurigen Riffe haben bald bis auf eine eitele Neugier alles Interesse verloren.

Es war doch ein großes Fest, als am 20. beschlossen ward, eine Landung auf der kleinen palmenreichen Insel Romanzoff zu versuchen. Der Kapitän beorderte den Leutnant Sacharin, den Landungsplatz zu erkunden, und mich, ihn zu begleiten. Ich stieg freude- und hoffnungsvoll in das Boot; wir stießen ab. Wir ruderten ganz nahe der Insel, vom Ufer nur durch die schäumende Brandung getrennt. Ein mutiger Matrose schwamm mit einer Leine ans Land. Er schritt längs dem Ufer, entdeckte Menschenspuren, Kokosschalen, betretene Pfade; er lauschte durch das Gebüsch, pflückte grüne Zweige und kam zu der Leine zurück. — Sacharin deutete mit der Hand nach der Insel und sprach zu mir: „Adalbert Loginowitsch, wollen Sie?" — Ich glaube nicht, daß mich noch einmal in meinem Leben solch peinliches Gefühl durchbohrt. Ich schreibe es zu meiner Demütigung nieder. Was der Matrose getan, war ich nicht imstande zu tun Jener schwamm zu uns wieder her, und wir ruderten zum Schiffe. Auf den erstatteten Bericht ward ein Prahm aus allem beweglichen Holze am Bord verfertigt, und wir fuhren am andern Tage in zweien Booten der Insel zu. Die Boote ankerten in großer Wassertiefe zunächst der Brandung; der Matrose schwamm mit der Leine ans Land, und mit Hilfe des Prahms konnten wir einzeln das Ufer erreichen, wo uns die schäumende Welle übergoß. Wir durchwandelten nun fröhlich den Wald und durchforschten die Insel. Wir lasen alle Spuren der Menschen auf, folgten ihren gebahnten

Wegen, sahen uns in den verlassenen Hütten um, die ihnen zum Obdach gedient. Ich möchte das Gefühl vergleichen mit dem, das wir in der Wohnung eines uns persönlich unbekannten, teuren Menschen haben würden; so hätte ich Goethes Landhaus betreten, mich in seinem Arbeitszimmer umgesehen. — Daß diese Insel keine festen Wohnsitze hat und nur von andern uns unbekannten Inseln her besucht zu werden scheint, habe ich in den Bemerkungen gesagt.

Der Tag, der ohnehin das Osterfest der Russen war, wurde festlich und auf dem Rurik mit Kanonenfeuer begangen. Die Mannschaft erhielt doppelte Portion. Wir brachten den auf dem Schiffe Zurückgebliebenen etliche Kokosnüsse mit. Sie zu erhalten, war die Axt an den Baum gelegt worden, ein Verfahren, das mir in die Seele schnitt; zur Sühne hatte man die Axt daselbst gelassen.

In der Nähe der Niedern Inseln, deren Aufnahme uns in den folgenden Tagen bis zum 25. April beschäftigte, ließen sich die Seevögel nur sparsam sehen; dagegen waren die fliegenden Fische häufig. Hier sah ich auch einmal eine Wasserschlange im Meere schwimmen.

Wir entbehrten schon lange aller frischen Nahrung; das Wasser ward uns am 28. April zum erstenmal zugemessen. Die Portion war aber vollkommen hinreichend, und ich verbrauchte von der meinen nur einen Teil. Ich hätte mich im Notfall mit Seewasser auch begnügt. Ich habe oft auf Exkursionen Seewasser getrunken, ohne Widerwillen und ohne Nachteil; ob es mir aber den Durst löschte, wie süßes Wasser, könnte noch gefragt werden. Die häufigen Regengüsse, die besonders in der südlichen Halbkugel uns erfrischten, gaben uns eine erwünschte Gelegenheit, frisches Wasser einzusammeln, wozu unser Zelt eingerichtet war. Solches frisches, gesundes Wasser ist eine wahre Erquickung; denn leider fehlen dem des Vorrats „die nahrhaften Teile“ niemals ganz und sind manchmal in unerwünschtem Überflusse vorhanden. — Am 4. Mai regnete es so stark, daß zwölf Fässer Wasser gesammelt wurden.

Ich habe eigentlich zu dem nichts hinzuzufügen, was ich in den Bemerkungen und Ansichten über die Penrhyninseln gesagt habe, die wir am 30. April sahen, und mit deren Einwohnern wir am andern Morgen verkehrten. Ein solcher Tag mit seinen Ereignissen ist im einförmigen Schiffsleben ein Lichtpunkt, der dessen eintöniges Einerlei belebend durchbricht. Wollte ich wiederholt die empfundene Freude beschreiben, so würde ich in dem Leser eben die Langeweile erzeugen, die sie für uns zu unterbrechen kam. — Wir verhielten uns übrigens dieses Mal leidend, und es war nicht mehr der erste Eindruck. — Ich habe nirgends den Palmenwald schöner als auf

den Penrhyn gesehen. Zwischen dem hoch getragenen windbewegten Baldachin der Kronen und dem Boden sah man zwischen den Stämmen hindurch den Himmel und die Ferne. Es schienen, wenigstens stellenweise, das niedere Gebüsch und der Damm zu fehlen, welche die Inseln dieser Bildung nach außen zu umzäunen und zu beschützen pflegen. Verhältnismäßig zahlreich, stark und wohlgenährt, friedlich und dennoch vertrauend seinen Waffen, unbekannt mit den unsern war das Volk, das uns umringte; jegliche Familie, so schien es, unter Führung des Alten im eigenen Boote. Sie erhandelten Eisen von uns, das köstliche Metall, und als wir unsern Lauf weiter nahmen, waren sie kaum zu bewegen, von uns zu lassen.

Wir hatten in den nächsten Tagen häufige Windstillen mit Windstößen abwechselnd und erreichten am 4. Mai, beiläufig unter 7° 30′ S. B., den wirklichen N. O.-Passat. Wir sahen in den folgenden Tagen viele Seevögel morgens dem Wind entgegen, bei Sonnenuntergang mit dem Winde fliegen. Die kleine Seeschwalbe (Sterna stolida) ließ sich wiederholt auf dem Schiffe fangen, und wir entließen etliche, denen wir auf pergamentnem Halsbande den Namen des Schiffes und das Datum mitgaben. Es möchte für ein Schiff eine Freude sein, einen solchen Boten in diesem weiten Meerbecken wieder aufzufangen; ließ sich doch in der chinesischen See ein Pelikan am Bord des Rurik greifen, der von unserer Konserve, der Eglantine, kam, wo er sich schon in die Gefangenschaft begeben hatte.

Wir durchkreuzten am 11. den Äquator. Am 12. zeigten sich viele Seevögel. Auch ein Landvogel soll gesehen worden sein. Ein Delphin wurde harpuniert, der erste, dessen wir habhaft wurden. — Er diente uns zu einer willkommenen Speise. Es ist ein schwarzes blutvolles Fleisch, erdig und unschmackhaft, aber nicht eben tranig. Ich möchte, wie die Haifische, so auch die Delphine für den Tisch loben; sie kommen zu Zeiten, wo sie nicht zu tadeln sind.

Am 19. Mai, da wir die Mulgravesinseln aufsuchten, blies unversehens ein Windstoß dem herrschenden Winde entgegen, brachte die Segel in Verwirrung und zerriß manches Tauwerk. Der Kapitän ward von einem geschleuderten Tau am Vorderhaupte getroffen und sank betäubt nieder. Dieser Vorfall, der Schrecken unter uns verbreitete, hatte glücklicherweise keine Folgen.

Wir entdeckten am 21. ein nur auf wenigen Punkten spärlich begrüntes Riff, auf dem nur wenige Kokosbäume sich erhoben. Am 22. kamen uns zwei Boote zierlichen Baues, geschickt, gegen den Wind zu lavieren, aus diesem Riffe entgegen. Die Menschen, geschmückt und anmutig, luden uns auf ihre Erde ein, aber im Gefühl

ihrer Schwäche und unserer Kraft vermaßen sie sich nicht, uns näher zu kommen. Ein Boot ward in die See gelassen, worauf ich mit Gleb Simonowitsch und Login Andrewitsch Platz nahm, und wir ruderten ihnen entgegen. Aber auch so vermochten wir nicht, ihnen Zutrauen einzuflößen. Sie warfen uns Geschenke zu, eine zierliche Matte und eine Frucht des Pandanus, und entfernten sich schnell der Insel zu, uns einladend, ihnen zu folgen. Das waren die Radacker. Sie beschenkten uns zuerst und schieden bei dieser ersten Begegnung unbeschenkt von uns.

Wir hatten, nach Norden steuernd, den 27. die Sonne im Zenith und durchschnitten am 28. den nördlichen Wendekreis, nachdem wir 42 Tage südlich vom Äquator und 12 Tage nördlich von demselben in der heißen Zone zugebracht. Wir wallten unsern heimischen Sternen zu; vor uns erhob sich der große Bär, und hinter uns senkte sich das Kreuz.

Wir hatten am 2. und 3. Juni etwas südlicher, als gewöhnlich die Inseln Rica de Plata und Rica de Oro angegeben werden, ungefähr in derselben Breite wie Mearn, Landzeichen. Am Morgen des dritten ließ sich ein kleiner Vogel vom Geschlechte der Schnepfen auf das Schiff nieder und ward mit Schaben gefüttert. — Treibholz und Tange schwammen im Meer, das Wasser war außerordentlich trübe, doch fand das Senkblei mit hundert Faden Leine keinen Grund.

Die Kälte nahm zu. Wir waren in dem nordischen Nebel, der sich oft an unserm Tauwerke niederschlug und als pechbittre Quellen längs den Wänden herabfloß. Wir fingen in den ersten Tagen des Juni unter der Breite von Gibraltar zu heizen an und hatten gegen die Mitte desselben Monats, bevor wir die Breite von Paris erreicht, Eis am Bord. Das Meer, in diesem selben Meerbecken zwischen den Tropen dunkel ultramarinblau, ist hier schwarzgrün gefärbt und undurchsichtig. Die Wassertiefe, worin ein weißer Gegenstand sichtbar bleibt, hat sich von 16 Faden auf 2 Faden vermindert. Das Treibholz ward nordwärts immer häufiger.

Am 4. ward ein zweiter Delphin von einer andern Art harpuniert. Die Arten dieser uns sehr mangelhaft bekannten Gattung möchten sehr zahlreich sein. Scheint doch fast jegliche Herde, die das Schiff umschwärmt, sich von allen andern durch Farbe, Zeichnung oder Größe zu unterscheiden.

Am 6. erschienen rote Flecken im Meer; sie rührten von einem kleinen Krebse her, womit das Wasser angefüllt war.

Seitdem wir nach Norden steuerten, eilten Wünsche und Gedanken dem Schiffe voran der Küste zu, wo wir die Hoffnung

hatten, Briefe von der Heimat vorzufinden. Wir selber fingen an, unsere Journale durchzusehen, unsere Papiere zur Absendung zu ordnen und Briefe an unsere Lieben zu schreiben. Ich habe, durch einen Scherz des Kapitäns dazu ermuntert, vom Norden des Großen Ozeans eine nach Breiten- und Längengrad datierte Ordre ausgestellt, einen Korb Champagnerwein an den Staatsrat von Kotzebue zu expedieren, und der Wein ist expediert worden und angekommen.

Ein kleiner Landvogel (eine Fringilla) sagte uns am 17. das Land an, das sich uns am 18. entschleierte. Ein hohes Land mit zackigen Zinnen, über welche sich aus dem Innern hohe vulkanische Kegel erheben. Der Schnee bedeckt nicht gleichmäßig die Höhen wie in unsern Alpen, sondern liegt fleck- und streifenweise an den Abhängen des zerrissenen Gebirges und steigt an demselben tief zu Tale. Am 18. Juni noch so viel Schnee!

Wir fuhren am 19. in das schöne weite Becken, die Awatschabucht, hinein. Wir wurden von der Berghöhe, die den Nordpfeiler des äußern Tores bildet, telegraphisch nach St. Peter und Paul angemeldet; ein Hilfsboot kam uns entgegen. Wir waren durch den schmalen Kanal des Einganges mit günstigem Winde eingefahren, der uns, sobald wir im Innern angelangt, plötzlich gebrach. Es war Nacht, als wir in den Hafen hineinbugsiert wurden. Ein unleidlicher Fischgestank verkündigte uns die Nähe des Ortes. — Die Anstalt zum Trocknen der Fische, das tägliche Brot dieser nordischen Lande, liegt auf einer Landzunge, die den innern Hafen abschließt.

Hier zu St. Peter und Paul betrat ich zuerst den russischen Boden; hier sollte ich meine erste Bekanntschaft mit Rußland machen.

Wir waren hier angemeldet und wurden erwartet; wir waren alle namentlich bekannt, die Zeitungen hatten unsere Namen ausposaunt, und was hat man in St. Peter und Paul anderes zu tun, als die Zeitungen zu studieren. Wir wurden empfangen, wie sich's erwarten ließ. Wir brachten Bewegung in das stockende Leben, und es schien ein Tag über diesen Winkel der Erde, der nicht wie alle übrigen Tage war. Es waren Landsleute, die einander als Wirte und Gäste an diesem abgelegenen Orte, so fern vom eigentlichen Vaterlande, begegneten.

Der Gouverneur Leutnant Rudokoff sorgte für alle Bedürfnisse des Schiffes, dessen Kupfer besonders schadhaft befunden ward. Er half uns mit den noch brauchbaren Kupferplatten der „Diana" aus, des Schiffes, das Golownin nach seiner Fahrt nach Japan als un-

tauglich, die See zu halten, im hiesigen Hafen zurücklassen mußte. Der Kapitän zog ans Land, und es folgten aufeinander Gast- und Festmähler, wie sie nur in Kamtschatka zu beschaffen waren. Wir erfreuten uns in Kamtschatka der russischen Bäder. Es ist das Erste und vielleicht das Erquicklichste, was die russische Gastfreundschaft anzubieten weiß. Unsere Matrosen wußten sich selbst, wo es erwünscht war, ihr Badezelt einzurichten, und nur unter einem glücklicheren wärmeren Himmel unterblieb es als entbehrlich.

Am 22. Juni ward auf dem Rurik ein Dankfest gefeiert und bei dem Gouverneur zu Abend gespeist. Sonntag den 23. ward nach der Kirche bei uns getafelt. Am 30. war Festmahl beim Kommandanten, wo beim Kanonendonner pokuliert wurde. — Der Wein war nicht eben der vorzüglichste, aber die Gäste, aus allen nur zeigbaren Russen bestehend, waren zahlreich; und nach englischer Sitte, die mehr oder minder überall beobachtet wird, wo salziges Wasser das Land bespült, wollte jeder mit jedem von uns ein Glas Wein trinken, welche Höflichkeit erwidert werden mußte, so daß der Gläser Wein sehr viele wurden. Nach Tische sollten wir das landesübliche Fuhrwerk kennen lernen und zu Schlitten mit Hundegespann auf grünem Rasen, weil schon der Schnee im Tale geschmolzen war, den Abhang des Hügels hinabfahren. Es konnte keiner von uns den Sitz behaupten, was allerdings einige Übung erfordert; abgeworfen, verkrochen wir uns in das Gebüsch, und jeder suchte einen stillen Platz, das Fest für sich allein zu beschließen.

Am 4. Juli speisten wir bei Herrn Clark, einem Amerikaner, der hier, wohin er verschlagen worden, neue Verhältnisse angeknüpft hat. Er hatte das Kap Horn nur einmal umfahren, war aber sechsmal, und zum letztenmal vor sechs Jahren, auf den Sandwichinseln gewesen. Ich habe die Nachrichten, die er mir von diesen Inseln gab, und das Bild, das er mir von denselben entwarf, vollkommen wahr und treu befunden. Ich sah zuerst bei Herrn Clark ein Bild, das ich seither oftmals auf amerikanischen Schiffen und, durch ihren Handel verbreitet, auf den Inseln und an den Küsten des Großen Ozeans wiedergesehen habe: das von chinesischer Hand zierlich auf Glas gemalte Porträt von Madame Récamier, der liebenswürdigen Freundin der Frau von Stael, bei der ich lange Zeit ihres vertrauten Umgangs mich erfreute. Wie ich hier dieses Bild betrachtete, schien mir unsere ganze Reise eine lustige Anekdote zu sein, nur manchmal langweilig erzählt, und weiter nichts.

Am 11. Juli war das Kirchenfest von St. Peter und Paul. Wir steuerten zu einer Kollekte bei, die für den Bau einer Kirche

gesammelt wurde. Der erste Beamte der russisch-amerikanischen Kompanie bewirtete uns an diesem Tage.

Am 12. ward das Fest von Gleb Simonowitsch bei uns gefeiert und besonders von den Matrosen mit ausgelassener Freudigkeit begangen, denn Gleb Simonowitsch war allgemein geliebt. Dieses Fest gibt mir Veranlassung, über eine russische Sitte zu berichten, die bei der strengen Manneszucht und der unbedingten Unterwürfigkeit des Untergebenen gegen seinen Vorgesetzten seltsam erscheinen dürfte. Aber mir scheint der gemeine Russe sich gegen seinen Herrn, gleichviel ob Kapitän, Herr oder Kaiser, in ein mehr kindliches als bloß knechtisches Verhältnis zu stellen, und unterwirft er sich der Rute, so behauptet er auch seine Kindesfreiheiten. Die Matrosen ergriffen zuerst Otto Astawitsch, und, in zwei Reihen gestellt, welche Front gegeneinander machten und sich bei den Händen anfaßten, ließen sie ihn schonungslos über ihre Arme schwimmen, eine Art des Prellens, die unter uns für keine Ehren- oder Freundschaftsbezeigung gelten würde. Nach Otto Astawitsch kam Gleb Simonowitsch an die Reihe, und nach diesem wir alle, sowie sie unser habhaft werden konnten. Die am höchsten in ihrer Gunst standen, wurden am höchsten geschnellt und am unbarmherzigsten behandelt. Ich erfuhr nachher, daß solches Tun ein Gegengeschenk verdiene, welches der Geprellte an die prellende Mannschaft zu entrichten pflege.

Am 13. waren wir segelfertig, aber die erwartete Post aus St. Petersburg war nicht angekommen, und wir mußten unserer getäuschten Hoffnung bis zu der Rückkehr nach Kamtschatka, die uns auf den Herbst 1817 verheißen war, Geduld gebieten. — Auch von dieser Hoffnung wurden wir enttäuscht. Wir haben während dieser drei Jahre keine direkt an uns gerichtete Nachricht von der Heimat und keine Briefe von unsern Angehörigen erhalten. Ich hätte vielleicht, wenn mich die Sehnsucht nach der Post nicht hier gebannt gehalten, eine Exkursion in das Innere unternommen; dazu war es jedoch noch zu früh, da in diesem Jahre der Winter nicht weichen zu wollen schien. Schnee lag noch um St. Peter und Paul, als wir ankamen, und jetzt erst begann der Frühling zu blühen. Wie ich von hier aus in die Heimat schrieb, auf das Papier die toten Buchstaben fallen ließ, die kein Widerhall waren und keinen Widerhall gaben, schnürte ein peinliches Gefühl das Herz mir zu.

Ich muß einiges nachholen. Bücher, so von Berings Zeiten her Reisende hier oder in Hintersibirien zurückgelassen, haben sich in St. Peter und Paul zu einer Bibliothek angesammelt, in welcher wir verwundert und erfreut Werke fanden, deren Mangel wir schmerz-

lich empfunden hatten. Bose konnte uns für das so reizende Studium der Seegewürme zu einem Leitfaden dienen, dessen wir ganz entbehrten; und wie erwünscht uns im Norden Pallas' „Reisen" und Gmelins „Flora Sibirica" sein mochten, brauche ich nicht erst zu sagen. Dem Herrn Gouverneur schien es die natürlichste Bestimmung dieser Bücher zu sein, bei einer wissenschaftlichen Expedition wie die unsrige gebraucht zu werden, und er ließ mich aus der Bibliothek die Werke, die ich begehrte, nehmen, unter der heilig von mir erfüllten Bedingung, sie nach der Heimkehr der Petersburger Akademie zurückzustellen. In dieser Bibliothek waren auch unter anderen etliche von Julius Klaproth einst an der chinesischen Grenze zurückgelassene Bücher, die mit seinem chinesischen Siegel, dem Spruch von Confucius: „Die Gelehrten sind das Licht der Finsternis," gestempelt waren. Dieses selbe Siegel, das besaß ich: ein Geschenk von Julius Klaproth im Jahre 1804 oder 1805, wo ich in Berlin vertraulich mit ihm lebte und von ihm Chinesisch lernen wollte. Ich hatte dieses Siegel zufällig auf diese Reise mitgenommen; ich hatte es bei mir und hätte, es vorweisend, die Bücher als mein Eigentum ansprechen können.

Von einem Naturforscher und Sammler, von Redowsky, der in diesem Winkel der Erde ein unglückliches Ende nahm, rührten ein paar kleine Kisten her, die getrocknete Pflanzen und Löschpapier enthielten, und womit Herr Rudokoff mir ein Geschenk machte. Auch das Papier war mir sehr erwünscht. Wie karg benutzte ich damals jedes Schnitzel; unsere Transparentgemälde aus Chile verbrauchte ich zu Samenkapseln, und ich finde in einem aus St. Peter und Paul geschriebenen Briefe von mir dankbarlichst eines Bundes Fidibus erwähnt, das mir die Kinder eines Freundes in Kopenhagen geschenkt, als ich im Begriff war, zu Schiffe zu steigen.

Ich hatte mir in England eine gute Doppelflinte angeschafft. Der Kapitän selbst hatte uns damals die Weisung gegeben, uns mit Waffen zu versorgen. Ich hatte sie auf der Reise sehr wenig gebraucht, doch war ein Schloß nicht in gutem Stande, und sie war schmutzig, weil ich der Gerätschaften entblößt war, ein Gewehr instand- und rein zu halten. Es borgte sie in St. Peter und Paul jemand von mir, und ich war dessen unmaßen froh, erwartend, es würde ihr nun ihr Recht geschehen, und sie würde wie neu aussehen, wenn sie in meine Hände wiederkäme. Darin hatte ich mich nun geirrt; ich bekam sie ungeputzt zurück, und die Not war größer als zuvor. Der Gouverneur hatte meine Flinte gesehen und wünschte, sie zu besitzen; er beauftragte den Kapitän, mit mir über den Preis, den ich darauf setzen wolle, zu unterhandeln. Nachdem ich mich ver-

gewissert, daß Herr von Kotzebue, der sich Herrn Rudokoff gefällig zu erweisen trachtete, selber wünschte, den Handel zustande zu bringen, sagte ich zu ihm, daß, insofern die Flinte, wie er anzunehmen scheine, mir als Notwehrwaffe entbehrlich sei, ich sie gern Herrn Rudokoff überlassen wollte; ich wisse aber nicht, sie in Geld abzuschätzen, und sei auch kein Handelsmann. Er möge nur die Tiere und Vögel, die er damit bis zur Zeit unserer Rückkunft schießen würde, von seinen Leuten ausbalgen lassen und mir die Häute verwahren; das solle der Preis sein. Diese Wendung des Handels schien allen Teilen gleich erfreulich und würde auch den Berliner Museen trefflich zu statten gekommen sein, wenn wir nicht unterlassen hätten, nach Kamtschatka zurückzukehren.

Der Leutnant Wormskiold blieb in St. Peter und Paul. Er wollte sein am Bord des Rurik nach den Instrumenten der Expedition geführtes meteorologisches Journal nur unter Bedingungen mitteilen, auf die sich Herr von Kotzebue nicht einlassen mochte. Dieser, zu dessen Verfügung ich für den eingetroffenen Fall meine Barschaft gestellt hatte, gab mir, ohne von jener Gebrauch gemacht zu haben, mein Wort zurück. Auch der kranke Leutnant Sacharin mußte, obgleich ungern, hier von der Expedition scheiden. Wir drückten uns herzlich die Hände. Er hätte wirklich nicht unternehmen sollen, was auszuführen er körperlich nicht imstande war; denn der Dienst des Seeoffiziers hat Beschwerden, denen der Passagier fremd bleibt.

Unsern lustigen Gesellen, den Affen, schenkte der Kapitän dem Gouverneur. Man möchte meinen, wenn Affen, wie auf Schiffen geschieht, auf vertraulichem Fuße mit den Menschen leben, daß sie, geschickt, neu- und wißbegierig, wie sie sind, es weit in der Bildung bringen könnten, wenn sie nur hätten, was zu einem Gelehrten gehört, und was ihnen die Natur vorenthalten hat: Sitzfleisch. Sie haben keine Geduld. Das alles gilt vielleicht mehr noch von den ostindischen Affen, die wir später an Bord nahmen, als von diesem Brasilianer.

Der Kapitän erhielt zur Verstärkung der Mannschaft des Rurik sechs Matrosen von dem hiesigen Kommando und einen Aleuten von der russisch-amerikanischen Handelskompanie. Dieser war ein vielerfahrener, sehr verständiger Mann. — Diese sieben Mann sollte Herr von Kotzebue bei seiner Rückkehr in Kamtschatka im andern Jahre wieder abgeben. Er nahm außerdem eine Baidare an Bord, die er hier verfertigen lassen: ein offenes flaches Boot, das aus einem leicht gezimmerten, mit Robbenhäuten überzogenen hölzernen Gerippe besteht und beim Übernachten auf dem Lande als Zelt oder Schutzwehr gegen den Wind gebraucht wird.

Wir alle hatten uns mit Parken versehen, und mehrere hatten sich Bärenhäute zum Lager angeschafft. Die Parke ist das gewöhnliche Pelzkleid dieser Nordvölker, ein langes, aus Renntierfell verfertigtes Hemd ohne Schlitzen, mit daran hängender Haube oder Kapuze. Manche sind zwiefältig mit Rauchwerk nach innen und außen.

Wir verließen am 14. Juli 1816 den Hafen von St. Peter und Paul und konnten erst am 17. aus der Bucht von Awatscha auslaufen.

Nordfahrt von Kamtschatka aus in die Beringsstraße.

St. Laurenzinsel. Kotzebuessund. St. Laurenzbucht im Lande der Tschuktschi. Unalaschka.

„Zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt" sind Worte, die die „Entdeckungsreise von Otto von Kotzebue in die Südsee und nach der Beringsstraße" an der Stirne trägt. Nun aber segeln wir nach Norden der Beringsstraße zu, und es dünkt mich an der Zeit zu sein, euch, die ihr mir bis jetzt auf gut Glück gefolgt seid, ohne zu wissen, wohin die Reise ging, und was sie beabsichtigte, nachträglich über den Hauptzweck derselben und den Plan, nach welchem er verfolgt werden sollte, die Aufklärungen zu geben, die ich selber nur nach und nach erhalten hatte. Die Sommerkampagne 1816 sollte einer bloßen Rekognoszierung gewidmet sein. Ein Hafen, ein sicherer Ankerplatz für das Schiff, sollte in Norton-Sound oder noch besser im Norden der Straße aufgefunden werden, von wo aus mit Baidaren und Aleuten,*) diesen Amphibien dieser Meere, den eigentlichen Zweck der Expedition anzugreifen der zweiten Sommerkampagne vorbehalten bliebe. Früh sollten wir dann in Unalaschka eintreffen, wo unsere Ausrüstung für das nächste Jahr von den Beamten der russisch-amerikanischen Kompanie beschafft werden sollte: Baidaren, Mannschaft, Mundvorrat für dieselbe und Dolmetscher, welche die Sprache der nördlicheren Eskimos verstünden. Diese Dolmetscher würden von Kodiak bezogen werden müssen, wohin von

*) Dreisilbig: A-le-ut. So spreche ich das Wort mit den Russen aus. Meine Jungen, die in Klein-Quarta sitzen, wissen es freilich besser und verweisen es mir. — Daß es zweisilbig A-leut heißen muß, weiß jedes Kind.

Unalaschka aus einen Boten auf dreißiger Baidare die Küsten der Inseln und des festen Landes entlang zu senden, je später im Jahre, desto gefahrvoller und unzuverlässiger sei. Deshalb durften wir uns jetzt nicht verspäten. Die Zeit des nordischen Winters sollten wir dann in Sommerlanden verbringen, teils der Mannschaft die erforderliche Erholung gönnen, teils anderwärtigen geographischen Untersuchungen obliegen, dann im Frühjahr 1817, nach Unalaschka zurückkehrend, daselbst, was für unsere Nordfahrt vorbereitet worden, uns aneignen und, sobald das nordische Meer sich der Schiffahrt eröffnete, den Rurik in den vorbestimmten Hafen fahren, sichern und zurücklassen und mit Baidaren und Aleuten zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt so weit nach Norden und Osten zu Wasser oder zu Lande vordringen, als es uns ein gutes Glück gestattete. — Wenn die vorgerückte Jahreszeit oder die sonstigen Umstände unserer Unternehmung ein Ziel gesetzt, sollten wir die Rückfahrt über Kamtschatka antreten und auf der Heimkehr noch die fahrvolle Torresstraße untersuchen. Wahrlich, es war zweckmäßig, zu Entdeckungen im Eismeere die Söhne des Nordens und ihre Fahrzeuge zu gebrauchen. Nur mißlich war es, die ganze Hoffnung des Gedeihens auf den einzigen Wurf nur einer Kampagne zu setzen, die ein ungünstiges Jahr vereiteln konnte. Aber mit Beharrlichkeit möchte am füglichsten von Unalaschka aus durch Aleuten und wenige rüstige, abgehärtete Seemänner, welche nur die erforderlichen Ortsbestimmungen vorzunehmen befähigt wären, die letzten Fragen zu lösen sein, welche die Geographie dieser Meer- und Küstenstriche noch darbietet.

Die Sommerkampagne 1816, deren Ergebnis in der Karte vorliegt, die Herr von Kotzebue von dem nach ihm benannten Sunde mitteilt, hat, was von ihr erwartet werden konnte, auf das Befriedigendste geleistet. Der Kotzebuessund, ein tiefer Meerbusen, der im Norden der Straße unter dem Polarkreise in die amerikanische Küste eindringt, und dessen Hintergrund beiläufig einen Grad nördlicher und unter gleicher Länge liegt als der Hintergrund von Norton-Sound, bietet den Schiffen im Schutze der Chamissoinsel den sichersten Ankerplatz und den vortrefflichsten Hafen dar. Herr von Kotzebue hat im Jahre 1817 darauf verzichtet, Vorteil von seiner Entdeckung zu ziehen, um weiteren Entdeckungen in das Eismeer entgegenzugehen. Was der Romanzoffischen Expedition aufgegeben war, ist seither von den Engländern verfolgt worden, und Kapitän Beechey mit dem Blossom hat in den Jahren 1826 und 1827 von diesem selben Hafen aus einen Teil der amerikanischen Küste im Eismeer aufgenommen.

Ich kehre zu unserer Nordfahrt zurück. Ihr Zweck war die Geographie. Wir haben zwar mit den Eingebornen, den Bewohnern der St. Laurenzinsel, den Eskimos der amerikanischen Küste, den Tschuktschi der asiatischen, häufig verkehrt; doch haben wir mit und unter ihnen nicht gelebt. Die Karte und der Bericht von Herrn von Kotzebue, das Zeichenbuch des Malers, das er in seinem „Voyage pittoresque" offen hält, werden belehrender sein als mein dürftiges Tagebuch. Übrigens was ich über diese Völker mongolischer Rasse zu sagen gewußt, habe ich am Schlusse des Aufsatzes, den ich den Nordlanden in meinen Bemerkungen und Ansichten gewidmet habe, in wenige Worte zusammengedrängt.

Am 17. Juli 1816 liefen wir aus der Bucht von Awatscha aus und hatten am 20. Ansicht von der Beringsinsel, deren westliches Ende sich mit sanften Hügeln und ruhigen Linien zum Meere senkt. Sie erschien uns im schönen Grün der Alpentriften; nur stellenweise lag Schnee.

Von der Beringsinsel richteten wir mit günstigem Winde unsern Kurs nach der Westspitze der St. Laurenzinsel. Wir waren in den dichtesten Nebel gehüllt; er zerteilte sich am 26. auf einen Augenblick; ein Berggipfel ward sichtbar; der Vorhang zog sich wieder zu. Wir lavierten in der gefährlichen Nähe des nicht gesehenen Landes.

An diesem Tage war die Erscheinung einer Ratte auf dem Verdeck ein Besorgnis erregendes Ereignis. Ratten sind auf einem Schiffe gar verderbliche Gäste, und ihrer Vermehrung ist nicht zu steuern. Wir hatten bis jetzt keine Ratten auf dem Rurik gehabt; war diese in Kamtschatka an unsern Bord gekommen, konnten auch mehrere schon in den untern Schiffsraum eingedrungen sein. Eine Rattenjagd ward auf dem Verdeck als ein sehr ernstes Geschäft angestellt, und drei Stück wurden erlegt. Es ist von da an keine mehr verspürt worden.

Am 27. steuerten wir auf das Land zu, das uns im heitersten Sonnenschein erschien, so wie wir in seiner Nähe aus der Nebeldecke des Meeres heraustraten. Zwei Boote wurden zu einer Landung ausgerüstet. Indem wir nach den Ufern ruderten, begegneten wir einer Baidare mit zehn Eingebornen. Wir verkehrten mit ihnen, nicht ohne wechselseitig auf unserer Hut zu sein. Tabak! Tabak! war ihr lautes Begehren. Sie erhielten von uns das köstliche Kraut, folgten unsern Booten freundlich, fröhlich, vorsichtig und leisteten uns beim Landen in der Nähe ihrer Zelte hilfreiche Hand. Die hier am Strande aufgerichteten Zelte von Robben- oder Walroßhäuten schienen Sommerwohnungen zu sein und die festen Wohn-

sitze der Menschen hinter dem Vorgebirge im Westen zu liegen. Von da her kam auch eine zweite Baidare herbei. Unser verständiger Aleut, der eine längere Zeit auf der amerikanischen Halbinsel Alaska zugebracht, fand die hiesige Völkerschaft den Sitten und der Sprache nach mit der dortigen verwandt und diente zu einem halben Dolmetscher. Während der Kapitän, der in ein Zelt geladen worden, den Umarmungen und Bestreichungen, sowie der Bewirtung der freundlichen tranigen Leute, die er mit Tabak und Messern beschenkte, ausgesetzt blieb, bestieg ich allein und unbefährdet das felsige Hochufer und botanisierte. Selten hat mich eine Herbarisation freudiger und wunderlicher angeregt. Es war die heimische Flora, die Flora der Hochalpen unserer Schweiz zunächst der Schneegrenze, mit dem ganzen Reichtum, mit der ganzen Fülle und Pracht ihrer dem Boden angedrückten Zwergpflanzen, denen sich nur wenige eigentümliche harmonisch und verwandt zugesellten. Ich fand auf der Höhe der Insel unter dem zertrümmerten Gesteine, das den Boden ausmacht, einen Menschenschädel, den ich unter meinen Pflanzen sorgfältig verborgen mitnahm. Ich habe das Glück gehabt, die reiche Schädelsammlung des Berliner anatomischen Museums mit dreien nicht leicht zu beschaffenden Exemplaren zu beschenken: diesem von der St. Laurenzinsel, einem Aleuten aus einem alten Grabmal auf Unalaschka und einem Eskimo aus den Gräbern der Bucht der guten Hoffnung in Kotzebuessund. Von den dreien war nur der letztere schadhaft. Nur unter kriegerischen Völkern, die, wie die Nukahiwer, Menschenschädel ihren Siegestrophäen beizählen, können solche ein Gegenstand des Handels sein. Die meisten Menschen, wie auch unsere Nordländer, bestatten ihre Toten und halten die Gräber heilig. Der Reisende und Sammler kann nur durch einen seltenen glücklichen Zufall zu dem Besitze von Schädeln gelangen, die für die Geschichte der Menschenrassen von der höchsten Wichtigkeit sind.

Wir erreichten gegen zwei Uhr nachmittags das Schiff und verbrachten, in den tiefen Nebel wieder untergetaucht, noch den 28. und den Vormittag des 29. in der Nähe der Insel, um deren westliches Ende wir unsern Kurs nahmen. Am Abend des 28. hob sich die Nebeldecke, das Land ward sichtbar, und wir erhielten auf drei Baidaren einen zahlreichen Besuch der Eingebornen, in deren Führer der Kapitän seinen freundlichen Wirt vom vorigen Tage erkannte. Nach vorgegangener Umarmung und Reiben der Nasen aneinander wurden Geschenke und Gegengeschenke gewechselt, und ein lebhafter Tauschhandel begann. In kurzer Zeit waren wir alle und unsere Matrosen reichlich mit Kamlaiken versehen. Die Kamlaika ist das gegen Regen und Übergießen der Wellen schützende Oberkleid dieser

Nordländer, ein Hemde mit Haube oder Kapuze aus der feinen Darmhaut verschiedener Robben und Seetiere verfertigt, die Streifen ring- oder spiralförmig wasserdicht mit einem Faden von Flechsen von Seetieren aneinander genäht, die Nähte zuweilen mit Federn von Seevögeln oder anderem verziert. Die gröbste Kamlaika muß für die geübteste Nähterin die Arbeit von mehreren, von vielen Tagen sein, — sie wurden ohne Unterschied für wenige Blätter Tabak, so viel wie etwa ein Raucher in einem Vormittag aufrauchen konnte, freudig hingegeben.

Die sonderbare Sitte des Tabakrauchens, deren Ursprung zweifelhaft bleibt, ist aus Amerika zu uns herübergekommen, wo sie erst seit beiläufig anderthalb Jahrhunderten Anerkennung zu finden beginnt. Von uns verbreitet, ist sie unversehens zu der allgemeinsten Sitte der Menschen geworden. Gegen zwei, die von Brot sich ernähren, könnte man fünf zählen, welche diesem magischen Rauche Trost und Lust des Lebens verdanken. Alle Völker der Welt haben sich gleich begierig erwiesen, diesen Brauch sich anzueignen: die zierlichen, reinlichen Lotophagen der Südsee und die schmutzigen Ichthyophagen des Eismeeres. Wer den ihm einwohnenden Zauber nicht ahnet, möge den Eskimo seinen kleinen steinernen Pfeifenkopf mit dem kostbaren Kraut anfüllen sehen, das er sparsam halb mit Holzspänen vermischt hat, möge sehen, wie er ihn behutsam anzündet, begierig dann mit zugemachten Augen nach langem, tiefem Zuge den Rauch in die Lungen einatmet und wieder gegen den Himmel ausbläst, während aller Augen auf ihm haften, und der Nächste schon die Hand ausstreckt, das Instrument zu empfangen, um auch einen Freudenzug auf gleiche Weise daraus zu schöpfen. Der Tabak ist bei uns hauptsächlich und in manchen Ländern Europas ausschließlich Genuß des gemeinen Volkes. — Ich habe immer nur mit Wehmut sehen können, daß gerade der kleine Anteil von Glückseligkeit, welchen die dürftigere Klasse vor den begünstigteren voraus nimmt, mit der drückendsten Steuer belastet werde, und empörend ist es mir vorgekommen, daß, wie zum Beispiel in Frankreich, für das schwer erpreßte Geld die schlechteste Ware geliefert werde, die nur gedacht werden kann.

Wir hatten am 29. Ansicht vom Nordkap der Insel, einer steilen Felsklippe, an welche sich eine Niederung anschließt, worauf Jurten der Eingebornen gleich Maulwurfshaufen erschienen, von den Hängeböden umstellt, auf denen, was aus dem Bereich der Hunde gehalten werden soll, verwahrt wird. Es stießen sogleich drei Baidaren vom Lande ab, jegliche mit beiläufig zehn Insulanern bemannt, die, bevor sie an das Schiff heranruderten, religiöse Bräuche vollbrachten. Sie

sangen eine Zeitlang eine langsame Melodie; dann opferte einer aus ihrer Mitte einen schwarzen Hund, den er emporhielt, mit einem Messerstich schlachtete und in das Meer warf. Sie näherten sich erst nach dieser feierlichen Handlung, und etliche stiegen auf das Verdeck.

Am 30. erhellte sich das Wetter; wir sahen am Morgen die Kingsinsel, bald darauf das Kap Wales, die Gwozdeffsinseln (welche vier vereinzelt stehende Felsensäulen in der Mitte der Straße sind) und selbst die asiatische Küste. Cook hatte nur drei der vorerwähnten Felsen gesehen: der vierte, die Ratmanoffinsel von Kotzebue, ist eine neue Entdeckung von diesem. Wir fuhren durch die Straße auf der amerikanischen Seite in einer Entfernung von beiläufig drei Meilen vom Ufer, nachmittag gegen die zweite Stunde.

Ich habe hier eine Frage zu beantworten, die in den Gedanken der Wissenschaft den unaufhaltsamen Fortschritt der Zeit und der Geschichte bezeichnet. — Ihr Starren, die ihr die Bewegung leugnet und unterschlagen wollt, seht, ihr selber, ihr schreitet vor! Eröffnet ihr nicht das Herz Europas nach allen Richtungen der Dampfschifffahrt, den Eisenbahnen, den telegraphischen Linien und verleihet dem sonst kriechenden Gedanken Flügel? Das ist der Geist der Zeit, der, mächtiger als ihr selbst, euch ergreift. — Gauß aus Göttingen zuerst fragte mich im Herbst 1828 zu Berlin, und die Frage ist seither wiederholt an mich gerichtet worden, ob es möglich sein werde oder nicht, die geodätischen Arbeiten und die Triangulierung von der asiatischen nach der amerikanischen Küste über die Straße hinaus fortzusetzen. Diese Frage muß ich einfach bejahend beantworten. Beide Pfeiler des Wassertores sind hohe Berge, die in Sicht voneinander liegen, steil vom Meer ansteigend auf der asiatischen Seite, und auf der amerikanischen den Fuß von einer angeschwemmten Niederung umsäumt. Auf der asiatischen Seite hat das Meer die größere Tiefe und der Strom, der von Süden in die Straße mit einer Schnelligkeit von zwei bis drei Knoten hineinsetzt, die größere Gewalt. Wir sahen nur auf der asiatischen Seite häufige Walfische und unzählbare Herden von Walrossen. Die Berghäupter mögen wohl die Nebeldecke überragen, die im Sommer über dem Meere zu ruhen pflegt; aber es wird auch Tage geben, wie der 30. Juli 1816 einer war.

Als die Niederung der amerikanischen Küste sich über unsern Gesichtskreis zu erheben begann, schien ein Zauberer sie mit seinem Stabe berührt zu haben. Stark bewohnt, ist sie von Jurten übersäet, die von Gerüsten und Hängeböden umringt sind, deren Pfeiler, Walfischknochen oder angeschlemmte Baumstämme, die Böden, die sie

tragen, überragen. Diese Gerüste nun erschienen zuerst am Horizonte im Spiele der Kimmung (Mirage) durch ihr Spiegelbild verlängert und verändert. Wir hatten die Ansicht von einer unzählbaren Flotte, von einem Walde von Masten.

Wir verfolgten jenseit der Straße die Küste nach O. N. O. in möglichster Nähe des Landes in 5 bis 7 Faden Tiefe. Das Land war bis auf wenige Punkte auf den Höhen des Innern frei von Schnee und begrünt. Wir ließen am Morgen des 31. die Anker vor einem Punkte fallen, wo das niedere Ufer sich außer Sicht verlor, als sei da die Mündung eines Flusses oder der Eingang eines Meerarms. Wir landeten unserm Ankerplatz gegenüber und befanden uns auf einer schmalen flachen Insel, die, wie die Barre eines Flusses, einen breiten, durch die Niederung sich ergießenden Wasserstrom halb absperrte: die Sarytscheffsinsel und die Schischmareffbucht von Kotzebues Karte. Die Tiefe in der Mitte der breiteren N. W. Einfahrt betrug 8 Faden, und der Strom setzte bei steigender Flut landeinwärts.

Auf der Insel Sarytscheff umringten uns alle Täuschungen der Kimmung. Ich sah eine Wasserfläche vor mir, in der sich ein niedriger Hügel spiegelte, welcher sich längs des jenseitigen Ufers hinzog. Ich ging auf dieses Wasser zu; es verschwand vor mir, und ich erreichte trocknen Fußes den Hügel. Wie ich ungefähr den halben Weg dahin zurückgelegt, war ich für Eschscholtz, der da zurückgeblieben war, von wo ich ausgegangen, bis auf den Kopf in die spiegelnde Luftschicht untergetaucht, und er hätte mich, so verkürzt, eher für einen Hund als für einen Menschen angesehen. Weiter vorschreitend dem Hügel zu, tauchte ich mehr und mehr aus derselben Schichte hervor, und ich erschien ihm, verlängert durch mein Spiegelbild, länger und länger, riesig, schmächtig.

Das Phänomen des Mirage zeigt sich übrigens auch auf den weiten Ebenen unserer Torfmoore, zum Beispiel bei Linum, wo ich es selbst beobachtet habe. Man sieht es in vertikaler Richtung und kann die Bedingungen, unter welchen es entsteht, an weiten, sonnenbeschienenen Mauerflächen (zum Beispiel an den Ringmauern Berlins außerhalb der Stadt nach Süden und Westen) am bequemsten studieren, wenn man allmählich das Auge bis dicht an die Mauer nähert. — Wenn sich das Land über den Horizont erhebt, wie sich der Seemann auszudrücken pflegt, ist die Linie, die für den Horizont gehalten wird, der näher dem Auge liegende Rand einer von der untern Schicht der Luft gebildeten Spiegelfläche, eine Linie, die wirklich tiefer als der sichtbare Horizont liegt. Ich glaube, daß diese Täuschung in manchen Fällen auf astronomische Beobachtungen Einfluß haben und in dieselben einen Irrtum von fünf und vielleicht mehreren

Minuten bringen kann. — So müßte man dann den Mirage nebst der Deviation der Deklination der am Bord beobachteten Magnetnadel zu den Ursachen rechnen, die in den Polargegenden der Genauigkeit der astronomischen Beobachtungen und Küstenaufnahmen entgegenstehen. Die Deviation (vergleiche Flinders, Roß, Scoresby usw.) war schon zur Zeit unserer Reise zur Sprache gekommen. Ich glaube nicht, daß Herr von Kotzebue in dieser Hinsicht den Mirage oder die Deviation beachtet hat.

Wir waren bei Jurten gelandet, welche die Menschen verlassen hatten. Nur etliche Hunde waren zurückgeblieben. Wir benutzten die Gelegenheit, die festen Winterwohnsitze dieser Menschen kennen zu lernen. Herr von Kotzebue hat I. S. 152 eine dieser Jurten beschrieben. Plan und Aufriß würden belehrender gewesen sein.

Eine Kammer von zehn Fuß ins Gevierte, die Wände sechs Fuß hoch, die Decke gewölbt, im Scheitelpunkt ein mit einer Blase verschlossenes viereckiges Fenster. Das Gebäude von Balken aufgeführt, die nach dem Innern abgeflacht. Der Tür gegenüber eine anderthalb Fuß erhöhte Pritsche als Schlafstelle, das Dritteil des Raumes einnehmend. Längs der Wände verschiedene leiterähnliche Hängeböden zur Aufstellung von Gerätschaften. Die Tür eine runde Öffnung von anderthalb Fuß Durchmesser in der Mitte der einen Wand. Maulwurfsgängen ähnliche, mit Holz belegte Stollen, die nur in einigen Teilen zum Aufrechtstehen erhöht sind, ziehen sich zwischen der innern Kammertür und dem äußeren Eingange, der, drei Fuß hoch und viereckig, sich zwischen zwei Erdwällen nach S. O. eröffnet. Aus dem Hauptgange führt ein Nebenzweig zu einer Grube, worin der Wintervorrat, fußgroße Speckstücke, verwahrt wird; dabei Siebe mit langem Stiele, um den Speck herauszuholen. Hauptgebäude und Zugänge von außen mit Erde überdeckt.

Während unsers Aufenthaltes auf der Insel fuhr eine Baidare der Eingebornen unter Segel aus dem Meere zu dem S. W. Eingange in die Bucht und kam uns landeinwärts im Osten aus dem Gesichte. Zwei Männer, jeder auf einsitziger Baidare, kamen vom festen Lande, uns zu beobachten, waren aber nicht heranzulocken.

Die einsitzige Baidare ist diesen Völkern, was dem Kosaken sein Pferd ist. Dieses Werkzeug ist eine schmale, lange, nach vorn lang zugespitzte Schwimmblase von Robbenhäuten, die auf ein leichtes hölzernes Gerüpp gespannt sind. In der Mitte ist eine runde Öffnung; der Mann sitzt mit ausgestreckten Füßen darin und ragt mit dem Körper daraus hervor. Er ist mit dem Schwimmwerkzeuge durch einen Schlauch von Kamlaikastoff verbunden, der von gleicher Weite als die Öffnung, dieselbe umsäumt, und den er um den eigenen Leib

unter den Armen festschnürt. Sein leichtes Ruder in der Hand, seine Waffen vor sich, das Gleichgewicht wie ein Reiter haltend, fliegt er pfeilschnell über die bewegliche Fläche dahin. — Dieses bei verschiedenen Völkerschaften nur wenig verschieden gestaltete Werkzeug ist aus Reisebeschreibungen und Abbildungen genug bekannt, und es haben sich uns in den Hauptstädten Europas Eskimos damit gezeigt. — Die große Baidare hingegen, das Frauenboot, ist dem schweren Fuhrwerk zu vergleichen, das dem Zuge der Nomaden folgt.

Als wir gegen Abend wieder an das Schiff fuhren, ruderten uns drei Baidaren der Eingebornen nach, jede mit zehn Mann bemannt. Sie banden mit dem einen Boote an, welches zurückgeblieben war, und worauf der Kapitän, der Leutnant Schischmareff und nur vier Matrosen sich befanden. Die Eskimos, welche das Feuergewehr nicht zu kennen schienen, nahmen eine drohende Stellung an, enthielten sich jedoch der Feindseligkeiten und folgten dem Boote bis an das Schiff, auf welches zu kommen sie sich nicht bereden ließen.

Wir folgten der immer niedern Küste in unveränderter Richtung, bis wir am 1. August gegen Mittag uns am Eingang eines weiten Meerbusens befanden. Das Land, dem wir folgten, verlor sich im Osten, und ein hohes Vorgebirge zeigte sich fern im Norden. Der Wind verließ uns; wir warfen die Anker; der Strom setzte stark in die Öffnung hinein. Die Ansicht der Dinge war vielversprechend. Wir konnten am Eingange eines Kanales sein, der das Land im Norden als eine Insel von dem Kontinente trennte und die fragliche Durchfahrt darböte. Um wenigstens einen Hügel zu besteigen und das Land von einem höheren Standpunkte zu erkunden, ließ Herr von Kotzebue ans Land fahren. Hier auf dem Kap Espenberg seiner Karte besuchten uns die Eingebornen in großer Anzahl. Sie zeigten sich, wie es wackern Männern geziemt, zum Kriege gerüstet, aber zum Frieden bereit. Ich glaube, daß es hier war, wo, bevor wir ihrer ansichtig geworden, ich, allein und ohne Waffen auf meine eigene Hand botanisierend, unversehens auf einen Trupp von beiläufig zwanzig Mann stieß. Da sie keinen Grund hatten, gegen mich, den einzelnen, auf ihrer Hut zu sein, nahten wir uns gleich als Freunde. Ich hatte als hier gültige Münze dreikantige Nadeln mit, wie man sie in Kopenhagen, dem Bedürfnisse dieses selben Menschenstammes angemessen, für den Handel mit Grönland vorfindet. — Das Öhr ist eine unnütze Zugabe; zum Gebrauche wird es abgebrochen und der Faden von Tierflechse an den Stahl angeklebt. — Ich zog meine Nadelbüchse heraus und beschenkte die Fremden, die sich in einen Halbkreis stellten, vom rechten Flügel anfangend, der Reihe nach jeden mit zwei Nadeln. Eine

wertvolle Gabe. Ich bemerkte stillschweigend, daß einer der ersten, nachdem er das ihm Zugedachte empfangen, weiter unten in das Glied trat, wo ihm die andern Platz machten. Wie ich an ihn zum zweitenmal kam, und er mir zum zweitenmal die Hand entgegenstreckte, gab ich ihm darein anstatt der erwarteten Nadeln unerwartet und aus aller Kraft einen recht schallenden Klaps. Ich hatte mich nicht verrechnet; alles lachte mit mir auf das lärmendste, und wann man zusammen gelacht hat, kann man getrost Hand in Hand gehen.

Mehrere Baidaren folgten uns an das Schiff, und da ward gehandelt und gescherzt. Den Handel scheinen sie wohl zu verstehen. Sie erhielten von uns Tabak und minder geschätzte Kleinigkeiten, Messer, Spiegel usw.; aber lange Messer, welche sie für ihre kostbaren Pelzwerke haben wollten, hatten wir ihnen nicht anzubieten. Wir erhandelten von ihnen elfenbeinerne Arbeiten, Tier- und Menschengestalten, verschiedene Werkzeuge, Zierraten usw.

Der Wind erhob sich gegen Abend aus Süden, und wir segelten nach Osten in die Straße hinein. Am Morgen des 2. hatten wir noch im Norden hohes Land, im Süden eine niedrige Küste und vor uns im Osten ein offenes Meer. Erst am Abend stiegen einzelne Landpunkte am Horizont herauf und vereinigten sich und zogen eine Kette zwischen beiden Küsten. Nur eine Stelle schien der Hoffnung noch Raum zu geben. Das Wetter ward uns ungünstig; wir fuhren erst am 3. August durch einen Kanal zwischen einem schmalen Vorgebirge des Landes im Norden und einer Insel und warfen an gesicherter Stelle die Anker. Die Ufer um uns waren Urgebirge, die Aussicht nur im Norden noch frei. Diese Stelle zu untersuchen, ward am 4. eine Exkursion mit Barkasse und Baidare unternommen, und bald schloß sich um uns eine Bucht, die nach Norden und Osten in angeschlämmtes Land eindringt; die Ufer abstürzig von beiläufig 80 Fuß Höhe, die Rücken sanft wellenfaltig zu einer unabsehbaren, nackten, torfbenarbten Ebene sich dehnend. Wir biwakierten die Nacht unter der Baidare und kehrten am 5. bei ungünstigem Wetter zu dem Schiffe zurück. Die Hoffnung blieb noch, die Mündung eines Flusses zu entdecken. Am 7. ward eine zweite Exkursion nach der Bucht im Norden unternommen; am 8. schlug uns ein Sturm nach unserm Biwak wieder zurück. An diesem Tage entdeckte Eschscholtz, der, während wir anderen weiter zu dringen versuchten, westwärts längs des Ufers dem Urgebirge und dem Ankerplatze zu zurückging, die sogenannten Eisberge, denen die mit dem Norden und den Reisen im Norden nicht Vertrauten fast zu viel Aufmerksamkeit geschenkt zu haben scheinen. Ich habe Beechey über dieses Eisufer sorgfältig gelesen und geprüft und kann doch nichts anders, als

einfach bei der Ansicht beharren, die ich in meinen Bemerkungen und Ansichten ausgesprochen habe. Entweder war in den Jahren von 1816 bis 1826 die Zerstörung des Eisklintes schnell fortgeschritten und hatte die Grenze von der Eisformation und dem Sande erreicht, oder ihre Wirkung hatte die Verhältnisse, die uns noch deutlich waren, bemäntelt. Die ruhige Lagerung in wagerechten Schichten, die an der Eiswand deutlich zu erkennen war, läßt meines Erachtens die Vorstellung von Beechey nicht aufkommen. — Die Zeugnisse scheinen mir darüber übereinstimmend,*) daß in Asien und Amerika unter hohen Breiten das angeschlämmte Land nirgends im Sommer auftaut, daß, wo es untersucht worden, dasselbe bis zu einer großen Tiefe fest gefroren befunden worden ist, und daß stellenweise das Eis, oft Überreste urweltlicher Tiere führend, als Gebirgsart und als ein Glied der angeschlämmten Formation vorkommt, mit vegetabilischer Erde überdeckt und gleich anderem Grunde begrünt. (Ausfluß der Lena und des Mackenzieriver, Kotzebuessund.) Wo aber die Erde den kalten Kern zu Tage zeigt, da mögen andere Temperaturverhältnisse stattfinden, und unter gleichen Breiten mit der Eisformation Quellen anzutreffen sein.

Ich zweifle nicht, daß die Mammutzähne, die wir hier sammelten, aus dem Eise herrühren; die Wahrheit ist aber, daß die, welche uns in die Hände fielen, bereits von den Eingeborenen, auf deren Landungs- und Biwakplatze wir selber biwakierten, aufgelesen, geprüft, und verworfen waren. Ist es aber das Eis, welches die Überbleibsel urzeitlicher Tiere führt, so möchte es älteren Ursprungs sein als der Sand, in dem ich nur Renntiergeweihe und häufiges Treibholz angetroffen habe, dem völlig gleich, das noch jetzt an den Strand ausgeworfen wird. Daß dieses Eisufer sich zwischen dem Urgebirge und dem Sande erstreckt, ist auch nicht zu übersehen.

Ich hatte mehrere Bruchstücke fossilen Elfenbeines gesammelt und sorgfältig beiseite gelegt; — damit wurde in der Nacht das Biwakfeuer unterhalten. Ich mußte froh sein, nachträglich noch den Hauer, den Molarzahn und das Bruchstück zu finden, die ich dem Berliner mineralogischen Museum verehrt habe. Schildwacht habe ich dabei stehen und selber die Last bis in das Boot tragen müssen. Jede Hilfe und selbst ein schützendes Wort wurde mir verweigert. Der Hauzahn, der mir einerseits zu dick und anderseits zu wenig gekrümmt schien, um dem Mammut anzugehören, ist doch von Cuvier in seinem großen Werke auf meine Zeichnung und Beschreibung hin dieser Art zugeschrieben worden.

*) Ich bitte hier zu vergleichen, was ich in der „Linnaea", 1829 T. IV. p. 58 und folg., gesagt habe, und die p. 61 angeführten Autoritäten.

Die Bucht, worin wir waren, erhielt den Namen Eschscholtz, die Insel, in deren Schutz der Rurik vor Anker lag, den meinen. (Sie ist in meinen Bemerkungen und Ansichten ungenannt.) Sowohl auf der sandigen Landzunge, auf welcher wir biwakierten, als auf der urfelsigen Insel war die Variation der Magnetnadel durchaus unregelmäßig. —

Auf Exkursionen wie diese hatte meine Sekundenuhr von Schunigk zu Berlin die Ehre, Chronometerdienst zu tun; selbst ihrer nicht bedürftig, hatte ich sie dem Kapitän zum Gebrauch ganz überlassen. Nach zweitägigem Biwak, wobei uns das englische Patentfleisch (frisches Fleisch und Brühe in Blechkasten eingefüllt, die ohne leeren Raum zugelötet sind) sehr guten Dienst geleistet hatte, kehrten wir am dritten Tage, am 9. August morgens, zu dem Schiffe zurück. Während unserer Abwesenheit hatten uns die Eingeborenen auf zwei Baidaren einen Besuch zugedacht, der aber nach dem Befehl des Kapitäns nicht angenommen worden war. Der Hintergrund von Kotzebuessund ist unbewohnt, und man findet an dessen Ufern nur Landungs- und Biwakplätze der Eingeborenen. Ein solcher findet sich zum Beispiel an der Chamissoinsel und ein anderer bei den Eisbergen der Eschscholtzbucht; diesen besuchen sie vielleicht hauptsächlich nur, um Elfenbein zu sammeln.

Es regnete am 10. August; nachmittags klärte sich das Wetter auf, und wir gingen unter Segel. Es blieb uns ein Teil der südlichen Küste zu untersuchen. Wir warfen die Anker, als es dunkelte, und wurden von Eingebornen besucht. Wir nahten uns am 11. einem hohen Vorgebirge (das Kap Betrug der Karte), von welchem aus etliche Baidaren an uns ruderten. Zwischen diesem Vorgebirge und dem nördlich von ihm liegenden Kap Espenberg fand sich die niedrige Küste von einer weiten Bucht ausgerandet. Die Tiefe des Wassers nahm ab; wir warfen die Anker und trafen sogleich Anstalten, ans Land zu fahren. Dort ließ sich die Mündung eines Flusses erwarten. — Es war schon spät am Nachmittag; ein dichter Nebel überfiel uns und zwang uns, an das Schiff zurückzukehren. Wir bewerkstelligten am 12. früh die beabsichtigte Landung, aber die stark abnehmende Tiefe des Wassers erlaubte uns nur, auf einem sehr entfernten Punkte, beiläufig sechs Meilen vom Schiffe, anzufahren. Ein Kanal, der sich durch die Niederung schlängelt, ins Meer mündet, und in welchen der Strom landeinwärts hineinzusetzen scheint, beschäftigte den Kapitän. Ich fand ihn, wie ich von einer botanischen Exkursion zurückkehrte, mit einem Eingebornen, von dem er einige Auskunft über die Richtung und Beschaffenheit jenes Stromes zu erhalten sich bemühte. Dieser Mann, der mit seiner

Familie allein sein Zelt hier aufgeschlagen hatte, war mit seinem Knaben kampffertig, den Pfeil auf dem Bogen, dem Kapitän entgegengetreten, als sich dieser mit vier Mann Begleitung gezeigt. Er hatte sich entschlossen, mutig und klug benommen, wie einem tapfern Mann gegen Fremde geziemt, die ihm an Kraft überlegen sind, und deren Gesinnung er verdächtigen muß. Der Kapitän, indem er seine Begleiter entfernte und allein ohne Waffen auf ihn zuging, hatte den Mann beschwichtigt, und Geschenke hatten den Frieden besiegelt. Der Eskimo hatte ihn gastlich unter seinem Zelte aufgenommen, wo er sein Weib und zwei Kinder hatte; doch schien ihm nicht heimlich bei den zudringlichen Fremden zu werden. Ich maßte mir auch hier mein altes Dolmetscheramt an; ich stellte mich pantomimisch, als ruderte ich den Strom landeinwärts und fragte den Freund mit Blick und Hand: wohin? und wann? Er faßte sogleich die Frage und beantwortete sie sehr verständig: — während neun Sonnen rudern, während neun Nächte schlafen, Land zur Rechten, Land zur Linken; — dann freier Horizont, freies Meer, kein Land in Sicht. — Ein Blick auf die Karte berechtigt zu der Vermutung, daß dieser Kanal, mit dem sich der Strom der Schischmareffbucht vereinigen mag, nach dem Norton-Sound führen kann.

Sobald es unserm Freunde gelang, von uns abzukommen, brach er sein Zelt ab und zog mit seiner Familie an das entgegengesetzte Ufer. Wir aber richteten uns für die Nacht ein, am Fuß eines Hügels zu biwakieren, der mit Grabmälern der Eingebornen gekrönt war. Die Toten liegen über der Erde, mit Treibholz überdeckt und vor den Raubtieren geschützt; etliche Pfosten ragen umher, an denen Ruder und andere Zeichen hangen. Unsere habsüchtige Neugierde hat diese Grabmäler durchwühlt; die Schädel sind daraus entwendet worden. Was der Naturforscher sammelte, wollte der Maler, wollte jeder auch für sich sammeln. Alle Gerätschaften, welche die Hinterbliebenen ihren Toten mitgegeben, sind gesucht und aufgelesen worden; endlich sind unsere Matrosen, um das Feuer unseres Biwak zu unterhalten, dahin nach Holz gegangen und haben die Monumente zerstört. — Es wurde zu spät bemerkt, was besser unterblieben wäre. Ich klage uns darob nicht an; wahrlich, wir waren alle des menschenfreundlichsten Sinnes, und ich glaube nicht, daß Europäer sich gegen fremde Völker, gegen „Wilde" (Herr von Kotzebue nennt auch die Eskimos „Wilde") musterhafter betragen können, als wir allerorten getan; namentlich unsere Matrosen verdienen in vollem Maße das Lob, das ihnen der Kapitän auch gibt. — Aber hätte dieses Volk um die geschändeten Gräber seiner

Toten zu den Waffen gegriffen, wer mochte da die Schuld des vergossenen Blutes tragen?

Die Ankunft einer zahlreichen Schar Amerikaner, die von der Gegend des Kap Betruges auf acht Baidaren anlangten und ihr Biwak uns gegenüber aufschlugen, beunruhigte uns während der Nacht. Ihre Übermacht gebot Vorsicht; wir hatten Wachen ausgestellt und die Gewehre geladen. Wir nahmen gegen sie die Stellung an, in der sich kurz zuvor einer von ihnen gegen uns gezeigt hatte. Einem lästigen Besuch auszuweichen, ließ der Kapitän noch bei Nacht das Biwak abbrechen und zu den Rudern greifen. Aber es war die Zeit der Ebbe, und das Meer brandete über Untiefen, die wir bei hoher Flut nicht bemerkt hatten. Der Kapitän scheint unsere Lage für sehr mißlich gehalten zu haben. „Ich sah keinen Ausweg, dem Tode zu entrinnen", das sind seine Worte. Ich war freilich auf der Baidare, die nur geringerer Gefahr ausgesetzt gewesen sein mag. Indes setzte der anbrechende Tag unserer Verlegenheit ein Ziel, und wir erreichten, nicht ohne große Anstrengung von seiten der Matrosen, wohlbehalten das Schiff.

Wir lichteten am 13. August die Anker, nachdem wir noch den Besuch von zwei Baidaren der Eingebornen empfangen. Wir näherten uns dem hohen Vorgebirge, das auf der Nordseite den Eingang des Sundes begrenzt. Eine wohlbewohnte Niederung liegt vor dem Hochlande und vereinigt die Bergmassen, die von der See her als Insel erscheinen mögen.

Der Hauptzweck unserer Sommerkampagne war befriedigend erreicht, und wir setzten hier unsern Entdeckungen ein Ziel. In die Nebel wieder eintauchend, durchkreuzten wir das nördlich der Straße belegene Meerbecken zu der asiatischen Küste hinüber, längs welcher wir hinausfahren wollten, um dann in die St. Laurenzbucht im Lande der Tschuktschi einzulaufen. Wir hätten vielleicht die Zeit, die wir in der St. Laurenzbucht verbracht, auf eine Rekognoszierung nach Norden anwenden können und sollen, welche Rekognoszierung bei günstigen Umständen erfolgreich ausfallen konnte, als bei ungünstigern die beabsichtigte zweite Kampagne.

Der Südwind blies fortwährend und verzögerte unsere Fahrt; die Tiefe des Wassers nahm zu, die Temperatur nahm ab, und auch das Meer ward in der Nähe der winterlichen asiatischen Küste kälter gefunden. Wir lavierten in der Nacht vom 18. zum 19. gegen Wind und Strom, um zwischen dem Ostkap und der Insel Ratmanoff durch die Straße zu kommen; und am Morgen, als wir die Höhe der St. Laurenzbucht erreicht zu haben meinten, waren wir noch am Ostkap und nicht vorgeschritten. (30 Faden ist die größe Wasser-

tiefe, die auf der Karte verzeichnet ist.) Da ein Lichtblick durch die Nebel uns das Vorgebirge erblicken ließ, steuerten wir dahin, warfen gegen Mittag die Anker in dessen Nähe und fuhren sogleich in zweien Booten an das Land. Die Tschuktschi empfingen uns am Strande wie einen Staatsbesuch, freundschaftlich, aber mit einer Feierlichkeit, die uns alle Freiheit raubte. Sie ließen uns auf ausgebreitete Felle sitzen, aber luden uns in ihre Wohnungen nicht ein, die weiter zurück auf dem Hügel waren. Nach empfangenen Geschenken folgten uns ihrer etliche, und darunter die zwei Vornehmern, an das Schiff. Diese, bevor sie an Bord stiegen, schenkten dem Kapitän jeder einen Fuchspelz und kamen dann furchtlos mit ihrem Gefolge herauf. Herr von Kotzebue, der sie in seine Kajüte zog, wo ein großer Spiegel sich befand, bemerkt bei dieser Gelegenheit, „daß die nordischen Völker den Spiegel fürchten, die südlichen hingegen sich mit Wohlgefallen darin betrachten".

Wir benutzten einen Hauch des N. O., der sich am Nachmittag spüren ließ, um sogleich unter Segel zu gehen. Walrosse, die wir am vorigen Tage einzeln gesehen, bedeckten, wie wir das Ostkap umfuhren, in unzählbaren Herden das Meer und erfüllten die Luft mit ihrem Gebrüll; zahlreiche Walfische spielten umher und spritzten hohe Wasserstrahlen in die Höhe. Wir steuerten bei Regen und Nebel nach der St. Laurenzbucht. Am 20. mittags, als wir eben vor dem Eingange derselben waren, klärte das Wetter sich auf, und wir ließen um 3 Uhr die Anker hinter der kleinen sandigen Insel fallen, die den Hafen bildet.

Vom nächsten Ufer, auf welchem die Zelte der Tschuktschi den Rücken eines Hügels einnahmen, stießen zwei Baidaren ab, in deren jeder zehn Mann saßen. Sie näherten sich uns mit Gesang, hielten sich aber in einigem Abstande vom Schiffe, bis sie herbeigerufen wurden und dann ohne Furcht das Verdeck bestiegen. Wir trafen Anstalt, selber ans Land zu fahren, und unsere Gäste, mit unserer Freigebigkeit zufrieden, folgten uns. Sie ruderten auf ihren leichten Fahrzeugen viel schneller als unsere Boote und belustigten sich, unsere Matrosen vergeblich mit ihnen wetteifern zu sehen.

Moorgrund und Schneefelder in der Tiefe; wenige seltene Pflanzen, die den alpinischen Charakter im höchsten Maße tragen. Die Hügel und Abhänge, zertrümmertes Gestein, worüber Felsenwände und -Zinnen sich nackt und kahl erheben, schneebedeckt, wo nur der Schnee liegen kann. — Starres Winterland.

Es waren zwölf der Zelte von Tierhäuten, groß und geräumig, wie wir noch keine gesehen. Ein alter Mann hatte Autorität über die Völkerschaft. Er empfing aufs ehrenvollste den Gast, dessen Er-

scheinung ihm jedoch bedrohlich scheinen mochte. Die Tschuktschi sind in ihren Bergen ein unabhängiges Volk und nicht geknechtet. Sie anerkennen die Oberherrschaft Rußlands nur insofern, daß sie den Tribut auf den Marktplätzen bezahlen, wo sie zu wechselseitigem Vorteil mit den Russen handeln. Einer der aus Kamtschatka mitgenommenen Matrosen, der etwas Kariakisch sprach, machte sich hier notdürftig verständlich. Der Kapitän teilte Geschenke aus und weigerte sich, welche anzunehmen, was diesen Leuten seltsam bedünkte. Er wollte nur frisch Wasser und — etliche Renntiere. Renntiere wurden versprochen, aber sie aus dem Innern zu holen, würde eine paar Tage Zeit kosten. Man schied zufrieden auseinander.

Ich kann einen Zug nicht unterschlagen, der mir zu dem Bilde dieser Nordländer bezeichnend zu gehören scheint, und aus dem namentlich der Gegensatz hervorgeht, in welchem sie zu den anmutsvollen Polynesiern stehen. Einer der Wortführer bei der vorerwähnten wichtigen Konferenz, während er vor dem Kapitän stehend mit ihm sprach, spreizte, unbeschadet der Ehrfurcht, die Beine auseinander und schlug unter seiner Parka sein Wasser ab.

Alle Anstalten waren getroffen, um am andern Tage eine Fahrt in Booten nach dem Hintergrunde der Bucht zu unternehmen. Das Wetter war am 21. ungünstig und die Partie ward ausgesetzt. Die Tschuktschi aus Nuniago in der Metschigmenskischen Bucht (wo einst Cook geladet) kamen auf sechs Baidaren, uns zu besuchen. Sie ruderten singend um das Schiff, an dessen Bord sie dann zutraulich stiegen. Sie stifteten Freundschaft mit den Matrosen, und ein Glas Branntwein erhöhte ihre Fröhlichkeit. Sie bezogen ein Biwak am Strande, wo wir sie am Nachmittag besuchten und ihren Tänzen zusahen, die für uns wenig Reiz hatten.

Wir vollführten am 22. und 23. August mit Barkasse und Baidare die beabsichtigte Exkursion, deren Ergebnis in die Karte von Herrn von Kotzebue niedergelegt ist. Das Innere der Bucht ist unbewohnt. Am Ufer, wo wir am ersten Tage Mittagsrast hielten, erhielten wir etliche Wasservögel und zwei frisch getötete Robben von tschuktschischen Jägern, die anfangs die Flucht vor uns ergreifen wollten, aber durch unsere Geschenke uns zu Freunden wurden. Die Vögel versorgten unsern Tisch; die Robben ließen wir liegen, um sie am andern Tage an Bord zu nehmen. Da sie aber während der Nacht, wahrscheinlich von Füchsen, angefressen worden, verschmähten wir sie ganz. Im Hintergrunde der Bucht, wo wir unser Biwak aufschlugen, hatte sich die Ansicht des Landes und der Vegetation nicht verändert. Die Weiden erhoben sich kaum etliche Zoll über

dem Boden. Die Felsen um uns waren von weißem kryſtalliniſchem Marmor. Es fror Eis während der Nacht.

Gegen Mittag am Schiff angelangt, ward uns die Nachricht, daß unſere Renntiere angekommen. Wir fuhren ans Land, ſie in Empfang zu nehmen. Etliche waren geſchlachtet, die andern ließen wir von unſern Augen ſchlachten. Das Rennfleiſch iſt wirklich eine ganz vorzügliche Speiſe; aber wie köſtlich ſchmeckt es nicht, wenn man eine lange Zeit hindurch zur Abwechſlung vom alten Salzfleiſch nur tranige Waſſervögel oder ähnliches gekoſtet hat! Ich vergaß unſere Robben, die des Biſſes eines Fuchſes halber verworfen zu haben, mir eine vorurteilsvolle, ſträfliche Verſchwendung geſchienen hatte. Die Tſchuktſchi zerlegten in dieſen Tagen einen Walfiſch auf der ſandigen Inſel; ſie boten uns Speckſtücke an, aber wir begnügten uns mit unſerm Rennfleiſche.

Am Abend beſuchten uns noch neue Ankömmlinge. Auf einer der Baidaren befand ſich ein Knabe, deſſen poſſenhaftes Mienenſpiel mit etlichen Tabaksblättern belohnt wurde. Ermutigt durch den Erfolg, war er an Affenſtreichen unerſchöpflich, die er mit urſprünglicher Luſtigkeit auszuführen nicht ermüdete, immer neuen Lohn begehrend und einerntend. Das Lachen iſt auch unter dieſem Himmel, wie Rabelais treffend ſagt, das Eigentümliche des Menſchen, wenn nämlich der Menſch noch unabhängig ſeiner angebornen Freiheit ſich erfreut. Wir werden bald auf Unalaſchka die nächſten Verwandten dieſer fröhlichen Nordländer antreffen, die das Lachen gänzlich verlernt haben. Ich habe ſehr verſchiedene Zuſtände der Geſellſchaft kennen gelernt und unter verſchiedenen Geſtaltungen derſelben gelebt; ich habe Nachbarvölker gleiches Stammes geſehen, von denen dieſe frei und jene hörig genannt werden konnten; ich habe nimmer den Deſpotismus zu loben einen Grund gefunden. Freilich bedingt ein Freibrief, ein Blatt Papier noch nicht allein die Freiheit und ihren Preis, und das Schwierigſte, was ich weiß, iſt der Übergang von der anerzogenen Hörigkeit zu dem Genuß der Selbſtändigkeit und Freiheit.

Wir wollten am 25. Auguſt unter Segel gehen; ungünſtige Winde, Windſtillen und Stürme hielten uns bis zum 29. im Hafen. Es ereignete ſich am 28., daß einer der hier biwakierenden Fremden Gewalt gegen einen unſerer Matroſen brauchte und ihm mit gezücktem Meſſer eine Schere entriß. Einer der anſäſſigen Tſchuktſchi ſprang ſchnell hinzu und ergriff den Täter, den, als die Sache zur Sprache kam, ſein Chef bereits beſtraft hatte. Er wurde dem Kapitän gezeigt, wie er büßend in engem Kreiſe unabläſſig in gleicher Richtung gleich einem Manègepferd laufen mußte; und der Vorfall hatte keine an-

deren Folgen, als uns zu zeigen, daß unter diesem Volke eine gute Polizei gehandhabt werde.

Wir liefen am 29. August 1816 früh morgens aus der St. Laurenzbucht aus und erduldeten am selben Abend einen sehr heftigen Sturm. Wir richteten unsern Lauf nach der Ostseite der St. Laurenzinsel, die der Kapitän aufnehmen wollte. Die Nebel vereitelten seine Absicht, und wir segelten am 31. vorüber, ohne Ansicht vom Lande zu haben. Untiefen machen die Fahrt auf der amerikanischen Seite dieses Meerbeckens gefährlich. — Wir steuerten nun nach Unalaschka. Am 2. September hatten wir den in diesen Meerstrichen seltenen Anblick der aufgehenden Sonne. Am 3. kam ein kleiner Landvogel (eine Fringilla) auf das Schiff, und ein Wasservogel (ein Colymbus) lieferte sich uns in die Hände und ließ sich greifen. Nachmittags ward vom Mastkorb die Insel St. Paul fern im Westen gesehen, und wir fuhren am Morgen des 4. an St. George vorüber, die uns ebenfalls im Westen blieb. Uns erfreute unerwartet an diesem Tage der Anblick eines Schiffes. Wir holten es ein und sprachen mit ihm. Es war ein Scunner der russisch-amerikanischen Kompanie, der Pelzwerke von St. Paul und St. George geholt hatte und nach Sitcha bestimmt war. Wir machten den Weg zusammen nach Unalaschka. Die Nacht war stürmisch und dunkel, und dabei leuchtete das Meer, wie ich es kaum schöner zwischen den Wendezirkeln gesehen. An den vom Kamm der Wellen bespritzten Segeln hafteten die Lichtfunken. Am Morgen des 5. waren wir in Nebel gehüllt, und das andere Schiff nicht mehr zu sehen. Wir wußten uns in der Nähe des Landes und konnten es nicht sehen und konnten uns auf unsere Schiffsrechnung nicht verlassen. Nachmittags wallte der Schleier auf einen Augenblick auf; wir sahen ein hohes Land, und sogleich war es wieder verschwunden. Wir lavierten die Nacht hindurch.

Am Morgen des 6. September hatten wir ein herrliches Schauspiel. Ein dunkler Himmel überhing das Meer, die hohen, zerrissenen, schneebedeckten Zinnen von Unalaschka prangten, von der Sonne beschienen, in roter Glut. Wir mußten den ganzen Tag im Angesichte des Landes gegen den widrigen Wind ankämpfen. Unendliche Flüge von Wasservögeln, die niedrig über dem Wasserspiegel schwebten, glichen von ferne niedrigen schwimmenden Inseln. Zahlreiche Walfische spielten um unser Schiff und spritzten in allen Richtungen des Gesichtskreises hohe Wasserstrahlen in die Luft.

Diese Walfische rufen mir ins Gedächtnis, was ich einst von einem genialen Naturforscher ins Gespräch werfen hörte. Der nächste Schritt, der getan werden muß, der viel näher liegt und viel wei-

ter führen wird als die Dampfmaschine mit dem Dampfschiffe, diesem ersten warmblütigen Tiere, das aus den Händen der Menschen hervorgegangen ist, — der nächste Schritt ist, den Walfisch zu zähmen. Worin liegt denn die Aufgabe? Ihn das Untertauchen verlernen zu lassen! Habt ihr je einen Flug wilder Gänse ziehen sehen? und ein altes Weib gesehen, mit einer Gerte in der zitternden Hand ein halb Tausend dieser Hochsegler der Lüfte auf einem Brachfelde treiben und regieren? Ihr habt es gesehen und über das Wunder nicht entsetzt; was stutzt ihr denn bei dem Vorschlag, den Walfisch zu zähmen? Erziehet Junge in einem Fjord, ziehet ihnen einen von Schwimmblasen getragenen Stachelgurt unter die Brustflossen, stellt Versuche an! Wahrlich, beide Meere zu vereinigen und die Entfernung zwischen Archangel und St. Peter und Paul auf acht bis vierzehn Tage Zeit zu verringern, ist wohl des Versuches wert! — Ob übrigens der Walfisch ziehen oder tragen soll, ob und wie man ihn anspannt oder belastet, wie man ihn zäumt oder sonst regiert, und wer der Kornak des Wasserelefanten sein soll, das alles findet sich von selbst.

Am 7. September 1816 brachte uns ein günstiger, aber schwacher Wind in den Eingang der Bucht, woselbst er uns zwischen den hohen Bergen der Insel plötzlich gebrach, so daß wir uns in einer ziemlich hilflosen Lage befanden, da dort kein Anker den Grund findet. Aber der Agent der Kompanie, Herr Kriukoff, kam uns mit fünf zwanzigruderigen Baidaren entgegen und bugsierte uns in den Hafen. Wir ließen um ein Uhr die Anker vor Illiuliuk, der Hauptansiedelung, fallen. Das Dampfbad war vorsorglich für uns geheizt.

Herr Kriukoff, verpflichtet durch den Befehl der Direktoren der Kompanie in St. Petersburg, die Forderungen des Herrn von Kotzebue zu erfüllen, waren in allem gegen ihn von einer unterwürfigen Zuvorkommenheit. Von den wenigen Rindern, die auf der Insel sind, wurde sogleich eines für uns geschlachtet, und unsere Mannschaft ward mit frischem Fleische, Kartoffeln und Rüben versorgt, dem einzigen Gemüse, das hier gebaut wird.

Die Forderungen des Herrn von Kotzebue bestanden in folgendem: eine Baidare von 24 Rudern, zwei einsitzige und zwei dreisitzige Baidaren verfertigen zu lassen, fünfzehn gesunde starke Aleuten mit ihrer ganzen Ammunition für das nächste Frühjahr bereit zu halten, Kamlaikas von Seelöwenhälsen für die sämtliche Mannschaft bis zu derselben Zeit zu beschaffen und sogleich einen Boten nach Kodiak abzufertigen, um dort durch den Agenten der amerikanischen Kompanie einen Dolmetscher zu erhalten, der die an der nördlicheren

Küste Amerikas gesprochene Sprache verstünde und übersetzen könnte. Die gefahrvolle Sendung zu übernehmen, fanden sich drei entschlossene Aleuten bereit.

Die dreisitzige Baidare ist nach dem Muster der einsitzigen gebaut, nur verhältnismäßig länger und mit drei Sitzlöchern versehen. Darin läßt sich ein Europäer, der in Aleutentracht mit Kamlaika und Augenschirm (gegen das Bespritzen der Wellen) den mittleren Sitz einnimmt, von zwei Aleuten fahren. Ich selber habe mich an einem schönen Sonntagsmorgen im Hafen von Portsmouth zur unendlichen Lust der Engländer auf die Weise in einer solchen Baidare fahren lassen.

Am 8. September morgens lief der Tschirik, der Scunner, den wir zur See gesehen, in den Hafen ein. Ein Preuße aus der Gegend von Danzig, Herr Binzemann, war Kapitän desselben. — Ein Preuße, der Kapitän eines zwischen Unalaschka und Sitcha fahrenden Scunners der russisch-amerikanischen Kompanie geworden ist, hat in der weiten Welt wohl manches erduldet und erlebt, wovon einer nichts träumt, der in seinem Leben nicht weiter gekommen als etwa von den unteren Bänken der Schule bis auf das Katheder. Herr Binzemann hatte nur ein Bein; das andere war ihm auf einem Schiffe, das er kommandierte, durch das Platzen einer Kanone zerschmettert worden. Er, der als Kapitän auch Schiffsarzt an seinem Borde war, ließ sich das nur noch an einigem Fleische hängende Glied von einem Matrosen mit dem Messer abkappen und verband sich dann den Stummel mit einem Pflaster von — spanischen Fliegen!! Diese improvisierte Kurmethode eines ohne Unterbindung der Arterien amputierten Gliedes ward durch den besten Erfolg gekrönt, und die Heilung ließ nichts zu wünschen übrig. Ich habe diese Geschichte hier aufzuzeichnen mich nicht erwehren können, weil dieselbe nebst den Berichten, die uns Mariner von den chirurgischen Operationen der Tonga-Insulaner mitteilt, die Ehrfurcht, die ich für die Chirurgie, als den sehenden Teil der Heilkunde, von jeher gehegt, zu erschüttern beigetragen hat.

Es ist uns ein längerer Aufenthalt auf dieser traurigen Insel verhängt. Nach einem flüchtigen Blick auf das Elend der geknechteten, verarmten Aleuten und auf ihre selbst unterdrückten Unterdrücker, die hiesigen Russen, verbrachte ich die Tage auf den Höhen schweifend, welche die Ansiedelung bekränzen, und ließ die anziehenden Gaben der Flora mich von den Menschen ablenken. Eschscholtz herbarisierte seinerseits. Wir hatten erprobt, es sei besser, uns auf dem Lande zu trennen, da wir uns ohnehin auf dem Schiffe genugsam hatten.

Am 10. war das Fest des Kaisers, und ich borge zu dessen Beschreibung die Worte von Herrn von Kotzebue, I. S. 168.

„Den 11. September. Zur Feier des Namenstages des Kaisers gab Herr Kriukoff gestern der ganzen Equipage am Lande ein Mittagsmahl, und nachmittags begaben wir uns in eine große unterirdische Wohnung, wo eine Menge Aleuten zum Tanz versammelt waren. Ich glaube gewiß, daß ihre Spiele und Tänze in früherer Zeit, als sie noch im Besitz ihrer Freiheit waren, anders gewesen sind als jetzt, wo die Sklaverei sie beinahe zu Tieren herabgewürdigt hat, und wo dieses Schauspiel weder erfreulich noch belustigend ist. Das Orchester bestand aus drei Aleuten mit Tamburins, womit sie eine einfache, traurige, nur drei Töne enthaltende Melodie begleiteten. Es erschien immer nur eine Tänzerin, welche ohne allen Ausdruck ein paar Sprünge machte und dann unter den Zuschauern verschwand. Der Anblick dieser Menschen, welche mit traurigen Gebärden vor mir herumspringen mußten, peinigte mich, und meine Matrosen, welche sich ebenfalls gedrückt fühlten, stimmten, um sich zu erheitern, ein fröhliches Lied an, wobei sich zwei von ihnen in die Mitte des Kreises stellten und einen Nationaltanz aufführten. Dieser rasche Übergang erfreute uns alle, und selbst in den Augen der Aleuten, welche bis jetzt mit gebückten Häuptern dagestanden, blitzte ein Strahl der Freude. Ein Diener der amerikanischen Kompanie (Promischllenoi), welcher als rüstiger Jüngling sein russisches Vaterland verlassen und in dieser Gegend alt und grau geworden war, stürzte jetzt plötzlich zur Türe herein und rief mit gefalteten, zum Himmel erhobenen Händen: „Das sind Russen, das sind Russen! O teures, geliebtes Vaterland!“ Auf seinem ehrwürdigen Gesichte lag in diesem Augenblick der Ausdruck eines seligen Gefühles; Freudentränen benetzten seine bleichen, eingefallenen Wangen, und er verbarg sich, um seiner Wehmut sich zu überlassen. Der Auftritt erschütterte mich; ich versetzte mich lebhaft in die Lage des Alten, dem seine im Vaterlande glücklich verlebte Jugend jetzt in schmerzlicher Erinnerung vor die Seele trat. In der Hoffnung, im Schoße seiner Familie ein sorgenfreies Alter genießen zu können, war er hergekommen und mußte nun wie viele andere in dieser Wüste sein Leben enden.“

Die russisch-amerikanische Handelskompanie weiß durch Geldvorschüsse, die sie denen leistet, welche unternehmenden Geistes sich unter solchem Verhältnisse ihrem Dienste widmen, sie unter ihrem Joche zu erhalten. Dafür ist gesorgt, daß sie die Schuld zu tilgen nimmer vermögend werden, und, wie Friedrich von seinem Militär gesagt haben soll: „Aus der Hölle gibt es keine Erlösung.“

Wir hatten Wasser eingenommen, die Arbeiten waren vollendet, und alles war am 13. September 1816 bereit, am andern Morgen mit Tagesanbruch die Anker zu lichten. Die Nacht brach ein, und Eschscholtz, der in die Berge botanisieren gegangen war, blieb aus und kam an das Schiff nicht zurück. Ich werde, sollte ich der Gefahr mich aussetzen, albern zu erscheinen, von der einzigen Begebenheit Meldung tun, wobei ich auf der ganzen Reise in Gefahr geschwebt zu haben mir bewußt bin. Kein Mensch hat Notiz davon genommen, kein Mensch hat es mir gedankt, und hier ist zum erstenmal die Rede davon. Der Kapitän beorderte mich mit etlichen Matrosen und Aleuten, den Doktor im Gebirge zu suchen, wo er sich beim Botanisieren verirrt haben mußte. Ich begehrte, daß uns ein paar Pistolen mitgegeben würden, um Signalschüsse machen zu können; es ward aber nicht beliebt. Ich führte meine Leute zu dem Absturz hin, der in den Bergkessel hinaufführte, den ich durchsuchen wollte. Die Matrosen meinten, man könne da nicht hinaufklettern. Als ich aber, der ich diesen Paß gut kannte, oben war, folgten mir alle, und wir erreichten von der innern Seite auf sanfterem Abhange die Felsenzinnen, deren Kamm ich verfolgen wollte. Da erscholl vom Rurik ein Kanonenschuß, der uns zurückrief. Ich überließ es nun meinen Aleuten, uns den richtigsten Weg von der Höhe, die wir erreicht hatten, zum Strande zu führen. Ich ward zu einer Schlucht geführt, die, vom schmelzenden Schneewasser eingerissen, von dem höchsten Felsenkamme, worauf wir standen, steil, fast senkrecht zum Meere abfiel. Ich nahm, wie sich's gebührt, die Vorhut, und einzeln, wie auf einer Leiter, folgten mir die andern nach; daß Steine rollten, war nicht zu vermeiden; wie in pechfinsterer Nacht ich und meine Leute, wir alle mit heiler Haut hinuntergekommen sind, habe ich später nicht begreifen können, wann ich zu dieser Schlucht hinaufgeschaut habe. Als ich mit den Matrosen am Bord anlangte, war der Doktor schon lange da; ich konnte ruhig zu Bette gehen. Ich schlief noch, als wir den 14. September 1816 schon unter Segel waren.

Von Unalaschka nach Kalifornien. Aufenthalt zu San Francisco.

Wir fuhren am 14. September 1816 früh am Morgen mit günstigem Winde aus dem Hafen von Unalaschka. Es wurde auf einen Walfisch geschossen, der uns in der Bucht zu nahe kam; ich lag noch in meiner Koje. Der Paß zwischen den Inseln Akun und Unimak war dem Kapitän als der sicherste gerühmt worden, um die Kette der Aleutischen Inseln von Norden nach Süden zu durchkreuzen. Er wählte demnach diese Straße, die auch er jedem Seefahrer empfiehlt. Das Wetter war klar, und der luftige Pik von Unimak, dessen Höhe Kotzebue auf 5525 englische Fuß angibt, wolkenlos. Die Umstände, die hier unsere Fahrt verzögerten, waren zu der Aufnahme einer Karte günstig, auf die Herr von Kotzebue verweist, ohne sie mitzuteilen. Das Meer war zwischen diesen Inseln besonders lichtreich. Wir befanden uns am 16. morgens in offener See.

Unsere Hauptaufgabe war jetzt, dem nordischen Winter auszuweichen. Ich halte es nicht für das Ungeschickteste, was ich in meinem Leben getan, drei Winter auf dieser Reise unterschlagen zu haben. Drei Winter! Habe ich daheim wieder einmal den Winter ausgehalten, so glaube ich als ein mutiger Mann genug getan zu haben, aber ihn loben, ihn rühmen kann und will ich nicht. Wir Winterländer aber preisen noch die göttliche Weisheit, die bei solcher Einrichtung uns die Freude des Frühlings schenkt. Sollten wir nicht auch von unserer Obrigkeit verlangen, daß sie uns nach der Analogie den halben Tag hindurch Daumenschrauben anlegen lasse, damit wir uns auf die Stunde freuten, worin sie uns abgenommen würden? Diese Einrichtung, sie ist ja auf unserm Erdball eine Winkeleinrichtung, von welcher die Mehrheit der redenden Menschen nichts weiß. Vor vielen begünstiget von Gott, mögen sich unsere Dichter rühmen, denen er zu ihren Frühlingsliedern den Stoff bereitet; aber unbegreiflich und lügengleich bleibt es für den, welcher einmal den Winterkreis überschritten hat, daß der Mensch, das gabelförmige, nackte Tier, sich in Winterlanden unter dem 52., ja unter dem 72. Grad nördlicher Breite anzusiedeln vermessen hat, wo er nur durch die Macht des Geistes sein kümmerliches Dasein zu fristen vermag. Denkt euch doch, wie euch Gott geschaffen hat, und geht an einem Wintertag hinaus, und betrachtet euch die auf den

halben Jahreskreis ausgestorbene Gegend unter dem Leichentuche von Schnee! Das ausgesetzte Leben schläft im Samen und im Ei, im Keime und in der Larve tief unter der Erde, tief im Wasser unter dem Eise. Die Vögel sind fortgezogen; Amphibien und Säugetiere schlafen den Winterschlaf; nur wenige Arten der warmblütigen Tiere drängen sich parasitisch um eure Wohnungen; nur wenige der größeren unabhängigen Arten verbringen dürftig die harte Zeit.*)

Aber der Mensch ist ein geistiges Tier, und mit dem Feuer, das er sich geraubt, erkennt er auf der Erde keine Schranken. Die unter dem 60. Grad nördlicher Breite ansässigen ostjakischen Fischer, lehrt uns Adolf Erman (Reise, I. S. 721), wissen auch von einem verlorenen Paradiese, aber sie verlegen es gegen Norden und über den Polarkreis hinaus! Die Sage ist gar lesenswert.

Ich habe schon gelegentlich von einem Prediger in Lappland gesprochen. Sieben Jahre hatte der Mann in dieser Pfarre zugebracht, welche über die Region der Bäume hinaus lag; während der warmen Sommermonate ganz allein (seine Pfarrkinder zogen zu der Zeit mit ihren Renntierherden in die kühleren Gegenden am Meer); während der Winternacht, als der Mond am Himmel war, zog er zu Schlitten umher, biwakierte bei gefrorenem Quecksilber und suchte seine Lappen, die er lieb hatte, auf, um seines Amtes zu warten. Zweimal in diesen sieben Jahren hatte er in seiner Einsamkeit den Zuspruch von Stamm- und Sprachverwandten genossen: ein Bruder von ihm hatte ihn besucht, und ein Botaniker hatte sich zu ihm verirrt. Wohl wußte er anerkennend die Freude zu preisen, die der Mensch dem Menschen bringt; aber nicht diese Freude und keine andere im Leben, so beteuerte er mir, ist der Wonne zu vergleichen, nach der langen Winternacht die Sonnenscheibe sich kreisend wieder über den Horizont erheben zu sehen.

Der Frühling ist für uns das Erwachen aus einer langen, verzögernden Krankheit, die gemäßigter als der Winterschlaf anderer Tiere, demselben entspricht. Voller und schneller lebt der Mensch unter einer scheitelrechten Sonne, die, wie in Brasilien, Fülle des Lebens aus dem Schoße der Erde zeugt; unter einem Himmel ohne Glut, auf einer Erde ohne Fruchtbarkeit zählt er mehr der Tage, mehr der Jahre.

Wahrlich, ich möchte in der Region der Palmen wohnen und gewahren von da den alten Unhold auf die Zinnen des Gebirges gebannt. Gern auch wollte ich ihm in seinem Reiche mit Parry oder

*) Das alles und manches andere habe ich schon in einer Schrift gesagt: Ansichten von der Pflanzenkunde und dem Pflanzenreiche, die, einer Kompilation beigedruckt, Berlin bei Dümmler 1827 erschienen ist.

Roß einen Staatsbesuch abstatten; aber hart finde ich es, ihn daheim die halbe Zeit des Jahres zu beherbergen. Wir haben während der drei Jahre in zwei nordischen Sommern nur etliche Nachtfröste erduldet, wie solche eben auch bei uns in dieser Jahreszeit nichts Unerhörtes sind.

Wir hatten stets günstige N.- und N. W.-Winde; die Nachtgleichen und der Vollmond brachten uns nur einen starken Wind, der fast zum Sturme sich erhob, und vor welchem wir mit vollen Segeln schnell vorwärts kamen.

Wir steuerten nach San Francisco in Neu-Kalifornien. Herr von Kotzebue, der über die Sandwichinseln, wohin er seinen Instruktionen gemäß von Unalaschka aus segeln sollte, von Schiffskapitänen der amerikanischen Kompanie sehr gut berichtet worden war, hatte diesen Inseln, wo die Frequenz der Schiffe den Preis aller Bedürfnisse gesteigert hat, und wo nur mit spanischen Piastern oder mit Kupferplatten, Waffen und ähnlichem bezahlt werden kann, jenen Port als Rast- und Erholungsort für seine Mannschaft und zur Verproviantierung des Rurik vorgezogen.

Ich werde, da ich von der Fahrt selbst nichts zu berichten habe, einiges hier einschalten, das mir noch nicht in die Feder geflossen ist. Bei der Schiffsordnung, die ich früher beschrieben habe, zu welcher noch hinzukam, daß das Licht abends um zehn Uhr ausgelöscht wurde, und bei der einförmig ruhigen, aller anstrengenden Bewegung entbehrenden Lebensart konnte unsereiner nicht alle Stunden, worin er stillzuliegen verdammt war, mit festem, bewußtlosem Schlafe ausfüllen, und eine Art Halbschlaf nahm einen großen Teil des Lebens mit Träumen ein, von denen ich euch unterhalten will. Ich träumte nie von der Gegenwart, nie von der Reise, nie von der Welt, der ich jetzt angehörte; die Wiege des Schiffes wiegte mich wieder zum Kinde, die Jahre wurden zurückgeschraubt, ich war wieder im Vaterhause, und meine Toten und verschollene Gestalten umringten mich, sich in alltägiger Gewöhnlichkeit bewegend, als sei ich nie über die Jahre hinausgewachsen, als habe der Tod sie nicht gemäht. Ich träumte von dem Regimente, bei welchem ich gestanden, von dem Kamaschendienst; der Wirbel schlug, ich kam herbeigelaufen, und zwischen mich und meine Kompanie stellte sich mein alter Oberst und schrie: „Aber, Herr Leutnant, in Dreiteufelsnamen!“ — O, dieser Oberst! Er hat mich, ein schreckender Popanz, durch die Meere aller fünf Weltteile, wann ich meine Kompanie nicht finden konnte, wann ich ohne Degen auf Parade kam, wann — was weiß ich, unabläßig verfolgt; und immer der fürchterliche Ruf: „Aber, Herr Leutnant! aber, Herr Leutnant!“ Dieser mein Oberst war, im

Grunde genommen, ein ehrlicher Degenknopf und ein guter Mann; nur glaubte er als ein echter Zögling der ablaufenden Zeit, daß Grobsein nötig zur Sache gehöre. Nachdem ich von der Reise zurückgekehrt, wollte ich den Mann wiedersehen, der so lange die Ruhe meiner Nächte gestört. Ich suchte ihn auf: ich fand einen achtzigjährigen, stockblinden Mann, fast riesigen Wuchses, viel größer als das Bild, das ich von ihm hatte, der in dem Hause eines ehemaligen Unteroffiziers seiner Kompanie ein Stübchen unten auf dem Hofe bewohnte und von einigen kleinen Gnadengehalten lebte, da er im unglücklichen Kriege, mehr aus Beschränktheit als aus Schuld, allen Anspruch auf eine Pension verwirkt hatte. — Fast verwundert, von einem Offizier des Regimentes, bei dem er nicht beliebt war, aufgesucht zu werden, und nicht Maß zu halten wissend, war er gegen mich von einer übertriebenen Höflichkeit, die mir in der Seele wehe tat. Wie er mir die Hand reichte, befühlte er mit zwei Fingern das Tuch meines Kleides, und was in diesem Griffe lag — ich weiß es nicht, aber ich werde ihn nie vergessen. — Ich schickte ihm etliche Flaschen Wein als ein freundliches Geschenk, und als er, ich glaube im folgenden Jahre, verschied, fand es sich, daß er mich zu seinem Leichenbegängnis einzuladen verordnet hatte. Ich folgte ihm allein mit einem alten Major des Regimentes und seinem Unteroffizier — und Friede sei seiner Asche!

Ich will noch einiges von den Tieren nachholen, die zurzeit Haus- und Gastrecht auf dem Rurik genossen. Unser kleiner Hund aus Concepcion, unser Valet, war uns treu geblieben. Er gehörte in die Kajüte de Campagne und war zur See mit Lust und Kunst von einer wahrhaft musterhaften Trägheit. Er sah uns alle bittend an und winkte ihm einer Gewährung, so war er mit einem Satze in dessen Koje, wo er bis zu der nächsten Mahlzeit schlief. An jedem Landungsplatz hingegen mußte er zuerst an das Land, und wenn man ihn im Boote nicht mitnehmen wollte, so schwamm er hin. Er suchte wie wir seine Gattung, kam aber meist, wenn er sie gefunden, übel zugerichtet und zerfetzt wieder heim. Unser Valet hatte an einem jungen Hunde von der unter den Eskimos dienenden Rasse, welchen der Kapitän von seiner Nordfahrt mitgebracht, einen Nebenbuhler gefunden. Dieser neue Gast hieß auf dem Rurik der große Valet. Wir hatten drittens noch Schaffecha, die Sau, die übermütig ihrem schon verkündeten Schicksal entgegenging.

Als wir von Kamtschatka nach Norden fuhren, hatten wir einen letzten Hahn am Bord, der aus dem Hühnerkasten entlassen, als ein stolzer Gesell frei auf dem Verdeck spazieren ging. Ich war neugierig, zu beobachten, wie er sich hinsichtlich des Schlafes verhalten

würde, wenn die Sonne für uns nicht mehr unterginge. Die Beobachtung unterblieb indes aus zwei Gründen; denn wir kamen erstlich nicht so weit nach Norden, und zweitens flog über Bord, fiel ins Meer und ertrank der Hahn, bevor wir noch die St. Laurenzinsel erreicht hatten.

Aber ich kehre zu unsrer Fahrt zurück. Wir segeln am 2. Oktober 1816 nachmittags um 4 Uhr in den Hafen von San Francisco hinein. Große Bewegung zeigt sich auf dem Fort am südlichen Eingange des Kanals; sie ziehen ihre Flagge auf, wir zeigen die unsere, die hier nicht bekannt zu sein scheint, und salutieren die spanische mit sieben Schüssen, welche nach dem spanischen Reglement mit zwei weniger erwidert werden. Wir lassen die Anker vor dem Presidio fallen, und kein Boot stößt vom Ufer, zu uns zu kommen, weil Spanien auf diesem herrlichen Wasserbecken kein einziges Boot besitzt.

Ich ward sogleich beordert, den Leutnant Schischmareff nach dem Presidio zu begleiten. Der Leutnant Don Luis de Arguello, nach dem Tode des Rittmeisters Kommandant ad interim, empfing uns ausnehmend freundschaftlich, sorgte augenblicklich für die nächsten Bedürfnisse des Rurik, indem er Obst und Gemüse an Bord schickte, und ließ noch an demselben Abende einen Eilboten an den Gouverneur von Neu-Kalifornien nach Monterey abgehen, um demselben unsere Ankunft zu melden.

Am andern Morgen (den 3.) traf ich den Artillerieoffizier Don Miguel de la Luz Gomez und einen Pater der hiesigen Mission, die eben an das Schiff kamen, als ich selbst im Auftrage des Kapitäns nach dem Presidio gehen wollte. Ich geleitete sie an Bord; sie waren die Überbringer der freundlichsten Hilfsverheißungen von seiten des Kommandanten und der vielvermögenderen Mission. Der geistliche Herr lud uns außerdem auf den folgenden Tag, der das Fest des Heiligen war, auf die Mission von San Francisco ein, wohin zu reiten wir Pferde bereit finden würden. Auf den ausgesprochenen Wunsch des Kapitäns wurden wir sofort mit Schlachtvieh und Vegetabilien auf das Reichlichste versorgt. Nachmittags wurden die Zelte am Lande aufgerichtet, das Observatorium und das russische Bad. Am Abend statteten wir dem Kommandanten einen Besuch ab. Acht Kanonenschüsse wurden zum Empfang des Kapitäns von dem Presidio abgefeuert.

Nicht aber nach diesen überflüssigen Höflichkeitsschüssen, sondern nach den zweien der russischen Flagge schuldig gebliebenen begehrte der Kapitän, und er bestand mit Beharrlichkeit auf deren Erstattung. Darüber ward lange unterhandelt, und nur unwillig und gezwungen

(ich weiß nicht, ob nicht erst auf Befehl des Gouverneurs) bequemte sich endlich Don Luis de Arguello, die zwei vermißten Schüsse nachträglich zu liefern. Es mußte noch einer unserer Matrosen nach dem Fort kommandiert werden, um die Leine zum Aufziehen der Flagge wieder in Ordnung zu bringen; denn sie war bei dem letzten Gebrauch zerrissen, und es war unter den Einheimischen niemand, der vermocht hätte, an dem Mast hinaufzuklettern.

Das Fest des heiligen Franciscus gab uns Gelegenheit, die Missionare in ihrer Wirksamkeit und die Völker, an die sie gesandt sind, in gezähmtem Zustande zu beobachten. Ich werde dem, was ich in den Bemerkungen und Ansichten gesagt habe, nichts hinzuzufügen haben. Man kann über die Stämme der Eingebornen Choris nachsehen, der in seinem „Voyage pittoresque" eine schätzbare Reihe guter Porträts gegeben hat; nur sind die nachträglich in Paris gezeichneten Blätter X und XII auszuschließen; daß man so, wie dort dargestellt, den Bogen nicht braucht, weiß jeder. Choris liefert sogar in seinem Texte kalifornische Musik. Ich weiß nicht, wer es übernommen haben mag, hier und noch einigemal im Verlaufe des Werkes Noten nach Choris' Gesange zu Papiere zu bringen. Ich pflegte zwar dem Freunde einzuräumen, daß er besser sänge als ich, doch durfte er nicht den großen Vorzug bestreiten, den mein Gesang vor dem seinen habe, sich nämlich fast nie hören zu lassen.

Der Kapitän hatte hier wie in Chile den Kommandanten und seine Offiziere an unsern Tisch zu gewöhnen gewußt. Wir speisten auf dem Lande unter dem Zelte, und unsere Freunde vom Presidio pflegten nicht auf sich warten zu lassen. Das Verhältnis ergab sich fast von selbst. Das Elend, worin sie seit sechs bis sieben Jahren, von Mexiko, dem Mutterlande, vergessen und verlassen, schmachteten, erlaubte ihnen nicht, Wirte zu sein, und das Bedürfnis, redend ihr Herz auszuschütten, trieb sie, sich uns zu nähern, mit denen es sich leicht und gemütlich leben ließ. Sie sprachen nur mit Erbitterung von den Missionaren, die bei mangelnder Zufuhr doch im Überflusse der Erzeugnisse der Erde lebten und ihnen, seitdem das Geld ausgegangen, nichts mehr verabfolgen ließen, wenn nicht gegen Verschreibung, und auch so nur, was zum notwendigsten Lebensunterhalt unentbehrlich, worunter nicht Brot, nicht Mehl einbegriffen. — Seit Jahren hatten sie, ohne Brot zu sehen, von Mais gelebt. Selbst die Kommandos, die zum Schutze der Mission in jeglicher derselben stehen, wurden von ihnen nur gegen Verschreibung notdürftig verpflegt. „Die Herren sind zu gut!" rief Don Miguel aus, den Kommandanten meinend; „sie sollten requirieren, liefern lassen!"

Ein Soldat ging noch weiter und beschwerte sich gegen uns, daß der Kommandant ihnen nicht erlauben wolle, sich dort drüben Menschen einzufangen, um sie, wie in den Missionen, für sich arbeiten zu lassen. Mißvergnügen erregte auch, daß der neue Gouverneur von Monterey, Don Paolo Vicente de Sola, seit er sein Amt angetreten, sich dem Schleichhandel widersetzen wollte, der sie doch allein mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen versorgt habe.

Am 8. Oktober kam der Kurier aus Monterey zurück. Er brachte dem Kapitän einen Brief von dem Gouverneur mit, der ihm seine baldige Ankunft in San Francisco meldete. — Don Luis de Arguello war nach dem Wunsche des Herrn von Kotzebue ermächtigt worden, einen Eilboten nach dem Port Bodega an Herrn Kuskoff abzufertigen; und an diesen schrieb der Kapitän, um von seiner handeltreibenden und blühenden Ansiedelung mehreres, was auf dem Rurik zu fehlen begann, zu beziehen.

„Herr Kuskoff", sagt Herr von Kotzebue, II. S. 9, in einer Note, „Herr Kuskoff, Agent der russisch-amerikanischen Kompanie, hat sich auf Befehl des Herrn Baranoff, welcher das Haupt aller dieser Besitzungen in Amerika ist, in Bodega niedergelassen, um von dort aus die Besitzungen der Kompanie mit Lebensmitteln zu versorgen." Aber Bodega, beiläufig 30 Meilen, eine halbe Tagereise nördlich von San Francisco gelegen, wurde von Spanien nicht ohne einigen Anschein des Rechtes zu seinem Grund und Boden gerechnet, und auf spanischem Grund und Boden also hatte Herr Kuskoff mit zwanzig Russen und fünfzig Kadiakern mitten im Frieden ein hübsches Fort errichtet, das mit einem Dutzend Kanonen besetzt war, und trieb dort Landwirtschaft, besaß Pferde, Rinder, Schafe, eine Windmühle usw. Da hatte er eine Warenniederlage für den Schleichhandel mit den spanischen Häfen, und von da aus ließ er durch seine Kadiaker jährlich ein paar tausend Seeottern an der kalifornischen Küste fangen, deren Häute nach Choris, der gut unterrichtet sein konnte, auf dem Markt zu Canton, die schlechteren zu 35 Piastern, die besseren zu 75 Piastern, im Durchschnitt zu 60 Piastern verkauft wurden. — Es war bloß zu bedauern, daß der Hafen Bodega nur Schiffe, die nicht über 9 Fuß Wasser ziehen, aufnehmen kann.

Es scheint mir nicht unbegreiflich, daß der Gouverneur von Kalifornien, wenn er von dieser Ansiedelung späte Kunde erhalten, sich darüber entrüstet habe. Verschiedene Schritte waren geschehen, um den Herrn Kuskoff zu veranlassen, den Ort zu räumen; mit allem, was sie an ihn gerichtet, hatte er stets die spanischen Behörden an den Herrn Baranoff verwiesen, der ihn hierher gesandt und auf

dessen Befehl, falls man den erwirken könne, er sehr gern wieder abziehen würde. — So standen die Sachen, als wir in San Francisco einliefen. Der Gouverneur setzte jetzt seine Hoffnung auf uns. Ich auch werde von Konferenzen und Unterhandlungen zu reden haben und die Denkwürdigkeiten meiner diplomatischen Laufbahn der Welt darlegen. Aber wir sind noch nicht so weit.

Am 9. Oktober wurden etliche Spanier nach dem nördlichen Ufer überschifft, um dort mit der Wurfschlinge Pferde einzufangen für den an Herrn Kuskoff abzusendenden Kurier, und ich ergriff die Gelegenheit, mich auch jenseits umzusehen. Die rotbraunen Felsen dort sind, wie in meinen Bemerkungen und Ansichten gesagt wird und im mineralogischen Museum zu Berlin nachgesehen werden kann, Kieselschiefer, nicht aber Konglomerat, wie bei Moritz von Engelhardt (Kotzebues Reise, III. S. 192) angenommen wird, um auf diese Annahme weiter zu bauen.

Das Jahr war schon alt, und die Gegend, die in den Frühjahrmonaten, wo sie Langsdorf gesehen hat, einem Blumengarten gleichen soll, bot jetzt dem Botaniker nur ein dürres, ausgestorbenes Feld. In einem Sumpfe in der Nähe unserer Zelte soll eine Wasserpflanze gegrünt haben, wegen welcher mich Eschscholtz nach der Abfahrt fragte. Ich hatte sie nicht bemerkt, er aber hatte darauf gerechnet, eine Wasserpflanze, meine bekannte Liebhaberei, würde mir nicht entgehn, und hatte sich die Füße nicht naß machen wollen. — So etwas hat man von seinen nächsten Freunden zu gewärtigen.

Auf der nackten Ebene, die am Fuße des Presidio liegt, steht weiter ostwärts einzeln zwischen niedrigerem Gebüsche eine Eiche. Den Baum hat noch jüngst mein junger Freund Adolf Erman gesehen; — wenn er ihn näher betrachtet hätte, so hätte er in dessen Rinde meinen Namen eingeschnitten gefunden.

Am 15. Oktober kam der an Kuskoff abgefertigte Kurier wieder zurück, und am 16. abends verkündigten Artilleriesalven vom Presidio und vom Fort die Ankunft des Gouverneurs aus Monterey. Gleich darauf kam ein Bote vom Presidio herab, um für zwei Mann, die beim Abfeuern einer Kanone gefährlich beschädigt worden, die Hilfe unseres Arztes in Anspruch zu nehmen. Eschscholtz folgte sogleich der Einladung.

Am 17. morgens wartete Herr von Kotzebue an seinem Bord auf den ersten Besuch des Gouverneurs der Provinz, und der Gouverneur hinwiederum, ein alter Mann und Offizier von höherem Range, wartete auf dem Presidio auf den ersten Besuch des Leutnant von Kotzebue. Der Kapitän wurde zufällig benachrichtigt, daß er auf dem Presidio erwartet werde, worauf er mich nach dem

Presidio mit dem mißlichen Auftrag schickte, dem Gouverneur glimpflich beizubringen, er, der Kapitän, sei benachrichtigt worden, daß er, der Gouverneur, ihn heute früh an seinem Bord habe besuchen wollen, und er erwartete ihn. Ich fand den kleinen Mann in großer Montierung und vollem Ornat, bis auf die Schlafmütze, die er, bereit, sie a tempo abzunehmen, noch auf dem Kopfe trug. Ich entledigte mich, so gut ich konnte, meines Auftrages und sah das Gesicht des Mannes sich auf das Dreifache seiner natürlichen Länge verlängern. Er biß sich in die Lippen und sagte, er bedaure, vor Tische die See nicht vertragen zu können, und es täte ihm leid, für jetzt auf die Freude verzichten zu müssen, den Herrn Kapitän kennen zu lernen. — Ich sah es kommen, daß der alte Mann zu Pferde steigen und unverrichteter Sache seinen Kurierritt durch die Wüste nach Monterey zurück wieder antreten würde; denn daß Herr von Kotzebue, wenn einmal die Spaltung ausgesprochen, nachgeben könne, ließ sich nicht annehmen.

Dem nachsinnend, schlich ich zum Strande wieder hinab, als ein guter Genius sich ins Mittel legte und, bevor es zu Mißhelligkeiten gekommen, den waltenden Frieden durch den schönsten Freundschaftsbund besiegelte. Der Morgen war verstrichen, und die Stunde gekommen, wo Herr von Kotzebue, Mittagshöhe zu nehmen und die Chronometer aufzuziehen, an das Land fahren mußte. — Es wurde von den ausgesetzten Spähern auf dem Presidio gemeldet, der Kapitän komme, und wie dieser ans Land trat, schritt ihm der Gouverneur den Abhang hinab entgegen. Er wiederum ging zum Empfang des Gouverneurs den Abhang hinauf, und Spanien und Rußland fielen auf dem halben Wege einander in die offenen Arme.

Es wurde unter unserm Zelte gespeist, und in der Sache von Port Bodega, die zur Sprache kam, hatte der Kapitän Gelegenheit zu bedauern, daß er ohne Instruktion sei, der Unbill, die Spanien widerführe, zu steuern. — Von jenem Hafen her langte heute eine große Baidare an und brachte von Herrn Kuskoff alles, was der Kapitän verlangt hatte. Mit dieser selben Baidare, die am andern Tage, den 18., zurücke ging, ersuchte Herr von Kotzebue im Namen des Gouverneurs den Herrn Kuskoff, sich zu einer Konferenz in San Francisco einzufinden.

Wir sahen am 18. den Gouverneur nicht, der vielleicht einen Staatsbesuch auf dem Presidio erwartete. Am 19. ward auf dem Presidio getafelt, und Artilleriesalven begleiteten den Toast auf die Alliance der Souveräne und die Freundschaft der Völker. Am 20. waren wir hinwiederum zu Mittag die Wirte und tanzten abends

auf dem Presidio. Bei der Achtuhrglocke schwieg auf eine Weile die Musik, und das Abendgebet ward in der Stille verrichtet.

Herr von Kotzebue war im Umgang von einnehmender Liebenswürdigkeit, und Don Paolo Vicente de Sola, der doch sehr an Förmlichkeiten hing, denen Genüge zu leisten ausgewichen worden war, hatte, darüber getröstet, sich uns ganz hingegeben. Das hier beliebte Schauspiel des Kampfes eines Bären mit einem Stiere war uns verheißen. Am 21. fuhren zehn bis zwölf Soldaten in der Barkasse der Mission nach dem nördlichen Ufer hinüber, dort Bären mit dem Lasso einzufangen. Man will am späten Abend von der See her Geschrei gehört haben, was auf die Bärenjäger auf jener Küste gedeutet wurde; kein Biwakfeuer war jedoch zu sehen. Die Indianer sollen ein gar gellendes Geschrei erheben können.

Erst am 22. abends brachten die Jäger eine kleine Bärin ein. Sie hatten auch einen größeren Bären gefangen, aber zu weit von der See ab, um ihn ans Ufer transportieren zu können.

Dem Tiere, das am andern Tage kämpfen sollte und über Nacht in der Barkasse blieb, wurden gegen den Brauch Kopf und Maul frei gehalten, damit es sich frischer erhalte. Der Gouverneur brachte den ganzen Tag, Mittag und Abend, in unsern Zelten zu. Zu Nacht brannten auf dem festen Lande im Hintergrunde des Hafens große Feuer; die Eingeborenen pflegen das Gras anzuzünden, um dessen Wachstum zu fördern.

Am 23. fand der Bärenkampf am Strande statt. Unfreiwillig und gebunden, wie die Tiere waren, hat das Schauspiel nichts Großes und Erhebendes. Man bemitleidet nur die armen Geschöpfe, mit denen so schändlich umgegangen wird. Ich war mit Gleb Simonowitsch auf den Abend auf dem Presidio. Der Gouverneur erhielt eben die Nachricht, daß das Schiff aus Acapulco, das seit vielen Jahren ausgebliebene, endlich wieder einmal zur Versorgung von Kalifornien in Monterey eingelaufen. Er bekam mit dieser Nachricht zugleich die neuesten Zeitungen aus Mexiko. Mir, dem er sich bei jeder Gelegenheit geneigt und gefällig erwies, teilte er diese Blätter mit. Unter königlicher Autorität redigiert, enthielten sie bloß kurze Nachrichten, de la pacificacion de las provincias, von der Unterwerfung der Provinzen, und einen langen laufenden Artikel: die Geschichte der Johanna Krüger, Unteroffizier im Regiment Kolberg, — welche Geschichte mir nicht neu war, da ich Gelegenheit gehabt, den tapfern Soldaten selbst bei einem Offizier seines Regiments kennen zu lernen.

Don Paolo Vicente, wie er einst vom Presidio zu unsern Zelten herabstieg, brachte ein Geschenk a su amigo Don Adelberto, eine

Blume, die er am Wege gepflückt hatte, und die er mir, dem Botaniker, feierlich übergab. — Es war zufällig unser Gänserich oder Silberblatt (Potentilla anserina), wie er nicht schöner bei Berlin blühen kann.

In Monterey waren zurzeit Gefangene verschiedener Nationen, die der Schleichhandel und der Seeotterfang, Abenteuer auf diesen Küsten zu suchen, herbeilockte, und von denen einzelne für die andern gebüßt hatten. Darunter ein paar Aleuten oder Kadiaker, mit denen vor sieben Jahren ein amerikanischer Schiffskapitän den Otterfang in den spanischen Häfen dieser Küste getrieben hatte. Die Russen verbrauchen nicht allein diese nordischen Völker, sie liefern sie auch um halben Gewinn andern zum Verbrauch. Ich habe sogar auf den Sandwichinseln versprengte Kadiaker angetroffen. Unter den Gefangenen in Monterey befand sich auch ein Herr John Elliot de Castro, von dem weiter noch die Rede sein wird. Er war nach vielen Abenteuern als Superkargo eines von Herrn Baranoff aus Sitcha auf den Schleichhandel dieser Küste ausgesandten Schiffes der russisch-amerikanischen Kompanie mit einem Teil der Mannschaft in die Hände der Spanier gefallen. Außer den Gefangenen waren noch drei Russen da, alte Diener der russisch-amerikanischen Kompanie, die von der Ansiedelung an Port Bodega ausgetreten waren und jetzt, Sprache und Sitten der Heimat vermissend, den getanen Schritt bereuen mochten.

Don Paolo Vicente de Sola erbot sich, dem Kapitän die gefangenen Russen, wofür auch Aleuten und Kadiaker galten, auszuliefern, während er dieselben Herrn Kuskoff verweigerte. Es scheint nicht, daß die Spanier irgend einen Dienst begehrt, irgend einen Vorteil gezogen haben von diesen Menschen, die fremde Habsucht ihrer Heimat geraubt, um mit ihren Kräften hier zu wuchern. Der König von Spanien vergütigte oder sollte vergütigen anderthalb Realen des Tages für jeden Kriegsgefangenen. Der Kapitän, beschränkt durch die Umstände, vermochte nur die drei ausgetretenen Russen an seinem Bord aufzunehmen und Herrn Elliot die Überfahrt nach den Sandwichinseln anzubieten, von wo aus er leicht nach Sitcha, oder wo er sonst hin wollte, gelangen konnte. Der Gouverneur sandte nach diesen Russen, und wie sie angekommen, überantwortete er sie Herrn von Kotzebue, nachdem er von ihm ein feierliches Ehrenwort gefordert und erhalten, daß sie, die Schutz in Spanien gesucht und gefunden, deshalb zu keinerlei Strafe gezogen werden sollten. Ich fand sein Benehmen bei dieser Gelegenheit sehr edel.

Unter diesen Russen war einer, Iwan Strogonoff, ein alter

Mann, der sich innig freute, zu seinen Landsleuten wieder gekommen zu sein. Da er kaum zum Matrosendienst taugen mochte, bestimmte ihn der Kapitän zu unserm, der Passagiere, Dienste in der Kajüte de Campagne und machte uns solches bekannt. Er wurde die letzten Tage, die wir im Hafen weilten, auf die Jagd geschickt. Der Unglückliche! Am Vorabend der Abfahrt sprang sein Pulverhorn, und er wurde tödlich verletzt zurückgebracht. — Er wollte nur unter Russen sterben; der Kapitän behielt ihn aus Erbarmen an seinem Bord; er verschied am dritten Tage der Fahrt. Er wurde still in die See versenkt und mit ihm die letzte Hoffnung unserer Stiefeln, je noch einmal auf der Reise geputzt zu werden. Friede sei mit Iwan Strogonoff!

Aber ich bin der Zeit vorangeeilt; ich kehre wieder zurück.

Am 25. Oktober traf Herr Kuskoff mit sieben kleinen Baidaren aus Port Bodega ein. Ein gewandter und in jeder Hinsicht seinem Geschäfte gewachsener Mann.

Am 26. fand in den Vormittagsstunden die diplomatische Konferenz auf dem Presidio statt. Don Paolo Vicente de Sola, Gouverneur von Neu-Kalifornien, setzte das unbestreitbare Recht Spaniens an dem von der russischen Niederlassung unter Herrn Kuskoff eingenommenen Gebiete in volles Licht und forderte Herrn Kuskoff auf, das widervölkerrechtlich besetzte Gebiet zu räumen. Herr Kuskoff, Agent der russisch-amerikanischen Handelskompanie und Vorsteher der Ansiedelung zu Port Bodega, ohne sich auf die Rechtsfrage, die ihn nichts angehe, einzulassen, bezeigte die größte Bereitwilligkeit, vom Port Bodega abzuziehen, sobald er nur dazu von seinem Vorgesetzten, Herrn Baranoff, der ihn hierher beordert habe, ermächtigt würde. Darauf forderte der Gouverneur den Herrn von Kotzebue auf, namens des Kaisers einzugreifen und die Räumung von Bodega zu erwirken. Der Leutnant der kaiserlich russischen Marine und Kapitän des Rurik, Otto von Kotzebue, erklärte sich für unbefugt, in einer Sache zu handeln, wo ihm übrigens das Recht so klar schiene, daß es bloß ausgesprochen zu werden brauche, um anerkannt zu werden. — Und so waren wir denn so weit, als wir zuvor gewesen.

Hierauf wurde beliebt, über die heutige Verhandlung und den Stand der Dinge ein Protokoll zu verabfassen und dasselbe in duplo von allen Teilnehmern an besagter Verhandlung unterschrieben und untersiegelt, den beiden hohen Souveränen, als Seiner Majestät dem Kaiser von Rußland durch den Kapitän des Rurik, und Seiner Majestät dem Könige von Spanien durch den Gouverneur von Neu-Kalifornien, zu handen kommen zu lassen.

Die Redaktion dieses Aktenstückes, welches spanisch verfaßt wurde, hatte ich als Dolmetscher zu beaufsichtigen. Ich verwarf den ersten Entwurf, in welchem ich etwas vermißte; „denn", sagte ich zu Don Paolo Vicente, „indem Sie diese Sache vor den Thron der hohen Souveräne bringen und von dem Kaiser von Rußland selber die Abhilfe dieser Unbill und die Bestrafung seiner dafür verantwortlichen Diener erwarten, so begeben Sie Sich des Ihnen sonst unbestreitbar zukommenden Rechts der Selbsthilfe gegen den Eindringling und dürfen dann der hohen Entscheidung der Monarchen nicht vorgreifen."

Dagegen hatte denn Paolo Vicente de Sola nichts einzuwenden; er lobte meine Einsicht, ließ das Protokoll umschreiben und gab, als es am 28. abends auf dem Presidio unterschrieben wurde, sein feierliches Ehrenwort, eigenmächtig nichts Gewaltsames gegen den ꝛc. Kuskoff und die russische Niederlassung am Port Bodega zu unternehmen und die Sachen bis zur Entscheidung der hohen Höfe in statu quo zu belassen. — Ich unterschrieb das Aktenstück en clase de interprete als Dolmetscher mit.*)

Ich will mit dieser Wendung der Dinge nicht prahlen. Denn hätte auch der wackere Don Paolo Vicente de Sola kein Gelübde abgelegt, so hätte er doch schwerlich die Feindseligkeiten eröffnet und einen Kriegszug gegen das russische Fort am Port Bodega unternommen.

Ich habe gehört, daß besagtes Protokoll in Petersburg seine eigentliche Bestimmung nicht verfehlt hat und, ohne weiter zum Vortrag zu kommen, im betreffenden Ministerio ad acta gelegt worden ist. Aber dem Don Paolo Vicente de Sola, Gobernador de la nova California, soll ein russischer Orden zugesendet worden sein. Ich erhielt von Herrn Kuskoff ein schönes Otterfell als Ehrengeschenk und solches könnt ihr euch in Berlin im zoologischen Museum, dem ich es verehrt habe, zeigen lassen.

Eine unmittelbare Folge der Konferenz vom 26. Oktober war für den Rurik eben keine ersprießliche. — Die Verhandlung hatte sich über die Mittagsstunde hinaus verlängert, und ein anderer hatte für den Kapitän die Chronometer aufgezogen. — Er vertraute mir, der große Chronometer habe seither seinen Gang dergestalt verändert, daß er ihn für verdorben halten müsse.

Die Gebietsansprüche Spaniens auf dieser Küste wurden von den Amerikanern und Engländern nicht höher geachtet als von den

*) Vergleiche über die russische Ansiedelung am Port Bodega: „Otto von Kotzebue, Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—1826". II. S. 65—70.

Russen. Den Ausfluß der Colombia rechnete Spanien auch zu seinem Gebiete. Die Geschichte der dortigen Ansiedelung haben uns die Spanier und Herr Elliot ziemlich gleichlautend erzählt. Die Amerikaner hätten sich aus Neu-York teils zu Lande und teils zur See dahin begeben und dort eine Niederlassung begründet. Während des Krieges zwischen England und Amerika ward die Fregatte Racoon, Kapitän Black, ausgesandt, Besitz von diesem Posten zu nehmen. Die englischen Kaufleute aus Kanada begaben sich zu Lande dahin, und wie das Kriegsschiff, das die Kolonie bedrohte, im Angesicht des Hafens war, setzten sie sich um Geldespreis, um 50,000 Pfund Sterling, in Besitz derselben und zogen die englische Flagge auf. Eine Handelsstraße zu Land soll die Colombia mit Kanada verbinden. Relata refero.

Die Zeit unseres Aufenthaltes in Kalifornien war abgelaufen. Am 26. Oktober, einem Sonntage, war nach einem Ritte nach der Mission Fest- und Abschiedsmahl unter unseren Zelten. Die Artillerie des Rurik begleitete den Toast auf den Bund der Monarchen und der Völker und auf die Gesundheit des Gouverneurs. — Ein guter Missionar hatte seinen Mantel zu tief in das Blut der Reben getaucht und schwankte sichtbarlich unter der Last.

Am 28. wurde das Lager abgebrochen und wieder eingeschifft. Indes wir auf dem Presidio das Protokoll besiegelten, hatte Herr Kuskoff mit Vorwissen des Herrn von Kotzebue zwei Baidaren auf den Otternfang in den Hintergrund der Bucht ausgeschickt.

Am 29. reisten einerseits Herr Kuskoff früh am Morgen mit seiner Baidaren-Flotille nach Bodega, und andererseits später am Tage der gute Don Paolo Vicente de Sola nach Monterey. Dieser nahm unsere Briefe zur Beförderung nach Europa mit, die letzten, die unsere Freunde von der Reise aus von uns erhalten. Mit ihnen verschwand unsere Spur. Denn da wir im Spätjahr 1817 nach Kamtschatka nicht zurückgekehrt, hat man uns in Europa verloren geben müssen.

Am 30. ward alles Getier eingeschifft und Vegetabilien in der größten Fülle. Zugleich kamen eine unendliche Menge Fliegen an Bord, welche die Luft verdichteten. Frisches Wasser hatten wir eingenommen, was im hiesigen Hafen, zumal im Sommer, ein schwieriges Geschäft ist; ein Fäßlein Wein aus Monterey verdankten wir dem Gouverneur. Unsere Freunde vom Presidio speisten zu Mittage mit uns auf dem Rurik. Wir waren segelfertig.

Am 31. waren zum letzten Abschied unsere Freunde noch bei uns; einige von uns ritten nachmittags nach der Mission. Spät am Abend langte Herr John Elliot de Castro an, noch unschlüssig,

ob er von dem Anerbieten des Kapitäns Gebrauch machen werde oder nicht. Er entschied sich jedoch für das erstere.

Am 1. November 1816, am Allerheiligenfeste, morgens um 9 Uhr lichteten wir die Anker, während unsere Freunde in der Kirche waren. Wir sahen sie auf dem Fort ankommen, als wir eben vorbeisegelten. Sie zogen mit einem Kanonenschuß die spanische Flagge auf, wir gleichfalls die unsere. Sie salutierten uns zuerst mit sieben Kanonenschüssen, die wir Schuß für Schuß erwiderten.

Das Wasser des Hafens von San Francisco war in hohem Maß von sehr feinen Lichtpunkten phosphoreszierend, und merklich schimmernd entrollte sich auch die brandende Welle auf dem Strande der Küste außerhalb der Bucht. Ich habe das Wasser des Hafens mit dem Mikroskop untersucht und darin nicht häufige, ausnehmend kleine Infusorien beobachtet, denen ich dennoch bei dem Leuchten keine Rolle zuschreiben mag.

Wir schauten hier täglich dem Spiele der Nebel zu, die, vom waltenden Seewind ostwärts über das sonnenerhellte Land gewehet, zerflossen und sich auflösten. Besonders schön war das Schauspiel, welches sie uns bei der Abfahrt bereiteten, indem sie verschiedene Gipfel und Gegenden der Küste bald verhüllten und bald entschleierten.

Von Kalifornien nach den Sandwichinseln.

Erster Aufenthalt daselbst.

Wir waren am 1. November 1816 kaum aus dem Hafen, so empfing uns auf dem hohen Meer ein mächtiger Wind, der das Schiff dergestalt schaukelte, daß alte Matrosen und selbst der Kapitän seekrank wurden. Ich habe dieses Übel nie bezwungen, bin nie nach dem kürzesten Aufenthalt auf dem Lande wieder auf die See gekommen, ohne daran zu leiden; ich brauche nicht zu sagen, daß ich danieder lag. Die Fliegen wurden vom Winde weggeblasen, am andern Tage war keine mehr auf dem Rurik zu sehen. Wir sahen am 2. große Tange, am 3. Delphine, am 4. unter dem 31° N. B. den ersten Tropikvogel.

Das Meer war blau, der Himmel bedeckt, alles lebensleer wie in keinem andern Meerstriche. Keine andern Vögel als Tropik-

vögel. Ihr Flug ist hoch, ihr Geschrei durchdringend. Man hört sie oft, ohne sie sehen zu können; oft vernimmt man ihre Stimme zur Nacht.

Wir hatten noch zwischen den Wendezirkeln anhaltende S.- und S. W.-Winde. Abends oft Wetterleuchten im Süden. Einige Windstillen unterbrachen den Südwind, der immer aufs neue zu wehen anhub. Am 9. spielten und lärmten Delphine um unsern Kiel. Am 12. begleiteten uns morgens und abends ein paar Walfische (Physeter?).

Am 16. November (22° 34′ N. B., 104° 25′ W. L.) erreichten wir endlich den Passat.

Am 21. zeigten sich uns einige Berglinien von O-Waihi durch die Wolken.

Herr John Elliot de Castro aus gemischtem englischen und portugiesischen Blute entsprossen, war so klein, daß ich ihn nur mit dem Jean Paulschen kleinen Kerle vergleichen mag, der sich selber nicht bis an die Knie ging, geschweige denn längeren Personen. Es war ein frommer Katholik und setzte seine Hoffnung in ein Band von der Brüderschaft des heiligen Franciscus, welches er trug, und kraft dessen ihm ganz absonderlicher Indult zuteil werden sollte. Er war in Rio Janeiro verheiratet und daselbst als Chirurgus bei einem Hospital angestellt. Aber er war auch verliebt, und diese Leidenschaft hatte ihn in die weite Welt und in vieles Unglück getrieben. Er war nämlich in zwanzigtausend Piaster verliebt, zu deren Besitz er nicht gelangen konnte, und von denen er sprach mit einer ergreifenden Sehnsucht, mit einer Wahrheit und Tiefe der Empfindung, mit einer Hingerissenheit, die den wenigsten Musenalmanachsgedichten eigen sind. Seine Liebe war wirklich dichterisch; rührend war es, ihn zu sehen, wie er über den Bord des Rurik sich bog und dort in die blaue Ferne ein Segel sich log: „Ein Amerikaner! piasterbeladen vom Schleichhandel mit den Padres der spanischen Küste! Wir haben mehr Kanonen als er! wir können ihn kapern!“ — Es war aber nicht einmal das Schiff da. — Wie er einst Tabak in Buenos Ayres einzuschmuggeln versucht, war er daselbst in Gefangenschaft geraten. Bevor er das Glück bei Herrn Baranoff gesucht, der ihn nur zu einer zweiten Gefangenschaft unter den Spaniern verholfen, hatte er es zwei Jahre lang auf den Sandwichinseln erwartet, woselbst er mit den Perlen von Pearl-River einen Handel zu treiben versucht, der seiner Hoffnung nicht gelohnt. Er war indes Leibarzt des Königs Tameiameia geworden, der ihn mit Land beliehen hatte, und jetzt in seine dortige Familie heimkehrend, erwartete er seine

Besitzungen in gutem Stande zu finden und vertraute seinem alten Verhältnisse.

Der Umgang mit unserm Gaste während der Tage der Überfahrt war mir unschätzbar lehrreich. Wohl hatte ich, was über die Sandwichinseln geschrieben war, gelesen und hatte über deren jetzigen Zustand, besonders in Hinsicht des Handels, dessen Stapelplatz sie geworden sind, manche Notizen gesammelt. Hier aber hatte ich einen O-Waihier (Naja haore, Delphin der weißen Männer) vor mir, der mit und im Volke gelebt, der einer bestimmten Kaste angehört hatte, und dem ich die Sprache abhören und die Sitte abmerken konnte. Ich benutzte emsig die Gelegenheit; und wirklich kam ich, gut vorbereitet zu sehen und selbst der kindergleichen Sprache nicht ganz fremd, auf den Wohnsitz dieses anziehenden und damals seiner Eigentümlichkeit noch nicht abwendig gemachten Volkes. Gern und herzig stattet seinem wohlwollenden Lehrer, Herrn John Elliot de Castro, der gelehrige Schüler seinen besten Dank ab; aber ich habe ihm auch eine große Freude bereitet, denn ich habe ihm, als zufällig einmal das Gespräch auf die Gabe der Weissagung fiel, mit gehörigem Ernste und Nachdruck geweissagt, er werde als Ordensgeistlicher sein Leben in einem Kloster enden; und bei der Rührung, womit er das Wort auffaßte, sollte es mich keineswegs wundern, wenn die Prophezeiung selber den Grundstein zu deren Verwirklichung gelegt hätte.

Zu mir ist auch auf dieser Überfahrt ein Wort gesprochen worden, worüber ich mich herzig gefreut habe, und welches ich, vielleicht ruhmredig, hier verzeichnen will. Gegenstand des Tischgespräches war, wie gewöhnlich, das Land, welches zu sehen, das Volk, mit dem zu verkehren uns bevorstand. Wir hatten die Polynesier doch nur erblickt; hier sollten wir unter ihnen leben. Ich äußerte, wie gespannt dieses Mal meine Neugierde sei, und wie erwartungsvoll ich den neuen Eindrücken entgegengehe. Darauf versetzte Herr von Kotzebue, in der nicht verhehlten Absicht, mir etwas Demütigendes zu sagen, ich könne den Zusatz „dieses Mal" sparen; ich sei doch immer der, dessen Neugierde sich am gespanntesten zeige, und so erwartungsvoll sei keiner wie ich. — Ich wurde also, ich, der Älteste an Jahren, gescholten, der Jüngste zu sein an Sinn und Herz!

Ich fahre in meinem Reisebericht fort. Keine Seevögel hatten uns über dem Winde der Sandwichinseln das Land angesagt, und zwischen demselben sahen wir auch keine. Nur hoch in den Lüften der Tropikvogel, und nah' über dem Spiegel der Wellen der fliegende Fisch.

Wir richteten unsern Lauf nach der Nordwestspitze von O-Waihi,

um diese zu umfahren und, nach dem Rate von Herrn Elliot, Haul-hanna, Herrn Jung, in der Bai von Tokahai, Gebiet Kochala, zu sprechen, woselbst dieser in der Geschichte der Sandwichinseln rühmlichst bekannte Mann seinen Wohnsitz haben sollte. Herr Jung würde uns die nötigen Nachrichten über den jetzigen Zustand der Dinge und den Aufenthalt des Königs mitteilen. Dem Könige aber mußten wir uns vorstellen, bevor wir in den Hafen Hana-ruru, der weiter westwärts liegenden Insel O-Wahu einliefen.

In der Nacht zum 22. November und am Morgen dieses Tages enthüllten sich uns die Höhen der großartig in ruhigen Linien sich erhebenden Landmasse, über welche sich mittags und abends die Wolken senken. Noch sahen wir nur Mauna-kea, den kleinen Berg, welcher, wenngleich der kleinere, sich höher über das Meer erhebt als der Montblanc über die Täler, von welchen aus er gesehen werden kann. Die Nordküste am Fuße des Mauna-kea ist die unfruchtbarste der Insel.

Wir umschifften gegen Mittag das nordwestliche Vorgebirge von O-Waihi, fuhren durch den Kanal, der diese Insel von Mauwi trennt, und verloren den Passat unter dem Winde des hohen Landes. Wir hatten längs der Westküste von O-Waihi sehr schwache Land- und Seewinde und gänzliche Windstille.

Zwei Insulaner ruderten in der Gegend des Vorgebirges an das Schiff. Der auf das Verdeck stieg, beantwortete so scheu und zögernd die Fragen des ihm wohlbekannten Najas, daß dieser über das, was auf den Inseln geschehen sein möchte, Besorgnis schöpfte. Wir erfuhren indes, daß Haul-hanna mit den mehrsten Fürsten auf O-Wahu, und Tameiameia zu Karakakoa sich befinde. Das Kanot, welches an das Schiff angebunden war, und worin der andere O-Waihier sich befand, schlug um, und wir hatten Gelegenheit, die Kraft und Gewandtheit dieser Fischmenschen zu bewundern.

Wir sahen von der hohen See die europäisch gebauten Häuser von Herrn Jung sich über die Strohdächer der Eingebornen erheben. Der ganze Strand ist von den Ansiedelungen der Menschen bekränzt, aber schattenlos. Erst südlicher längs der Küste untermischen sich Kokospalmen den Häusern. Die Wälder, die an den Bergen eine hohe Zone einnehmen, steigen nicht zu Tale. Rauchsäulen stiegen in verschiedenen Gegenden des Landes empor.

Andere Kanots kamen an das Schiff; wir verkehrten mit mehreren Eingeborenen und vermochten einen weitgewanderten Mann, einen Mann des Königs, der in Boston, an der amerikanischen N.-W.-Küste und in China gewesen war, an unserm Bord zu bleiben und uns nach Karakakoa zu lotsen. Wir erfuhren, daß zwei ameri-

kanische Schiffe in Hana-ruru lägen, und vor Karakakoa ein drittes, welches, vom Sturme geschlagen, entmastet nach diesen Inseln gekommen. Wir erfuhren endlich, daß Russen der amerikanischen Handels-Kompanie das Reich mit Krieg zu überziehen gedroht und daß man die russischen Kriegsschiffe erwarte, welche die Drohung verwirklichen sollten.

Das waren die Umstände, unter welchen wir vor O-Waihi erschienen und uns glücklich preisen mußten, Herrn Elliot, den Leibarzt des Königs, an Bord zu haben, der Zeugnis von uns ablegen konnte.

Wir lagen die Nacht in vollständiger Windstille. Wir erfuhren am Morgen des 23., daß der König von Karakakoa nordwärts, uns näher, nach Tiutatua am Fuße des Wororai gekommen sei, sich aber daselbst nicht lange aufhalten werde. Herr Elliot ließ ihm Botschaft von uns und sich selber ansagen und den Wunsch des Kapitäns andeuten, Seine Majestät zu Tiutatua nicht zu verfehlen.

Wir kamen sehr langsam vorwärts. Am Abend ward ein Delphin harpuniert. Während der Nacht frischte der Wind, am Morgen des 24. waren wir vor Tiutatua. Das amerikanische Schiff fuhr eben unter allen Segeln in die Bucht. Der Kapitän ließ das kleine Boot aussetzen, worin er Herrn Elliot mit mir, Eschscholtz und Choris an das Land schickte. Wir begegneten einem Europäer, der in seinem Kanot fuhr; er trat in unser Boot über und geleitete uns.

Das Dorf liegt unter Palmbäumen anmutig am Seegestade. Hinter demselben steigt der Blick auf einem Lavastrom zu dem Riesenkegel des Wororai hinan. Zwei Morais standen mit ihren häßlichen Idolen auf einem Vorsprung des Lavastrandes.

Am Ufer war ein zahlreiches Volk in Waffen. Der alte König, vor dessen Wohnung wir landeten, saß auf einer erhabenen Terrasse, von seinen Weibern umringt, in seiner volkstümlichen Tracht, dem roten Maro (Schamgürtel) und der schwarzen Tapa (dem weiten, schönfaltigen Mantel von Bastzeuge). Nur Schuhe und einen leichten Strohhut hatte er von den Europäern erborgt. Den schwarzen Mantel tragen nur die Vornehmen; das färbende Harz verleiht dem Zeuge die Eigenschaft, nicht naß zu werden. Vor dem Könige sitzt jeder Untergeordnete niedriger als er, mit entblößten Schultern. Der alte Herr nahm seinen Arzt gern wieder auf, jedoch ohne überströmende Freude, und ließ sich von ihm über den friedlichen Zweck unserer Expedition belehren; dann richtete er an uns den Friedensgruß, drückte uns die Hand und lud uns ein, ein gebackenes Schwein zu verzehren. (Drei der hervorragenden Männer der alten Zeit, ich

rühme mich der Ehre, haben mir die Hand gedrückt: Tameiameia, Sir Josef Banks und Lafayette.) Wir verschoben die Mahlzeit bis zur Ankunft des Kapitäns; Eschscholtz und ich begehrten botanisieren zu gehen, während Choris blieb und den König zu zeichnen sich erbot. Tameiameia gab uns zu unserm Schutz einen Edeln seines Gefolges mit und warnte uns vor der großen Aufregung des Volkes. Dem Maler wollte er nur in europäischen Kleidern sitzen, nämlich in roter Weste und Hemdsärmeln, da er den Zwang des Rockes nicht ertragen mag. Er beauftragte Herrn Elliot, den Kapitän ans Land zu geleiten, und er sandte mit ihm zwei der vornehmsten Häuptlinge, von denen einer gleichsam als Geisel auf dem Schiffe bleiben sollte, bis er, der Kapitän, an seinen Bord zurückgekehrt sei.

Ich werde hier mit wenigen Worten über die Ereignisse berichten, die unserer Ankunft auf den Sandwichinseln zuvorgegangen waren.

Ein gewisser Doktor Scheffer, im Jahre 1815 als Schiffsarzt am Bord des Suwaroff, Kapitän-Leutnant Lasareff, zu Sitcha angelangt und daselbst im Dienste der amerikanischen Kompanie zurückgeblieben, war, vermutlich von Herrn Baranoff ausgesandt, anscheinlich zu wissenschaftlichen Zwecken auf die Sandwichinseln gekommen, wo er den Schutz des Königs genossen hatte. Der Doktor Scheffer hatte die verschiedenen Inseln bereist. Auf O-Wahu, wo zwei Schiffe der russisch-amerikanischen Kompanie (die Clementia und die Entdeckung) angelegt, war verschiedentlich gegen den König und gegen die Volksreligion gefrevelt worden. Die Russen hatten einen Morai entweiht und die Förmlichkeit der Besitznahme der Insel bei Aufziehung der russischen Flagge auf dem Lande vollzogen. Vermittelnde Europäer hatten das Blutvergießen verhindert, und die übermütigen Fremden hatten, gezwungen, sich einzuschiffen, mit Krieg und Eroberung gedroht. Welch ein Anteil der Schuld jenen Schiffen, welcher dem Doktor zuzuschreiben sei, bleibe unentschieden; die größere Erbitterung war gegen den Doktor. Gegenwärtig war derselbe auf den westlichen Inseln, deren König Tamarie er vermocht hatte, sich unter russischer Flagge gegen seinen Lehnsherrn Tameiameia zu empören.

Bekanntlich war zur Zeit der Eroberung Tameiameia, der ehedem selbständige König von Atuai und den westlichen Inseln, dem Gewaltigen zuvorgekommen, indem er sich ihm freiwillig unterworfen.

Das war der jetzige Stand der Dinge. Als wir im Spätjahr 1817 nach den Sandwichinseln zurückkamen, hatte auf diesem Schauplatz der Doktor Scheffer seine Rolle bereits ausgespielt; der König

von Atuai, dem er lästig geworden, hatte ihn weggewiesen und hatte aufs neue Tameiameia gehuldigt. Der Doktor Scheffer kam nach Petersburg, wo er mit abenteuerlichen Anschlägen und Ratschlägen kein Gehör gefunden zu haben scheint. Er tritt später als kaiserlich brasilianischer Werboffizier in Hamburg auf.

Wie ich mit Eschscholtz botanisieren ging, umringte uns eine mehr lachende als drohende Menge. Ein Häuptling, an seiner Haltung und seinem fast riesigen Wuchs nicht zu verkennen, schwang, wie wir den Weg gingen, den er kam, lachend seinen Wurfspieß gegen mich und drückte mir dann mit dem Friedensgruße „Arocha!" die Hand. Was er dabei sagte, mochte bedeuten: Habt ihr uns wieder einmal den Spaß verdorben? Wir dachten uns zu schlagen, und nun seid ihr gute Freunde!

Das dürre, ausgebrannte Feld hinter dem Dorfe bot dem Botaniker nur eine karge Ausbeute, und doch war es eine große Freude, hier die ersten Sandwicher Pflanzen zu sammeln. „Eine Cyperacee!" rief ich dem Doktor zu und zeigte ihm die Pflanze von ferne. „Küperake! Küperake!" fing unser Führer zu schreien an, indem er eine Handvoll Gras über den Kopf schwang und wie ein Hampelmann tanzte. So sind diese Menschen, fröhlich wie die Kinder, und man wird es wie sie, wenn man unter ihnen lebt. Nach dem, was ich in meinen Bemerkungen und Ansichten über die O-Waihier gesagt, bleibt mir nur übrig, sie selbst in kleinen Anekdoten und Zügen auftreten zu lassen.

Wir wurden in Erwartung des Kapitäns zu den Königinnen eingeführt, große, starke, fast noch schöne Frauen. Kahumann tritt schon unter Vancouver in der Geschichte auf. Sie lagen in einem Strohhause zusammen auf dem weich mit feinen Matten gepolsterten Estrich; wir mußten Platz unter ihnen nehmen. Fast unheimlich wurden mir, dem Neulinge, die Blicke, die meine Nachbarkönigin auf mich warf. Ich folgte Eschscholtz, der sich schon früher aus dem Hause geschlichen hatte. Ich erfuhr von ihm, seine Königin habe sich schon noch handgreiflicher ausgedrückt.

Unser Kapitän war angelangt. Der alte Held empfing ihn mit Herzlichkeit. Er verstand sehr wohl das Verhältnis und wußte es großartig, ehrfurchtgebietend und leicht zu behandeln. Herr Cook, ein Europäer, der sein Vertrauen besaß, und der jetzt erst von dem amerikanischen Schiffe, wohin er ihn gesandt hatte, zurückkam, diente ihm zum Dolmetscher. Er verhielt seinen Ingrimm gegen die Russen nicht, die seiner königlichen Gastfreiheit mit so schnödem Undank gelohnt; in uns aber, die wir, auf Entdeckung ausgesandt, mit jenen nichts zu teilen hatten, wollte er keine Russen sehen, sondern nur

die Söhne und Nachkommen Cooks und seines Freundes Vancouver. Wir seien keine Kaufleute, er wolle es auch gegen uns nicht sein; er werde für alle unsere Bedürfnisse Sorge tragen, frei, unentgeltlich. Wir brauchten dem Könige nichts zu geben, und wollten wir ihm ein Geschenk machen, so sei es nur nach Belieben. So Tameiameia, König der Sandwichinseln.

Unsere Gegengeschenke zeugten von unserer friedlichen Gesinnung. Zwei kleine Mörser mit den dazu gehörigen gefüllten Granaten und Pulver. Eisenstangen, die wir als Ballast hatten, und die ihm angenehm zu sein schienen, wurden für ihn zu Hanaruru ausgeschifft. — Er selbst erkundigte sich im Gespräche, ob wir ihm wohl etwas Wein ablassen könnten. Er erhielt ein Fäßlein guten Teneriffa von unserm Vorrat. Der Kapitän hatte zufällig etliche schöne Äpfel aus San Francisco mitgebracht. Er fand sie wohlschmeckend, erteilte sie zum Kosten den Häuptlingen um ihn und ließ die Kerne mit großer Sorgfalt sammeln. Auf den Wunsch, den Herr von Kotzebue aussprach, ließ Tameiameia sogleich einen Federmantel herbeiholen und überreichte ihm solchen für den Kaiser Alexander. Furchtlos und würdevoll schlug er ab, auf das Schiff zu kommen, da die jetzige Stimmung seines Volkes es ihm nicht erlaube. Wir statteten dem Reichserben Lio-lio einen Besuch ab. Ich kann dem, was ich in den Bemerkungen und Ansichten gesagt habe, nichts hinzufügen, obgleich die dort hauptsächlich nach Herrn Marini ausgesprochenen Weissagungen nicht in Erfüllung gegangen sind. Der Tisch war für uns in einem Hause, das im Umfang des königlichen Morai lag, auf europäische Weise gedeckt. Der König geleitete uns dahin mit seinen Häuptlingen, doch nahm weder er noch einer von ihnen Anteil an dem Mahle, das wir allein verzehrten. Unsere Matrosen wurden nach uns auf gleiche Weise bewirtet. Wir erfuhren später, daß mit diesem uns gereichten Mahle ein religiöser Sinn verbunden gewesen. Die wir, als Feinde angekündigt, als Freunde gekommen waren, aßen ein geweihtes Schwein an geweihter Stelle in dem Morai des Königes.

Nach uns speiste Tameiameia in seinem Hause allein, wobei wir ihm zuschauten, wie er uns selber zugeschaut hatte. Er aß nach altertümlicher Sitte. Gesottene Fische und ein gebackener Vogel waren die Gerichte, Bananenblätter die Schüssel, und der beliebte Tarobrei vertrat die Stelle des Brotes. — Die Diener brachten die Speisen kriechend herbei, die ein Vornehmerer ihm vorsetzte. Herr von Kotzebue spricht von der sonderbaren Tracht der Höflinge Tameiameias, die alle schwarze Fracks auf dem bloßen Leibe getragen. Ich kann mich nur erinnern, ein einziges Mal auf den Sandwichinseln dieses Kostüm

gesehen zu haben, welches keineswegs so allgemein war und auch dem Auge des Künstlers nicht aufgefallen ist. Vergleiche Choris' „Voyage pittoresque".

Tameiameia behielt Herrn Elliot um sich, von dem nach O-Wahu begleitet zu werden uns wohl erwünscht gewesen wäre. Er gab uns als Geleitsmann und Überbringer seiner Befehle in unserm Betreff einen Edeln geringeren Ranges mit, der seines völligen Vertrauens genoß. Er ließ diesen Mann, Namens Manuja, von zehn Meilen herkommen, weshalb er auch spät eintraf. Der Rurik war unter Segel geblieben. Wir hatten bereits Signalschüsse abgefeuert, Raketen abgebrannt und Laternen aufgezogen, als Herr Cook unsern Schutzmann abends um 8 Uhr an Bord brachte.

Wir nahmen mit einem schwachen Landwind unsern Kurs nach O-Wahu. Die aufgehende Sonne fand uns am 25. im Angesicht von O-Waihi und Mauwi. Der Wind hatte uns verlassen. Es war ein schöner Morgen. Größe, Ruhe und Klarheit. Luft und Meer klar und ruhig; rein und wolkenlos die groß und ruhig gezeichneten Höhen beider Inseln. Herr von Kotzebue benutzte den Moment, die Höhen der Berge beider Inseln zu messen.

Zu Nacht erhob sich der Wind, wir hatten den Passat wieder gewonnen. Wir sahen die Feuer der Insel Tauroa brennen. Wir segelten am 26. schnell längs der Inselkette und südlich von derselben vorwärts. Ein paar Walfische (Physeter) spritzten nicht fern von uns ihre Wasserstrahlen. Manuja lag seekrank auf dem Verdecke, und sein Dienstmann war kaum imstande, ihm Hilfe zu leisten. Auch Manuja hatte die Kerne der Äpfel, die er bei uns gegessen, sorgfältig gesammelt und verwahrt. Wir lavierten die Nacht in Ansicht der Insel O-Wahu.

Wir gelangten am 27. November in den Mittagsstunden vor den Hafen von Hana-ruru. Manuja fuhr mit dem ersten Kanot, welches sich zeigte, ans Land, und bald kam ein königlicher Lotse, ein Engländer, Herr Herbottel, heraus, der uns die Anker außerhalb des Riffes werfen ließ, da jedes einlaufende Schiff während der Windstille, die hier regelmäßig vor Sonnenaufgang eintritt, in den Hafen bugsiert werden muß.

Der Kapitän fuhr, sobald der Rurik vor Anker lag, an das Land. — Ein amerikanischer Scunner, der Traveller aus Philadelphia, Kapitän Wilcoks, ging eben unter Segel. Wir sahen über die Brandung hinüber zu der anmutigen Stadt, die, von schlanken Kokospalmen beschattet, aus O-Waihischen Strohdächern und europäischen Häusern mit weißen Mauern und roten Dächern besteht. Sie unterbricht die sonnige Ebene, die den Fuß des Gebirges um-

säumt. Der Wald, der die Höhen bekleidet, senkt sich auf ihren Abhängen tief herab. Zwei Schiffe lagen im Hafen, beide gehörten dem Herrn der Inseln. Ein Dreimaster, der bald den Namen der Frau von Kareimoku erhalten sollte, und der am 29. morgens, mit Taro beladen, nach O-Waihi unter Segel ging. Das zweite, nach Tamaiamaias edelster Gattin die Kahu-manu genannt, eine kleine elegante, schnellsegelnde Brigg, die, in Frankreich zum Kaperschiff gebaut, ursprünglich La grande guimbarde geheißen und, von den Engländern genommen, den Namen „Forester" erhalten hatte. — Die Kahu-manu feuerte als Wachtschiff bei Sonnenuntergang den üblichen Retraitenschuß ab.

Der Kapitän kam an Bord zurück, nicht eben erfreut von dem Empfang, der ihm geworden. Noch war das Volk gegen die Russen in Aufregung und bei dem Gouverneur hatte er dasselbe Vorurteil zu bekämpfen gehabt. Herr Jung war ihm hilfreich gewesen. Der Gouverneur Karaimoku, den die Engländer Pitt nennen, auf den Sandwichinseln der Nächste nach dem Könige, hatte ihm jedoch versprochen, die Befehle, die er im betreff seiner von Tameiameia erhalten, pünktlich zu vollziehen.

Am 28. um 6 Uhr des Morgens riefen wir verabredetermaßen durch einen Kanonenschuß die Kanots herbei, die uns in den Hafen bugsieren sollten. Der Lotse und acht Doppelkanots, jeder unter der Führung des Eigners von sechszehn bis zwanzig Mann gerudert, kamen heran. Herr Jung fuhr an ihrer Seite in einem kleinen Kanot. Der Anker ward gelichtet, und spielend, lachend und lärmend führten die Sandwicher in guter Ordnung und mit einer Gewalt, die unsere Seeleute bewunderten, den Rurik dahin. Wir fuhren nach dem Log drei Knoten. Wir ließen unter den Mauern der Festung die Anker fallen, und Herr Jung kam an Bord, Bezahlung für den Dienst einzufordern, den nicht Leute des Königs uns geleistet hatten.

Ich kann das erste, was uns wie jedem Fremden auf dieser Insel entgegentrat, mit Stillschweigen nicht übergehen: die allgemeine, zudringliche, gewinnsüchtige Zuvorkommenheit des andern Geschlechtes, die ringsher uns laut zugeschrienen Anträge aller Weiber, aller Männer namens aller Weiber.

Die Scham scheint mir dem Menschen angeboren zu sein, aber die Keuschheit ist nur nach unsern Satzungen eine Tugend. In einem der Natur näheren Zustande wird erst das Weib in dieser Hinsicht durch den Willen des Mannes gebunden, dessen Besitztum es geworden ist. Der Mensch lebt von der Jagd. Der Mann sorgt für seine Waffen und für den Fang, er ernährt die Familie. Der

Waffenfähige herrscht rücksichtslos im Gebrauche seiner Übermacht, das Weib dient und duldet. Er hat gegen den Fremden keine Pflicht; wo er ihm begegnet, mag er ihn töten und sein Besitztum sich aneignen. Ob er des Getöteten Fleisch zur Speise benutzt oder verwesen läßt, ist unerheblich. Schenkt er aber dem Fremdling das Leben, so schuldet er ihm fürder, was zu dem Leben gehört; das Mahl ist für alle bereitet, und der Mann bedarf eines Weibes.

Auf einer höheren Stufe wird die Gastfreundschaft zu einer Tugend, und der Hausvater erwartet am Wege den Fremdling und zieht ihn unter sein Zelt oder unter sein Dach, daß er in seine Wohnung den Segen des Höchsten bringe. Da macht er sich auch leicht zur Pflicht, ihm sein Weib anzubieten, welches dann zu verschmähen eine Beleidigung sein würde.

Das sind reine, unverderbte Sitten.

Diesem Volke der Lust und der Freude — o könnt' ich doch mit einem Atemzuge dieser lauen, würzigen Luft, mit einem Blicke unter diesem licht- und farbreichen Himmel euch lehren, was Wollust des Daseins ist! — diesem Volke, sage ich, war die Keuschheit als eine Tugend fremd; wir haben Hab- und Gewinnsucht ihm eingeimpft und die Scham von ihm abgestreift. — Schon auf der nördlichen Küste der Insel, durch das Gebirge von der verderbten Hafenstadt abgesondert, wähnte ich mehr patriarchalische, unbescholtenere Sitten zu finden.

Ich machte schon an diesem ersten Tage die Bekanntschaft von Herrn Marini (Don Francisco de Paulo Marini, der von den Eingebornen Manini genannt wird). Er kam mir nicht übereilt entgegen, aber ich fand ihn stets hilf- und lehrreich, wo ich seiner bedurfte; und er hat, mit Geist und Blick den Punkt treffend, den ich suchte, mich das Beste gelehrt, was ich über diese Inseln weiß. Marini war noch sehr jung, als er in einem Hafen der amerikanisch-spanischen Küste, ich glaube zu San Francisco Kaliforniens, mit Früchten und Gemüsen auf ein Schiff geschickt ward, das im Begriff stand, auszulaufen. Die Matrosen ließen den Knaben trinken, er schlief ein; sie verbargen ihn. — Das Schiff war auf hoher See, als erwachend er hervorkam. Der Wurf, der sein Schicksal entschied, war geschehen. Auf den Sandwichinseln ans Land gesetzt, wurde er auf denselben zu einem Häuptling von Ansehen, der als betriebsamer Landwirt unablässig mit den Arten nutzbarer Tiere und Pflanzen, die er einführte, neue Quellen des Wohlstandes aus dem Boden stampft und als betriebsamer Handelsmann die zahlreichen Schiffe, die hier verkehren, mit allen ihren Bedürfnissen versorgt. Er versteht namentlich, unter diesem heißen Himmel das Fleisch auf das Dauerhafteste

einzusalzen, was die Spanier in der neuen Welt für unmöglich erklären. Manini schien sich als unabhängiger Mann von dem Könige fern zu halten und nicht in dessen Gunst zu stehen. Er lebte mehr der Handelswelt. Ich war glücklich zu preisen, daß ihn jetzt keine Schiffe beschäftigten. Im ersten Gespräch, das ich mit ihm hatte, fiel mir eine Äußerung von ihm auf. Es war von den neuesten Zeitereignissen die Rede und von Napoleon. Der, sagte er, hätte in unserm spanischen Amerika getaugt. Solches Wort hatte ich noch aus keines Spaniers Munde gehört.

Ich machte die erste botanische Exkursion, bestieg den ausgebrannten Vulkan hinter der Stadt, drang berghinan in den Wald und kam über das Tal zurück, das durch kunstreiche Bewässerung für die Kultur der Taro gewonnen ist. Ich lernte die Kühlung der Bergtäler kennen und die erhöhte Temperatur, die einen empfängt, sobald man aus denselben auf den sonnigen Saum der Insel hervortritt.

Der ich täglich die Gegend durchschweifte und das Gebirge, werde meine einsamen Spaziergänge nicht weiter beschreiben, aber hier etliche der kleinen Abenteuer, die mir auf denselben zustießen zusammentragen.

Über Ströme und Flüsse führt keine Brücke; ist man doch froh, die Gelegenheit zu einem Süßwasserbad zu haben, welches von den Anwohnern des Meeres ebenso geschätzt und begehrt wird, wie von uns Mittelländern das Seebad. Man wird auch allerorten auf jede sich darbietende Gelegenheit aufmerksam gemacht, und: „Willst du baden?“ ist eine Frage, die man bald erlernt hat.

Ich hatte mich ausgezogen, um den Strom, der hinter Hana-ruru sich in den Hafen ergießt, zu durchwaten, und das Wasser ging mir kaum über die Knie, als ich ein leichtes Kanot an mich heranrudern hörte und ein großes Gelächter vernahm. Es war eine Dame, anscheinlich von der ersten Kaste, die mich hier zu necken, sich ergötzte. Ich war wie ein unschuldiges Mädchen, daß ein Flegel sich den Spaß macht im Bade zu beunruhigen.

Bei einer weiteren Exkursion, auf welcher mich ein Führer geleitete, ging der Weg durch ein breites, ruhiges Wasser. Der O-Waihier stieg vor mir hinein und ging hinüber; das Wasser stieg ihm nicht bis an die Brust. Ich geriet auf den Einfall, ich, der ich eigentlich nicht schwimmen kann, hinüberschwimmen zu wollen. Ich versuchte es, und siehe! das Wasser trug mich, und ich kam ordentlich vorwärts.

Ich war außerordentlich mit mir zufrieden und dachte, es ist auch gut, den Leuten zu zeigen, daß, wenn gerade kein Meister in

dieser Kunst, man doch derselben nicht ganz fremd ist. Da weckte mich ein unendliches Gelächter, das laut und lauter vom Ufer erscholl, aus meinem Traum. Wie ich mich umsehen konnte, um zu erkundigen, was da vorging, gewahrte ich, daß sich das Ufer dicht mit Menschen bekränzt hatte, die herbeigelaufen waren, um über den kuriosen Kanaka haore (den weißen Mann) zu lachen, der, anstatt wie ein vernünftiger Mensch durchs Wasser zu gehen, sich eine ungeheure Mühe gab, seine Ungeschicktheit zur Schau zu geben. Aber das Lachen hat hier nichts Feindseliges. Lachen ist das Recht des Menschen; jeder lacht über den andern, König oder Mann, unbeschadet der sonstigen Verhältnisse. — Andere Anekdoten werden an ihrem Ort den Satz erläutern.

„Arocha!" ist der Friedensgruß, den jeder jedem bietet, und der mit gleichem Gegengruße erwidert wird. Auf jedes „Arocha!" das einem zugerufen wird, antwortet man „Arocha!" und zieht seines Weges, ohne sich umzusehen. Als ich einst botanisieren ging und von Hana-ruru meinen Weg nach den Taropflanzungen genommen hatte, fiel es mir auf, daß, wo schon die Häuser zu Ende waren, das Grüßen noch kein Ende nahm, und war doch auf dem freien Felde links und rechts niemand zu sehen. „Arocha!" ward mir in allen Tönen unablässig nachgerufen, und ich erwiderte treuherzig jeden Gruß. Ich sah mich unvermerkt um und ward gewahr, daß ich einen Troß Kinder hinter mir her nachzöge, die es belustigte, den Kanaka haore sein „Arocha!" wiederholen zu lassen. Wartet nur! meinte ich; und ich zog mit großer Geduld begrüßt und gegengrüßend den Schwarm mir nach bis in die Tarofelder, über Gräben, Gehege, Wasserleitungen und Erdwälle. Da kehrte ich mich unversehens um und lief mit erhobenen Armen und entsetzlichem Geheul auf sie zu; sie, im ersten Schrecken, ergriffen die Flucht und stürzten übereinander in die Wasserbehälter. Ich lachte sie aus, sie lachten, und wir schieden als Freunde: „Arocha!"

Auf einer Wanderung durch das fruchtreiche Tal hinter Hana-ruru fand ich einst am Rande eines der Wasserbehälter, worin der Taro gezogen wird, ein schönes Gras, welches ich mich nicht erinnerte gesehen zu haben, und wovon ich mir gleich Exemplare ausriß. Bei dem Geschäfte traf mich ein O-Waihier an, der darob mich ausschalt und pfändete, und den ich nur mit Mühe beschwichtigen konnte. Ich erzählte Herrn Marini das Ereignis und zeigte ihm das Gras. Der Mann war sein Pächter, und das Gras war der Reis, der, nachdem manche frühere Versuche mißglückt, endlich in diesem Jahre zuerst auf diesen Inseln gegrünt hatte. — Mag mancher Botaniker mich auslachen, dem es vielleicht nicht

besser ergangen wäre. Auch ich hätte Oryza sativa im Herbario nicht erkannt.

Bezeichnend mag sein für die hiesige Pflanzenwelt, worin die baumartigen Riesenlianen Brasiliens meist nur durch krautartige Winden- und Bohnenarten vertreten werden, die ihre Netze über das niedrige Gebüsch ausspannen, daß ich einmal im Gebirg abseits vom Pfade in so ein Netz geriet und, wie ich weiter vordringen wollte, endlich gewahr wurde, daß ich bereits über den Absturz des Felsen hinaus in einer Hängematte über dem Abgrund schwebte.

Am 29. November wurden wir zuerst nach dem Befehle Tameiameias versorgt. Wurzeln und Früchte, wie sie das Land nur hervorbringen mag, wurden uns in Überfluß gereicht, und die Schweine, die man uns lieferte, waren so groß, daß wir kaum die Hälfte verzehren konnten; die übrigen wurden teils eingesalzen, teils lebendig mitgenommen.

Der Kapitän unternahm an diesem Tage, den Plan des Hafens von Hana-ruru aufzunehmen, und ließ zu dem Behufe Chramtschenko Signalstangen mit Flaggen auf verschiedenen Punkten einpflanzen. Diese Flaggen erinnerten das Volk an jene Flagge, die bei der Besitznahme aufgezogen worden war, und nun griff alles zu den Waffen, sich das Fest einer Schlacht versprechend, denn waffenlustig ist dieses fröhliche Volk, und es entbehrt schon lange dieser Lustbarkeit. Haulhanna, der zum Glücke früh genug berichtet ward, schlug sich ins Mittel, beschwichtigte Kareimoku, kam selbst an das Schiff, den Kapitän zu warnen, und ward unser guter Engel. Alles Flaggenartige verschwand sofort, und der Krieg ward abgesagt.

Am 30. November stellten sich auf die Einladung des Kapitäns Kareimoku und die vornehmsten Häuptlinge, Teimotu, Bruder der Königin Kahu-manu, Haul-hanna und andere zum Mittagessen auf dem Rurik ein. Kareimoku war herzlich und brachte dem Kapitän den Friedensgruß. Die Herren waren alle in europäischer Tracht, wenn nicht alle nach der neuesten Mode, so doch alle sehr anständig. Man setzte sich zu Tisch und ihr Benehmen kann für ein Muster der Schicklichkeit und guten Sitte gelten. Wir hingegen, wir waren die Ungeschickten, die Tölpel; denn es ist doch wohl gesellige Pflicht, sich nach den Sitten und Bräuchen derer, die man bewirten will, zu erkundigen und sich in notwendigen Dingen danach zu richten. Aber das Schwein, das wir den Herren vorsetzten, war nicht im Morai geweiht worden, und so war es nicht (um mich europäisch auszudrücken) kauscher, und nichts von allem war kauscher, was am selben Feuer mit ihm gekocht und gebraten worden. Ein Stück Zwieback und ein Glas Wein war das einzige, was sie genießen

durften. Sie mußten nüchtern uns essen sehen, ohne sich einmal mit uns unterhalten zu können; das war unsere Bewirtung. Sie aber benahmen sich dabei besser, als wir uns vielleicht an ihrer Stelle benommen hätten, und ließen den guten Willen für die Tat gelten. Kareimoku trank ein Arocha dem Kaiser von Rußland zu; ein Arocha ward dem Tameiameia dargebracht und wir waren gute Freunde.

Die Frauen indes, deren einige mitgekommen waren, (das Tabu ist auf Schiffen minder streng als auf dem Lande, wo sie unter Todesstrafe das Speisehaus der Männer nicht betreten dürfen), — die Frauen, sage ich, tranken indes Wein und betranken sich, was ein O-Waihier von Stand nie tun wird.

Das von Choris gemalte sehr ähnliche Bild von Tameiameia machte ein ausnehmendes Glück. Alle erkannten es, alle hatten Freude daran. — Ich werde einen Zug nicht vergessen, welchen man vielleicht für die Sitten dieses Volkes bezeichnend finden wird. Der Maler hatte in sein Zeichenbuch neben den König ein Weib aus der Mittelklasse gezeichnet. Herr Jung, dem zuerst das Blatt gezeigt wurde, fand diese Nachbarschaft dergestalt bedenklich, daß er unserm Freunde riet, die zwei Porträts entweder zu trennen oder gar nicht sehen zu lassen. Demgemäß ward das Blatt durchgeschnitten, bevor das Bild des Königs andern O-Waihiern gezeigt wurde. Von diesem sehr gelungenen Porträt teilte Choris hier etliche Kopien aus. Wie wir im nächsten Jahre nach Manila kamen, hatten sich bereits die amerikanischen Kaufleute dieses Bildes bemächtigt und hatten es in den chinesischen Malerfabriken für den Handel vervielfältigen lassen. Choris hat ein Exemplar der chinesischen Ausgabe nach Europa mitgebracht.

Am 30. November fing mit Sonnenuntergang die Feierlichkeit eines Tabu-pori an, um mit dem Sonnenaufgang des dritten Tages zu endigen. Begierig, den heiligsten Mysterien des O-Waihischen Kultus beizuwohnen, wandte ich mich an Kareimoku, der ohne alle Schwierigkeit mich einlud, und dessen Gast ich auf die Dauer des Festes im Heiligtume des Morai wurde. Er verließ gegen vier Uhr das Schiff, und ich stellte mich vor Sonnenuntergang bei ihm ein. —

Ich habe die Details der Liturgie und der heiligen Bräuche, die man übrigens bei älteren Reisenden genau beschrieben findet, nicht aufgezeichnet; aber eins kann ich sagen: gegen die Lustigkeit, mit der sie vollzogen wurden, könnte die Lustbarkeit eines unserer Maskenbälle für ein Leichenbegängnis angesehen werden. Die religiösen Handlungen füllen nur einzelne Stunden aus. Wie bei der katholischen Liturgie fällt das Volk stellenweise in den Gesang der

fungierenden Priester ein. Die Zwischenzeiten gehören der fröhlichsten Unterhaltung und es werden gute Mahlzeiten abgehalten, wobei ich allein nach europäischer Art bedient wurde und gebackenen Taro anstatt des üblichen Breies bekam. — Zur Mahlzeit wie zur Unterhaltung liegt man in zwei Reihen auf dem mit Matten belegten Estrich, mit dem Kopfe nach dem trennenden Mittelgang, auf den die Türe stößt. Die Gerichte werden auf Bananenblättern aufgetragen, man führt die Speisen mit den Händen zu dem Munde, und der zähe Tarobrei, der das Brot vertritt, wird von den Fingern abgeleckt. Waschwasser wird vor und nach der Mahlzeit gereicht. Zur Nacht geben Fackeln von Kokuinüssen (Aleurites triloba), die auf Stäbchen eingefädelt sind, ein sehr helles Licht. Dieses alles im Morai nicht anders als zu Hause. Wer aus dem heiligen Bezirke sich entfernen will, wird von einem Knaben begleitet, der jeglichem zur Warnung ein kleines weißes Fähnlein führt. — Ein Weib, das man berühren würde, müßte sogleich getötet werden; ein Mann müßte sich nur im Morai der gleichen Absonderung unterwerfen.

Choris hat in seinem „Voyage pittoresque", T. V.—VIII., die Idole eines Morai zu O-Wahu abgebildet. Der Typus, der sich in den Figuren VI. 4, VII. 3 und 4, VIII. 1 und 3 wiederholt, ein gleichsam hieroglyphischer, scheint mir der altertümliche, volkstümliche zu sein. Die mit roten Federn bekleidete Figur von Korbgeflechte, die im Allerheiligsten des Morai verwahrt, bei den Bräuchen des Tabu-pori zum Vorschein kommt, trägt diesen selben Typus. Der weite Mund ist mit wirklichen, ich glaube Hundezähnen umzäunt. Ein paar Jünglinge brachten mir in einer Zwischenzeit die Figur, damit ich sie näher betrachten könne. Begierig, die Grenze des mir Erlaubten zu erkunden, fühlte ich der Göttergestalt auf den Zahn, worauf mit einer plötzlichen Wendung derjenige, der die Figur trug, sie meine Hand verschlingen ließ. Natürlicherweise zog ich überrascht die Hand schnell zurück, und sie erhoben ein unmäßiges Gelächter.

Die Bräuche, die ich noch gesehen, werden auf diesen Inseln nicht mehr vollführt, und die Sprache der Liturgie soll verhallen. Keiner wohl hat daran gedacht, zu erforschen und der Vergessenheit zu entziehen, was dazu beitragen könnte, das Verständnis der Äußerlichkeiten des Gesetzes dieses Volkes zu eröffnen, Licht in seine Geschichte, vielleicht in die Geschichte der Menschen zu bringen und die großen Rätsel, die uns Polynesien darbietet, aufzulösen. Wahrlich, es hätte durch die Romanzoffische Expedition Preiswürdiges für die Wissenschaft gewonnen werden können, wenn sie einem gradsinnigen, eifrigen Forscher einen Aufenthalt von einem Jahre

auf diesen Inseln gegönnt hätte! Aber man fährt wie eine abgeschossene Kanonenkugel über die Erde dahin, und wenn man heimkommt, soll man rings ihre Höhen und Tiefen erkundet haben. — Als ich gegen den Kapitän mich erbot, hier bis zu der Rückkunft des Rurik zu bleiben, erhielt ich zur Antwort, er wolle mich nicht halten; es stehe bei mir, von der Expedition abzutreten, wann es mir gefiele.

Am 4. Dezember veranstaltete Kareimoku für uns ein Hurrahurra oder Tanzspiel, und ein zweites am 6. Dezember. Wahrlich, seit ich wiederholt die widrigen Verrenkungen anzuschauen mir Gewalt angetan habe, die wir unter dem Namen Ballettanz an unsern Tänzerinnen bewundern, erscheint mir, was ich in meinen Bemerkungen und Ansichten von der Herrlichkeit jenes Schauspieles gesagt habe, blaß und dem Gegenstande nicht entsprechend! Wir Barbaren! wir nennen jene mit Schönheitssinn begabten Menschen „Wilde", und wir lassen das Ballett den beschämten Dichter und den trauernden Mimen aus den Hallen verdrängen, die wir der Kunst geweiht zu haben uns rühmen. — Ich habe es immer bedauert und muß hier mein Bedauern wiederholt ausdrücken, daß nicht ein guter Genius einmal einen Maler, einen zum Künstler Berufenen, nicht nur so einen Zeichner von Profession, auf diese Inseln geführt. — Es wird nun schon zu spät. Auf O-Taheiti, auf O-Waihi verhüllen Missionshemden die schönen Leiber, alles Kunstspiel verstummt, und der Tabu des Sabbaths senkt sich still und traurig über die Kinder der Freude.

Ein Zeichen muß ich geben, daß ich unbestochen rede. Am 4. tanzten drei Männer, am 6. eine Schar von Mädchen, darunter viele von ausnehmender Schönheit. Nicht diese haben auf mich den bleibenden Eindruck gemacht, nein, die Männer, die kunstreicher waren, und von denen doch der erste nicht einmal schön unter den Seinen zu nennen war. Man sehe übrigens die zwei schlechten Blätter nicht an, die Choris' Atlas verunzieren. Das Tanzen läßt sich nicht malen, und was er hier gemalt hat, möge ihm der Genius der Kunst verzeihen.

So hingerissen und freudetrunken, wie die O-Waihier von diesem Schauspiel waren, habe ich wohl nie bei einem andern Feste ein anderes Publikum gesehen. Sie warfen den Tänzern Geschenke, Zeuge, Juwelen zu.

Ich werde hier Geringfügiges berichten, doch tritt in dem Kinde der Charakter des Volkes hervor. Bei dem Tanz der Männer unter den Kokuspalmen war mir ein Knabe sehr hinderlich, der vor mir stand und mir auf die Füße trat. Ich schob ihn unsanft von mir;

er sah sich grimmig nach mir um, und ich las auf seinem verfinsterten Gesichte, daß ich einer Menschenseele weh getan habe. Ich entgegnete ihm mit einem erboßten Gesichte und der Pantomime des Wurfspießschwingens, als habe ich ihn zum Gegner und ziele nach ihm. Da war der Junge versöhnt und lachte mich an; hielt ich ihn für waffenfähig und mir gewachsen, so war es gut; aber sich stoßen und treten lassen, das wollte er nicht.

Ein anderes Schauspiel war uns verheißen — das Schauspiel volkstümlicher Waffenübungen von Fürsten und Edeln, einer Scheinschlacht, die, nicht ohne Gefahr, bei der raschen Leidenschaftlichkeit dieses Volkes leicht zu einer wirklichen werden kann. Die Waffe ist, wie man weiß, der Wurfspieß, der nicht mit erhobenem Arm, wie von den Griechen, sondern mit gesenktem, längs der Erde, den Rücken der Hand einwärts, den Daumen nach hinten, geschwungen und von unten auf geschleudert wird. Die Fürsten tragen bei diesem Waffenspiel den Federmantel.

Dieses Schauspiel versäumt zu haben, ist in meinem Leben ein unersetzlicher Verlust. Es sollte am 7. stattfinden und ward ausgesetzt. Am 8. unternahm der Kapitän nach der Gegend von Pearl-River eine Jagdpartie, auf welcher er zwei Tage zubringen sollte. Ich benutzte diese Zeit zu einer Exkursion quer durch die Insel nach der Nordküste derselben. Kareimoku hatte mir zwei seiner Leute mitgegeben und mir in den Orten, wo ich einkehren sollte, einen gastlichen Empfang bereitet. Ich erstieg durch das Tal, welches hinter Hana-ruru liegt, den Kamm des Gebirges da, wo er sich zu dem niedrigsten Col senkt. Den steil der Nordküste zugekehrten Absturz kletterte ich, wie man schon in der Schweiz tun lernt, mit nackten Füßen hinab. Ich übernachtete unten und kam über einen westlichern, viel höheren Bergpaß und durch ein anderes Tal am Abend des 9. nach Hana-ruru zurück. Da war das Waffenspiel, das an diesem Tage stattgefunden, bereits zu Ende.

Manuja hatte eifrig, pünktlich und liebevoll die Aufträge seines Herrn befolgt, das Holzfällen und Heranbringen besorgt usw. Er wurde hinwiederum beauftragt, dem Könige, was noch für ihn bestimmt war, zurückzubringen. Er selber wurde reichlich beschenkt.

Am 13. Dezember waren wir reisefertig. Ich bemerke beiläufig, daß die Europäer auf den Sandwichinseln die Zeitrechnung von West in Ost über Kanton erhalten haben, so daß wir, die wir die Zeit von Ost in West mitbrachten, einen Tag gegen sie im Rückstand waren, wie in Kamtschatka und den russischen Ansiedelungen der Fall gewesen war. Derselbe Unterschied fand zwischen Nachbarn, San Francisco und Port Bodega, statt. Wenn man sich mit dem

alten und dem neuen Kalender, der Zeitrechnung von Osten her und von Westen her, der Zeit von Greenwich und der von dem Schiffe, der mittlern und der wirklichen Zeit, der Sonnenzeit und der Sternenzeit, dem astronomischen Tag usw. abzufinden hat, so ist es nicht leicht zu sagen, was es an der Zeit ist. Ich rechne bis zur Vollendung des Kreises die Längengrade West von Greenwich und die Tage nach dem neuen Kalender und nach fortlaufender Schiffsrechnung.

Am 14. Dezember 1816, morgens um 6 Uhr, forderten wir durch einen Kanonenschuß den Lotsen, der mit etlichen Doppelkanots herbeikam. Wir wurden aus dem Hafen herausbugsiert. Kareimoku kam an Bord. Wir salutierten die königliche O-Waihische Flagge, die über dem Fort wehte, mit sieben Schüssen, die das Fort Schuß für Schuß erwiderte. Sodann salutierten uns das königliche Wachtschiff, die Kahu-manu, mit sieben Schüssen, die wir wiederum mit gleicher Anzahl erwiderten. Um 8 Uhr waren wir aus dem Hafen; Kareimoku und seine Begleiter nahmen von uns zärtlichen Abschied. Als sie sich in ihre Kanots wieder eingeschifft und von uns abstießen, salutierten sie uns mit einem dreimaligen Hurra, das wir gleicherweise erwiderten.

Abfahrt aus Hana-ruru. Radack.

Am 14. Dezember 1816 aus dem Hafen von Hana-ruru ausgesegelt, hatten wir drei Tage lang schwache, spielende Winde und Windstille. Walfische (Physeter) wurden in der Ferne gesehen, am 16. ward eine Seeschwalbe (Sterna stolida) auf dem Schiffe gefangen.

Der Wind stellte sich am 17. ein und brachte uns schnell vorwärts. Am 19. hatten wir Regen. Am 21. und 22. suchten wir vergeblich unter dem 17. Grad nördlicher Breite Inseln, die vom Kapitän Johnstone im Jahre 1807 gesehen worden; Pelikane und Fregatten umschwärmten uns in großer Menge. Wir setzten unsern Kurs nach S. W. fort. Wir fuhren vor dem Winde bei sehr lästigem Schwanken des Schiffes und schnellem Laufe. Die Seevögel begleiteten uns. Der Horizont hatte nicht seine gewöhnliche Klarheit. Wir suchten vom 26. bis zum 28. unter dem 11. Grad nördlicher Breite die Insel San Pedro, ohne dieselbe zu entdecken. Zeichen

von Land vermochten uns, die Nacht zu lavieren. Am 29. sahen wir Delphine, fliegende Fische, Treibholz. Die Zahl der Vögel verringerte sich. Vom 28. an steuerten wir westwärts zwischen dem 9° und 10° N. B., um die Mulgravesinseln aufzusuchen; wir lavierten meist während der Nacht. In der Nacht vom 30. zum 31. stellte sich ein Landregen ein, welcher den ganzen Tag anhielt. Ein Stück Holz, worauf sich eine Schnepfe niedergesetzt hatte, trieb am Morgen am Schiffe vorbei. Man hatte schon zu Nacht Schnepfen gehört. Der Wind war viel gemäßigter geworden. Am 1. Januar 1817 hatten wir bereits einen nördlichern Kurs eingenommen, um die im vorigen Jahre gesehenen Inselgruppen aufzusuchen, als in den Nachmittagsstunden Land gesehen ward.

In dieser Zeit der Reise hatten sich die Lichtschaben (Blatta germanica) auf eine furchtbare Weise auf dem Rurik vermehrt und vergegenwärtigten uns eine der ägyptischen Plagen. Es hat etwas Unheimliches, etwas Wundergleiches, wenn die Natur einer solchen untergeordneten Art, deren Individuum als ein unmächtiges Nichts erscheint, durch die überwuchernde Anzahl derselben, durch das Gedeihen aller Keime und durch die Verwandlung alles organischen Stoffes in sie zu einer unerwarteten Übermacht verhilft. Dem Menschen verborgen, entziehen sich seiner Einwirkung die Umstände, welche die Vermehrung und Abnahme jener Geschlechter bedingen; sie erscheinen und verschwinden. Dem Spiele der Natur sieht er unmächtig staunend zu. Als wir im Spätjahr 1817 zum anderenmal von Unalaschka südwärts steuerten, hatte sich die Blatta fast gänzlich verloren, und sie nahm nie wieder überhand.

Eine andere Ungemächlichkeit des Seelebens, die wir seit Kalifornien kennen gelernt, war der Gestank des faulenden Kielwassers. Auf Schiffen, die wie der Rurik kein Wasser einlassen, und auf welchen die Pumpen müßig sind, leidet man mehr davon als auf solchen, wo das Eindringen und Herauspumpen des Wassers kein Stocken und Faulen desselben zuläßt. Wir mußten selber Wasser eingießen, um das stockende herauszubekommen.

Ich habe bis jetzt noch einer wohltätigen Erquickung nicht gedacht, deren wir in der heißen Zone genossen. Ich meine das Sturzbad, das Übergießen mit Seewasser, womit wir uns abends am Vorderteile des Schiffes erfrischten. Wir waren noch nicht müde und hatten noch Laune zu manchem Scherze. Einmal, während Login Andrewitsch badete, entwendete ihm Iwan Iwanowitsch sein Hemd und machte ihn glauben, der Wind habe es in die See geweht.

Login Andrewitsch schlief noch zu Nacht auf dem Verdeck, nach-

dem ich und der Doktor auf diesen Genuß verzichten zu müssen geglaubt. Er schob seine Matratze durch das Fenster auf das Verdeck und stieg dann selbst die Treppe hinauf, sich oben zu betten. Ich paßte einmal den Moment ab, wo er auf der Treppe war, zog schnell die Matratze in die Kajüte zurück und legte sie wieder an ihren Ort in seine Koje. Er suchte nun die verschwundene allenthalben, nur nicht wo sie war, haderte mit allen, die er auf dem Verdecke fand, und geriet in eine gar komische Verzweiflung.

Man verzeihe mir dieses luftige Zwischenspiel. Ich komme jetzt auf Radack und die Radacker.

Nach dem, was ich in meinen Bemerkungen und Ansichten gesagt, bleibt mir hier nur die Geschichte unserer Erscheinung zwischen jenen Riffen zu erzählen und zu berichten, wie wir Bekanntschaft mit einem Volke machten, welches ich unter allen Söhnen der Erde liebgewonnen habe. Die Schwäche der Radacker benahm uns das Mißtrauen gegen sie; ihre eigene Milde und Güte ließ sie Zutrauen zu den übermächtigen Fremden fassen: wir wurden Freunde rückhaltslos. Ich fand bei ihnen reine unverderbte Sitten, Anmut, Zierlichkeit und die holde Blüte der Schamhaftigkeit. — An Kräftigkeit und männlichem Selbstvertrauen sind ihnen die O-Waihier weit überlegen. Mein Freund Kadu, der, fremd auf dieser Inselkette, sich uns anschloß, einer der schönsten Charaktere, den ich im Leben angetroffen habe, einer der Menschen, den ich am meisten geliebt, ward später mein Lehrer über Radack und die Karolineninseln. In meinem Aufsatze „Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des großen Ozeans" habe ich seiner als einer wissenschaftlichen Autorität zu erwähnen gehabt und habe dort aus den zerstreuten Zügen unsers Zusammenlebens sein Bild und seine Geschichte zusammengestellt. Habt Nachsicht, Freunde, wenn ich mich vielleicht manchmal wiederhole; hier spreche ich ja von meiner Liebe.

Die Inselkette Radack liegt zwischen 6° und 12°, die von uns gesehenen Gruppen zwischen 8° und 11° 30′ N. B. und 188° und 191° W. L. — Ich bemerke nur, daß ich von einer Klippe oder Untiefe Limmosalülü im Norden von Arno Nachricht gegeben habe, die auf der Karte des Herrn von Kotzebue fehlt, und verweise im übrigen, was das Geographische anbetrifft, auf die Herren von Kotzebue und von Krusenstern.

Ich lenke in die Tagesgeschichte wieder ein.

Am 1. Januar 1817 hatte sich das Wetter aufgeklärt und der Wind gelegt. Der noch hohe Wellengang bewies, daß kein Land über dem Winde des Schiffes lag. Boniten umschwärmten uns. Nachmittags ward Land entdeckt; es ward erst, als die Sonne unter-

ging, vom Verdeck sichtbar. Eine kleine niedrige Insel, Mesid. Der klare Mondschein sicherte uns zu Nacht vor Gefahr. — Am Morgen des 2. näherten wir uns mit sehr schwachem Winde der Südseite der Insel. Sieben kleine Boote ohne Mast und Segelwerk, jedes mit fünf bis sechs Mann bemannt, ruderten an uns heran. Wir erkannten die Schiffsbauart und das Volk der im Mai des vorigen Jahres gesehenen Inselgruppen. Die reinlichen, zierlichen Menschen betrugen sich sittig; eingeladen, kamen sie zutraulich näher an das Schiff heran, auf dessen Verdeck sich jedoch keiner zu steigen vermaß. Wir eröffneten einen Tauschhandel, der ihrerseits mit großer Ehrlichkeit geführt ward. Wir gaben ihnen Eisen; sie hatten meist nur ihren Schmuck, ihre zierlichen Muschelkränze uns anzubieten. Eine Landung zu versuchen, ließ der Kapitän die Jalik und die Baidare aussetzen. Der Leutnant Schischmareff kommandierte in der Jalik, ich folgte mit Eschscholtz und Choris in der Baidare; die Mannschaft war bewaffnet. Die das Schiff umringenden Boote folgten uns, als sie uns dem Lande zurudern sahen. Andere kamen von der Insel hinzu, in deren Nähe beiläufig achtzehn gleiche Fahrzeuge um uns einen Kreis zogen, und ich zählte deren noch sechs auf dem Strande. Eine Menge Menschen stand am Ufer, nur Männer; Weiber und Kinder zeigten sich nicht. Ich schätzte die Kopfzahl der von uns Gesehenen auf hundert, der Leutnant Schischmareff aber auf das Doppelte; auf jeden Fall eine verhältnismäßig viel stärkere Bevölkerung als auf den übrigen von uns besuchten Gruppen derselben Inselkette. Bei unserer Minderzahl, welche die Insulaner zudringlicher machte, und bei der Übermacht unserer mörderischen Waffen mochte Gleb Simonowitsch das Land nicht betreten. Hatte doch schon einer unserer Leute auf einen Eingeborenen angelegt, der schwimmend ein Ruder unserer Baidare angefaßt hatte. Der Handel ward in der Nähe des Strandes fortgeführt. Die Menschen gaben für Eisen, was sie besaßen: Kokosnüsse, Pandanusfrüchte, Matten, zierliche Muschelkränze, ein Tritonshorn, ein kurzes, zweischneidig mit Haifischzähnen besetztes, hölzernes Schwert. Sie brachten uns frisches Wasser in Kokosschalen; sie wollten uns an das Land ziehen; einer versuchte, in unser Boot zu steigen. Der Auftritt war dem bei den Penrhyninseln zu vergleichen. — Wir ließen ihnen ziemlich viel Eisen und fuhren an das Schiff zurück.

Die Länge der Insel Mesid von Norden gegen Süden mag ungefähr zwei Meilen betragen. Wir nahten ihr auf der schmalern südlichen Seite, wo Wohnungen der Menschen sind. Die Kokospalmen, unregelmäßig verteilt, erheben sich nicht sehr hoch über den niedern Wald, dessen Hauptbestandteil der Pandanus ausmacht.

Man erblickt weithin unter dem grünen Laubdach den von Dammerde entblößten weißen Korallengrund. Die Ansicht ist der von der Insel Romanzoff zu vergleichen, doch ist wohl letztere minder dürftig.

Wir steuerten nach Westen und hatten am Abend mit schwachem Winde die Insel aus dem Gesichte verloren.

Wir sahen am 3. mehrere Schnepfen und Strandläufer, einen Walfisch (Physeter) und einige Pelikane, von denen einer geschossen ward. Wir legten um und steuerten nach S. O.

Am 4. gegen Mittag, als wir im Begriff waren, das fernere Suchen aufzugeben, kamen wir auf eine Kette von Inseln, die sich unabsehbar von O. in W. erstreckte. Auf den begrünten Punkten, die Riff und Brandung vereinigten, erhob sich nicht der Kokosbaum, und nichts verriet die Gegenwart der Menschen. Wir erreichten am Abend die Westspitze der Gruppe und fanden uns unter dem Winde derselben in einem ruhigen Meere. Das Riff, von Land entblößt, nahm eine südöstliche Richtung. Wir segelten längs desselben und entdeckten Lücken in ihm, die uns die Hoffnung gaben, in das innere Becken, das eine ruhige Spiegelfläche darbot, einzudringen. Während der Nacht trieb uns der Strom nach N. W. Am Morgen des 5. war das Land verschwunden. Wir erreichten erst gegen 9 Uhr den Punkt, wo uns die Nacht befallen hatte.

Der Leutnant Schischmareff ward ausgesandt, die Eingänge zu untersuchen, und bei dem zweiten verkündigten uns seine Signale, daß ein Tor für den Rurik gefunden sei. Da stieg von einer der entfernteren Inseln eine Rauchsäule auf; wir begrüßten frohlockend das Zeichen der Menschen. Kein Fahrzeug der Insulaner ließ sich erblicken.

Der Tag neigte sich schon. Das Boot ward zurückgerufen, und um uns die Nacht auf unserm jetzigen Standpunkt zu behaupten, ward ein Werpanker auf das Riff hinausgetragen und befestigt, dessen Tau in Empfang zu nehmen der Rurik unter Segel an die schäumende Brandung hinanfuhr. „So klammert sich der Schiffer endlich noch am Felsen fest, an dem er scheitern sollte." Der wehende N. O.-Passat hielt uns um die Länge eines Taues von unserm Untergange entfernt.

Hier um das Riff und seine Öffnungen umringten uns Boniten, fliegende Fische und eine Anzahl Haifische, die unsere Boote bedrohlich verfolgten. Zwei wurden gefangen und verspeist.

Am 6. veränderte sich vor Tagesanbruch der Wind, und zum Osten übergehend, trieb er uns der schäumenden Brandung zu. Vom Kabeltau uns lösend, gingen wir unter Segel. Sobald die Sonne aufgegangen, kehrten wir zurück. Um 10 Uhr morgens drangen wir, zu beiden Seiten von der Brandung umbraust, alle Segel auf-

gespannt, mit Wind und Strom durch die Rurikstraße in das innere Meer der Gruppe Otdia der Inselkette Radack hinein.

Indem das Becken mit der Ebbe und Flut sich leert und füllt, setzt der Strom zu den Lücken seines Randes bei der Ebbe hinaus und mit wiederkehrender Flut hinein.

Mit dem Boote ausgesandt, ermittelte der Leutnant Schischmareff bei der westlichsten der Insel einen gesicherten Platz, wo der Rurik die Anker fallen ließ.

Die kühnen und geschickten Manöver, die Herr von Kotzebue beim Eingange in dieses und in andere ähnliche Riffgehege ausgeführt hat, müssen selbst bei dem, der von der Schiffahrt keine Kenntnis hat, Interesse erwecken. Der Europäer, der fern von der Heimat mit Völkern verkehrt, über die er sich im Vorteil fühlt, wird von manchen Anwandlungen des Dünkels versucht, denen sich hinzugeben er sich nicht übereilen müßte. Diese Söhne des Meeres, meinte ich, werden sich doch verwundern, wenn sie unser Riesenschiff mit ausgespannten Flügeln wie den Vogel der Luft gegen die Richtung des Windes, der es trägt, sich bewegen, in die Befriedigung ihrer Riffe eindringen und gegen ihre Wohnsitze dort nach Osten fortschreiten sehen. Und siehe, ich habe selber verwundert sehen müssen, daß während wir schwerfällig lavierten und wenig über den Wind gewannen, sie auf ihren kunstreichen Fahrzeugen den graden Strich hielten, den wir auf krummen Wegen verfolgten, uns voraneilten und das Segel fallen ließen, um uns zu erwarten.

Von diesen Fahrzeugen hatte Herr von Kotzebue auf Otdia mit Zuziehung der erfahrensten Eingebornen ein großes, genügendes Modell mit allem Fleiße verfertigen lassen und hatte dem Gegenstande die Aufmerksamkeit, die er von dem Seemann erzwingt, gewidmet. Sein Werk hat mich in der Erwartung getäuscht, Genügendes darin über die Oa der Radacker zu finden. Choris in seinem „Voyage pittoresque", Radak: T. XI. u. XII. gibt drei verschiedene Ansichten derselben. Die Seitenansicht T. XI. ist treu, das Profil aber unrichtig. Der Fuß des Mastes ruht immer auf dem Hängeboden außerhalb des Schiffskörpers auf der Seite des Schwimmbalkens, so wie auf dem Grundriß T. XII. zu sehen ist. Auf diesem Grundrisse neigt aber der Mast weiter nach außen und dem Schwimmbalken hin, als der Wirklichkeit entspricht. Im ganzen sind diese Zeichnungen unzureichend. Besser ist auf der T. XVII. das Boot der Karolineninseln abgebildet, welches im wesentlichen mit dem von Radack übereinstimmt. Keine Beschreibung vermag ein Bild von dem beschriebenen Gegenstande zu erwecken, und dennoch muß ich mit schnellen Worten versuchen, das Boot, von dem die

Rede ist, dem Leser anzudeuten. Es hat zwei gleiche Enden, die gleich geschickt sind, beim Fahren zum Vorder- und Hinterteile zu werden, und zwei ungleiche Seiten, von denen eine unter dem Winde, die andere über dem Winde bleibt. Unter dem Winde von einer geraden Fläche begrenzt, über dem Winde nur wenig bauchig, schmal, tief, scharfkielig, an den Enden etwas aufwärts gekrümmt ist der Schiffsrumpf, welcher nur als Schwimmkörper dient. Quer über die Mitte desselben ist ein elastischer Hängeboden befestigt, der nach beiden Seiten hinaus über das Wasser ragt, kürzer unter dem Winde, länger auf der Windseite, wo dies leichte Gebälk gegen das Ende nach unten zu gebogen ist und sich einem dem Schwimmkörper parallelen Schwimmbalken anfügt. Auf diesem Hängeboden, außerhalb des Körpers auf der Windseite, ist der Mast, der, an mehreren Seilen befestigt, nach dem Ende geneigt wird, welches zum vorderen werden soll, und an dem ein einfaches, dreieckiges Segel aufgezogen wird, von dem eine Ecke an dem Vorderschiff befestigt wird. Gesteuert wird vom Hinterteile des Schiffes mit einem Handruder; die Schiffenden stehen oder liegen auf dem Hängeboden und nehmen ihren Stand bei stärkerm Winde näher dem Schwimmbalken und bei schwächerem näher dem Schiffskörper. Auf demselben Hängeboden sind zu beiden Seiten des Schiffes Kasten angebracht, worin Proviant und sonstige Habe verwahrt wird. Die größten dieser Fahrzeuge können an dreißig Personen tragen.

Ich füge die Maße von einem dieser Fahrzeuge bei, welches kaum von mittlerer Größe war.

Länge des Schiffskörpers	17	Fuß	6	Zoll,
Breite desselben	1	„	10	„
Tiefe desselben	3	„	7	„
Abstand des Schwimmbalkens von dem Körper des Schiffes	11	„	10	„
Länge des Vorsprunges von dem Hängeboden über den Schiffskörper auf der Seite unter dem Winde	3	„	0	„
Höhe des Mastbaumes	19	„	6	„
Länge der Rahe	23	„	4	„

Herr von Kotzebue hat auf Aur zwei Boote von 38 Fuß Länge gemessen.

Ich werde nicht den Leser einzuschläfern mich bemühen mit ausführlichem Berichte unserer täglichen Versuche und Wahrnehmungen während unseres Aufenthaltes in diesem Hafen. Die Absicht war, nachdem wir, was am 7. geschah, den auf dem Riffe zurückgelassenen Werpanker wieder aufgenommen, nötig erachtete astronomische

Beobachtungen gemacht und in Booten voraus rekognosziert hätten, tiefer ostwärts in die Gruppe einzudringen, wo wir die festen Wohnsitze der Menschen zu vermuten berechtigt waren.

Einen traurigen Anblick gewährte dieser westliche Teil der Kette. Die nächsten Inseln um uns waren wüst und ohne Wasser, aber der Mensch hatte auf ihnen seine Spur zurückgelassen, und der jüngst angepflanzte Kokosbaum zeugte von seiner sorgsamen Betriebsamkeit. Es ist wahrlich schwer, alles vorauszusehen, was in einer kleinen Welt wie die unsrige vorfallen kann. Einmal fiel unser alberner Koch über diese Pflanzung her, um die Hoffnung künftiger Geschlechter zu einem Gerichte Gemüse für unsern Tisch zu verbrauchen. Daß es nicht wieder geschah, brauche ich nicht zu sagen.

Auf der vierten Insel (von Westen an gerechnet) waren neben einer Wassergrube Strohdächer, die, auf niederen Pfosten ruhend, uns nur zu einem Schirm bei gelegentlichem Besuch dieser Gegend bestimmt zu sein schienen. Außer dem Kokosbaum war da auch der Brotfruchtbaum angepflanzt. Auf dieser Insel landete am 6. ein Boot der Eingebornen und ging sodann wieder in die See, uns aus scheuer Entfernung zu betrachten. Es gelang uns nicht, die Menschen an uns zu locken, und auch vor dem Boote, worin wir ihnen entgegen ruderten, ergriffen sie ängstlich die Flucht. Sie warfen uns etliche Früchte zu und luden uns an das Land; es war derselbe Auftritt wie im vorigen Jahre auf der hohen See bei Udirick.

Das Boot zeigte sich wiederum am andern Tage, und da folgten wir den Menschen auf ihre Insel. Bei unserm Nahen traten die Weiber in das Dickicht zurück. Die Männer, erst nur wenige, kamen uns zögernd mit grünen Zweigen entgegen; wir brachen auch grüne Zweige; der schon oft gehörte Friedensgruß „Eidara!“ ward uns zugerufen, und wir erwiderten ihn auf gleiche Weise. Keine Waffe war gegen uns, die gefürchteten Fremden, in Bereitschaft gehalten. Nachdem wir mit den Ersten Freundschaft gestiftet, kamen die andern herbei, und die Weiber wurden herbeigerufen. Die Menschen schienen uns freudig, freundlich, bescheiden, freigebig und nicht erpicht auf Gewinn. Allen Schmuck, den sie trugen, ihre zierlichen Muschel- und Blumenkränze, ihre Halsbänder usw. gaben uns Mann und Weib, und es schien mehr ein anmutiges Liebeszeichen zu sein, denn eine Gabe.

Der Kapitän fuhr am nächsten Tage selber nach dieser Insel, fand aber unsere Freunde nicht mehr dort, die, vermutlich um frohe Botschaft von unserer friedlichen Gesinnung zu verkünden, sich fortbegeben hatten.

Von den Tieren, die wir zu O-Wahu an Bord genommen, waren noch etliche Ziegen vorhanden. Diese setzte Herr von Kotzebue auf der Insel aus, wo sie vorläufig zum Entsetzen der rückkehrenden Insulaner gereichten. Bei der frommen Absicht, diese nutzbare Tierart auf Radack einzuführen, war unbeachtet geblieben, daß bei der kleinen Herde ein Bock sich befand (hoffentlich nicht der einzige), ein Bock, sage ich, der, horribile dictu! der ein kastrierter war. Derselbe, ob vor Scham, seinem Amte nicht gewachsen zu sein, ob an Gift oder Krankheit, starb sogleich, und dessen geschwollener Körper ward am andern Tage am Strande gefunden. Außer den Ziegen wurden auf der Insel ein Hahn und ein Huhn zurückgelassen, die alsbald Besitz von einem Hause nahmen. Wir brachten später in Erfahrung, daß Hühner einheimisch auf diesen Riffen sind. Endlich wurden auch etliche Wurzeln und Gewächse gepflanzt und ausgesäet. Etliche kleine Geschenke wurden in den Häusern zurückgelassen.

Chramtschenko fand am andern Tag Menschen auf der Insel, etliche Männer, andere als die, mit denen wir zuerst Freundschaft gestiftet. Die Insulaner wandern zur Ebbezeit längs dem Riffe zu entfernteren Inseln. Er ward aufs freundlichste empfangen und bewirtet. Die von uns ausgesetzten Geschenke lagen unangerührt, wo und wie wir sie hingelegt hatten. Sie erzeugten, als er sie verteilte, eine lebhafte Freude. Aber die Ziegen verbreiteten den größten Schrecken.

Der Leutnant Schischmareff ward am 10. Januar mit der Barkasse auf eine Rekognoszierung ausgeschickt. Der Wind setzte ihm Schwierigkeiten entgegen. Er sah nur unbewohnte Inseln und kehrte am Abende zurück. Am 12. gingen wir unter Segel; das Wetter war ungünstig, wir mußten bald zu unserm alten Ankerplatze zurückkehren.

Am 14. unternahm der Kapitän selber mit Offizier und Passagieren eine zweite Fahrt auf Booten längs der Inselkette.

Ein Fahrzeug der Eingebornen war auf der Ziegeninsel gelandet, und die Menschen, als wir an ihnen vorüberfuhren, riefen uns herbei und suchten mit dargehaltenen Früchten und Geschenken uns heranzulocken. Auf der nächsten Insel nach Osten, wo wir übernachteten, erhielten wir am 15. früh den ersten Besuch von Rarick, dem Häuptlinge dieser Gruppe. Er kam mit zwei Booten. Auf dem größern, auf dem er selbst fuhr, zählte Herr von Kotzebue fünfundzwanzig Mann. Rarick, seine übrigen Mannen auf den Schiffen lassend, kam mit dreien an das Land und brachte dem Machthaber

des fremden Volkes seine Geschenke, vielleicht seine Huldigung dar. — So gingen einst die Fürsten Europas dem entgegen, der Macht hatte über sie. Rarick stand aber vor keinem Eroberer und fand Freundschaft und nicht Demütigung. — Der junge Mann hatte bei dieser ersten, für ihn so ernsten Zusammenkunft einen musterhaften Anstand, und seine zaghaften Begleiter schienen mehr für ihn zu fürchten als er selbst. — Wir haben bei den Fürsten immer mehr Selbstvertrauen, mehr Mut und Edelmut gefunden als bei dem Volke. Es liegt der Wesenheit der Dinge nach in den Verhältnissen; so unterscheidet sich auch in der Levante der Türke von dem Rajah. Rarick, der später mein sehr vertrauter Freund wurde, zeichnete sich besonders durch Sanftmut und Gutmütigkeit aus, nicht aber durch besondere Geistesgaben. — Kotzebue und er setzten sich einander gegenüber, und um die zwei bildeten wir und die andern Radacker einen Kreis. Der junge Fürst gab mit lautem Zuruf den auf den Schiffen Zurückgebliebenen Kunde von allem, was seine Aufmerksamkeit fesselte und für ihn eine neue Erfahrung war. Irio! Irio! der Ausruf der Verwunderung, ward oft erhoben und widerhallte lang gedehnt aus aller Munde. Wir suchten wechselseitig zuerst unsere Namen zu erforschen. Kotzebue, Rarick, wir alle waren genannt; wir fragten nach dem Namen des Radackers, der dem Häuptling zur Linken saß. Jeridili? sprach dieser fragend, indem er sich nach jenem umsah. Wir faßten das Wort auf, und der Jüngling ließ es für seinen Namen gelten, so wie wir es nahmen; noch heißt er für uns Jeridili. Das Gelächter, das sich da erhob, verstanden wir erst in der Folgezeit, als uns Kadu belehrte, Jeridili bedeute „links“ und sei keines Menschen Name. Ich glaube, daß es schon bei dieser ersten Zusammenkunft war, wo Rarick unserm Kapitän den freundlichen Namenstausch anbot. Bei einer späteren Gelegenheit bot Jeridili diesen seinen Namen dem Doktor Eschscholtz an gegen den seinen, den er noch nicht wußte, und nach dem er fragte. Eschscholtz verstand ihn nicht, und ich trat verdolmetschend zwischen beide. „Dein Name!“ rief ich dem Freunde zu. „Deinnam,“ wiederholte der Radacker. „Ja, Deinnam“, beteuerte der Doktor; und so tauschten die zwei unverschämt ihre falschen Münzen gegeneinander.

Unsere Freunde hatten sich für uns ihres ganzen Schmuckes beraubt. Nun ließ der Kapitän Eisen, Messer, Scheren und andere Kleinigkeiten aus den Booten holen. Eisen! Eisen! Mäl! Mäl! Da mochte man den wirklichen Wert dieses köstlichen Metalls einsehen lernen. Mäl! Mäl! Selbst die auf den Schiffen zurückgelassen worden, widerstanden dem Zuge nicht; die Ordnung war gebrochen, alle strömten herbei, nur um das Eisen, die Schätze anzuschauen, unsern über-

schwenglichen Reichtum! — Aber kein roher Ausbruch der Begehrlichkeit, keine Verletzung der Sitte.

Während unseres langen Aufenthaltes auf Radack sind nur ein paar Diebstahlsversuche an uns begangen worden. Wahrlich, wenn Fremde unbesorgt so viel Gold der Habsucht unseres Pöbels aussetzten, würden sie den Europäern kein so gutes Zeugnis der Ehrlichkeit zu sprechen haben, als wir diesem Volke.

Alle wurden reichlich beschenkt. Herr von Kotzebue machte dem Rarick begreiflich, daß er seinen Wohnort aufsuche, und lud ihn ein, in unser Boot zu steigen und uns dahin zu lotsen. Rarick verstand ihn wohl und stieg auch mutig in unser Boot; aber die Meinung seiner Begleiter, bei denen noch nicht alle Besorgnis beseitigt war, schien solchem Wagnis entgegen zu sein, und auch ihn schien ein mächtiger Reiz anderwärts zu ziehen: jene Tiere, von denen er gehört, die wunderbaren langbärtigen, die zu sehen auch ein Zweck seiner Reise war. — Mir fällt ein, daß eben die Ziegen auf anderen Inseln der Südsee, wohin sie die Europäer gebracht haben, nicht unrichtig zu den Vögeln gezählt worden; denn Schweine, Hunde oder Ratten sind es einmal nicht; diese haben ihre Namen, und außer ihnen gibt es nur Vögel oder Fische. — Endlich gab Rarick der Versuchung nach; er sprang ins Wasser und schwamm zu seinen Schiffen, mit denen er den Kurs nach der Ziegeninsel nahm.

Wir übernachteten am 15. auf der neunten Insel, wo wir nur verlassene Häuser fanden. Sie war reicher an Humus als die Ziegeninsel, und die Vegetation war auf ihr üppiger.

Am 16. hielten wir zu Mittag auf der dreizehnten Insel und hatten vom Schiffe her erst neun Meilen zurückgelegt. Hier erhielten wir den zweiten Besuch von Rarick, der mit zweien Begleitern längs dem Riffe wandernd zu uns kam und sich mit uns freute. Seine Schiffe kamen ihm gegen den Wind segelnd bald nach und legten bei unsern Booten an. Nun lud er den Kapitän ein, in sein Schiff zu steigen und mit ihm nach seiner Insel zu fahren. Wir versprachen, ihm zu folgen, und er schiffte sich ein. Wir fuhren nachmittags noch anderthalb Meilen zu der vierzehnten Insel, der hochbewaldeten, die ich in meinen Bemerkungen und Ansichten besonders erwähnt habe. Von da erstreckte sich das Riff nach N. O., mehrere Meilen weit landentblößt; die nächste Insel war kaum am Horizont zu sehen. Ein Schiff konnte bei der Insel, wo wir waren, ankern. Der Kapitän ließ Segel aufspannen, und bei frischem Wind erreichten wir noch am selben Abend den Rurik.

Am 18. Januar ging früh am Morgen der Rurik unter Segel. Der Wind war günstig und zwang uns erst am Nachmittag zu

lavieren; das Wetter war klar, und die helle Sonne, welche die Untiefen beschien, machte das Senkblei entbehrlich. Um 4 Uhr warfen wir Anker vor Oromed, der siebzehnten Insel vom Westen an gerechnet, die, von der westlichsten beiläufig zwanzig Meilen entfernt, den nördlichen Winkel der Gruppe einnimmt. Wir übersahen von diesem wohlgeschützten Ankerplatze den nordöstlichsten Teil der Gruppe, den mit kleineren Inseln dicht besetzten Wall, der in N.O.-Richtung dem herrschenden Winde entgegensteht. Wir waren in dem bewohnteren Teile der Gruppe.

Ein Boot, worauf wir einen der Begleiter Ratieks erkannten, brachte uns ein Geschenk von Früchten. Aber die Furcht war noch nicht bezwungen, und auf das Schiff zu steigen vermaß sich keiner.

Auf Oromed, der fruchtbarsten der Inseln dieses Riffes, auf welcher jedoch der Kokosbaum den Wald noch nicht überragt, empfing uns ein hochbejahrter würdiger Greis, der Häuptling Laergaß.*) Großherzig und uneigennützig war er vor allen Menschen, die ich gekannt. Er mochte nur geben, schenken und tat es zu der Zeit, wo kein Gegengeschenk mehr zu erwarten war. Durch diesen Charakterzug unterschied er sich sehr von Ratiek, dem diese Tugenden abgingen.

Die Bevölkerung der Insel schien aus ungefähr dreißig Menschen zu bestehen. Ihre festen Wohnsitze unterschieden sich nicht von den Dächern, die wir auf den westlicheren Inseln gesehen. Als wir uns eben der Gastfreundschaft des alten Häuptlings erfreuten und mit dem Schmucke schmückten, den die Töchter der Insel uns dargereicht, störte ein Schrecknis die behagliche Stimmung. Unser kleiner Valet kam, seiner Furchtbarkeit unbewußt, munter herbeigesprungen; und wie vor dem nie gesehenen Ungeheuer alles floh, und er gar zu blaffen anfing, hatten wir keine geringe Mühe, das verlorene Zutrauen wieder herzustellen.

Die Radacker, die kein anderes Säugetier als die Ratte gekannt, trugen vor unsern Tieren, Hund, Schwein und Ziege eine nur schwer zu überwindende Scheu. Aber vor allen furchtbar war ihnen der kleine Valet, der lustig und behend allen nachlief und zuweilen bellte. Der große Valet, den der Kapitän aus der Beringsstraße mitgebracht, war kein solches Ungetüm; er machte sich mit keinem zu schaffen. Er krepierte während unseres Aufenthalts auf Radack, und zwar auf der Gruppe Aur. Vermutlich wurde ihm das heiße Klima verderblich.

---

*) Der greise Häuptling von Oromed wird in der ersten Reise von Herrn von Kotzebue gar nicht und in seiner zweiten Langebiu genannt.

Wir verließen am 20. Januar diesen Ankerplatz, und längs des Riffes segelnd, kamen wir nach einer kurzen Fahrt vor Otdia, der Hauptinsel der Gruppe gleichen Namens, welche, die größte im Umfang, den äußersten Osten des Umkreises einnimmt. Wir fanden unter dem Schutze der Insel guten Ankergrund und lagen sicher wie im besten Hafen. Das Riff biegt sich über Otdia hinaus nach S. S. W. und von Land entblößt nach West und der Rurikstraße hin. — Die Länge der Gruppe von W. nach O. beträgt an dreißig Meilen, ihre größte Breite von N. nach S. zwölf Meilen. Herr von Kotzebue zählte fünfundsechzig Inseln in ihrem Umkreis.

Otdia war, wie man uns zu Oromed angedeutet, der Wohnsitz von Rarick. Ich ward zuerst ans Land geschickt; bald aber bestieg er, auf das Zierlichste geschmückt, sein Boot, kam an das Schiff und stieg, der erste der Radacker, furchtlos auf dasselbe.

Diese sinnreichen Schiffer, deren Kunst unsere Bewunderung erzwingt, schenkten natürlich dem Riesenbau unseres Schiffes die gespannteste Aufmerksamkeit. Alles ward betrachtet, untersucht, gemessen. Ein Leichtes war es, die Masten hinan bis zu der Flaggenstange zu klettern, die Rahe, die Segel, alles da oben zu besichtigen und sich jubelnd im luftigen Netze des Tauwerkes zu schaukeln. Aber ein anderes war es, sich dort durch das enge Loch hinunterzulassen und dem rätselhaften Fremden aus dem heiteren Luftreich in die dunkle Tiefe, in die grauenerregende Heimlichkeit seiner gezimmerten Welt zu folgen. Das vermochten nur zuerst die Tapfersten, in der Regel die Fürsten; ich glaube, der gute Rarick schickte einen seiner Mannen voran.

Wie könnte man doch einen dieser Insulaner oder einen O-Waihier, gewohnt, in der freien schönen Natur unter dem Baldachin seiner Kokuspalmen der Herrlichkeit seiner Festspiele sich zu freuen, in die dunklen, bei Tagesscheine halb und düster von Lampen erhellten Irrgänge eines unserer Schauspielhäuser hineinlocken und ihn bereden, in diesem unheimlichen, mördergrubenähnlichen Aufenthalt werde ein Fest bereitet! — Wahrlich, Trauer befällt mich, wann ich lese, daß in Athen ein Schauspielhaus nach unserem Zuschnitt gebauet werde, um darin Ballette aufzuführen!

Da unten in der Kajüte war der große Spiegel. — Goethe sagt in den Wanderjahren: „Sehrohre haben durchaus etwas Magisches; wären wir nicht von Jugend auf gewohnt hindurchzuschauen, wir würden jedesmal, wenn wir sie vors Auge nehmen, schaudern und erschrecken.“ Ein tapferer und gelehrter Offizier hat mir gesagt, er empfinde vor dem Fernrohre, was man Furcht zu nennen pflege, und müsse, um hindurchzusehen, seine ganze Kraft zusammen-

nehmen. Der Spiegel ist ein anderes, ähnliches Zauberinstrument, das wir gewohnt geworden sind, und welches doch noch in der Märchen- und Zauberwelt seine Unheimlichkeit behält. Der Spiegel versetzte unsere Freunde in der Regel nach dem ersten Erstaunen in die ausgelassenste Lustigkeit. Doch fand sich auch einer, der sich davor entsetzte, schweigend hinausging und nicht wieder daran zu bringen war.

Zu Hamburg kam ich einmal unvorbereitet in ein Haus, auf dessen langem Flur zu beiden Seiten blanke Silberbarren mannshoch aufgespeichert waren. Mich ergriff die darin schlummernde Macht, und es war mir, als schritte ich durch ein überfülltes Pulvermagazin. Natürlich mußte Ähnliches in unsern Freunden vorgehen, wenn sie unsere eisernen Kanonen und Anker betrachteten.

Die Schätze unserer Freunde bestanden in etlichen Eisenstücken und wenigen harten, zum Schleifen des Eisens brauchbaren Steinen, die das Meer auf ihre Riffe ausgeworfen: jene auf Schiffstrümmern, diese im Wurzelgeflechte ausgerissener Bäume. Ihre Schiffe, ihr Schmuck und ihre Trommel, das war ihr Besitztum. Nirgend ist der Himmel schöner, die Temperatur gleichmäßiger als auf den niederen Inseln.*) Das Meer und der wehende Wind halten die Wage, und schnell vorübergehende Regenschauer ermangeln nicht, den Wald in üppigem, grünem Glanze zu erhalten. Man taucht in die dunkle blaue Flut mit Lust, sich abzukühlen, wenn man von der scheitelrechten Sonne durchglühet ward, und taucht in dieselbe mit Lust, sich zu erwärmen, wann nach einer im Freien durchbrachten Nacht man die Kühlung des Morgens fühlt. Warum muß, denen die Sonne so mild ist, die Erde so stiefmütterlich sein? Der Pandanus, dessen süßen, würzigen Saft sie saugen, dient auf anderen Inseln nur zu einem wohlriechenden Schmucke. Die Nahrung scheint Bienen mehr als Menschen angemessen. Zum Anbau nahrhafter Wurzeln und Pflanzen, worauf sie sehr bedacht sind, eignet sich fast nirgends der Grund; aber überall um ihre Wohnungen angepflanzt, zeugt ein schön und wohlriechend blühendes Liliengewächs von ihrer Arbeitsamkeit und von ihrem Schönheitssinn.

Sie könnten vielleicht aus dem Fischfange ergiebigere Nahrung ziehen und dem Haifische nachstellen, der die Zugänge ihrer Riffe belagert. Wir haben sie nur sehr kleine Fische essen sehen und nur sehr kleine Fischangeln von ihnen erhalten.

Wir haben uns mit Fleiß und Liebe bemüht, ihnen neue Nahrungszweige zu eröffnen. Nach Herrn von Kotzebues zweiter Reise

*) Luft und Wasser beiläufig 22° R. mit Schwankungen von kaum einem Grade.

scheint von den Tieren und Pflanzen, die wir ihnen gebracht, wenigstens die Ignamwurzel sich erhalten zu haben und unsere fromme Absicht nicht ganz getäuscht worden zu sein.

Aber ich muß, ohne mich ängstlich an die Zeitfolge zu binden, einiges von unsern Freunden erzählen, mit denen wir, nachdem sie die erste Scheu überwunden, auf dem vertrautesten Fuße lebten.

Auf der Insel Otdia, die über zwei Meilen lang ist, hatten ungefähr sechzig Menschen ihre gewöhnlichen Wohnsitze, aber häufige Wanderungen fanden statt, und unsere Gegenwart zog Gäste aus den entfernteren Teilen der Gruppe herbei. Wir durchschweiften täglich einzeln die Insel, schlossen uns jeder Familie an und schliefen unbesorgt unter ihren Dächern. Sie kamen gleich gern gesehen an das Schiff, und die Häuptlinge und Angesehensten wurden an unsere Tafel gezogen, wo sie mit leichtem und gutem Anstande sich in unsere Bräuche zu fügen wußten.

Unter den Bewohnern von Otdia machte sich bald ein Mann bemerkbar, der, nicht von adeligem Stamme, sich durch Geist und Verstand, durch schnelle Auffassung und leichte Darstellungsgabe vor allen andern auszeichnete. Lagediack, der Mann unseres Vertrauens, von dem wir am meisten lernten, und durch den wir unsern Lehren Eingang im Volke zu verschaffen Hoffnung faßten, tauschte später mit mir seinen Namen. Herr von Kotzebue erhielt zuerst von Lagediack wichtige Aufschlüsse über die Geographie von Radack. Durch ihn erhielt er Kunde von den schiffbaren Furten, die im südlichen Riffe von Otdia befindlich sind, von der Nachbargruppe Erigup, von den übrigen Gruppen, aus welchen die Inselkette besteht. Lagediack zeichnete seine Karte mit Steinen auf den Strand, mit dem Griffel auf die Schiefertafel und zeigte die Richtungen an, die nach dem Kompaß verzeichnet werden konnten. Mit ihm legte Herr von Kotzebue den ersten Grundstein zu der interessanten Arbeit, die er über Radack und die westlichere Inselkette Ralick geliefert hat. Der erste Schritt war getan; es galt nur, weiter zu gehen.

Lagediack begriff gar wohl die Absicht, die wir hatten, die Arten hier noch unbekannter, nutzbarer Gewächse zum Besten des Volkes einzuführen, einen Garten anzubauen und Sämereien auszuteilen. Am 22. ward mit der Anlage des Gartens der Anfang gemacht, der Grund gesäubert, die Erde durchwühlt, Ignamwurzeln gelegt, Melonen und Wassermelonen ausgesäet. Unsere Freunde waren um uns versammelt und schauten teilnehmend und aufmerksam unserm Werke zu; Lagediack erläuterte unser Beginnen und war unablässig bemüht, die von uns erhaltenen Lehren zu verbreiten und einzuprägen. Wir teilten Sämereien aus, nach welchen erfreuliche Nach-

frage war, und wir hatten die Freude, in den nächsten Tagen mehrere Privatgärten nach dem Vorbild des unsern entstehen zu sehen.

Bei der erwähnten Gartenarbeit am 22. ereignete sich, was ich hier, um einen Charakterzug unserer liebenswerten Freunde zu zeichnen, erzählen will. Als ich eben die Zuschauer ansah, ward ich auf mehreren Gesichtern zugleich ein schmerzliches Zucken gewahr. Ich wandte mich zu dem Matrosen, der, um Raum zu gewinnen, das Gesträuch ausreutete und den Wald lichtete; er hatte eben die Axt an einen schönen Schößling des hier so seltenen und so wertvollen Brotfruchtbaums gelegt. Das Unglück war geschehen, der junge Baum war gefällt. Wenngleich der Mann unwissend gesündigt hatte, mußte doch der Befehlshaber die Verantwortlichkeit für die Tat offenkundig von sich abwälzen; und so fuhr der Kapitän zürnend den Matrosen an, der die Axt abgeben und sich zurückziehen mußte. Da traten die guten Radacker begütigend und fürsprechend dazwischen, und einige gingen dem Matrosen nach, den sie liebkosend zu trösten suchten, und dem sie Geschenke aufdrangen.

Die Ratten, die auf diesen Inseln in gar unerhörter Menge sind, hatten am andern Tage bereits vieles zerstört und die meisten Sämereien aus der Erde geholt. Doch war, als wir Otdia verließen, unser Garten in blühendem Zustande. Bei unserm zweiten Besuch auf Radack im nächsten Spätjahr ließen wir Katzen auf dieser Insel zurück. Herr von Kotzebue auf seiner zweiten Reise im Jahre 1824 fand sie verwildert und vermehrt, ohne daß die Anzahl der Ratten abgenommen.

Die Schmiede ward am 24. Januar auf dem Lande aufgestellt. Sie blieb mit dem überschwenglichen Reichtum an Eisen unter der Obhut eines einzigen Matrosen, der dabei schlief. An einem der folgenden Tage wollte sich einmal ein alter Mann eines Stückes Eisen gewaltsam bemächtigen, in welchem Unterfangen er von seinen entrüsteten Landsleuten auch mit Gewalt verhindert ward; — das ist kein Diebstahl zu nennen. Aber auch da, wo wirklicher Diebstahl begangen wurde, ward stets von seiten der Radacker der größte Unwille an den Tag gelegt und die lauteste Mißbilligung ausgesprochen.

Einleuchtend ist, welch ein anziehendes Schauspiel für unsere Freunde die von ihnen nicht geahnte Behandlung des kostbaren Eisens im Feuer und unter dem Hammer sein mußte. Die Schmiede versammelte um sich die ganze Bevölkerung. Freund Lagediack war einer der Aufmerksamsten und Mutigsten dabei: denn Mut erfordert es wohl, das unbekannte Spiel des Blasebalges und das Sprühen der Funken in der Nähe zu betrachten. Für ihn ward auch zuerst

eine Harpune geschmiedet, dann eine zweite für Rarick und etliche Kleinigkeiten für andere, bevor die Arbeiten für den Rurik vorgenommen wurden.

Wir hatten noch ein paar O-Waihische Schweine, Männchen und Weibchen, worüber verfügt werden konnte, und die wir unseren Freunden bestimmt hatten. Wir hatten Sorge getragen, alle, die uns auf dem Rurik besuchten, an den Anblick dieser Tiere zu gewöhnen und ihnen einzuprägen, daß ihr Fleisch es sei, welches uns zur Nahrung diene, und welches viele an unserm Tische gekostet und wohlschmeckend gefunden hatten. Die Schweine wurden am 26. ans Land gebracht und in einer Umzäunung verwahrt, die für sie in der Nähe von Rarieks Hause vorbereitet worden. Ein Matrose wurde der Pflege der noch gefürchteten Tiere vorgesetzt. Auf den verständigen Lagediack, der von der Wichtigkeit unseres Geschenkes durchdrungen war, wurde am meisten bei dem guten Versuche gerechnet, welcher doch am Ende, wie zu erwarten war, mißglückte. Die verwahrlosten Tiere wurden später in Freiheit gesetzt und kamen doch bald nach unserer Abreise um.

Ein paar Hühner, unsere letzten, hatten wir noch dem Lagediack geschenkt.

In süßer Gewöhnung mit den Radackern lebend, studierte ich mit allem Fleiß die Beschaffenheit ihrer neptunischen Wohnsitze und hoffte, zu deren besseren Kenntnis der Korallenriffe und -Inseln nicht verwerfliche Zeugnisse zu sammeln. Die Korallen selbst und Madreporen hätten zu ihrem Studium ein eigenes ganzes Menschenleben erfordert. Die gebleichten Skelette, die man von ihnen in den Sammlungen aufbewahrt, sind nur geringen Wertes, doch wollte ich sie sammeln und mitbringen. Eschscholtz hatte beim Baden alle vorkommenden Formen und Arten zusammenzubringen sich bemüht, auserwählte kleine Exemplare von denselben auf das Schiff gebracht und sie zum Bleichen und Austrocknen in den leeren Hühnerkasten untergebracht. Es ist wahr, daß Polypenstöcke in diesem Zustande keinen angenehmen Geruch verbreiten. Als er sich eines Morgens nach seinen Korallen umsehen wollte, waren sie samt und sonders über Bord geworfen worden. Am südlichen Ende von Otdia, wo Lücken in den oberen Steinlagern des Riffes Becken bilden, in welchen man bei ruhigem Wasser des Bades genießen und dabei unter blühenden Korallengärten den Rätseln dieser Bildungen behaglich nachforschen und nachsinnen mag, hatte ich mir im Kalksande des Strandes einen Raum abgegrenzt, in welchem ich Korallen, Seeigel und alles derart, was ich aufbewahren wollte, der dörrenden Sonne aussetzte. Ich hatte in meinem Hag einen Stab eingepflanzt

und daran einen Büschel Pandanusblätter, das Zeichen des Eigentums, gebunden. Unter diesem Schirme war meine Anstalt den guten Radackern, auf deren Wege sie lag, heilig geblieben, und kein spielender Knabe hatte je das Geringste in dem bezeichneten Bezirke angerührt. Aber wer kann alles vorhersehen? Unsere Matrosen erhielten an einem Sonntage Urlaub, sich am Lande zu ergehen, und unternahmen eine Wanderung um den Umkreis der Insel. Sie entdeckten meinen Trockenplatz, zerstörten vom Grund aus meine mühsam zusammengebrachte Sammlung und suchten mich dann gutmütig auf, mir Kunde von ihrer Entdeckung und Bruchstücke von meinen zerschlagenen Korallen zu geben. Ich habe doch noch eine hübsche Sammlung von den Madreporen von Radack zusammengebracht und sie, die eine große Kiste füllte, dem Berliner Museum geschenkt. Aber ein böses Schicksal scheint über diesem Teile meiner Bemühungen obgewaltet zu haben. Meine Radackischen Lithophyten sind, mit Ausnahme der Millepora caerulea und der Tubipora Chamissonis Ehrenb., in der königlichen Sammlung entweder ohne Zettel oder gar nicht aufgestellt und mit andern Dubletten zu Gelde gemacht worden, so daß Ehrenberg in seiner Denkschrift über die Korallentiere nur von den zwei benannten Arten den interessanten Standpunkt anführen gekonnt.

Rarick begleitete mich einmal auf einer Wanderung nach meinem Badeplatz und Korallengarten. Daselbst angelangt, bedeutete ich ihm, daß ich baden wolle, und fing an mich auszuziehen. Bei der Bewunderung, welche die Weiße unserer Haut unseren braunen Freunden einflößte, dachte ich mir, weniger zartfühlend als er, die Gelegenheit werde ihm erwünscht sein, eine sehr natürliche Neugierde zu befriedigen. Als ich aber, ins Bad zu steigen bereit, mich nach ihm umsah, war er verschwunden, und ich glaubte mich von ihm verlassen. — Ich badete mich, beobachtete, untersuchte, stieg aus dem Wasser, zog mich wieder an, durchmusterte meine Trockenanstalt und wollte eben den Heimweg einschlagen, da teilte sich das Gebüsch, und aus dem grünem Laube lächelte mir das gutmütige Gesicht meines Begleiters entgegen. Er hatte sich derweil das Haar mit den Blumen der Scaevola auf das zierlichste geschmückt und hatte auch für mich einen Blumenkranz bereitet, den er mir darreichte. Wir kehrten Arm in Arm nach seiner Wohnung zurück.

Eine gleiche schonende Schamhaftigkeit war unter den Radackern allgemein. Nie hat uns einer im Bade belauscht.

Es war verabredet, daß ich diese Nacht auf dem Lande zubringen würde, die Menschen in ihrer Häuslichkeit zu beobachten. Als wir anlangten, war schon der Kapitän in seinem Boote an das Schiff

zurückgekehrt, und es erschien allen ganz natürlich, daß ich mich der Familie als Gast anschloß. Man war mit der Bereitung des Mogan, des Pandanussteiges, beschäftigt. Wir brachten den Abend unter den Kokosbäumen am Strande des inneren Meeres zu. Der Mond war im ersten Viertel, es brannte kein Feuer, und ich konnte keines bekommen, meine Pfeife anzuzünden. — Es wurde gegessen und gesprochen; das Gespräch, dessen Gegenstand unsere Herrlichkeiten waren, wurde munter und in langen Sätzen geführt. Meine lieblichen Freunde beeiferten sich, den fremden Gast zu unterhalten, indem sie Lieder vortrugen, die sie selbst zur höchsten Freude begeisterten. Soll man den Rhythmus dieses Vortrages Gesang, die schönen naturgemäßen Bewegungen (im Sitzen) einen Tanz nennen? — Als die Radackische Trommel verstummt war, forderte mich Rarick auf, hinwiederum ein russisches Lied vorzutragen. Ich durfte meinem Freunde diese einfache Bitte nicht verweigern und sollte nun mit unter uns verrufener Stimme als ein Muster europäischer Singekunst auftreten. Ich fand mich in diese Neckerei des Schicksals, stand auf und deklamierte getrost, indem ich Silbenmaß und Reim stark klingen ließ, ein deutsches Gedicht, und zwar das Goethische Lied: „Lasset heut' im edlen Kreis" ꝛc. Verzeihe mir unser verewigter deutscher Altmeister, — das gab der Franzos auf Radack für russischen Gesang und Tanz aus! Sie hörten mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, ahmten mir, als ich geendet hatte, auf das ergötzlichste nach, und ich freute mich, sie — obwohl mit entstellter Aussprache — die Worte wiederholen zu hören:

„Und im Ganzen, Vollen, Schönen
Resolut zu leben".

Ich schlief zu Nacht an der Seite Ratricks im Hängeboden seines großen Hauses; Männer und Weiber lagen oben und unten, und öfters wechselte Gespräch mit dem Schlafe ab. Ich fuhr am Morgen an das Schiff zurück, um sogleich wieder an das Land zurückzukehren.

Ich habe einen meiner Tage auf Radack beschrieben; sie flossen sanft mit geringer Abwechselung dahin; es möge an dem gegebenen Bilde genügen. Der Zartsinn, die Zierlichkeit der Sitten, die ausnehmende Reinlichkeit dieses Volkes drückte sich in jedem geringfügigsten Zuge aus, von denen die wenigsten geeignet sind, aufgezeichnet zu werden. Läßt sich das Benehmen einer Familie erzählen, in welcher in unserm Beisein einmal ein Kind sich unanständig aufführte? die Art, wie der Delinquent entfernt wurde, und wie bei der Entrüstung, die der Vorfall hervorbrachte, zugleich die Ehrerbietung

für die vornehmen Fremden gerettet, und das Kind zu besserer Lebensart angeleitet wurde? — Auch ist in dieser Hinsicht Verneinendes ebenso bezeichnend, und wie soll ich von dem reden, was immer unseren Augen entzogen blieb?

Es wirkt sehr natürlich unsere Volkserziehung dahin, und Volkssagen, Märchen und Lehren vereinigen sich, um uns eine große Ehrfurcht für die liebe Gottesgabe, das Brot, einzuprägen, welche hintenan zu setzen eine große Versündigung sei. Das geringste Stück Brot an die Erde zu werfen, war in meiner Kindheit eine Sünde, worauf unbarmherzig, unerläßlich die Rute stand. Beim dürftigen Volke von Radack läßt sich ein ähnliches Gefühl in Hinsicht der Früchte, worauf seine Volksnahrung beruht, erwarten. Einer unserer Freunde hatte einen Kokos dem Kapitän zum Trunke gereicht; dieser warf die Schale mit dem ihr noch anklebenden eßbaren Kerne weg. — Der Radacker machte ihn ängstlich auf die verschmähete Nahrung aufmerksam. Sein Gefühl schien verletzt zu sein, und in mir selber regten sich die alten, von der Kinderfrau eingepeitschten Lehren.

Ich bemerke beiläufig, daß unsere Freunde erst in den letzten Tagen unseres Aufenthaltes auf Otdia die Wirkung unserer Waffen kennen lernten, indem der Kapitän einen Vogel im Beisein von Rarick und Lagediack schoß. Daß der Schuß sie gewaltig erschreckt, versteht sich von selbst; daß Rarick seither den Kapitän flehentlich bat, wenn er ihn mit der Flinte sah, nicht zu schießen, lag in seinem Charakter.

Das Riff trägt im Süden von Otdia, außer mehreren kleineren und öden nur zwei fruchtbare und bewohnte Inseln. Die erste, Egmedio, unterscheidet sich dadurch von allen andern, daß der Kokosbaum sich nur auf ihr hoch über den Wald erhebt, und nur auf ihr Wurzelstöcke ausgestorbener Bäume vorhanden sind. Sie war der Aufenthalt von dem Häuptling Langien, dessen Besuch wir auf dem Rurik schon empfangen, da er uns ein Geschenk von Kokosnüssen gebracht und uns eingeladen, ihn auf seiner Insel zu besuchen. Die andere Insel nimmt den süd-östlichen Winkel des Riffes ein, das von da westwärts noch nur geringe unbewohnbare Inseln trägt.

Am 28. Januar ward in zwei Booten eine Fahrt unternommen, um die von Lagediack uns angegebenen Furten zu untersuchen. Wir legten auf Egmedio an, wohin uns Langien, der sich zur Zeit auf Otdia aufhielt, vorausgeeilt war, uns als Wirt in seiner Heimat freundlich zu empfangen; und er war ein gastfreier, herzlicher Mann, dem unser Besuch eine große Freude machte. — Die Insel schien nur von ihm, seiner Frau und ein paar Menschen

bewohnt zu werden. — Ich erfreute ihn mit der Anlage eines kleinen Gartens. Wir hatten am selben Tage eines der Tore, die Lagediackstraße, untersucht; der Rurik hätte diese Furt nicht ohne Gefahr befahren können. Des ungünstigen Wetters wegen verzichteten wir darauf, die nächste Straße zu erreichen, und suchten ein Unterkommen für die Nacht. Dazu eigneten sich die nächsten, wüsten Inseln nicht; wir mußten bis zu der zurückgehn, die den Winkel der Gruppe einnimmt. Hier trat uns erfreulich unerwartet ein alter Freund entgegen: der fröhliche Labigar bewillkommnete uns auf seinem Grund und Boden und brachte uns Kokosnüsse und Pandanusfrüchte dar. Hier wohnte er allein mit seiner Familie. — Wir hatten auf der Insel Otdia die ganze Bevölkerung der Gruppe kennen gelernt. Ich legte auch dem gastfreien, freundlichen Mann einen kleinen Garten an (ich hatte wohl zu dieser Zeit keinen andern Samen mehr als Wassermelonen). Wir hatten unsern Biwak am Strande aufgeschlagen, — als wir uns am Morgen dem Schlaf entrangen, saßen Labigar und die Seinen um uns, still und geduldig unser Erwachen erwartend, um uns den Kokos zum Frühtrunk darzureichen.

Wir erreichten an diesem Morgen (29. Januar) das Schiff. Die andere Furt ward später am dritten Februar von Gleb Simonowitsch in der Barkasse rekognosziert und nach ihm die Schischmareffstraße benannt. Zu derselben kann jedes Schiff bequem, sicher und, ohne umzulegen, mit dem wehenden Passat ein- und ausfahren.

Am 30. Januar ward ein Eimer mit einem eisernen Reif von unsern Leuten vermißt, die teils nach Wasser, teils nach Holz ausgeschickt waren, einem Artikel, womit wir uns hier auf die ganze Dauer unserer Fahrt nach Norden versehen mußten. Rarick ward ernstlich angehalten, das gestohlene Gut wieder herbeizuschaffen; aber bei dem Ereignis, worüber alle andern ihre Mißbilligung laut ausdrückten, ward er von einer Lässigkeit befunden, die einen Schatten über seinen Charakter warf. Erst am andern Morgen, nachdem wiederholt auf Erstattung gedrungen worden, brachte nach einem langen Gespräch mit dem Häuptling einer seiner Leute den Eimer aus dem Dickicht des Waldes hervor. Darauf wurde bekannt gemacht, jeder spätere Diebstahlsversuch würde unsererseits streng bestraft werden. Ich werde den einzigen Fall nicht verheimlichen, wo wir die Drohung zu verwirklichen Gelegenheit hatten.

Lagediack speiste mit uns auf dem Schiffe. Der Dieb des Eimers hatte ihn begleitet, aber ihm war der Eingang in die Kajüte verwehrt worden, und auf dem Verdecke liegend, sah er uns vom Fenster zu. Lagediack ließ ihm einiges zum Kosten zukommen, und auch ein

blankes Messer ward ihm zum Besehen gereicht. Das Messer kam nicht auf unsern Tisch wieder herab, sondern fand seinen Weg in den Mudirdir des Mannes (das Männerkleid, ein mit Baststreifen schürzenartig behangener Mattengürtel). Er wurde beobachtet, und als er das Schiff zu verlassen sich anschickte, ergriffen, durchsucht, überwiesen, hingestreckt und ausgepeitscht.

Zu der Zeit waren bereits unsere Namen kurzen Liedersätzen anvertraut und der Vergessenheit entrissen, Deinam, Chamisso und andere:

Aé ni gagit, ni mogit,
Totjan Chamisso.
Den geschälten Kokos trinkt, Kokos ißt,
— ? — Chamisso,

Denkmünzen, die auf uns geprägt, Denksteine, die uns gesetzt sind, und welche, mögen sie ohne Inschrift sein oder Gestalt, die Träger sein werden der sich an dieselben knüpfenden mündlichen Überlieferungen und Sagen. — In der Eigil-Saga haben oft die metrischen Denksprüche, die bei den denkwürdigen Ereignissen auf die Weise gestempelt und durch Allitteration, Assonanz und Reim befestet ausgegeben werden, keine anschauliche Beziehung zu der Tat, deren Gedächtnis an dieselben gekettet wird.

Unsere Absicht, Otdia zu verlassen, um Erigup, Kaben und andere Gruppen zu besuchen, war verkündigt, und wir wünschten und erwarteten, daß uns der eine oder der andere von unsern hiesigen Freunden auf diesem Zuge begleiten würde. Rarick baute an einem neuen Schiffe, worauf er die Reise mit uns zugleich zu machen versprach; aber die Arbeit nahm kein Ende. Lagediack wollte auf dem Rurik mit uns fahren, ließ sich aber durch Ratricks Schiffsbau davon abhalten. Rarick, Langien und Labigar wollten uns auf einem anderen Schiffe begleiten, aber auch der Plan ward aufgegeben. Wir mußten auf die vorgefaßte Hoffnung verzichten.

Wir lichteten am 7. Februar 1817 mit Tagesanbruch die Anker; unsere Freunde standen am Strande, doch keiner kam an das Schiff. Nur ein Boot kam unter Segel von Oromed uns nach, vermutlich der Greis Laergaß. Er hatte uns noch etliche Tage zuvor besucht; er war erkenntlich für unsere Geschenke und liebevoll wie keiner; er wollte wohl den letzten Abschied von uns nehmen. Wir verloren das Boot aus dem Gesichte, als wir außerhalb der Straße die Segel vor dem günstigen Winde verdoppelten.

Schon beim Ausfahren aus Otdia ward von dem Masthaupt das Land Erigup gesehen. Wir vollendeten am 7. und 8. Februar

die Aufnahme dieser ärmlichen, spärlich begrünten Gruppe, die nur von drei Menschen bewohnt sein soll. Wir sahen nicht mehrere am Strande der einzigen Insel, auf welcher sich Kokosbäume zeigten, aber nicht über den Wald erhoben.

Unter dem Winde der Gruppe ward eine Furt untersucht, die wohl nicht ohne Gefahr befahren werden konnte. Wir verließen Erigup, um Kaben aufzusuchen. Wir hatten gegen den Wind, der ausnehmend frisch wehte, anzukämpfen. Am 10. nachmittags sahen wir Kaben. Die Gruppe ist beiläufig 45 Meilen von Otdia entfernt, und Lagediack hatte ihre Lage ziemlich richtig angegeben.

Am 11. morgens waren wir vor der Furt, die unter dem Winde der Gruppe ihrem N. W.-Winkel am nächsten gelegen ist. Der Wind war heftig. Zwei Boote kamen aus dem Tore uns entgegen und beobachteten uns von fern. Von einem Windstoß erfaßt, schlug das eine Fahrzeug um. Das andere kümmerte sich nicht um den Unfall: da sind die Schiffer sich selber genug. Wir sahen sie bald teils auf dem Kiele sitzen, teils an Leinen gespannt schwimmend das Schiff dem Lande zu bugsieren, von dem sie doch über eine halbe Meile entfernt waren. — Drei andere Boote kamen von der großen Insel im N. W. zu uns her und luden uns an das Land.

Das Tor ist breit, aber seicht der Kanal, in welchem wir bei der Einfahrt zwischen Korallenbänken wenden mußten. Wir führten schnell und glücklich das kühne Manöver aus. Die Durchsichtigkeit des Wassers ließ unsere Blicke in die geheimnisreichen Korallengärten des Grundes hinabreichen. — Wir warfen die Anker vor einer der geringsten und ärmsten Inseln der Gruppe.

Kaben hat ungefähr die Größe und die längliche Gestalt von Otdia, aber von N. W. nach S. O. kehrt sie eine ihrer längeren Seiten dem Passatwinde zu und das Hauptland, die Insel Kaben, nimmt die N. W.-Spitze der Gruppe ein. Das Riff ist auf der Windseite mit fruchtbaren Inseln reichlich gekrönt. (Herr von Kotzebue zählte deren im ganzen Umkreis 64.) Hochstämmig erhebt sich über den meisten die Kokospalme; der Brotfruchtbaum ist gemein; drei Arten Arum werden angebaut, die jedoch nur einen spärlichen Ertrag gewähren können; und wir haben die erst eingeführte Bananenpflanze auf einer der Inseln angetroffen. Die Bevölkerung ist der größeren Fruchtbarkeit des Bodens angemessen. Die Menschen erschienen uns wohlhabender, selbstvertrauender, zutraulicher als auf Otdia, und durch unsere Gegenwart belebt, durchkreuzten ihre Boote, deren sie viele besaßen, zu allen Zeiten und in allen Richtungen das innere Meer, das einem verkehrreichen Hafen glich.

Wir haben auf Kaben flüchtigere Berührungen mit mehreren Menschen gehabt, und die Bilder der freundlichen Gestalten verwirren sich schon in meinem Gedächtnisse; doch leuchten aus dem Allgemeinen etliche noch besonders hervor, und das freundliche, fröhliche, lebensfrische, mutvolle Fürstenkind auf Airick ist mir unvergeßlich.

Wir fanden auf der Insel, vor der wir lagen, nur junge Kokospflanzungen und verlassene Häuser. Am 12. kamen von Osten her zwei große Boote und näherten sich uns. Wir riefen ihnen den Friedensgruß zu; sie erwiderten unsern Gruß und kamen furchtlos heran; wir warfen ihnen ein Tau zu, woran sie ihre Fahrzeuge befestigten, und ein Häuptling bestieg, von einem einzigen Mann begleitet, das Verdeck. Er suchte sogleich unsern Chef auf, reichte ihm eine Kokosnuß dar und setzte ihm seinen Blumenkranz auf das Haupt. Wir konnten uns gut mit den staunenden Menschen verständigen, und kein Mißtrauen waltete zwischen uns ob.

Herr von Kotzebue, der bereits seinen Namen an Rarick verloren hatte, bot ihn hier dem entzückten Labadini, Herrn auf Torua (einer östlicheren Insel dieser Gruppe), zum Tausche wieder an. Der Freundschaftsbund war geschlossen.

Der Häuptling übernachtete auf der nächsten Insel. Die Nacht war Sturm; wir konnten am 13. weder unter Segel gehen, noch ans Land fahren.

Am 14. verließen wir unsern Ankerplatz und drangen lavierend tiefer ostwärts in das Innere der Gruppe hinein. Unser Freund folgte uns auf seinem Boote, hielt schärfer bei dem Winde als wir und segelte nicht viel langsamer. Nachmittags warfen wir vor einer kleinen, von luftigen Palmen reich beschatteten Insel die Anker; Labadini kam an Bord. Auch diese Insel, Tian geheißen, gehörte ihm; sie war aber nicht sein gewöhnlicher Aufenthalt, und er drang in uns, ihm nach Torua zu folgen, was wir am morgenden Tage zu tun versprachen. Wir fuhren gemeinschaftlich ans Land, und beim Landen trug er den Kapitän durch das Wasser.

Auf dieser Insel, vor welcher das widrige Wetter uns noch am 15. zurückhielt, freuten wir uns der behaglicheren Wohlhabenheit des anmutigen Volkes; wir wurden unter jedes Dach gastlich eingeladen, von jeder Familie freundlich empfangen. Etlichen Pflanzungen und Gruppen von Fruchtbäumen diente anstatt der Mauern eine um dieselben gezogene Schnur von Kokosbast zur Befriedigung. Wir sahen den weißen Reiher mit gelähmtem Flügel gezähmt und etliche zahme Hühner. Labadini bewirtete den Kapitän mit einem reinlich bereiteten Mahle von Fischen und gebackenen Brotfrüchten. Wir fuhren auf seinem Boote unbesorgt wie auf den unsern, und

es ward uns an beiden Tagen, als wir an das Schiff zurückfuhren, eine solche Menge Kokosnüsse gebracht, daß sie für die ganze Mannschaft auf mehrere Tage ausreichten; wir ließen dagegen Eisen verteilen. — Wir haben Kokosnüsse von Kaben bis Unalaschka gebracht.

Wir gingen am 16. Februar wieder unter Segel, und der Kette der Insel folgend, die eine südlichere Richtung nahm, überschauten wir ihre ganze Bevölkerung, die das wunderbare Schauspiel des fremden Riesenschiffes unter Segel an den Strand herbeizog.

Aus einer größeren Insel, wie wir später erfuhren, Olot geheißen, stieß ein großes Boot ab, auf dem zwanzig bis dreißig Menschen sein mochten. Sie zeigten uns Kokosnüsse und schrien und winkten uns herbei. Wir segelten weiter, und das Fahrzeug folgte uns nach. Auch Labadinis Boot, das uns nachkam, erschien in der Ferne. Eine große Insel, von welcher aus die Kette ihre Richtung nach Süden nimmt, bot uns einen geschützten Hafen, wo wir die Anker fallen ließen. Es war Torua, Wohnsitz von Labadini. Das Boot aus Olot legte sich an unsere Seite, und der Herr dieser Insel, der junge Häuptling Langediu, stieg sogleich auf den Rurik. Er war reicher tatuiert und zierlicher geschmückt als Labadini. Er trug Herrn von Kotzebue einen Namenstausch an, den dieser, der immer das behielt, was er hingab, unbedenklich annahm. Das Verfahren war geeignet, Zwist unter den Fürsten zu erregen. Labadini, der bald eintraf, wandte sich beleidigt von uns ab, und hier auf seiner Insel verkehrten wir allein mit Langediu. Mit dem lebhaften, geistreichen und sittigen Jünglinge wiederholte der Kapitän seine Geographie von Radack und vervollständigte sie.

Torua, in gerader Linie 24 Meilen von Kaben entfernt, ist doppelt so groß und verhältnismäßig weniger bevölkert als Tian. Wir wurden hier mit dem unschmackhaften Gerichte bewirtet, das die Radacker aus geraspeltem Kokosholz bereiten. — Hier oder auf Tian ward uns auch der aus der Brotfrucht bereitete Sauerteig gereicht, der aus Beschreibungen von Reisen nach O-Taheiti genugsam bekannt ist und den Europäern nicht munden will. Wir blieben drei Tage auf unserm Ankerplatz, verschafften uns viele Kokosnüsse und teilten viel Eisen aus. Der Matrose, der das Eisen verausgabte, stand bei den Eingeborenen in besonderem Ansehen, und ihm wurde von allen geschmeichelt.

Wir lichteten am 19. die Anker und steuerten südwärts längs des Riffes, das hier einen grünen Kranz von sehr kleinen Inseln trägt. Nach einer Strecke von zehn Meilen ändert sich seine Richtung, und das innere Meer verlängert sich nach Südost sackartig in einen Vorsprung, worin die Gruppe endigt. Eine größere Insel

im Hintergrunde dieser Bucht des innern Meeres zog unsere Aufmerksamkeit auf sich, und wir richteten dahin unsern Kurs. Bevor wir sie erreicht, ward vom Masthaupt jenseits des Riffes Land im Süden entdeckt. Es war die Gruppe Aur. Wir gingen vor Airick, jener großen Insel vor Anker.

Wir fuhren ans Land, während der Kapitän noch auf dem Schiffe beschäftigt zurückblieb. Ein Boot aus Airick hatte uns bereits vor Torua besucht. Wir wurden mit zuvorkommender Herzlichkeit empfangen; man reichte uns Kokosnüsse dar, und wir schienen alte, lang' erwartete Freunde zu sein. Diese Insel ist die volkreichste und fruchtbarste von allen, die wir gesehen haben. Sie besitzt allein sechs bis sieben große Boote. Ein Jüngling oder Knabe, der noch nicht mit dem Männerschmucke der Tatuierung angetan war, und dem das Volk mehr Ehrfurcht zu zollen schien, als wir anderen Häuptlingen hatten erweisen sehen, galt uns erst für den Herrn der Insel. Aber gleicher Ehren war ein junges, ebenfalls noch untatuiertes Mädchen (seine Schwester?) teilhaftig und über beide schien ein Weib (ihre Mutter?) erhaben zu sein, welche sich in einen Nimbus der Vornehmigkeit hüllte, von dem ich auf Radack kein zweites Beispiel gesehen habe. Es ist auch der einzige Fall, wo ich ein Weib der Autorität genießen sah. Daß die verschiedene Würde und Macht der Häuptlinge nicht allein von ihrem Reichtum und Besitzstand abhing, war anscheinlich; doch habe ich mir über diese Ungleichheit keine Auskunft verschaffen können.

Der Jüngling, der sich herzig an mich anschmiegte, kam sogleich mit mir auf das Schiff; ein älterer Mann, dessen Obhut er anbefohlen zu sein schien, begleitete ihn. Freudig, freundlich, lebhaft, wißbegierig, geistreich, tapfer und voller Anstand; ich habe nicht leicht eine anmutigere Erscheinung gesehen. So gefiel er auch dem Kapitän, dem er sich gleich vorstellte. Er maß mit seinem Begleiter das Schiff aus und die Höhen der Masten; die Schnur, die dazu gedient, ward sorgfältig aufbewahrt. Ihm ein Schauspiel zu geben, holte ich meine Rappiere hervor und focht einen Gang mit Eschscholtz. Da erglühete er vor Lust; das Spiel mußte er auch spielen. Er begehrte mit sittiger Art ein Rappier, und freudig voller Anstand, sich und mir vertrauend, stellte er sich mir entgegen und bot dem blanken, kalten Eisen des weißen Fremden seine bloße Brust. — Bedenket es — es war schön!

Wir fuhren nachmittags wieder ans Land, und der Jüngling führte den Kapitän zu der Mutter. Sie empfing schweigend den vornehmen Gast und seine Geschenke und ließ ihm dagegen zwei Rollen Mogan und Kokosnüsse reichen. Mogan, das Wertvollste,

was ein Radacker geben kann, ist selbst gegen Eisen nicht zu erhandeln. Sie gingen sodann zu der Schwester, die um sich eine Schar von Mädchen hatte, von denen sie jedoch abgesondert saß. Hier herrschte Fröhlichkeit und wurde gesungen. Während dieser Besuche und überall auf der Insel bildete sich um den Fürsten und ihre hohen Gäste in weitem Umkreis ein dichter Kranz von Zuschauern.

Der Rurik war zu allen Stunden von Booten der Eingebornen umringt und von Besuchern überfüllt. Die Insulaner waren hier in Überzahl, und ihre Zutraulichkeit ward lästig und beunruhigend.

Am 20. kam von Westen her ein großes Boot, worauf zweiundzwanzig Menschen gezählt wurden. Es war Labeloa, der Häuptling von Kaben, der uns hierher gefolgt war und dem Kapitän eine Rolle Mogan überreichte. Er erzählte uns, er sei es gewesen, der mit seinem Boote vor dem Eingange der Gruppe umgeschlagen sei.

Ein Kommando war nach Wasser geschickt worden. Abends, als es dunkelte, schrie der Unteroffizier vom Lande her, daß ein Matrose vermißt werde. Der Kapitän ließ eine Kanone abfeuern und eine Rakete steigen. Der Mann, den die Insulaner nicht aus feindlicher Absicht zurückgehalten, fand sich wieder ein, und unser Boot ruderte heran.

Am 21. war der gestrige Schreckschuß allgemeiner Gegenstand der Nachfrage, und wir fanden unten den Leuten mehr Ehrfurcht und Zurückhaltung. Wir unsererseits blieben uns in unserm Betragen gleich. Eschscholtz bedeutete ganz gleichgültig den Forschenden, unser Kapitän sei nach oben gefahren, aber er sei schon wieder da. Wir besuchten unsere hiesigen Freunde zum letztenmal. — Der Zutritt zu der alten Fürstin ward dem Kapitän verwehrt. Wir bekamen auf dieser Insel eine Unzahl von Kokosnüssen.

Wir verließen Airick am 21. Februar und steuerten nach Olot, der Insel von Langediu, den zu besuchen der Kapitän versprochen hatte. Labeloa, der uns nach Aur begleiten wollte, folgte uns in seinem Boote; er nahm, als er uns vor Olot anlegen sah, den Kurs nach Kaben, kam uns aber nach Aur nach.

Olot steht an Bevölkerung und Fruchtbarkeit den andern von uns gesehenen Inseln nach. Doch ward der Taro auf Olot gebaut, und wir sahen nur hier die Banane. Wie ich auf allen Inseln von Kaben, auf denen wir gelandet, bei der regsten Teilnahme der Insulaner die Wassermelone selber gesäet und deren Samen den Häuptlingen ausgeteilt, also tat ich auch hier. Bei dem Geschäfte wurde mir mein Messer entwendet. Ich sprach deshalb und nicht

vergeblich Langedius Autorität an; mein Eigentum ward mir sogleich wiedergegeben. Labadini war hier bei Langediu, und es schien das gute Vernehmen wieder hergestellt zu sein. Beide Häuptlinge wurden reichlich beschenkt.

Wir verließen am 23. Februar 1817 Olot und die Inselgruppe Kaben, aus welcher wir zu derselben Straße hinausfuhren, zu welcher wir hereingekommen waren. Wir steuerten nach Aur, in dessen Gehege wir zu einer engen Furt, geschickt zwischen Korallenbänken steuernd, mit vollen Segeln einfuhren. Die Gruppe, geringeren Umfangs, war vom innern Meere zu übersehen. Sie ist 13 Meilen lang, 6 breit und besteht aus 32 Inseln. Um 5 Uhr nachmittags ließen wir vor der Hauptinsel, welche die S. O.-Spitze der Gruppe bildet, deren Namen sie führt, die Anker fallen.

Es umringten uns sogleich mehrere Boote der Eingebornen. Wir riefen ihnen Eidara! zu, und sogleich stiegen die Fürsten zutraulich an Bord und mit ihnen die Fremden aus Ulea: Kadu und sein Schicksalsgefährte Edock. — Mein Freund Kadu! — Ich überlese, was ich in der Denkschrift „Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des Großen Ozeans", auf die ich euch verweisen muß, von diesem Manne gesagt habe, und die Erinnerung erwärmt mein Herz und befeuchtet meine Augen.

Die Radacker entsetzten sich ob des schnell gefaßten Entschlusses Kadus, bei den weißen Männern auf dem Riesenschiffe zu bleiben. Sie ließen nichts unversucht, ihn zurückzuhalten; sein Freund Edock, tief bewegt, versuchte selbst mit Gewalt ihn in das Boot herabzuziehen; Kadu aber, zu Tränen gerührt, erwehrte sich seiner und stieß ihn, Abschied von ihm nehmend, zurück.

Der hiesige Ankerplatz hatte Nachteile, die den Kapitän bewogen, einen besseren im Schutze der Insel Tabual zu suchen, die acht Meilen von Aur entfernt, die N. O.-Spitze der Gruppe einnimmt. Diesen Entschluß hatte er den Häuptlingen angezeigt, und sie folgten uns dahin mit fünf großen Booten am 24. Februar früh. Die Bevölkerung war stärker als selbst auf Kaben, und die Anzahl der großen Boote beträchtlicher.

Nach Herrn von Kotzebue waren die hohen Häupter des Volkes, mit denen wir hier verkehrten, die, Zutrauen fassend, ihn in ihren Rat zogen und ihn bestürmten, mit der Übermacht unserer Waffen einzugreifen in den waltenden Krieg, von dem sie uns die erste Kunde gaben: Tigebien, ein Mann mit schneeweißem Bart und Haupthaar und vom Alter gebeugt, der Herr der Gruppe Aur, der Schutzherr von Kadu und in Abwesenheit des Königs Lamari der erste der Fürsten; der zweite nach ihm Lebeuliet, ein Greis, der Herr der Gruppe

Kaben, wo die Insel Airick sein gewöhnlicher Wohnsitz war, der Gatte jener Fürstin, der Vater jener Kinder, die wir dort kennen gelernt; der dritte, jüngste und rüstigste, Tiuraur, der Herr der Gruppe Otdia, der Vater von Rarick.

Lamari war von Aur an König über den ganzen Norden von Radack. König über die drei südlichen Gruppen Meduro, Arno und Mille war Lathethe, und zwischen beiden war Krieg. Lamari bereiste jetzt die ihm untertänigen Inseln, seine Mannen und sein Kriegsgeschwader nach Aur zu berufen, um von hier aus einen Kriegszug gegen seinen Feind zu unternehmen.

Man vergleiche meinen Aufsatz über Radack. — Ich will hier nur wiederholen, weil Herr von Kotzebue, schlecht berichtet, es anders aufgezeichnet hat, daß bei diesen Kriegen die überfallenen Inseln aller Früchte beraubt, aber die Bäume selbst nicht beschädigt werden.

Herr von Kotzebue gab dem Tigedien Waffen! — Lanzen und Enterhaken. Tigedien hatte ihm ein Geschenk von etlichen Rollen Mogan gebracht. Die Umstände und der bevorstehende Krieg mögen zu dem hohen Werte, der auf den Mogan gelegt wurde, und zu der Schwierigkeit, die wir fanden, uns welchen zu verschaffen, beigetragen haben. Dieser wohlschmeckende süße Konfekt ist der einzige Mundvorrat, der auf längeren Reisen eingeschifft werden kann, ist der Zwieback dieser Seefahrer.

Als unsere Boote vom Lande nach dem Schiffe zurückkehrten, wurden sie mit so vielen Kokosnüssen beschwert, als sie tragen konnten.

Vor Tabual erbat sich Kadu vom Kapitän Urlaub, an das Land zu fahren, von wo er an das Schiff zurückkommen werde. Wir selber durchschweiften an diesem Tage die Insel, die reicher ist an Humus als die fruchtbarsten der Gruppe Kaben, und auf der wir Taro- und Bananenpflanzungen in gedeihlichem Zustande antrafen. Wie wir von unserer Wanderung zurückkehrten, fanden wir unsern Kadu, von einem weiten Kreise von Radackern umringt, lebhaft, beseelt, tiefbewegt redend, indem alle um ihn gespannt, ergriffen, gerührt dem Vortrage zuhörten, und mehrere in Tränen ausbrachen. Kadu ward auf Radack geliebt, wie er unter uns geliebt worden ist.

Verschiedene Fahrzeuge von der Gruppe Kaben trafen ein, das eine von Airick, andere zwei oder drei mit Labeloa von der Insel Kaben, und diese zwar bei sehr heftigem Winde. Von unserm Ankerplatz war vom Masthaupt das Land von Kaben zu sehen.

Ich machte auf Tabual einen letzten Versuch, die Tatuierung

zu erlangen. Ich hätte damals gern das schöne Kleid mit allen den Schmerzen, die es bekanntlich kostet, erkauft. Ich brachte die Nacht in dem Hause des Häuptlings zu, der versprochen zu haben schien, die Operation am andern Morgen vorzunehmen. Am andern Morgen wurde jedoch die Operation nicht vorgenommen, und Rechenschaft über die stillschweigende Verweigerung konnte ich erst später aus Kadus Aussagen entnehmen.

Ungeachtet des zwischen dem Süden und dem Norden von Radack waltenden Krieges und des leidenschaftlichen Hasses, der oft bei Erwähnung dieser unglücklichen Verhältnisse zum Ausbruche kam, lebte unbefährdet, liebgehegt und geehrt ein Häuptling von Arno auf Tabual.

Am 26. gingen wir zum letztenmal ans Land auf Tabual und nahmen Abschied von unsern Freunden. Die Nacht über erschollen die radackische Trommel und das Lied unter den Palmen am Strande des innern Meeres.

Am 27. Februar 1817 liefen wir am frühen Morgen aus dem Meerbecken von Aur zu eben dem Tore hinaus, zu dem wir eingefahren waren. Wir steuerten nach Norden, den Tag über unter dem Winde von Kaben, am 28. über dem Winde von Otdia, und hatten noch vor Nacht Kenntnis von der Gruppe Eilu, die uns über dem Winde lag. Kadu erkannte die Gruppe. Er war bereits auf derselben und ebenfalls auch auf Udirick gewesen, und wohl bewandert in der Geographie von Radack, gab er uns die Richtungen an, in welchen Temo und Ligiep lagen.

Wir waren am Morgen des 1. März 1817 bei der Südspitze von Eilu, welche von der Insel gleichen Namens gebildet wird. Wir folgten der Süd- und Ostseite des Umkreises, wo das Riff von Land entblößt ist, und suchten einen Durchbruch desselben zur Einfahrt. Drei Boote kamen uns in das offene Meer entgegen, und unser Genosse Kadu pflog ein lebhaftes Gespräch mit seinen staunenden alten Bekannten. Diese wiesen uns mehr im Norden die breiteren Tore ihres Riffwalles. Von dreien schien das eine nur fahrbar für den Rurik zu sein. Der Abend dunkelte schon.

Am 2. März suchten wir das Tor wieder auf, von welchem uns der Strom westwärts entführt hatte. Der Wind blies uns aus dem engen Kanal entgegen, und da hineinzudringen, schien kaum möglich zu sein. Der Leutnant Schischmareff untersuchte das Fahrwasser. Zwischen zwei senkrechten Mauern hatte die Straße fünfzig Faden Breite und eine hinreichende Tiefe. Das Schiff mußte in der Straße gewendet und gleichzeitig von dem stark einsetzenden Strom hineingeführt werden; gehorchte es nur träge dem Steuerruder, so

galt es, an der Korallenwand zerschellt zu werden. Schnell ward und glücklich das kühne Manöver ausgeführt; es war ein schöner Moment. Alle Segel waren dem Winde ausgespannt; tiefes Schweigen herrschte auf dem Rurik, wo dem Kommandowort gelauscht wurde; zu beiden Seiten brauste die Brandung. Das Wort erschallt, und wir sind im innern Meer. In der Furt selbst hatte sich eine Bonite an der Angel gefangen; so hatten wir Torzoll genommen.

Die Gruppe Eilu ist von N. in S. 15 Meilen lang und nur 5 Meilen breit. Alles Land ist auf der Windseite; es ist spärlich begrünt, die Kokospalme erhebt sich nur auf Eilu im Süden und auf Kapeniur im Norden über den Wald. Das innere Meer ist seicht und mit Korallenbänken und Untiefen angefüllt, welche uns Gefahr drohten. Wir gingen gegen Mittag in der Nähe von Eilu vor Anker.

Drei Boote umringten uns alsobald, und Kadu hatte für sich und für uns genug zu reden. Lamari, den wir hier zu treffen hofften, war bereits auf Udirick, und der Häuptling von Eilu, Langemui, wohnte auf Kapeniur. Kadu fuhr mit den Radackern ans Land, wohin wir ihm später folgten. Wir haben hier den Pandanus noch ganz grün essen sehen, und die Brotfrucht fehlte ganz. Ein paar Pflanzen von der einen der auf Kaben angebauten drei Taroarten bezeugten den Fleiß der Menschen und die Unwilligkeit der Natur. Die guten, dürftigen Leute beschenkten uns mit einer Menge Kokosnüssen, woran wir vielleicht reicher waren als sie. Sie erwarteten dafür keinen Lohn. Wir teilten Eisen aus, und ich säete Kerne der Wassermelone, wie ich es überall auf den anderen Gruppen getan hatte.

Wir gingen am 4. mit Tagesanbruch unter Segel und kamen nach einer beschwerlichen Fahrt erst später von Kapeniur, wo wir die Anker fallen ließen. Wir lagen sicher und bequem in der Nähe des Landes, das uns vor dem Winde schirmte; und es wurde beschlossen, etliche Tage hier zu verweilen, um Segel und Tauwerk für die uns bevorstehende Nordfahrt instand zu setzen.

Uns besuchte zuerst am Bord Langemui und brachte dem Kapitän etliche Kokosnüsse dar. Er war ein hochbejahrter, hagerer Greis von heiterem, lebendigem Geiste, wie überhaupt auf diesen Inseln das Alter ein jugendliches Gemüt behält. Er mochte nach unserer mutmaßlichen, unzuverlässigen Schätzung achtzig Jahr alt sein. An seinem Körper trug er etliche Narben. Diese, als er nach denselben befragt wurde, veranlaßten ihn, uns die erste Kunde von Ralick zu geben, der westlicher gelegenen Inselkette, deren Geographie jedem Weibe, jedem Kinde auf Radack geläufig ist. Es ist mit den Men-

schen wie mit der Natur; was man schon weiß, kann man sich leicht zu allen Stunden wiederholen lassen; aber an den Tag zu fördern, was man nicht weiß, dazu gehört Geschick, dazu gehört Glück. Nach Langemui, der auf Ralick seine Wunden erhalten hatte, entwarf Herr von Kotzebue die Karte dieser Inseln, die man in seiner Reise nachsehen muß. Bei Udirick hatte er einen zweiten Punkt, von dem aus er sich die Richtung der nördlichen Gruppen angeben ließ, und er hatte im Spätherbst auf Otdia Gelegenheit, seine Arbeit zu prüfen und zu berichtigen. Ich habe in meinen Bemerkungen Kadus Aussagen über Ralick aufgenommen. Nach ihm war Sauraur, den wir auf Aur gekannt, später als Langemui auf Ralick gewesen und hatte daselbst den Namen, den er jetzt führt, ertauscht und Freundschaft mit den Eingebornen gestiftet. — Ralick gehört zu derselben Welt der Gesittung als Radack und schien zur Zeit wie Radack in zwei einander feindliche Reiche geteilt zu sein.

Auf Eilu war ein junger Häuptling von Mesid, der, auf einem kleinen Fischerboote durch Sturm von seiner Insel verschlagen, hier angelangt war. Er gedachte sich zu der Rückreise an Lamari anzuschließen, der auch nach Mesid fahren wollte, um Verstärkung von dort zu holen. Unsere Seefahrer halten es für kühn, ohne Kompaß, gegen Wind und Strom anringend, einen Landpunkt, der nicht über sechs Meilen sichtbar ist, in einer Entfernung von 56 Meilen aufzusuchen, eine Reise, auf welcher die Radacker wohl zwei Tage und eine Nacht zubringen müssen. Sie würden sich nicht getrauen, das Wagestück zu unternehmen. Wir erfuhren im Spätjahr, daß Lamari dieses Mal Mesid verfehlt und, auf die Hilfe, die er von dieser Insel erwartete, verzichtend, sich zu den übrigen Gruppen Radacks gewendet habe.

Auf Kapeniur war ein anderer Häuptling, welcher anscheinlich um vieles älter als Langemui, gleich regen und heiteren Geistes war.

Der Wind drehte sich am 7. Februar über N. nach W., und ein anhaltender Regen unterbrach die Arbeiten auf dem Rurik. Der 9. und 10. waren gleich regnichte Tage. Am 11. ward das begonnene Werk schnell vollendet. Wir waren segelfertig.

Von den Wassermelonen, die ich auf Kapeniur gesäet hatte, waren trotz der Verwüstung, welche die Ratten angerichtet, mehrere Pflanzen im erfreulichsten Wuchs, und deren Fortgang schien gesichert. —

Ich habe, um nur von dieser einen Pflanzenart zu reden, eine unerhörte Menge von Wassermelonenkernen auf den Riffen von Radack an geeigneten Stellen sorgfältig der Erde anvertraut. Der ganze Samenertrag aller Massermelonen, die in Kalifornien und

auf den Sandwichinseln auf dem Rurik verzehrt worden, ist, entweder von mir ausgesäet oder den Händen betriebsamer Eingebornen anvertraut, auf Radack geblieben. Ich habe bei unserm zweiten Besuch auf Radack eine zweite Aussaat auf Otdia besorgt und einen anderen beträchtlichen Samenvorrat der liebenden Sorgsamkeit von Kadu überlassen. Nach Herrn von Kotzebues letzter Reise und letztem Besuch auf Otdia im Jahre 1824 scheint doch diese willigste der Pflanzen, die, wo nur eine milde Sonne nicht fehlt, den Europäern gefolgt ist, sich auf Radack nicht erhalten zu haben. Wahrlich, es ist leichter, Böses zu tun, als Gutes!

Im Innern der Gruppe Eilu wurden vom Schiffe an verschiedenen Tagen zwei Haifische geangelt. Man berichtete mir von dem einen, er habe drei lebendige Junge im Leibe gehabt, jedes drei Spannen lang: zwei in einem Ei, das dritte allein. — Man wird sonst in den Becken, welche Korallenriffe umhegen, von Haifischen nicht gefährdet.

Das Wasser dieser Binnenmeere war wenig leuchtend.

Als der gute Langemui unsere Absicht erfuhr, Eilu am andern Tage zu verlassen, ward er betrübt. Wir sahen in der Nacht Lichter längs dem Riffe sich bewegen; am frühsten Morgen kam unser Freund an das Schiff und brachte uns ein letztes Geschenk: fliegende Fische, die er beim Feuerscheine hatte fangen lassen, und Kokosnüsse.

Wir verließen Eilu den 12. März 1817. Der Wind, der uns zum Auslaufen günstig war, erlaubte uns zu einem nördlicher gelegenen, engeren Tore hinauszufahren; ein Haifisch ward in der Furt selbst gefangen. Wir hatten um 3 Uhr nachmittags Ansicht von Udirick und Tegi, welche, wie wir es bereits mit Zuversicht erkannt hatten, die im vorigen Jahre von uns gesehenen Gruppen waren. Die anbrechende Nacht zwang uns, die Nähe des Landes zu vermeiden. — Wir fanden uns am Morgen des 13. acht Meilen westwärts getrieben. Wir erreichten bald den Kanal, welcher beide Gruppen trennt, fuhren hindurch und befanden uns vor Mittag in ruhigem Wasser unter dem Winde von Udirick. Kein Tor im Riffgehege war dem Rurik zum Eingang in das Innere der Gruppe gerecht. Lamari mußte hier sein, und es lag uns daran, den gewaltigen Machthaber dieses neptunischen Reiches kennen zu lernen, der von seiner Wiege, der Gruppe Arno, ausgehend den Norden von Radack kraft des Faustrechtes unter seine Alleinherrschaft vereiniget hatte.

Mehrere Segel ließen sich blicken und kamen, das Riff durchkreuzend, in das freie Meer heraus. Zwei Boote nahten sich zuerst

dem Rurik; die darauf fuhren, erkannten alsbald unsern Freund und riefen ihn laut beim Namen, mit vorgesetzter Vorschlagsilbe La Kadu!*) Alle Scheu war bezwungen; sie kamen heran, sie stiegen auf das Verdeck. Unter diesen Männern befand sich der Schicksalsgefährte Kadus, dessen ich in meinen Bemerkungen und Ansichten erwähnt habe, der greise Häuptling aus Eap, der sogleich den Vorsatz faßte, bei uns zu bleiben, und fast nur mit Gewalt davon abzubringen war. Kadu trug zu diesem Manne, der ihn doch vom Rurik verdrängen wollte, ein sanft Erbarmen und beschäftigte sich noch später mit dem Gedanken, Nachricht von ihm und seinem jetzigen Aufenthalte nach Eap gelangen zu lassen.

Ich stieg mit Kadu auf eines der Boote der Eingebornen, in der Absicht, auf der Insel zu landen. Bald nachdem wir vom Schiffe abgestoßen, langte bei demselben Lamari auf einem andern Boote an und stieg sogleich auf das Verdeck. Ein stattlicher dicker Herr mit einem schwarzen langen Barte und mit einem größeren und einem kleineren Auge. Von seinen Genossen sollen keine äußerlichen Unterwürfigkeitsbezeigungen gegen ihn stattgefunden haben.

Wir indes lavierten vor dem Riffe, über welches bei hohem Wasser zu fahren sich auch diese Boote nicht zu getrauen scheinen. Wir nahten uns endlich der Insel, zu welcher zwei Mann durch die Brandung hinüberschwammen. Hier kam uns Lamari nach und unterhielt sich mit uns. Ich sah von allen Booten nur ein einziges zu dieser Stunde von dem freien Meere in das innere Becken hineindringen, da doch alle leicht hinausgesegelt waren. Dasjenige, worauf ich stand, war neu repariert; es trug vierzehn Menschen, ohne zu den größten gerechnet werden zu können. Wir kehrten mit etlichen Kokosnüssen an das Schiff zurück. Es war Nachmittag. Kadu, dem noch einmal ernst vorgestellt wurde, daß wir jetzt Radack verließen, um nicht wieder dahin zurückzukehren, beharrte unerschütterlich bei seinem Entschlusse. Er verteilte seine letzte Habe unter seine Gastfreunde. Wir warteten nicht auf das, was uns diese Insulaner noch an Früchten versprachen. Wir nahmen unsern Kurs nach Bigar.

Das unbewohnte Riff Bigar, das nach der Aussage der Radacker im N. O. von Udirick liegt und von ihren Seefahrern von dieser Gruppe aus des Vogel- und Schildkrötenfanges wegen besucht wird,

*) Bei dem gleichlautenden Anfange aller Mannesnamen auf Radack, der hier angeführten radackischen Sprachweise des Namens Kadu und der schwankenden Aussprache der Mitlauter L und R möchte vielleicht der Name unseres Freundes auf Otdio richtiger Larick als Rarick geschrieben werden. Doch entbehrt auch der Name „Wonguſagelig" der bräuchlichen Vorschlagsilbe.

war für uns unerreichbar. Wir kämpften zwei Tage lang gegen den Wind an; die im Norden von Radack ausnehmend starke westliche Strömung des Meeres brachte uns am 14. März 26 Meilen, am 15. 20 Meilen von unserer Rechnung nach Westen zurück; wir verloren gegen den Wind, anstatt zu gewinnen, und gaben, von diesen Seefahrern, die wir „Wilde" nennen, in unserer eigenen Kunst überwunden, das fernere Aufsuchen von Bigar auf.

Man könnte auf die Vermutung kommen, die Radacker hätten uns die Richtung, in welcher sie steuern, um nach Bigar zu gelangen, als diejenige angegeben, in welcher dieses Riff wirklich liegt, und dasselbe habe uns im Westen gelegen, als wir es noch im Osten gesucht. Da müßten hinwiederum dieselben Geographen von Bigar aus der Gruppe Ubirick eine um so viel östlichere Lage anweisen. Auf jeden Fall setzt die Reise hinüber und herüber eine hinreichende Kenntnis der Strömung und eine zuverlässige Schätzung ihrer Wirkung voraus.

Wir nahmen unsern Kurs nach den von Kapitän Johnstone auf der Fregatte Cornwallis im Jahre 1807 gesehenen Inseln. Häufige Seevögel, deren Flug Kadu am Abend beobachtete, schienen uns dahin zu leiten. Wir sahen diese Inseln am 19. März 1817. Die sichelförmige öde Gruppe hat von Nord in Süd eine Länge von $13^1/_2$ Meilen. Herr von Kotzebue setzt auf seiner Karte die Mitte derselben in 14° 40′ N. B., 190° 57′ W. L. Der Leutnant Schischmareff, auf einem Boote ausgesandt, fand kein Tor in dem wallartigen nackten Riffe, das sie unter dem Winde begrenzt.

Ein Haifisch von außerordentlicher Größe biß indessen an der Angel. Angeregt durch die Hoffnung, uns die ansehnliche Beute zu sichern, zog sich Kadu aus, bereit, hilfebringend in die See zu springen. Das Untier riß sich mit der Angel los und entkam uns.

Wir setzten unsere Fahrt nach Norden fort.

Von Radack nach Unalaschka.

Nordfahrt; die Inseln St. Paul, St. George, St. Laurenz; der Zweck der Reise wird aufgegeben. Aufenthalt zu Unalaschka.

Wir hatten am 13. März 1817 Udirick von Radack und am 19. das letzte zu demselben Bezirke Polynesiens gehörige Riff gesehen; wir wandten uns von einer heitern Welt dem düstern Norden zu. Die Tage wurden länger, die Kälte wurde empfindlich, ein nebelgrauer Himmel senkte sich über unsere Häupter, und das Meer vertauschte seine tief azurne Farbe gegen ein schmutziges Grün. Am 18. April 1817 hatten wir Ansicht von den aleutischen Inseln. Der eigentliche Zweck der Reise lag vor uns; über Unalaschka hinaus eilten die Gedanken dem Eismeere zu. Frischen Sinnes und voller Tatenlust versprachen wir uns alle, Offiziere und Mannen, die wir Freude an der Natur gehabt, jetzt Freude an uns selber zu haben während dieses ernsteren Abschnittes unserer Reise und unseres Lebens.

Nicht ohne Reiz war für mich die Gegenwart. Das Ergebnis von Kadus Aussagen über die ihm bekannte Welt von den Pelewinseln bis Radack liegt in meinen Bemerkungen und Ansichten dem Leser vor. Aber das dort Aufgezeichnete zur Sprache zu bringen und zu ermitteln, das war die Aufgabe, das war die lustvolle Plage dieser Zeit. Erst mußte das Mittel der Verständigung erweitert, ausgebildet und eingeübt werden. Die Sprache setzte sich aus den Dialekten Polynesiens, die Kadu redete, und wenigen europäischen Wörtern und Redensarten zusammen. Kadu mußte verstehen und was schwieriger war, Rede zu stehen gewöhnt werden. Sächliches und Geschichtliches konnte bald abgehandelt werden, und die Erzählung war ohne Schwierigkeit. Was aber verbarg nicht noch der Vorhang? Kadu mußte ausgefragt werden — seine Antwort überschritt die Frage nicht. Naturhistorische Bilderbücher beseitigten manche Zweifel über fragliche Gegenstände. — Auf den Grund des Briefes des Paters Cantova über die Karolineninseln in den „Lettres édifiantes" ward weiter inquiriert. Da war Kadus freuges Erstaunen groß, wie er aus unserm Munde so vieles über seine heimischen Inseln vernahm. Er bestätigte, berichtigte; es bot sich mancher neue Anknüpfungspunkt dar, und jede neue Spur wurde emsig verfolgt. Aber in gleiches Erstaunen versetzte uns oft auch unser Freund. Einst sprach ich mit Eschscholtz, während Kadu auf einem Stuhle zu schlummern schien; und wie manche fremdartige Redensarten sich in unsere Schiffsprache gemischt hatten, so zählten

wir auf spanisch. Da fing Kadu von selber an, spanisch zu zählen, sehr richtig und mit guter Aussprache von eins bis zehn. Das brachte uns auf Mogemug und auf die letzten noch vorhandenen Spuren der Mission von Cantova. Das Land Waghal, von dem die Lieder Kadus Meldung taten, das Land des Eisens mit Flüssen und hohen Bergen, ein von Europäern bewohntes, von den Karolinianern besuchtes größeres Land, blieb uns lange ein Rätsel, und wir erhielten dessen zuversichtliche Lösung erst auf Waghal selbst, das ist auf Guajan, wo wir Don Luis de Torres sogleich mit dem Liede begrüßten, welches auf Ulea seinen Namen verherrlichet, und welches wir von Kadu erlernt hatten, der es noch oft auf den Höhen von Unalaschka gesungen.

Ich bitte die, denen ich widersprechen muß, sehr um Verzeihung. Mein Freund Kadu war kein Anthropophage, so schön das Wort auch klingt, und hat uns auch nie für Menschenfresser angesehen, die ihn als Schiffsproviant mitgenommen hätten. Er war ein sehr verständiger Mann, der, falls er diesen verzeihlichen Argwohn gefaßt, nicht so hartnäckig darauf bestanden hätte, mit uns zu reisen. Er hat auch nie Menschen zu Pferde für Zentauren angesehen. Er kann in beiden Fällen nur in einen Scherz eingegangen sein oder selbst gescherzt haben.

Es ist wahr, daß er, der uns eben das näher liegende Bigar verfehlen gesehen, gegen das Ende einer so langwierigen Fahrt zu zweifeln begann, ob wir nicht auch das verheißene Land Unalaschka verfehlt hätten. — Emo Bigar! „Kein Bigar!" ist sprichwörtlich auf dem Rurik geblieben. — Kadu sah der Veränderung des gestirnten Himmels aufmerksam zu, wie andere Sterne im Norden aufgingen, andere im Süden sich zu dem Meere senkten; er sah uns an jedem Mittag die Sonne beobachten und sah uns nach dem Kompasse steuern; zu wiederholten Malen stieg das Land, wann, wo und wie wir es vorausgesagt, vor uns auf; da lernte er zuversichtlich auf unsere überlegene Wissenschaft und Kunst vertrauen. Diese waren natürlicherweise für ihn unermeßlich; wie hätte er vermocht, ihre Leistungen zu würdigen und zu vergleichen, und wie zu beurteilen, was an der Grenze ihres Bereiches lag! — Die Kunde von dem Luftballe und der Luftschiffahrt, die ich ihm gab, schien ihm nicht unglaublicher und fabelhafter als die von einer pferdegezogenen Kutsche. Haben wir aber auch selber einen andern Maßstab für diese Würdigung als das Gewohnte und Ungewohnte? Dünkt uns nicht, was alltäglich für uns geworden ist, eben darum der Beachtung nicht wert und aus demselben Grunde das Unerreichte unerreichbar? — Scheint es uns nicht ganz natürlich, daß ein Knabe die Gänse

auf die Weide treibt, und märchenhaft, daß man davon rede, den Walfisch zu zähmen?

Kadu sah uns auf Unalaschka und überall, wo wir landeten, alle Erzeugnisse der Natur beachten, untersuchen, sammeln und verstand viel besser als Unwissende unseres Volkes den Zusammenhang dieser unbegrenzten Wißbegierde mit dem Wissen, worauf unsere Übermacht beruhte. Ich zog einst im Verlaufe der Reise zufälligerweise einen Menschenschädel aus meiner Koje hervor. Er sah mich fragend an, und sich an seiner Verwunderung zu ergötzen, taten Eschscholtz und Choris ein Gleiches und rückten mit Totenköpfen gegen ihn an. „Was heißt das?" frug er mich, wie er es zu tun gewohnt war. Ich hatte gar keine Mühe, ihm begreiflich zu machen, daß es uns daran läge, Schädel von den verschieden gebildeten Menschenstämmen und Völkern untereinander zu vergleichen, und er versprach mir gleich von selber, mir einen Schädel von seinem Menschenstamm auf Radack zu verschaffen. Die kurze Zeit unseres letzten Aufenthaltes auf Otdia war mit anderen Sorgen ausgefüllt, und es konnte von jenem Versprechen die Rede nicht sein.

Ich werde mit wenigen Worten über unsere Fahrt nach Unalaschka berichten.

Wir steuerten nach Norden und etwas westlicher, um den Punkt zu erreichen, wo wir im vorigen Jahr Anzeige von Land gehabt hatten. Am 21. März mochte uns die Insel Wakers in N. O. liegen, die zu erreichen der Wind uns ungünstig war. Viele Seevögel wurden gesehen, deren Flug am Abende, dem Winde entgegen, unsern Kurs etwas ostwärts durchkreuzte. „Sie gehen ans Land schlafen," sagte Kadu. Ich bemerkte jedoch, daß nicht alle Vögel derselben Richtung folgten, und der abweichende Flug anderer Unzuverlässigkeit in die Beobachtung brachte. Die Seevögel begleiteten uns am folgenden Tage.

Den 23. März verloren wir den Passat in 20° 15′ N. B., 190° 5′ W. L. Wir mußten in den nächsten Tagen erfahren, daß wir außerhalb der Wendekreise uns befanden; der unbeständige Wind wuchs bald zum Sturm an und legte sich bald zur gänzlichen Windstille. Die Kälte ward bei 15° R. empfindlich.

Wir waren am 29. März in 31° 39′ N. B., 198° 52′ W. L., in dem Meerstriche, wo wir nach den vorjährigen Erfahrungen Land vermuteten; jetzt deutete nichts darauf. Wir steuerten jetzt gerade nach Unalaschka. Wir hatten von hier an bis zum 5. April, 35° 35′ N. B., 191° 49′ W. L., einen ausnehmend starken Strom gegen uns, der uns zwischen 20 und 35 Meilen den Tag nach S. W. zurücktrieb.

Am 30. ließ sich ein Pelikan auf dem Schiffe fangen. Wir lavierten vom 31. März bis zum 2. April, zwischen 34° und 35° N. B. und 194° und 195° W. L., gegen den Nordwind und den Strom in einem dunkelgrünen Meere. Wenige Seevögel, viele Walfische wurden gesehen. Diese, obgleich dem Kabu nicht unbekannt (wir haben selbst einen Physeter bei den Riffen von Radack gesehen), hatten für ihn einen ausnehmenden Reiz.

Wir hatten am 3. April Windstille. Ein schwimmender Kopf (ein Fisch, Tetrodon Mola L., der aber kein Tetrodon ist), der unbeweglich auf der Oberfläche des Wassers zu ruhen schien, wurde von einem ausgesetzten Boote harpuniert und versorgte uns und die ganze Mannschaft auf mehrere Tage mit einer sehr köstlichen frischen Speise. Das Fleisch desselben ist fest und an Geschmack sehr ähnlich dem Krebse. Wir hatten zur Vorsicht wegen der zweideutigen Verwandtschaft dieses Fisches mit giftig geglaubten Tetrodonarten die Leber und das Eingeweide einem Schweine vorgeworfen. Zahlreiche Walfische spielten um das Schiff. Wo sie Wasser spritzen, bleibt von dem ausgeworfenen Tran eine glatte Spiegelfläche auf dem Wasser.

Am 4. steuerten wir bei Nordwind nach Osten. Ein Reiher umkreiste im Fluge das Schiff und verfolgte uns einige Zeit. Zahlreiche Flüge von Seevögeln zeigten sich. Flößholz und ein Kreuz von Bambus, das mit Schnüren zusammengefügt war, trieben an uns vorbei. Drei schwimmende Köpfe wurden gesehen.

Am 5. morgens wurde ein zweiter schwimmender Kopf harpuniert. Das ganze Fleisch, Knorpel und Haut war ausnehmend stark phosphoreszierend; ich konnte noch nach einigen Tagen bei dunkler Nacht im Scheine des Maxillarknochens, den ich aufbewahrt hatte, die Zeit an der Uhr erkennen. Wir hatten den Tag über fast Windstille. Es zeigten sich rote Flecken im Meere, die, wie westlicher im selben Meere am 6. Juni 1816, von kleinen Krebsen herrührten. Am Abend frischte der Wind aus Süden, wir führten alle Segel.

Am 9., nachdem wir mit wechselnden Winden vier Tage ohne Mittagsobservation gefahren, fanden wir uns durch den Strom, der bis dahin nach Süden gesetzt hatte, beiläufig um einen Grad nördlich von unserer Schiffsrechnung versetzt.

Der große Sturm von Unalaschka, berüchtigten Andenkens, ist auf dem Rurik zu einem Sprichwort geworden, welches sich wenigstens in meiner Familie über die Jahre der Fahrt hinaus erhalten hat. Merkwürdigerweise scheint dieser Sturm einige Verwirrung in unsere sonst übereinstimmende Zeitrechnung gebracht zu haben.

Herr von Kotzebue sagt: „Der 13. April war der schreckliche Tag, welcher meine schönsten Hoffnungen zerstörte. Wir befanden uns an demselben unter dem 44° 30′ N. B. und 181° 8′ W. L. Schon am 11. und 12. stürmte es heftig mit Schnee und Hagel; in der Nacht des 12. zum 13. brach ein Orkan aus; die ohnehin hochlaufenden Wellen türmten sich in ungeheuren Massen, wie ich sie noch nicht gesehen; der Rurik litt unglaublich. Gleich nach Mitternacht nahm die Wut des Orkans in einem solchen Grade zu, daß er die Spitzen der Wellen vom Meere trennte und sie in Gestalt eines dicken Regens über die Fläche des Meeres herjagte. — Eben hatte ich den Leutnant Schischmareff abgelöst; außer mir waren noch vier Matrosen auf dem Verdeck, von denen zwei das Steuer hielten, das übrige Kommando hatte ich der Sicherheit wegen in den Raum geschickt. Um 4 Uhr morgens staunte ich eben die Höhe einer brausenden Welle an, als sie plötzlich die Richtung auf den Rurik nahm und mich in demselben Augenblicke besinnungslos niederwarf. Der heftige Schmerz, den ich beim Erwachen fühlte, ward übertäubt durch den traurigen Anblick meines Schiffes, das dem Untergang nahe war, der unvermeidlich schien, wenn der Orkan noch eine Stunde anhielt; denn kein Winkel desselben war der Wut jener gräßlichen Welle entgangen. Zuerst fiel mir der zerbrochene Vordermast (Bugspriet) in die Augen, und man denke sich die Gewalt des Wassers, welche mit einem Stoß einen Balken von zwei Fuß im Durchmesser zersplitterte; dieser Verlust war um so wichtiger, da die beiden übrigen Maste dem heftigen Hin- und Herschleudern des Schiffes nicht lange widerstehen konnten und dann keine Rettung denkbar war. Dem einen meiner Matrosen hatte die Riesenwelle ein Bein zerschmettert; ein Unteroffizier ward in die See geschleudert, rettete sich aber, indem er mit vieler Geistesgegenwart ein Tau umklammerte, das neben dem Schiffe herschleppte; das Steuerrad war zerbrochen, die beiden Matrosen, welche es hielten, waren sehr beschädigt, und ich selbst war mit der Brust gegen eine Ecke geschleudert, litt sehr heftige Schmerzen und mußte einige Tage das Bett hüten. Bei diesem furchtbaren Sturme hatte ich Gelegenheit, den unerschrockenen Mut unserer Matrosen zu bewundern; aber keine menschliche Kraft konnte Rettung herbeiführen, wenn nicht zum Glück der Seefahrer die Orkane nie lange anhielten."

Choris ist in diesem Teile der Reise bis zur Ankunft in Unalaschka um einen Tag zurück. Ich selbst habe in mein Tagebuch unter dem 15. April notiert: „Freitag den 11. April fing der stärkste Sturm an, den wir je erfahren. — Außerordentliche Größe der Wellen. — Eine zerschlug in der Nacht zum Sonnabend (vom 11.

zum 12.) den Bugspriet. Der Sturm dauerte den Sonntag durch; am Montag, den 14. ward erst die Kajüte wieder helle. Am Abende ward der Wind wiederum bis zum Sturme stark. — Am 15. noch sehr scharf; wir genießen jedoch das Tageslicht. Heute der erste Schnee. — In diesen Tagen ward vieles von Kadu herausgebracht" usw.

Nachdem die Welle eingeschlagen, ließ der Kapitän das Kielwasser messen, um zu erfahren, ob vielleicht das Schiff von der Erschütterung leck geworden. Das geschieht, indem man ein Lot in eine der Pumpenröhren hinabläßt. Der junge Unteroffizier, der den Befehl erhalten, ein Mann, der sich vor unsern tapfern Matrosen nicht durch größere Unerschrockenheit auszeichnete, berichtete leichenblaß, das Schiff sei ganz voll Wasser. — Die Sache war zu interessant, um nicht genauer untersucht zu werden; — die Leine nur oder die Röhre war naß gewesen; es ergab sich, daß gar kein Wasser in das Schiff eingedrungen.

Ich vermisse unter meinen Papieren etliche Stanzen, die der Müßiggang eingegeben hatte. Ich kann mich nur auf die erste besinnen, die hier der Kuriosität halber eine Stelle finden mag. Man macht wenig deutsche Verse auf und bei Unalaschka.

So wüte, Sturm, vollbringe nur dein Tun,
Zerstreue diese Planken, wie den Mast,
Den wohlgefügten, mächt'gen, eben nun
Du leichten Spieles schon zersplittert hast!
Da unten, mein' ich, wird ein Mensch doch ruhn;
Da findet er von allen Stürmen Rast.
Was kracht noch? Gut! die Welle schlug schon ein?
Fahr' hin! es ist geschehn, wir sinken! — Nein,
Wir sinken nicht! Geschaukelt wird annoch,
Getragen himmelan der enge Sarg;
— —

Kadu, der, ein anderer Odysseus, ein vielbewegtes, taten- und abenteuerliches Leben zwischen den Wendekreisen auf einem Meerstrich geführt, dessen Ausdehnung beiläufig der Breite des Atlantischen Ozeans gleichkommt, und nie das flüssige Lazur des Wassers erstarren, nie das üppige Grün des Waldes verwelken gesehen — Kadu sah in diesen Tagen zum erstenmal das Wasser zum festen Körper werden und Schnee fallen. Ich glaube, daß ich ihm das gräßliche Märchen unseres Winters nicht vorher erzählt hatte, um nicht von ihm, wenigstens bis zu der traurigen Erfüllung meiner Worte, für einen Lügner gehalten zu werden.

Am 17. April versprachen wir unserm Freunde auf den andern Tag Aussicht vom Lande, das wir ihm mit seinen hohen, zackigen, weiß schimmernden Gipfeln beschrieben. Der Wind ließ nach, und die Kette der aleutischen Inseln ward erst am Abend des 18. sichtbar.

Wir befanden uns im Westen von Unalaschka. Der Schnee war auf den südlichen Niederungen geschmolzen. Die Walfische, die sich hier den Sommer über aufhalten, waren noch nicht eingetroffen; dieselben vermutlich, denen wir zwischen 45° und 47° N. B. begegnet waren. Wir hatten in dieser frühen Jahreszeit im Norden des Großen Ozeans weniger anhaltende Nebel gehabt als im vorigen Jahre, wo wir denselben Meerstrich im Mai und Juni befuhren.

Einen merkwürdig herrlichen Anblick gewährten am 21. April beim Sonnenaufgang die weißen Schneeberge von Umnack in blutrotem Scheine auf dunkelm Wolkengrunde. Wir versuchten an diesem Tage den Durchgang zwischen Umnack und Unalaschka. Der Wind änderte sich, und Schneegestöber umdunkelte uns. Unsere Lage soll nicht ohne Gefahr gewesen sein. „Schon konnten wir die Stunde unsers Untergangs berechnen, als der Wind sich plötzlich rettend wandte," sagt Herr von Kotzebue. Wir gewannen während der Nacht das hohe Meer südlich von Unalaschka.

Wir suchten am 22. und 23. bei hellem Wetter und schwachem Winde, der uns oft gänzlich verließ, den Durchgang östlich von Unalaschka zu erreichen. Wir fuhren am 24. grade vor dem Winde, der zu frischen begann, durch die Straße zwischen Unalaschka und Unalga. Wir hatten den Strom gegen uns, der reißend und einer Brandung zu vergleichen war. Wir riefen eine vierzehnruderige Baidare, die sich blicken ließ, mit einem Kanonenschusse herbei; sie erreichte uns, als wir um die Felsenspitze in Windstille lagen. Der Wind schwoll zum Sturm an mit unendlichem Schneegestöber. Wir warfen Anker in der Bucht und wurden am 25. in den innern Hafen hineinbugsiert, wo wir vor der Ansiedelung Illiuliuk nahe am Ufer vier Anker auswarfen.

Der vergangene Winter hatte sich vor andern ausgezeichnet durch die außerordentliche Menge des Schnees, der gefallen war. Noch lag er tief auf den Abhängen; noch war die Natur nicht erwacht, noch blühte keine Pflanze als die Rauschbeere (Empetrum nigrum) mit winterlichen, dunklen, fast purpurnen Blättern. Gegen die Mitte Mai zog sich der Schnee allmählich auf die Hügel zurück. Gegen den 24. lockte die Sonne die ersten Blumen hervor, die Anemonen, die Orchideen. Gegen das Ende Mai fiel frischer Schnee, der sich einige Zeit auf den Bergen erhielt, und es fror zu Nacht. Mit dem Juni begann die Blütezeit.

Das Schiff, dessen Bugspriet nah am Fuße gebrochen war, dessen andere Masten schadhaft, dessen Tauwerk morsch, dessen Kupferbeschlag abgerissen, nur noch den Lauf hemmte, mußte abgeladen, abgetakelt und gekielt werden. Der alte Bugspriet mußte, verkürzt und zusammengefügt, instand gesetzt werden, den Dienst zu verrichten. Es gab viel zu tun, und es wurde ungesäumt an das Werk geschritten.

Was der Kapitän zu seiner Ausrüstung auf unsere zweite Nordfahrt verlangt hatte, war teils bereit, teils im Werke und gedieh bald zur Vollendung. Den 27. Mai langten aus Kadiack zwei Dolmetscher an, welche die Dialekte der nördlichern Küstenvölker Amerikas, bei denen sie gelebt hatten, redeten und sonst verständige, brauchbare Leute zu sein schienen.

Der Kapitän war ans Land zu Herrn Kriukoff, dem Agenten der Kompanie, gezogen und wir hatten da unsern Tisch. Wir selbst wohnten auf dem Schiffe. Alle Sonnabende ward das erfreuliche Dampfbad geheizt.

Wir lebten meist von Fischen (Lachs und eine Riesenbutte.) — Wahrlich, wahrlich, die schlechteste Nahrung, die es geben kann! Ein großer Krebs (Maja vulgaris) war das Beste, was auf unsern Tisch kam, und wirklich gut. Wir waren auf vegetabilische Nahrung lüstern. Das einzige Gemüse, das wir zur Genüge hatten, war eine große Rübe; wir ließen sie uns, in Wasser abgekocht, trefflich schmecken. Man sucht sonst wildwachsende Kräuter auf: etliche Schirmpflanzen, etliche Kreuzblumen, etliche Ampferarten und die jungen Sprößlinge der Uvularia amplexifolia, die den Geschmack von Gurken haben. Später im Jahre hatten wir verschiedene Beeren, besonders eine ausnehmend schöne, aber wenig schmackhafte Himbeere (Rubus spectabilis). Russen und Aleuten essen überall auf ihren Wegen die Stengel von dem Heracleum, welches häufig in den Bergtälern wächst. Herr Kriukoff ließ von seiner kleinen Herde ein Rind für uns schlachten. Wir kosteten etlichemal Walfischspeck. Es war für uns eine schlechte, jedoch genießbare Speise. Was aber nicht zu essen war und wirklich ungegessen von unsern Tisch abgehoben wurde, dünkt mich des Erwähnens wert.

Wir hatten von unsern O-Waihischen Tieren noch ein trächtiges Mutterschwein zum Geschenke für Unalaschka aufgespart, wo übrigens schon Schweine waren, und zwar auf einem andern Teile der Insel, bei Makuschkin. — Das Tier, welches in den ersten Tagen unsers Hierseins seine Jungen warf, wurde mit Fischen gefüttert. Eins der Ferkel kam auf unsern Tisch; die Nahrung der Mutter hatte dem Fleische einen unleidlicheren Trangeschmack mit-

geteilt, als wir je an Vögeln oder Säugetieren des Meeres gefunden hatten.

Es war zur Sprache gekommen, daß in Hinsicht unseres Tisches und unserer Mundvorräte nicht zum besten gewirtschaftet worden; Speisekammer und Keller waren in dem Zustande nicht, in welchem sie hätten sein sollen. Um Ordnung darein zu bringen, wurde das Amt einer Schaffnerin unserm Choris zugeteilt, der für dasselbe Neigung und Talent hatte; und wir befanden uns in der Folge sehr wohl bei dieser Einrichtung. Choris sorgte, wie wir im August Unalaschka verließen, für einen Vorrat von Seevögeleiern und von eingesalzenem Ampfer, woran wir uns noch zwischen den Wendekreisen erfreuten. Er verschaffte sich zu Hana-ruru und zu Manila von andern uns wohlwollenden Schiffskapitänen manche Zierde und Würze des Mahles, deren wir bis jetzt entbehrt hatten. Er ließ von Zeit zu Zeit auf dem Rurik frisches Brot backen usw. Lauter Dinge, die zur See angenehmer sind, als man es zu Lande glauben kann. Dabei wirtschaftete er mit Sparsamkeit. Aber Freund Login Andrewitsch ging bei den einzuführenden Reformen mit einem durchgreifenden Diensteifer zu Werke, wodurch er die Wichtigkeit seiner neuen Stellung auf eine mir nicht ganz zusagende Weise beurkundete. Ich fand nämlich, als ich abends von den Bergen herabkam, wo ich in Amtsgeschäften, botanisierend, die Tischzeit versäumt hatte, die Schränke verschlossen und Verordnungen zu dem Zwecke erlassen, mir ein Stück Zwieback und einen Schluck Branntwein, das einzige, was ich bescheiden ansprach, unzugänglich zu machen; und so sollte es werden und bleiben. — Gasthäuser und Restaurationen findet man auf Unalaschka nicht. Ich konnte mich bei der neuen Ordnung nicht beruhigen. — Ich glaube, daß unser wackerer Sickoff, der auch eine Autorität auf dem Schiffe war, sich ins Mittel legte und zugunsten meiner den Starrsinn des Reformators beugte: die Sache kam von selbst in ein besseres Geleise, und ich hatte den Hunger nicht mehr zu befürchten. —

Herr Kriukoff erwies sich gegen den Kapitän in außeramtlichen sowohl als in amtlichen Verhältnissen von einer untertänigen Dienstfertigkeit, die sehr weit ging. Er hatte ihm, dem Mächtigeren, mit Beeinträchtigung der Ansprüche von Choris gedient, welcher es ihm nicht vergaß und sich darbietende Gelegenheiten gern ergriff, ihm auf die Hühneraugen zu treten. Die Erinnerungen an Unalaschka sind mir ebenso betrübend, wie die an Radack erheiternd sind. — Ich möchte über den Schmutz den Vorhang ziehen.

Das bräuchliche Geschenk, was man hier einem Schiffskapitän macht, andere Notabilitäten verirren sich wohl nicht auf diese Insel,

besteht in einer feiner gearbeiteten Kamlaika, deren Verzierungen wirklich bewundrungswürdig sind. Dieses Geschenk kostet den Vorstehern bloß die Arbeit der armen aleutischen Mädchen, die nichts dafür bekommen als einige Nähnadeln und — hoch im Wert gehalten wie Gold und Edelsteine — ein Stück roten Frieses von der Größe der Hand. Die Hälfte davon wird aber an der Kamlaika selbst verbraucht und verarbeitet. Die Nähte werden mit ganz feinen Friesfransen zierlich besetzt.

Kriukoff hatte nicht ermangelt, dem Kapitän und auch seinem Leutnant und endlich auch seinen Passagieren jedem eine Kamlaika zu verheißen. Es kam ihm später vor, als sei eben kein Grund vorhanden, sich meinetwegen in Unkosten zu setzen. Die andern erhielten ihr Geschenk, und ich wurde übergangen. Login Andrewitsch nahm die Gelegenheit wahr und sagte ihm mit einer gewissen Autorität, die er sich zu geben wußte, er möge Adalbert Loginowitsch ja nicht vergessen. — Ich erhielt nachträglich meine Kamlaika, und Login Andrewitsch holte sich den Dank bei mir ein.

Kriukoff erzählte dem Herrn von Kotzebue von einem hundertjährigen Aleuten, der auf der Insel lebte. Der Alte ward auf den Wunsch des russischen Kapitäns vorgeladen und kam aus seinem entfernten Wohnort vor ihn. Eine fast mythische Figur aus den Zeiten der Freiheit her, die Schicksale seines Volkes überragend, jetzt vor Alter blind und gebrochen. Der Kapitän, ein gewaltiger Machthaber auf dieser russischen Insel, ließ ihn seiner Gnade versichern; was in seiner Macht stehe, wolle er für ihn tun. Er möge sich ein Herz fassen und seinen kühnsten, während seines langen Lebens unerreicht gebliebenen Wunsch aussprechen. Der Alte erbat sich ein Hemd: er habe noch keines besessen.

Während unseres Aufenthaltes auf Unalaschka schossen die Aleuten Vögel und balgten sie für uns aus. Das Berliner Museum verdankt Herrn von Kotzebue und seinem Eifer für die Wissenschaften die beträchtliche Sammlung nordischer See- und Raubvögel, die es von mir erhalten hat. Ohne die Hilfe des Kapitäns und die Befehle, die er geben ließ, hätte ich hier für die Ornithologie wenig getan und gesammelt, zumal da ich meine englische Doppelflinte dem Gouverneur von Kamtschatka überlassen, von welchem den bedungenen Preis abzuholen der später veränderte Plan der Reise mich verhinderte. Ein paar große Kisten Vogelbälge wurden zu Unalaschka gepackt. — Wann überhaupt während des Verlaufes der Reise meine Koje sich mit Gesammeltem überfüllte, ließ der Kapitän Kisten machen, die er wohlgepackt, vernagelt und verpicht in Verwahrung nahm.

Von den erfahrensten Aleuten ließ ich mir die Walfischmodelle verfertigen und erläutern, die ich in dem Berliner Museum niedergelegt und in den Verhandlungen der Akademie der Naturforscher, 1824, T. XII. P. I. abgebildet, beschrieben und abgehandelt habe. Für diesen Teil der Zoologie ist jede Nachricht schätzbar. Nach unserer Rückkunft auf Unalaschka ward in unserer Nähe ein Walfisch von der Art Aliomoch von den Aleuten zerlegt. Das unappetitliche Werk wird so emsig von vielem Volke betrieben, daß der Naturforscher sich einzumischen keinen Beruf fühlt. Wir haben den Schädel des Tieres nach St. Petersburg gebracht.

Es fehlt auf Unalaschka an Feuerung; da wächst kein Baum, und das Treibholz wird nicht im Überfluß angespült. Der Torf müßte den Mangel ersetzen, aber die Menschen wissen ihn nicht aufzufinden und zu benutzen. Es fehlt mehr an der Technik als an der Natur. Ich hatte zu der Zeit noch kein Torfmoor untersucht und noch nicht über den Torf geschrieben.*) Ich würde jetzt den Torf sicherer unter der Bunkerde zu finden wissen und mit nachdrücklicherem Rat das Vorurteil bekämpfen, welches den Menschen so schwer macht, zu tun, was sie noch nicht getan haben.

Obiger naturhistorischer Zeitung hänge ich ein Feuilleton an. Ein Sohn von Kriukoff, ein munterer Knabe, war von Unalaschka aus nach Unimack gekommen; so weit war für ihn schon die Welt. Er hatte daselbst Bäume gesehen, ja, er war auf einen Baum hinaufgeklettert und hatte sich auf dessen Zweigen gewiegt. Das erzählte er uns mit großem Stolze, aber auch mit nicht geringer Furcht, ob der seltsamen Kunde für einen Lügner zu gelten, und gab sich alle Mühe, uns glaubhaft zu erläutern, was ein Baum sei.

Auf den aleutischen Inseln kommen keine Amphibien vor, und die Naturgeschichte von Unalaschka weiß von keinem Frosche. Nichtsdestoweniger kam einmal in dem chinesischen Zuckersirup, welcher daselbst verbraucht wird, ein wohlerhaltener großer Frosch zum Vorschein. Es war schon viele Jahre her, aber man sprach noch davon, und ob es ein kleiner Mensch gewesen, so ein Wilder, ein junger Waldteufel oder sonst eine Kreatur, darüber war man noch uneinig.

Ich verbrachte meine Tage auf den Bergen. Kadu, nachdem er den Seekohl dieses Meeres (Fucus esculentus) für Bananenblätter anzusehen aufgehört hatte und sich ungern bereden lassen, es würde vergeblich sein, Kokosse an diesem unwirtbaren Strande zu pflanzen, las am Hafen für seine Freunde auf Radack Nägel und vernachlässigtes Eisen auf, wählte für sie unter den meerbespülten Geschieben

*) In Karstens Archiv für Bergbau, Band V., VIII. und XI.

sorgfältig diejenigen aus, die sich am besten zu Schleifsteinen eigneten, ging von weitem den Rindern auf der Weide nach, setzte sich auf die nächsten Hügel und sang sich Lieder von Ulea und von Radack vor.

Er begehrte mit unseren Feuergewehren umgehen zu lernen, und Eschscholtz übernahm den Unterricht. Zu dem Ende ward vom Schiffe eine alte schlechte Flinte verabreicht. Beim ersten Schusse, den unser Freund tat, brannte das Pulver zu dem Zündloch langsam heraus, während er wacker im Anschlag liegen blieb und nicht wußte, was er versehen habe, um nicht wie der Kapitän einen guten Knall heraus zu bekommen. Ich weiß nicht, ob der Unterricht mit besserer Flinte wieder vorgenommen ward, wenigstens ist unser friedlicher Kadu kein Schütze geworden.

Wir hatten einen Sohn von Herrn Kriukoff und fünfzehn Aleuten, Baidaren, große und kleine, gesalzene und gedörrte Fische (Stockfisch) an Bord genommen. Der Rurik war segelfertig. Wir hatten vergebens auf die Ankunft eines Schiffes aus Sitcha gehofft, uns mit manchem, woran wir Mangel litten, zu versorgen. Widrige Winde hielten uns ein paar Tage im Hafen zurück, an dessen Eingange wir in Windstille auf der Scheidelinie zweier einander entgegengesetzten Winde vor Anker lagen. Vor uns blies der Wind von der See her, hinter uns hingegen, im innern Hafen zwischen der kleinen Insel und dem Hauptlande, seewärts. Wir gingen am Sonntag, dem 29. Juni 1817 nach unserer Schiffsrechnung (einen Tag später nach der Rechnung der Insel) unter Segel.

Wir sollten auf unserer Nordfahrt auf der Insel St. George und St. Paul durch die Agenten der Kompanie, welche den dortigen Ansiedelungen unter Herrn Kriukoff vorstehen, auf Anweisungen von diesem mit manchem, woran wir Mangel litten, versehen werden. Auf beiden Inseln, welche im Meerbecken im Norden der aleutischen Inselkette vereinzelt liegen und sonst unbewohnt waren, werden von wenigen Russen und mehreren angesiedelten Aleuten die Herden von Seelöwen und Seebären, welche ihren Strand besetzen, bewirtschaftet, und die Kompanie zieht aus denselben einen sichern und beträchtlichen Ertrag. Beide Inseln sind ohne Hafen und Ankerplatz.

Bei hellem Wetter und günstigem Winde kamen wir am 30. Juni nachmittags in Ansicht der Insel St. George, näherten uns derselben, meldeten uns durch einen Kanonenschuß an und lavierten die Nacht über. Am Morgen des 1. Juli holte uns die große Baidare der Ansiedelung an das Land. Einen gar wundersamen Anblick gewährt die zahllose Herde von Seelöwen (Leo marinus Stelleri), die, unabsehbar im Umkreis der Insel und bis unter der Ansiedelung, einen breiten, felsigen, nackten, von Fett geschwärzten Gurt des Strandes

überdeckt. Unförmliche, riesige Fett- und Fleischmassen, ungeschickt und schwerfällig auf dem Lande. Die Männchen bewachen ihre Weiber und kämpfen gegeneinander wütend um deren Besitz; jene folgen dem Sieger. Ihr Gebrüll wird sechs Meilen weit zur See vernommen. Man kann ihnen bis auf wenige Schritte nahen; sie kehren sich bloß gegen Menschen und brüllen sie an. Nichts hat während der Zeit, die Kadu unter uns zubrachte, seine Aufmerksamkeit so sehr gefesselt und einen stärkeren Eindruck auf ihn gemacht, als der Anblick dieser Tiere. Er schloß sich mir an, als ich sie zu besichtigen ging, blieb aber immer etliche Schritte hinter mir zurück. Man tötet alte Männchen vorzüglich der Haut wegen, die zum Überziehen der Baidaren und ähnlichem dient; auch werden deren Eingeweide zu Kamlaiken verarbeitet. Junge schlachtet man um des Fleisches willen, das wir selber nicht übeln Geschmackes gefunden haben. Etliche Menschen, mit Stöcken bewaffnet, verscheuchen die Alten, und die Jungen, von der See abgeschnitten, werden landeinwärts nach dem Orte hingetrieben, wo sie abgetan werden sollen. Ein Kind treibt eine Herde von zwölf bis zwanzig vor sich her. Alte werden mit der Flinte geschossen; sie haben nur eine Stelle am Kopfe, wo der Schuß tödlich ist. St. George und St. Paul werden von den Russen „die Inseln der Seebären" genannt, weil dieses Tier ihnen den größeren Ertrag liefert. St. George ist aber die Insel der Seelöwen. Nur wenige Familien der Seebären nehmen abgesonderte Stellen des Strandes ein. Es wurden für uns und unsere Mannschaft etliche junge Seelöwen geschlachtet; auch vermehrten wir unsere Vorräte um etliche Fässer Eier, die sich im Tran eine lange Zeit frisch erhalten. Die Nester der Seevögel, die hier ihre Brüteplätze haben, werden regelmäßig geplündert, und die Menschen wirtschaften mit Robben und Vögeln, als seien sie ihnen hörig geworden.

Wir hatten am selben Abend Ansicht zuerst von der Boberinsel, einer Klippe in der Nähe von St. Paul, und dann von dieser Insel selbst. St. George und St. Paul liegen in solcher Nähe, daß die eine Insel von der andern gesehen werden kann. Wir lagen am 2. Juli in Windstille bei Nebel und Regen in der Nähe der Boberinsel. Das Meer war trüb und schmutzig; häufige Fettflecken darauf spielten in den Farben der Iris. Die Baidaren von St. Paul kamen und gingen zwischen dem Lande und dem Schiffe; vom Rurik ward kein Boot, keine Baidare in die See gelassen. Nachmittags erhob sich ein schwacher Windhauch; wir fuhren an der Klippe vorüber und näherten uns der Hauptinsel. Den 3. am frühen Morgen verkündigte ein Kanonenschuß der Ansiedelung, daß wir uns in ihrer Nähe befänden. Eine Baidare ruderte sogleich heran, und wir fuhren

auf derselben ans Land. Choris und Kadu versäumten dieses Mal die Gelegenheit und blieben auf dem Rurik zurück.

Die Insel St. Paul erhält von dem Seebären (Ursus marinus Stelleri), der zur Zeit, wo die Mütter werfen, ihren Strand in unendlichen Herden besetzt hält, ihre größere Wichtigkeit. Das Fell der Jungen wird als Pelzwerk geschätzt und findet in Canton einen sichern Markt und feste Preise. Das Männchen ist um das doppelte größer als das Weibchen, welches sich außerdem durch Gestalt und Farbe sehr unterscheidet. Männchen und Junge sind dunkler, das Weibchen fahler. Ich habe Schädel von beiden Geschlechtern mitgebracht; sie weichen in der Gestalt sehr voneinander ab, doch scheint die Verschiedenheit ihrer Größe geringer als die der Tiere selbst. Der Schädel des Männchens ist gewölbter, der des Weibchens flacher, bei stärkerem Hervortreten der Fortsätze und Ränder, welche die Augenhöhlen bilden. Der Seebär ist gelenkiger als der Seelöwe und bewegt sich auf dem Lande schneller und leichter als er. Das Männchen überschaut von einem erhöhten Sitze den Kreis seiner Familie und bewacht eifersüchtig seine Weiber. Mancher besitzt deren nur ein einziges oder wenige, indem andere gegen ein halb Hundert beherrschen. Das Weibchen wirft zwei Junge, die mit Zähnen in beiden Kinnladen zur Welt kommen. Die Mutter beißt die Nabelschnur nicht ab, und man sieht die jungen Tiere noch lange die Nachgeburt nach sich ziehen. Ich beschaute und streichelte einen solchen Neugebornen; er tat die Augen auf und setzte sich, wie er mich sah, gegen mich zur Wehre, indem er sich auf die Hinterpfoten erhob und mir sehr schöne Zähne wies. Gleichzeitig nahm der Hausvater Kenntnis von mir und setzte sich in Bewegung, um mir entgegenzukommen:

„Et qui vous a chargé du soin de ma famille?“ Ich versicherte ihn, daß ich es nicht übel gemeint habe, empfahl mich aber und zog mich weiter zurück.

Die Seevögel (Uria) nehmen zwischen den Familien der Robben die freien Stellen des Strandes ein; sie fliegen ohne Scheu mitten durch die Herde und vor dem Rachen der Wache haltenden Männchen, ohne sich an deren Gebrüll zu kehren. Sie nisten in unzähliger Menge in den Höhlen der meerbespülten Felsenwände und unter den gerollten Steinen, die längs dem Strande einen Damm bilden. Der Rücken dieses Dammes ist von ihrem Unflat weiß überzogen.

Vor St. Paul soll einmal ein amerikanisches Schiff erschienen sein, dessen Kapitän mit einem starken Kommando ans Land fuhr, Branntwein hinbringend, womit er gar nicht karg tat. Russen

und Aleuten tranken zur Genüge, aber die Zeit, die sie darauf schliefen, benutzte der freigebige Fremde, Seebären zu schlachten und abzuziehen; so verschaffte er sich seine Ladung. — In solchen Fällen, wo man die Häute zu trocknen keine Zeit hat, werden solche eingesalzen, wodurch sie nichts von ihrem Wert verlieren sollen.

Unser Kapitän hatte einen Kompaß ans Land gebracht, um sich die Richtung genau angeben zu lassen, in welcher man sowohl von St. George als von hier aus auf hoher See vulkanische Erscheinungen und Land gesehen zu haben meint. Die Magnetnadel ward auf diesem Boden vulkanischer Eisenschlacke sehr unruhig befunden. — Doch fand sich ein Standpunkt, wo sie ruhig blieb, und von dem aus die Richtung jener Erscheinungen S. W. $^1/_2$ W. bestimmt wurde. In eben dieser Richtung waren wir am 4. Juli mittags bei hellem Wetter und klarem Horizont 60 Meilen von St. Paul entfernt, und kein Land war zu sehen. Wir behielten bis 5 Uhr abends denselben Kurs, und kein Land erschien. Da steuerten wir nach Norden, um die Ostspitze der St. Laurenzinsel zu erreichen.

Wir hatten bei meist trübem Wetter wechselnde Winde und Windstillen. Am 9. Juli waren wir über die Breite der Insel St. Matwey gekommen, ohne dieselbe sehen zu wollen, und sollten am andern Tage, da der Wind günstiger wurde, Ansicht von der St. Laurenzinsel bekommen. Wir benachrichtigten davon unsern Freund Kadu. Wir hatten Walfische und öfters Robben gesehen; etliche Seelöwen schienen an diesem Abend dem Laufe unseres Schiffes zu folgen. In diesem Meere ohne Tiefe, wo wir oft das Senkblei warfen, fingen sich mehrere Kabliau (Gadus) an der Angel und versorgten uns mit frischer Nahrung.

Wir sahen am 10. Juli morgens das Land und steuerten auf das südliche Vorgebirge der St. Laurenzinsel zu. Die Ansicht ist die von einer Gruppe mäßig hoher Inseln, deren Rücken ruhige Linien begrenzen, und deren Küsten abstürzig sind. Aber Niederungen vereinigen alle diese Felseninseln, und sie erstrecken sich stellenweise von ihnen aus weit in die See. Auf diesen Niederungen sind die Ansiedelungen der Menschen, welche das in stehenden Pfützen und Seen angesammelte Schneewasser trinken. Wir gingen vor Anker und fuhren nachmittags bei einer Ansiedelung an das Land. Wir hatten uns bewaffnet; Kadu, darüber entrüstet, hatte sich selbst erkundigt, was unsere Meinung sei. Wie er aber vernommen, unsere Gesinnung sei friedlich, und wir sorgten bloß für unsere Sicherheit unter Unbekannten, so ließ er sich auch einen Säbel geben und schloß sich dem Kapitän an.

Nur wehrhafte Männer kamen uns selbstvertrauend entgegen,

während Weiber und Kinder entfernt wurden. Unsere Dolmetscher machten sich verständlich. Sie gaben Friedensworte, und Tabak und Glasperlen begründeten ein freundschaftliches Verhältnis. Die Männer hatten tatuierte Linien um das Gesicht nebst etlichen Zeichen auf Stirne und Wangen. Die Mundknöpfe waren selten und wurden oft durch einen runden tatuierten Fleck ersetzt. Sie waren auf dem Scheitel geschoren und trugen einen Kranz längerer Haare um das Haupt (die Aleuten schneiden ihr Haar nicht ab). Sie besitzen das Renntier nicht. Ihre Hunde werden auf Küstenfahrten an die Baidaren gespannt. Ihre Waren erhalten sie von den Tschuktschen, mit denen sie in Handelsverbindungen sind.

Wir betraten ihre Wohnungen nicht. Wir sahen ihre irdenen Jurten längs dem Strande, von den üblichen Gerüsten umragt, unter denen die Hundelöcher sind. Ein Zelt von Häuten war ein Sommeraufenthalt.

Wir erfuhren, daß das Eis erst seit drei Tagen (nach meinen eigenen Notaten seit fünf Tagen) aufgegangen war und nordwärts mit dem Strome treibe.

Wir fuhren an das Schiff zurück und gingen unter Segel, um die Insel von der Ostseite zu umfahren.

Am Morgen des 11. Juli lavierten wir bei hellem Wetter und Südwinde. Ich erfuhr, daß man in der Nacht bei der Ostspitze der Insel Eis angetroffen habe, und daß der Kapitän an der Brust litte und bettlägerig sei.

Am 12. machte der Kapitän uns und der Mannschaft des Rurik schriftlich bekannt, daß er den Zweck der Reise wegen seiner zerstörten Gesundheit aufgebe und deren Rest dazu verwenden müsse, uns in die Heimat zurückzuführen. — Wir hatten demnach nur noch das bisher Getane rückwärts abzuwinden. Hier die Worte des Herrn von Kotzebue in seiner Reise, zweiter Teil, S. 105:

„Um 12 Uhr nachts, als wir eben am nördlichen Vorgebirge vor Anker gehen wollten, erblickten wir zu unserm Schreck stehendes Eis, das sich, soweit das Auge reichte, nach N. O. erstreckte und nach N. zu die ganze Oberfläche des Meeres bedeckte. Mein trauriger Zustand, der seit Unalaschka täglich schlimmer wurde, erlitt hier den letzten Stoß. Die kalte Luft griff meine kranke Brust so an, daß der Atem mir verging, und endlich Brustkrämpfe, Ohnmachten und Blutspeien erfolgten. Ich begriff nun erst, daß mein Zustand gefährlicher war, als ich bis jetzt glauben wollte, und der Arzt erklärte mir ernstlich, ich könnte in der Nähe des Eises nicht bleiben. Es kostete mich einen langen schmerzlichen Kampf; mehr als einmal war ich entschlossen, dem Tode trotzend, mein Unternehmen

auszuführen; wenn ich aber wieder bedachte, daß uns noch eine schwierige Rückreise ins Vaterland bevorstand, und vielleicht die Erhaltung des Rurik und das Leben meiner Gefährten an dem meinigen hing, so fühlte ich wohl, daß ich meine Ehrbegier unterdrücken mußte; das einzige, was mich bei diesem Kampfe aufrecht erhielt, war die beruhigende Überzeugung, meine Pflicht redlich erfüllt zu haben. Ich meldete dem Kommando schriftlich, daß meine Krankheit mich nötige, nach Unalaschka zurückzukehren. Der Augenblick, in dem ich das Papier unterzeichnete, war einer der schmerzlichsten meines Lebens; denn mit diesem Federzug gab ich einen lang' genährten, heißen Wunsch meines Herzens auf."

Und ich selbst kann nicht ohne das schmerzlichste Gefühl dieses unglückliche Ereignis berühren. Ereignis, ja! mehr denn eine Tat. Herr von Kotzebue befand sich in einem krankhaften Zustande, das ist die Wahrheit; und dieser Zustand erklärt vollkommen den Befehl, den er unterzeichnete. Erklärt, sage ich, ob aber auch rechtfertigt, muß erörtert werden. Ein befugter Richter sagt darüber in der Quarterly Review (January 1822), Vol. XXIV. p. 363: *)

„Wir haben wenig mehr zu sagen von dieser erfolglosen Reise; aber es scheint uns kaum zu rechtfertigen, sie unter den erwähnten Umständen plötzlich aufgegeben zu haben. Es würde in England nicht geduldet werden, daß die schlechte Gesundheit des kommandierenden Offiziers vorgeschützt werde als ein Grund, ein wichtiges Unternehmen aufzugeben, solange sich noch ein anderer Offizier an Bord befände, der imstande wäre, das Kommando zu übernehmen."

Dieses ist auch meine Meinung. Derselbe Richter verdächtigt aber unbillig Offizier und Mannen, durch Entmutigung dem Befehle entgegengekommen zu sein. — Ich habe für meinen Teil mit schmerzlicher Entrüstung den Befehl von Herrn von Kotzebue vernommen und mich in meine Instruktionen gehüllt: „Ein Passagier an Bord eines Kriegsschiffes, wo man nicht gewohnt ist, welche zu haben, hatte keinerlei Ansprüche zu machen."

Ich habe in den schweigenden, niedergeschlagenen Gesichtern um mich her dasselbe, was in mir vorging, unter der Hülle ge-

*) We have little more to offer on this unsuccessful voyage; but it appears to us that its abrupt abandonment was hardly justified under the circumstances stated. It would not be tolerated in England, that the ill health of the commanding officer should be urged as a plea for giving up an enterprize of moment, while there remained an other officer on board fit to succeed him. — — But we rather suspect, that when the physician warned him against approaching the ice, the caution was not wholly disinterested on his part, and that the officers and men, like the successors of the immortal Cook, had come to the conclusion that the longest way about was the nearest way home.

wohnter Subordination ebenfalls durchschauen zu sehen geglaubt. Was das ärztliche Gutachten des Doktors Eschscholtz anbetrifft, so hat selbiger die Verantwortlichkeit dafür übernommen; mehr läßt sich nicht sagen.

Ich habe damals den kranken Herrn von Kotzebue tief bedauert, daß ein Verfahren, welches mir unter ähnlichen Umständen auf Schiffen anderer Nationen beobachtet worden zu sein scheint, vermutlich nicht in den Bräuchen des russischen Seedienstes lag, und der von ihm gefaßte Entschluß nicht beraten, nicht von einem Kriegsrat, zu welchem jeder Stimmfähige auf dem Schiffe zugezogen worden, für notwendig erkannt und gerechtfertigt worden sei. Ich habe noch eine Zeitlang gehofft, Herr von Kotzebue werde, den Anfall der Krankheit bemeisternd, sich besinnen und den gegebenen Befehl zurückrufen. Darin hätte er Charakterstärke bewiesen, und ich hätte mich in Demut vor ihm geneigt.

Lasset uns übrigens nicht vergessen, daß, obgleich der Rurik die kaiserliche Kriegsflagge trug, Schiff, Kapitän und Mannschaft nur den Grafen Romanzoff als Herrn anerkannten, daß der Graf Romanzoff die Expedition ausgerüstet, und nur ihm über den Erfolg derselben Rechenschaft abzulegen war. Herr von Kotzebue hat dem Grafen Romanzoff, von dem seine Instruktionen ausgingen, Rechenschaft abgelegt und ihm vollkommen Genüge getan; mithin ist, was der Graf Romanzoff gutgeheißen, gut, und die Frage über das, was sonst hätte geschehen können, eine bloß wissenschaftliche.

Nun aber fordert ihr, ihr habt nach dem Gesagten das Recht, daß ich euch die Frage nach meiner eigenen Weisheit beantworte und euch sage, was ich denn glaube, das sonst noch hätte geschehen können. — Aufrichtig gestanden, nicht viel. Wir waren mit einem einzigen dienstfähigen Offizier und zwei Untersteuerleuten (auf den dritten war zurzeit, aus Gründen, die hieher nicht gehören, nicht zu rechnen) sehr schwach, und wenn in der Nacht vom 10. zum 11. Juli das Eis noch zwischen der St. Laurenzinsel und der amerikanischen Küste anstehend gefunden ward, so mochte dieser Sommer ungünstiger sein als der vorjährige.

Wir hätten uns die nachfolgenden Tage bei der St. Matweyinsel verweilen können. Das mit dem Strom nordwärts treibende Eis bedrohte uns mit keiner Gefahr; wir hätten demselben auf der asiatischen Seite der St. Laurenzinsel folgen können und hier schon Vorerfahrungen sammeln von dem, was im Norden aufzusuchen unsere Bestimmung war. Die St. Laurenzbucht bot uns einen sichern Hafen und köstliche Erfrischungen dar. Wir hätten daselbst von Rennfleisch gelebt, uns mit Rennfleisch verproviantiert und die

Zeit abgewartet, wo der Kotzebuesund, vom Eise befreit, dem Rurik zugänglich geworden wäre. Hier bei dem Schiffe hätte sich der kranke Kapitän so gut als auf Unalaschka ausruhen können, während er dem Leutnant Schischmareff den Befehl über die Baidaren-Nordfahrt übertragen hätte. Ich bin der festen Meinung, daß im schlimmsten denkbaren Falle ein Unterfteuermann das Schiff in den Hafen von St. Peter und Paul zu fahren vollkommen genügt hätte. Man wird mich gern einer weiteren Ausführung, welche auch meines Amtes nicht ist, überheben.

Wir machten bei wechselnden Winden, meist in nordische Nebel gehüllt, unsern Weg nach Unalaschka. Wir kamen an den Inseln St. Matwey, St. Paul und St. George vorüber, ohne dieselben zu sehen. Wir segelten am 20. Juli in der Nähe von Unalaschka über zwei Walfische von der Art Kuliomoch. Sie waren von sehr verschiedener Größe; ihre Haut war glatt, nur die Protuberanz am Vorderteil des Kopfes und der äußere Rand der Klappe der sehr großen und wenig voneinander getrennten Spritzlöcher schwammartig. Sie erhielten drei Wurfspieße von unsern Aleuten, ohne sehr darauf zu achten. Sie warfen wenig Wasser, und ich konnte, obgleich darauf aufmerksam, keinen Geruch wahrnehmen. Die Erschütterung des Stoßes, die im Schiffsraum empfunden wurde, war auf dem Verdeck unmerklich.

Am Morgen des 21. zeigten sich etliche Seelöwen um das Schiff. Am Nachmittag entdeckten wir unter der Nebeldecke Unalaschka in geringer Entfernung. Wir lagen in Windstille. Wir ließen uns durch unsere Boote bugsieren. Wir kamen in der Nacht an und lagen am Morgen des 22. Juli 1817 im Hafen von Unalaschka vor Anker.

Das Schiff blieb dieses Mal weit vom Ufer. Der Kapitän zog wieder zu dem Agenten Kriukoff. Wir speisten auf dem Rurik und tranken Tee auf dem Lande.

Der Kapitän teilte uns den Plan der Reise mit: die Sandwichinseln, Radack, Ralick, und die Karolinen, Manila, die Sundastraße, das Vorgebirge der guten Hoffnung und Europa. „Der Mangel an frischen Lebensmitteln und der üble Zustand des Rurik, der durchaus einer Reparatur bedurfte, gestattete mir nicht, meinen Rückweg, der Instruktion zufolge, durch die Torresstraße zu nehmen.“ Also Herr von Kotzebue, Reise, II. S. 106. — Die Sandwichinseln versorgten uns mit frischen Lebensmitteln in Überfluß.

Wir sollten zu St. Peter und Paul Briefe von der Heimat vorfinden und wiederum Gelegenheit haben, in die Heimat zu schreiben. — Wir vergruben uns, verschollen für die Welt, zu Unalaschka,

schifften aus, was wir zu unserer Ausrüstung auf unsere Nordfahrt eingeschifft, verbuken zu Zwieback, woran wir Mangel zu leiden bedroht waren, das Mehl, das wir in San Francisco an Bord genommen, und verbrachten die Zeit wie in einem Aufenthalt der Verführung.

Ich werde eine kleine Reise erzählen, die ich durch das Innere der Insel zu machen Gelegenheit fand. Ein Schwein, das zu Makuschkin für den Rurik geschlachtet worden war, spielte bei dieser Expedition die Hauptrolle und war die Hauptperson, an deren Gefolge ich mich anschließen durfte. Die ganze Gebirgsmasse, über welche der Vulkan von Unalaschka, die Makuschkeia Sobka, sich erhebt, liegt zwischen Illiuliuk und Makuschkin. Zwei Meerbusen oder Fjorde kommen einander in verschiedenen Richtungen entgegen und machen aus jenem Gebirgsstock eine Halbinsel. Aber die Landzunge von einem Fjorde zu dem andern, über Bergtäler und Pässe, welche in die Schneeregion reichen, zu durchkreuzen, erfordert wenigstens acht Stunden Zeit. Ich machte mich am 1. August morgens um 6 Uhr mit zwei Aleuten und einem Russenknaben auf den Weg. Wir erreichten in kleinen Baidaren um acht Uhr den Hintergrund der Kapitänsbucht, des Fjordes, an welchem Illiuliuk liegt, und traten von da an talhinauf unsere Wanderung an. Kein Weg ist gebahnt; der Bergstrom, zu dessen Quelle man hinansteigt, ist der Führer durch die Wildnis. Man muß ihn oft durchkreuzen und sich zum kalten Bade in das reißende Schneewasser, das einem bis über die Hüften steigt, entblößen. Die landesübliche Fuß- und Beinbedeckung, die Tarbassi, die, obgleich immer feucht, kein Wasser durchlassen, erlauben, minder tiefe Gewässer zu durchwaten, ohne sich auszuziehen. Im unteren Tale ist der Graswuchs üppig und hinderlich dem Wandernden. An der Schneegrenze fesselte manche Pflanze meine Aufmerksamkeit, und die Weite des Weges nicht kennend, den wir noch zurückzulegen hatten, beschleunigte ich nicht den Marsch so, wie ich gesollt hätte. Das jenseitige Tal führt durch tiefe Moräste zu dem Meere. Die Nacht brach ein, als wir den Strand erreichten. Ich glaubte schon bei Makuschkin zu sein; aber der Weg folgt dem Strande in einem Teile des Umkreises der Halbinsel, und hinter jeder vorgestreckten Landspitze, die man mit der Hoffnung erreicht, zu Makuschkin anzukommen, sieht man eine andere Landzunge sich vorstrecken, die eine gleich lügenhafte Hoffnung erregt. Es war 11 Uhr in der Nacht, als wir ankamen. Ich bin als ein rüstiger Fußgänger bekannt gewesen, und was ich als solcher geleistet, hat mir schwerlich einer nachmachen können; ich habe in meinem Leben keinen ermüdenderen Tagemarsch gemacht als den eben

beschriebenen. Alles schlief. Der hier befehlende Russe, bei dem ich heimkehrte, empfing mich auf das gastlichste; aber es war zu spät, um das Bad zu heizen, und er hatte weiter nichts mir vorzusetzen als Tee ohne Branntwein, ohne Zucker und ohne Milch, zu welchem Getränke er mich gutmütig nötigte, als sei es Malvasier. Der gute Sanin, so hieß mein Wirt, gab mir sein Bett, und das war das Beste, was er mir geben konnte.

Am 2. genoß ich des Dampfbades, ruhete mich aus und untersuchte gemächlich die Hügel um die Ansiedelung und die heiße Quelle, die dort am Strande unter dem Niveau des hohen Wassers aus dem Felsen sprudelt. Ein Tal liegt zwischen der Ansiedelung und dem Fuße des Schneegebirges, der die Grundfesten des Piks von Makuschkin bildet. Diese winterliche Wildnis gewährt einen abschreckenden Anblick. Ein Nebelgipfel raucht unabläßig; doch wird man den Rauch nur gewahr, wenn ihn der Wind auf die Seite hintreibt, auf welcher man steht.

Sanin selber rüstete sich mit einer Karawane von Trägern, das zerlegte Schwein nach dem Hafen zu bringen. Das schlechte Wetter verzögerte die Abreise um einen Tag, den ich die Gegend zu durchstreifen anwendete. Wir brachen den 4. am frühen Morgen auf. Die große Baidare der Ansiedelung brachte uns in den Hintergrund des Fjordes, von wo der Landweg über die Landenge kürzer ist, als der, den ich auf der Hinreise gemacht. Ich habe, glaube ich, gesagt, daß diese großen Baidaren „Frauenboote" heißen; aleutische Mädchen waren unsere Ruderer. Arme Geschöpfe! Elend, Krankheit, Schmutz, Ungeziefer und Häßlichkeit schließen eine gewisse zarte Zierlichkeit der Sitten nicht aus; diese Mädchen haben mir einen Beweis davon gegeben, und ein Geschenk, das ich von ihnen besitze und in Ehren halte, hat mich mehr gerührt, als Gunstbezeigungen von Königen tun könnten. Auf dem Platze, wo wir nachmittag noch bei guter Zeit landeten, richteten wir sogleich unser Biwak ein. Unter der Baidare liegend, betrachtete ich meine Mütze, die zerrissen war, und die Gelegenheit wahrnehmend, dem Schaden abzuhelfen, steckte ich drei Nähnadeln hinein und reichte sie so dem mir zunächst liegenden Mädchen und machte sie auf das, was ich von ihr wünschte, aufmerksam. Drei Nähnadeln! — Ein solcher Schatz umsonst! Da leuchtete gar wundersam ein unaussprechliches Glück aus ihren Augen. Alle Mädchen kamen herbei, die Nadeln zu bewundern, der Begünstigten Glück zu wünschen, und manche schien mit Wehmut des eigenen Elends zu gedenken. — Da beglückte ich sie denn alle und schenkte jeder drei Nadeln. — Wir brachen am andern Morgen früh auf und waren um drei Uhr zu Illiuliuk. — Hier überreichte mir Sanin das Gegengeschenk der dankbaren Mädchen, welches er mir erst nach der

Ankunft einzuhändigen beauftragt war. Ein Knäul Tierflechsenzwirn von ihrer Arbeit.

Ich habe Aleutenmädchen einen Hemdeknopf von Posamentierarbeit untersuchen sehen, sich unter sich darüber beraten und am Ende das zierliche Ding dergestalt nachmachen, daß ihr Machwerk würdig befunden wurde, an das Hemd des Kapitäns geheftet zu werden.

Ich habe die Radackerinnen über ein Gewebe unserer Fabrik, über einen Strohhut ratschlagen sehen, Material und Arbeit betrachten und besprechen und die Frage in Erwägung ziehen, ob solches darzustellen ihnen möglich sein werde.

Ich habe meine Frau mit ihren Gespielinnen sich bemühen sehen, das Geknöte eines englischen Hosenträgers zu enträtseln. Ich habe überall die Frauen sich der Zierlichkeit befleißigen sehen, mit nicht gespartem Aufwand von Zeit, Mühe und Nachdenken ihre Handarbeiten auf das künstlichste ausschmücken und für den Putz der Männer wie für den eigenen sorgen. Wenn ich es aber in der Fremde gesehen habe, so habe ich immer eine herzige Freude daran gehabt.

Herr von Kotzebue behielt zur Verstärkung der Mannschaft des Rurik etliche, ich glaube vier der Aleuten, die wir auf unsere Nordfahrt mitgenommen hatten. Unter diesen war ein junger, frischer Bursche, aufgeräumten Sinnes und guter Geistesfähigkeit, mit dem Eschscholtz sich leicht zu verständigen gewußt, und mit dessen Hilfe er unternommen hatte, die Sprache der Aleuten, die er bereits für einen Dialekt des Eskimosprachstammes erkannt, näher zu beleuchten. — Ich hatte meine Freude an seiner Forschung, mit deren Ergebnissen er mich bekannt machte. Aber das begonnene Werk zu vollenden, das einem eingestandenen Bedürfnis der Linguistik abgeholfen hätte, und aus dem bereits Ermittelten Gewinn zu ziehen, war eines nötig: den Doktor Eschscholtz in Europa, wo es Grammatiken und Lexika zu vergleichen galt, des Beistandes seines Sprachlehrers nicht zu entblößen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt zu bedauern, daß, nachdem verschwenderisch für den Erwerb gesorgt worden, mit nichten daran gedacht werde, das Erworbene nutzbar zu machen, und daß selbst für die Erhaltung desselben geizig die geringste Beisteuer verweigert werde. Der Prunk kauft das Teuerste an; er stattet Sammler, sendet Reisende aus; aber das teuer Erstandene, das sorgenvoll Eingespeicherte wird sorglos dem Untergange überlassen. Der Prunk, der den Reisenden ausgerüstet, sorgt manchmal noch für die Herausgabe eines Buches; jeder kann nach dem Maßstabe dessen, was er

schon gekostet hat, seine Ansprüche stellen; aber mißachtet wird, wer und was freiwillig sich darbietet. — Ich habe einmal eine junge Berlinerin sagen hören, gemachte Rosen seien viel schöner als natürliche, denn sie kosteten viel mehr. Das ist ein großes Kapitel in der Geschichte der Menschen.

Aber ich wollte ja von der aleutischen Sprache reden. Sobald wir in St. Petersburg angekommen, ward der junge Bursche mit den andern Aleuten der russisch-amerikanischen Handelskompanie wieder überantwortet, und von der verdienstlichen Arbeit, der sich Eschscholtz unterziehen wollte, und welche die Wissenschaft dankbar der Romanzoffschen Expedition zum Ruhme angerechnet haben würde, ist nie wieder die Rede gewesen.

Bezeichnend wird es vielleicht in mehr als einer Hinsicht sein, zu bekennen, daß ich selber von der aleutischen Sprache nur ein einziges Wort erlernt und behalten habe: Kitung (i. e. pediculus). Und, ad vocem Kitung, scheidend den letzten Rückblick auf den düstern Norden werfend, werde ich der Vollständigkeit halber bemerken, daß während unserer Nordfahrten im Jahre 1816 und 1817 das Benannte nichts Seltenes auf dem Rurik war, wogegen Iwan Iwanowitsch heimlich aus einem Krüglein spendete, was gute Dienste tat.

Am 18. August 1817 verließen wir zum dritten- und letztenmal Unalaschka.

Von Unalaschka nach den Sandwichinseln.

Zweiter Aufenthalt auf denselben.

Am 18. August 1817 aus dem Hafen von Unalaschka ausgelaufen, suchten wir wiederum den Kanal zwischen Unimack und Akun zu erreichen, als die bequemste Furt, um aus dem kamtschatkischen Meere südwärts durch die Kette der aleutischen Inseln in den Großen Ocean zu gelangen. Windstille und widrige Winde hielten uns auf; wir bewirkten erst am 20. unsere Durchfahrt. Zwei Walfische der Art Aliomoch kamen sehr nah an das Schiff. Am 21. morgens lagen wir in Windstille und schauten zum letztenmal zurück nach Norden auf die vulkanische Gebirgskette, welche die aleutischen Inseln bildet. Die zwei Piks der Halbinsel Alaska tauchten aus den Wolken

hoch in den reinen Himmel und erschienen ungleich höher als der Pik von Unimack, welcher uns viel näher lag. Am Abend frischte der Wind und führte uns dem Süden zu; der trübe, regnichte Himmel dieses Meerstriches schloß sich über uns.

Wir aber waren müde. Die Hoffnungen unserer Reise lagen als Erinnerungen hinter uns. Wir gingen keinen neuen Hoffnungen entgegen; wir hatten nur noch etliche der bekannten Kapitel scheidend zu überlesen, und die Heimat war das Ziel der langwierigen Fahrt. Die Kränklichkeit des Kapitäns und die reizbare Stimmung, in die sie ihn versetzte, beraubte gar oft die kleine Welt um ihn her der Heiterkeit des Lebens.

Vom 23. August bis zum 19. September rangen wir gegen vorherrschende, oft stürmische Südwinde an, ohne die Sonne zu sehen. Die Temperatur ward allmählich milder, und wir hatten zu heizen aufgehört, was zu Unalaschka unausgesetzt geschehen mußte. Ein Delphin von einer ausgezeichneten Art, die wir noch nicht gesehen hatten, und die unsern Aleuten als einheimisch in ihren Meeren wohl bekannt war, wurde gegen den 44. Grad nördlicher Breite harpuniert. Den Schädel hat, wie die aller Delphine, die wir gefangen haben, das zootomische Museum zu Berlin; die Zeichnung hat Choris behalten; meine Notate sind unbenutzt geblieben. Etwas südlicher wurden bei starkem Winde und unruhigem Meere viele spiegelglatte Wasserstellen bemerkt, die unter Windstille zu liegen schienen. Unser vielerfahrener Aleute Afzenikoff deutete diese Erscheinung auf den Tran eines im Meeresgrunde verwesenden Walfisches, womit meine eigene Vermutung übereinstimmte.

Am 10. September ging der Wind nach Norden über, und das Wetter klärte sich auf. Wir waren am Mittag im 40° 10′ N. B., 147° 18′ W. L., und der Strom hatte uns in 18 Tagen 5 Grad östlich von unserer Rechnung abgeführt. Wir hatten wechselnde und oft wiederkehrende Windstillen bis zum 23., wo sich der Passat einstellte (26° 41′ N. B., 152° 32′ W. L.). Zwei Tage früher, beiläufig einen Grad nördlicher, hatten Schnepfen das Schiff umflattert.

Am 25. September erwarteten wir O-Waihi zu sehen; ein dunstiger Schleier lag davor. Am Morgen des 26. zeigte sich Mauna-kea, erst durch die Wolken und sodann über denselben. Wir kamen erst bei Nacht in die Nähe des Landes. Ein dickes Stratum von Wolken ruhte über den Höhen der Insel und selbst über Mauna-Puoray. Eine Reihe von Signalfeuern ward angezündet und erstreckte sich von dem Puoray gegen Mauna-kea. Wir umschifften in der Nacht die N. W.-Spitze der Insel. Die Wolken lösten sich auf; am Morgen

des 27. war das heiterste Wetter. Wir hatten nun Windstille und schwache spielende Winde. Es ruderten nur zwei Kanots an uns heran. Auf dem ersten saß ein Weib allein, das abgewiesen wurde, auf dem zweiten etliche Männer vom Volke. Wir erfuhren nur, daß Tameiameia auf O-Waihi sei. Der Kapitän beschäftigte sich wiederholt mit der Höhenmessung der Berge.

Wir segelten am Morgen des 28. an dem Fuße des Wororay vorüber, als uns um 10 Uhr Herr Elliot de Castro in seinem Kanot nachfuhr und einholte. Wir hatten bereits Powarua, den Ort, wo sich eben der König aufhielt und mit dem Bonitenfang ergötzte, hinter uns gelassen. Herr Elliot nahm den Kapitän und uns Passagiere des Rurik, wozu Kadu auch gehörte, in sein Kanot auf, und wir ruderten dem Lande zu.

Kadu, dessen Neugierde durch alles, was er sah und hörte, auf das höchste gespannt wurde, hat uns hier zuerst und überhaupt auch nur das eine Mal einem Mächtigeren als wir Ehrfurcht bezeigen sehen, und dieser Gewaltige war ein Mann von seinem Stamme und seiner Farbe. Er wurde dem Könige vorgestellt, der ihm Aufmerksamkeit schenkte und sich von den Inseln, von wo aus er uns gefolgt, erzählen ließ. Unser Freund war bei dieser Gelegenheit schüchtern, jedoch mit Anstand und guter Haltung. Die O-Waihier waren gegen ihn liebreich und zuvorkommend, und er mischte sich fröhlich unter das Volk.

Powarua liegt am Fuße des Wororay mitten auf dem Lavastrom, den der Berg zuletzt ausgeworfen hat. Nackt und unbenarbt ist rings der glasige, schimmernde Grund. Seitab am Strande haben nur ein paar Sträucher der rotblütigen Cordia sebestena Fuß gefaßt. Alles, was zu dem Lebensunterhalt gehört, muß fernher herbeigebracht werden. Seltsam scheint der König den Ort gewählt zu haben, wo er zum Bonitenfang sein Lustlager aufgeschlagen hat. Er selbst, seine Frauen, seine mächtigsten Lehnsmänner, die er gern um sich versammelt hält, leben hier, unziemlich aller Gemächlichkeit beraubt, unter niedern Strohdächern.

Als wir landeten, war der König vom Bonitenfang noch nicht heimgekehrt. Dieser Fischfang ist hier, wie bei uns die hohe Jagd, ein königliches Vergnügen. Er ist oft beschrieben worden. Das Kanot wird mit größter Gewalt der Ruder in dem schnellsten Lauf erhalten. Am Hinterteile desselben sitzt der Fischer und hält die Perlmutterangel schwebend über dem Meer und bespritzt sie zugleich mit Wasser. Der Fisch muß getäuscht werden und selbst aus dem Wasser auftauchen, um den Haken, der ihm lebendig scheint, zu verschlingen.

Wir besuchten die Königinnen, die unter einem leinenen Schirm lagerten und etliche Wassermelonen mit uns teilten. Die auf das Essen bezüglichen Tabus erstrecken sich nicht auf das Essen von Früchten, welches dem Trinken gleich geachtet wird.

Der König kam, nackt bis auf das Maro. Er bewillkommnete uns wie alte Bekannte mit Herzlichkeit. Die neuesten Ereignisse auf Atuai und O-Wahu, von denen uns auf letzterer Insel mehr erzählt wird, hatten den Stand der Dinge zu unseren Gunsten verändert.

Zwei Boniten wurden dem Könige nachgetragen; er gab mit feiner Sitte dem Kapitän den Fisch, den er selbst geangelt hatte, ganz wie bei uns ein Jäger das Wild verschenkt, das er geschossen hat. Er kleidete sich in die rote Weste, wie wir ihn im vorigen Jahre gesehen hatten, frühstückte und unterhielt sich indes mit dem Kapitän. Herr Elliot war der Dolmetscher; Herr Cook stand zu der Zeit nicht mehr in der Gunst des Königs. Tameiameia gab uns wie im vorigen Jahre einen Edeln mit. Sein Name war Kareimoku. Man denke dabei nicht an den mächtigen Kareimoku, Stellvertreter des Königs auf O-Wahu. Hier gilt zwar die Geburt, und man könnte wohl von Familien sprechen; aber Familiennamen gibt es noch nicht. Auch bei uns findet sich der Name spät zu dem Schilde, und dieses, das Familienzeichen, ist spätern Ursprungs als die Familie selbst. Kareimoku war Überbringer des königlichen Befehles: man solle uns so wie im vorigen Jahre empfangen und uns ebensoviel an Lebensmitteln liefern als im vorigen Jahre. — Der König erbat sich von uns nur Eisen, das er zum Schiffbau brauchte.

Wir kamen am Abende des 28. Septembers wieder an das Schiff und nahmen wie das vorige Mal unsern Weg nach O-Wahu südlich längs der schönen Inselkette. Wir hatten Windstille unter Ranai. Wir sahen am 1. Oktober mit Tagesanbruch O-Wahu. Eine amerikanische Brigg kam vom Norden zwischen Worotai und O-Wahu und segelte mit uns dem Hafen zu. Viele Kanots ruderten uns entgegen. Wir warfen um 5 Uhr nachmittags die Anker außerhalb des Hafens, und der Kapitän fuhr ans Land, wohin ihm unser Geleitsmann vorangegangen war.

Sieben Schiffe lagen im Hafen, das achte kam mit uns zugleich an, alle Amerikaner; nur ein altes Schiff der russisch-amerikanischen Kompanie, der Kadiack, lag auf dem Strande. Erwartet wurde noch ein Schiff von Kareimoku, ein hübscher Schooner, welcher unter dem Befehle von Herrn Bekley, Kommandant der hiesigen Festung, San-

delholz aus Atuai herbeiholte. Die meisten Schiffe begehrten Sandelholz. Um dieses Handels willen belasten die Fürsten das Volk mit Frohndiensten, welche die Agrikultur und die Industrie beeinträchtigen. Reges Leben war zu Hana-ruru.

Der Doktor Scheffer hatte Atuai verlassen und Tamari seinem Lehnsherrn aufs neue gehuldigt. Ich hörte von dem Ereignisse nicht übereinstimmende Erzählungen; die ich hier aufnehme, entlehne ich von Herrn von Kotzebue. Er berichtet uns, Kareimoku habe ihm erzählt, der König und das Volk von Atuai hätten den Doktor Scheffer vertrieben, welcher jüngst mit seiner Mannschaft, die aus hundert Aleuten und einigen Russen bestanden, auf dem Kadiack zu Hana-ruru angelangt sei. Das Schiff sei leck gewesen, und die Flüchtlinge hätten es auf den Grund fahren müssen, sobald sie mit Not den Hafen erreicht. Er habe nicht Böses mit Bösem vergolten, sondern die armen Aleuten und Russen freundlich aufgenommen, und selbst Scheffern habe er ungehindert auf einem amerikanischen Schiffe abziehen lassen, welches vor wenigen Tagen nach Canton unter Segel gegangen sei. „Herr Tarakonoff, Agent der russisch-amerikanischen Kompanie", setzt Herr von Kotzebue hinzu, „kam mit mehreren Beamten derselben an Bord. Tarakanoff, der auf Baranoffs Ordre ganz unter Scheffers Befehlen stand, äußerte sein Mißfallen über das Verfahren auf Atuai, wodurch sie alle in die größte Lebensgefahr gekommen waren, und er hielt es für ein wahres Wunder, daß bei ihrer Flucht von Atuai nur drei Aleuten erschossen wurden, da Tamari, welcher sie alle für seine ärgsten Feinde hielt, leicht vielen das Leben nehmen konnte. Er erwähnte auch der gefährlichen Reise hierher und war jetzt mit seinen Leuten in der traurigsten Lage, da man ihnen natürlich die Lebensmittel nicht unentgeltlich überlassen wollte. Glücklicherweise hatte ich in Unalaschka eine solche Quantität Stockfisch eingenommen, daß ich den armen Menschen jetzt auf einen Monat Provision schicken konnte. Tarakanoff, der mir ein recht verständiger Mann zu sein schien, hatte mit Herrn Hebet, dem Eigentümer zweier hier liegender Schiffe, einen Kontrakt abgeschlossen, nach welchem dieser sich anheischig machte, die Aleuten ein ganzes Jahr zu ernähren und zu kleiden, unter der Bedingung, daß er sie nach Kalifornien bringen dürfe, wo sie auf den dort liegenden Inseln den Seeotterfang treiben sollten. Nach Verlauf dieses Jahres bringt Hebet sie nach Sitcha zurück und gibt der Kompanie die Hälfte der erbeuteten Felle. Dieser Kontrakt war vorteilhaft für die Kompanie, welche die Aleuten oft auf diese Weise vermietet; denn diese Unglücklichen werden die Schlachtopfer ihrer Unterdrücker bleiben, solange die Kompanie der Willkür eines Un-

menschen preisgegeben bleibt, der jeden Gewinn mit dem Blute seiner Nebenmenschen erkauft." (Kotzebues Reise II. S. 133 ff.)

Ein Versuch der russisch-amerikanischen Kompanie, sich der Sandwichinseln zu bemächtigen, kommt mir fabelhaft vor. Es ist mir nicht unbegreiflich, daß man in Sitcha das Volk mißachten könne, welches zum Rückhalt diesen nackten Soldaten dient, die mit der Flinte in der Hand und der Patronentasche um den bloßen Leib gebunden auf Wache ziehen; aber wie sollte man da nicht wissen, daß dieses Reich unter dem unmittelbaren Schutze von England steht, dem Tameiameia gehuldigt hat? — Wir haben im Jahre 1816 einen Brief des Prinzen Regenten von England an Tameiameia gesehen, worin er das Verhalten Seiner Majestät während des Krieges zwischen England und Amerika belobt, dafür dankt und meldet, daß zu den übersendeten Geschenken noch ein Schiff kommen werde, welches er in Port Jackson erbauen lasse.

Sobald wir am 1. Oktober 1817 die Anker ausgeworfen, fuhr, wie ich sagte, der Kapitän an das Land. Wir hatten in Hana-ruru ein gutes Angedenken zurückgelassen; Kareimoku empfing ihn auf das freundlichste und ließ ihn mit drei Schüssen aus der Festung salutieren. Die amerikanischen Kauffahrer ehrten ebenfalls den Kommandanten der kaiserlich russischen Entdeckungsexpedition und begrüßten ihn mit ihrem Geschütze. Als die Rede war, den Rurik in den Hafen zu bugsieren, so boten sie dazu ihre Boote an, und sie leisteten uns wirklich am andern Morgen mit Tagesanbruch diesen Dienst. Im Hafen angelangt, wechselten wir mit dem Fort Salutschüsse, empfingen mit drei Schüssen Kareimoku, der an Bord kam und uns Früchte, Wurzeln und ein Schwein brachte. — Die gestern empfangenen Artigkeiten wurden erwidert.

Die Amerikaner rewiesen sich uns überhaupt dienstfertig mit zuvorkommender Höflichkeit. Wir erhielten von ihnen manches, was sie uns von ihrem eigenen Vorrat ohne Gewinn abließen: englisches Bier, Zwieback von einem am 6. aus Sitcha einlaufenden Schiffe und anderes. Dennoch wurde eine unangenehme Reibung nicht vermieden. Wo mehrere Kauffahrteischiffe verschiedener Nationen in einem fremden Hafen vereinigt sind, pflegt der älteste Kapitän den Vorrang zu nehmen und, wo es geschehen darf, den Reträtenschuß bei Sonnenuntergang abzufeuern; wo aber unter Kauffahrern ein Kriegsschiff sich befindet, wird dem Kapitän desselben die Ehre gelassen. Nun soll der amerikanische Kapitän aus Unachtsamkeit den Reträtenschuß abgefeuert haben und die Beschwerde, die Herr von Kotzebue darüber geführt, von der Art gewesen sein, daß sie ihn

zum Trotz gereizt habe. Die Sache lag übrigens außerhalb meines Kreises, und ich habe nur obenhin davon gehört.

Die fremden Kauffahrtei-Kapitäns kamen bei Herrn Marini zusammen und hatten daselbst ihren Tisch. Ich speiste einmal zu Abend an ihrer Tafel. Zu den warmen Fleischspeisen wurde Tee anstatt Weines getrunken. Die Herren waren gegen mich ausnehmend höflich. Ein älterer Kapitän frug mich, zum wievielten Male ich jetzt diese Reise mache. Ich antwortete bescheidentlich, es sei das erste Mal, und fand mich natürlich veranlaßt, dieselbe Frage an ihn zu richten. Zum zehntenmal war er auf solcher Handelsreise in der Südsee und um die Welt begriffen, aber jetzt, sagte er, sei er müde worden, und es solle seine letzte Reise gewesen sein. Er fahre jetzt nach Hause und werde sich zur Ruhe begeben. — Choris, der mit ihm näher bekannt war, fand und sprach ihn wieder in Manila und endlich noch in Portsmouth, wohin er uns vorausgeeilt war. Er hatte Briefe von Hause vorgefunden; segelfertig erwartete ihn daheim ein Schiff, mit dem er zum elftenmal die Reise machen solle, aber das elfte Mal werde auch das letzte sein.

Wir pflegten jeden der kleinen Dienste, die uns die stets willigen O-Waihier leisteten, die Überfahrt zwischen Schiff und Ufer und dergleichen mehr, mit einer Glasperlenschnur zu belohnen. Solche schimmernde leichte Ware wurde immer gern empfangen, ihr jedoch kein eigentlicher Geldwert beigelegt. Choris hatte unter seinem Vorrat etliche Schnüre von besonderer Art und Farbe, die er ohne Unterschied mit den andern ausgab. Gerade auf diese eigentümlich dunkelrote Farbe, gerade auf diese Perlenart legte, wie es sich später ergab, die Mode einen ganz außerordentlichen Wert. Solche, die Vancouver zuerst auf die Inseln gebracht, und seit seiner Zeit kein anderer Seefahrer, gehörten zu dem Schmucke der Königinnen. Nun waren sie wieder erschienen und etliche Schnüre davon in Umlauf gekommen. Man forschte der Quelle nach und kam bald auf Choris, dem reiche Häuptlinge mehrere Schweine für eine Schnur anboten; die amerikanischen Kaufleute machten ihm ihrerseits ansehnliche Anerbietungen — alles zu spät. — Freund Login Andrewitsch, ein sonst bedächtiger und den Gewinn nicht verschmähender Handelsmann, hatte dieses Mal seine Dublonen für Maravedis ausgegeben.

Bei der Anwesenheit so vieler Schiffe nahm der Geschäftsverkehr Herrn Marinis Betriebsamkeit und Zeit in Anspruch, und ich konnte mich nur wenig seines belehrenden Umganges erfreuen. Er hatte mir vor einem Jahre versprochen, manches für mich aufzuschreiben, und hatte die Muße dazu nicht erübrigt. Jetzt war, das Versäumte nachzuholen, nicht mehr Zeit. Ich verbrachte meist meine

Tage auf botanischen Wanderungen im Gebirge, während Eschscholtz, wenigstens während der ersten Tage durch einen wunden Fuß zurückgehalten, auf dem Schiffe blieb und für die eingelegten Pflanzen Sorge trug. Schildwacht zu stehen bei den an der Sonne ausgelegten Pflanzenbündeln war ein zeitraubendes und verdrießliches Geschäft, was dennoch nicht zu umgehen war. Eschscholtz vermißte einmal eines seiner eigenen Pakete, die er auf dem Verdecke gehabt hatte, und unterhielt sich mit mir über den Verlust. Der Kapitän kam auf mich zu und fragte mich, was geschehen sei. Ich sagte es ihm ruhig, ohne Ahnung des Gewitters, das über mich losbrach. Er erteilte mir zornig einen überflüssigen Verweis und wiederholte mir, was ich gar gut wußte, das sei meine Sache und nicht die seiner Matrosen, die er wegen meiner Kräuter nicht werde schlagen lassen. — Ich hatte nichts getan, als Eschscholtz' Klage angehört.

Choris lebte viel mit den amerikanischen Kaufherren. Kadu verlor sich unter den Eingebornen, die ihn gern hatten, und mit denen er sich leicht verständigen gelernt. Er erhandelte mit dem, was er besaß, und was wir ihm gaben, verschiedene ihrer Arbeiten und beschenkte damit jeden von uns nach seinem Sinne.

Man hatte zu Hana-ruru Zeitungen von nicht eben altem Datum, russische und englische. Ruhe, scheinbare wenigstens, war in der Geschichte. Aus Zeitungen alles herauszulesen, was interessieren kann, ist ein Geschäft, wozu man auf dem Lande keine Muße hat. Freunde und Bekannte betreffend, erfuhr ich nur die Reise der Frau von Stael nach Italien. Auf meinen Wanderungen durch die Insel sind mir einige Male von O-Waihiern Zeitungen angeboten worden, vermutlich alte Blätter.

Der Handel bringt auf den Sandwichinseln die bunteste Musterkarte aller Völker der Erde zusammen. Ich sah unter den Dienern vornehmer Frauen einen jungen Neger und einen Flachkopf der Nordwestküste Amerikas. Ich sah hier zuerst Chinesen, sah unter diesem herrlichen Himmel diese lebendigen Karikaturen in ihrer Landestracht mitten unter den schönen O-Waihiern wandeln und finde für das unbeschreiblich Lächerliche des Anblicks keinen Ausdruck. (Häufig werden in diesem Meerbecken Chinesen, die unterwürfig und leicht zu ernähren sind, als Matrosen gebraucht,)

Einmal auf einer fernen Wanderung, nachdem ich auf dem Schiffe Deutsch und Russisch, die Sprache der Karolineninseln mit Kadu und mit unserm Koche zum flüchtigen Gruße Dänisch geredet; nachdem ich zu Hana-ruru mit Engländern und Amerikanern, Spaniern, Franzosen, Italienern und O-Waihiern gesprochen, mit jedem in seiner Muttersprache; nachdem ich auf der Insel noch

Chinesen gesehen, mit denen ich aber nicht geredet, wurde mir in einem entlegenen Tale ein Herr Landsmann vorgestellt, mit dem ich gar nicht sprechen konnte. Es war ein Kadiaker, — ein russischer Untertan. — Ich anerkannte die Landsmannschaft, gab ihm die Hand darauf und zog meiner Straße. Das schien mir in der Ordnung und ganz natürlich. — Es fiel mir erst viel später in der Erinnerung ein, diese Landsmannschaft und meine Ernsthaftigkeit dabei komisch zu finden.

Ich hatte mir vorgesetzt, den westlichen Gebirgsstock der Insel zu besuchen, Herr Marini erteilte mir seinen Rat, Kareimoku seinen Beistand; ich vollbrachte die beabsichtigte Reise in den Tagen vom 7. bis zu dem 10. Oktober 1817. Ein Kanot von Kareimoku brachte mich, meinen Führer und einen Knaben, der ihn begleitete, längs dem Korallenriffe, das den Strand umsäumt, bald innerhalb, bald außerhalb der Brandung, nach Pearlriver, und auf diesem Wasser landeinwärts nach dem Fuße des Gebirges, das ich bereisen wollte. Als ich von Hana-ruru abstieß, lief eben ein Schiff in den Hafen ein. Ich hatte auf dieser Fahrt die erwünschte Gelegenheit, die Beschaffenheit des Riffes zu untersuchen. Wir fuhren einmal ziemlich seewärts über eine Korallenuntiefe, worüber das Fahrzeug getragen werden mußte. Mehrere Kanots waren außerhalb der Brandung in einer Tiefe von beiläufig 10 bis 15 Fuß mit dem Fischfang beschäftigt. Mit langen schleppenden Netzen wurden sehr mannigfaltige Fische gefangen, besonders Chaetodonarten, die in den wunderherrlichsten Farben spielten. Hier versorgten sich meine Leute im Namen Kareimokus mit ihrem Bedarf. Sie verzehrten diese Fische roh und, unsauber genug, noch nach drei Tagen, als sie schon angegangen und voller Insektenlarven waren. Als wir landeinwärts wiederum über die Brandung fuhren, ward ungeschickt gesteuert, und eine Welle erfüllte das Boot. Die eben erhaltenen Fische schwammen mir um die Füße, meine Leute schwammen um das Kanot im Meere; alles kam bald wieder in Ordnung. Wir fuhren nun zwischen Brandung und Ufer bei geringerer Tiefe des Wassers; dieses färbte sich mit einem Male dunkler: wir waren im Pearlriver. Ich versuchte in den Mittagsstunden die Wirkung der scheitelrechten Sonne auf meinen Arm, den ich ihr entblößt und von Seewasser benetzt eine Zeitlang ausgesetzt hielt. Der Erfolg war eine leichte Entzündung und die Erneuerung der Oberhaut.

Ich hatte einmal Grund, mit meinem Führer unzufrieden zu sein, der, wie es ins Gebirge ging, und ich seiner am bedürftigsten war, mich mit dem Knaben vorangehen ließ und gar nicht nachkam, so daß ich umkehren und ihn selber nachholen mußte. Ein Liebes-

abenteuer hatte ihn aufgehalten. Ich verschoß den ganzen Köcher meines O-Waihischen Sprachschatzes zu einer zornigen Anrede, worin ich ihn an seine Pflicht mahnte und mit Kareimoku bedrohte, der mir ihn untergeordnet. Der Mann, wie es das Recht eines O-Waihiers ist, lachte mich unmenschlich aus ob meiner ungefügen Rede, die er aber sehr wohl verstand, und er gab mir im Verlauf der Reise keine zweite Gelegenheit, meine Beredsamkeit auszuschütten.

Ein reichlicher Regen, eine Art Wolkenbruch, empfing uns auf den Höhen des Gebirges. Die Bastzeuge der O-Waihier verhalten sich wie ungeleimtes Papier gegen die Nässe. Ihre Kleider zu verwahren, gebrauchten meine Leute den Wipfel der Dracaena terminalis. Maro und Kapa, Schamgurt und Mantel, wurden um den Stamm dicht umgewickelt, und darüber die breiten Blätter nach allen Seiten zurückgeschlagen und mit einem Ende Bindfaden befestigt. So trugen sie am Stamme des Bäumchens ihre Gewänder in der Form ungefähr eines Turbans. Ich selber zog meine ganz durchnäßten leichten Kleider aus, und wir stiegen vom Gebirge hinab „in der Nationaltracht der Wilden". Daß die O-Waihier gegen Kälte und Regen viel empfindlicher sind als wir, ist so oft bemerkt worden und so wenig bemerkenswert, daß ich es kaum wiederholen mag; ich will bloß erinnern, daß mir als Sammler die Umstände nicht günstig waren. Beim abermaligen Durchkreuzen des Gebirgs über einen höheren Bergpaß hatte ich wiederholt Regen und durchaus keine Aussicht der Gegend. In die bewohnte Ebene herabgestiegen und im Begriff, in das Dorf einzuziehen, wo wir übernachten sollten, machte ich mir aus zwei Schnupftüchern ein anständiges Kleid. Ein winzigeres genügte meinem Führer: sein ganzer Anzug bestand in einem Endchen Bindfaden von drei Zoll Länge, quo pene ad scrotum represso cutem protractam ligavit.

Ich habe auf der Reise nie blecherne botanische Kapseln, sondern an deren Statt Schnupftücher gebraucht. Man breitet ein Tuch aus, legt die gesammelten Pflanzen quer auf dasselbe, preßt sie mit einer Hand zusammen und bindet mit der andern Hand und dem Munde die zwei entgegenstehenden Zipfel des Tuches zu einem Knoten; der untre Zipfel wird eben auch mit den andern verknüpft, und der obere vierte dient zum Tragen. — Auf größeren Exkursionen, wo man einen Führer und Träger hat, nimmt man ein gebundenes Buch Löschpapier mit, worin man zartere Blumen sogleich verwahrt. — Hier war mein Pflanzenvorrat vom Regen durchnäßt, und Fäulnis zu besorgen. Im Quartier angelangt, wurde eine Seite des Hauses mit Tabu belegt, und da die Pflanzen über Nacht ausgebreitet. Ein solches Tabu wird heilig gehalten. — Aber auf

dem Schiffe schützt kein Tabu, und die ganze Ernte von vier Tagen muß, gleichviel ob trocken oder durchnäßt, in der kürzesten Zeit „zum Verschwinden gebracht werden". Das war unter uns der gestempelte Ausdruck. In unserer abgeschlossenen, wandernden Welt hatte sich aus allen Sprachen, die am Bord oder am Lande gesprochen, aus allen Anekdoten, die erzählt worden, und aus allen geselligen Vorfallenheiten eine Cantsprache gebildet, welche der Nichteingeweihte schwerlich verstanden hätte. Durch die Erzählung auf den Rurik wieder versetzt, drängen sich mir die dort gültigen Redensarten auf, von denen diese Blätter rein zu halten ich kaum hoffen darf.

Am 10. Oktober von meiner Wanderung heimgekommen, machte ich am 12. noch eine letzte Exkursion ins Gebirge, bei der mich Eschscholtz zum erstenmal begleitete. Alles war zur Abfahrt bereit, die am 13. stattfinden sollte; aber Kareimoku, den mit den Häuptern des Adels die Feier eines Tabu auf dem Lande fesselte, bat, einen Tag länger zu bleiben, damit er Abschied von uns nehmen könne, und seiner freundlichen Bitte wurde nicht widerstanden.

Man hat sich verwundert, mich von Adel unter den Polynesiern sprechen zu hören. Allerdings finde ich da noch den Adel, wie ich mir denke, daß er ehedem bei uns bestand, wo er bereits verschüttet, nur noch in verblassenden Erinnerungen lebt. Anerkannt wird in unsern Staaten unter dem Namen Adel nur noch das Privilegium, und es ist auch nur gegen das Privilegium, daß das Wehen des Zeitgeistes fast zum Sturm anschwillt. Ein Adel, der gegeben und genommen werden kann, der erkauft wird, ist keiner. Der Adel liegt tiefer, er liegt in der Meinung, er liegt in dem Glauben. Ich finde in der französischen Sprache, wie sie in meiner Kindheit war, Wörter, deren die deutsche ermangelt, und ich bediene mich ihrer. Le Gentilhomme, das ist der echte Adel, wie er auf Polynesien ist, wie ihn kein König verleihen, kein Napoleon aus der Erde stampfen kann. Le Noble das ist der letzte Bolzen, den die Könige gegen den Adel, aus dessen Schoß sie selber hervorgegangen, und den zu unterdrücken ihre Aufgabe war, siegreich abgeschossen haben. Wahrlich, es gibt Umkehrungen, worüber man sich verwundern möchte! Jetzt heißt es: „Der König und sein Adel!" nachdem übermächtig geworden ist der dritte Stand, den zum Verbündeten gegen den Adel die Könige sich anerzogen haben. Jetzt heißt es auch: „Thron und Altar!" nachdem lange Zeit „Thron oder Altar!" die Losung gewesen.

Ich werde nicht eitel die Vergangenheit unserer Geschichte zurückrufen, in welcher ein Adel bestand, zu dem meine Väter ge-

hörten. Ich glaube an einen Gott, mithin an seine Gegenwart in der Geschichte, mithin an einen Fortschritt in derselben. Ich bin ein Mann der Zukunft, wie Béranger mir den Dichter bezeichnet hat.

Lernt doch auch in die Zukunft, der die Weisheit des Waltenden uns zuführt, furchtlos und vertrauend schauen, und laßt die Vergangenheit fahren, sintemal sie vergangen ist! Und was war denn jene bessere Zeit, an der euer Herz hängt? Die Zeit der Religionskriege mit ihren Scheiterhaufen der Bartholomäusnächte, der Auto-da-fés? die Zeit der Hinrichtung Damiens'? Wahrlich, wahrlich! diese eine Greuelgeschichte — leset die Akten! — In der Blutzeit der darauf folgenden Staatsumwälzung verklärte sich dagegen die Milde. Wo immer Bürgerkrieg war, ist und sein wird, werden Menschen getötet, zerrissen, werden Leichname verstümmelt. Aber die Hinrichtung Damiens', — Dank sei dir, o mein Gott! wird nimmer, nimmer zurückkehren; die Zeit ist völlig abgelaufen.

Aber ich verirre mich von meinem Ziele. Ich habe hier nur nachträglich auf das, was ich in meinen Bemerkungen und Ansichten von der geselligen Ordnung, von der Kasteneinteilung, von dem Adel gesagt habe, wie solche auf den Inseln sind, von denen zu reden ich berufen war, mehr Nachdruck legen wollen. Ich habe geglaubt und angenommen, es verstände sich von selbst, daß von einer Kaste in die andere kein Übergang möglich ist, daß selbige wie die Arten der Tiere unbezweifelt naturnotwendig geschieden sind, und daß, so wie es nur eine Fabel ist, daß der Esel sich zu einem Hunde und der Frosch zu einem Rinde habe ausbilden wollen, es auch außerhalb aller Wahrheit ist, daß ein gemeiner Mann zu einem Edeln zu werden nur träumen könne. Daher finden auch in diesen Verhältnissen Neid und Hochmut keinen Raum. Aber, dürfte man fragen, was versteht sich denn von selbst?

Habe ich doch mit Entrüstung in Herrn von Kotzebues Reise, II. S. 132, von Piloten der Karolineninseln gelesen, „die, nur von geringem Stande, oft für ihre Verdienste in den Adelstand erhoben werden", — „und der Pilot ward zum Lohn für seine Dienste zum Tamon erhoben".

Wenn ein zum Zeugen aufgerufener unbescholtener Mann solches Zeugnis spricht, was werden wir nicht erst von denen zu erwarten haben, deren Geschäft es ist, ohne selbst etwas gesehen zu haben, die Aussagen der Augenzeugen aus- und ab- und zusammenzuschreiben? Maltebrun, in einer kurzen Anzeige von Choris' „Voyage pittoresque", nennt meinen lieben Freund Kadu un anthropophage de la mer du Sud und läßt auf Eap, wo nur Wasser getrunken wird, ganze Nächte dem Trunke widmen. Ist einmal eine

recht handgreifliche Abgeschmacktheit zu Papier gebracht, so rollt selbige unablässig von Buch zu Buch, und es ist das erste, wonach die Büchermacher greifen. Solange noch Bücher geschrieben werden, wird in jedem, wo sie nur Platz finden kann, die Albernheit zu lesen sein, daß die Eingebornen der Marianen- oder Ladronen-inseln den Gebrauch des Feuers erst durch die Europäer kennen gelernt.

Aber soll ich zum andern- und zum letztenmal von den Sandwichinseln scheiden, ohne daß meiner Feder das Wort entgleitet, welches du, Leser, mit flüchtigem Finger diese Blätter umwendend, schnellen, neugierigen Blickes darinnen gesucht hast? Zu einer Parteifrage sind die Missionen geworden, die erst nach meiner Zeit auf diesen Inseln Fuß gefaßt haben, und ich gehöre keiner Partei an. Lasse dir Akten vorlegen, und höre auf die nicht, die, ohne selbst geschaut zu haben, verwirrend ihre Stimmen in dem Streit erhoben. Ich selber habe sie nicht vollständig gelesen. Die Volkstümlichkeit, die vor dem aufgehenden Christentum untergehen muß, habe ich geschaut, und sie ist mir wert geworden; daß ich um sie traure, spreche ich unumwunden aus. Daß ich aber der Mann des Fortschrittes bin und höher mir der Geist des Christentums mit seinen Segnungen gilt, glaub' ich in meinem Gedichte: „Ein Gerichtstag auf Huahine" an den Tag gelegt zu haben. Selbst an dem frommen Ellis (Polynesian researches) habe ich zwei Dinge vermißt: er hätte, meine ich, selber O-Taheitier werden sollen, bevor er O-Taheitier umzuschaffen unternahm, und hätte sein heiliges Geschäft geistiger auffassen und betreiben können. Seefahrer, die da Weiber und Lust auf den Sandwichinseln gesucht, mögen dem Missionswesen abhold sein; aber gewichtigere Beschuldigungen fallen lassend, scheint mir doch aus allen Zeugnissen hervorzugehen, daß das Missionsgeschäft geistlos auf O-Waihi betrieben wird, wo noch kein Fortschritt in der geselligen Ordnung das Aufgehen des Geistes beurkundet hat. Die stille Feier des Sabbats und der erzwungene Besuch der Kirche und der Schule sind noch das Christentum nicht.

Dem sei, wie ihm wolle, — früher oder später werden, dem Fortschritt der Geschichte angemessen, die Hauptinseln des großen Ozeans sich der Welt unserer Gesittung anschließen; und schon erscheint in Landessprache, und meist von Eingebornen geschrieben eine Zeitung auf O-Taheiti! — Hört! Hört! — eine Zeitung auf O-Taheiti! Die ihr dort die Presse, die periodische Presse befördert, hört auf, euch daheim davor zu entsetzen, und sie zu bekämpfen! Schlagt euch nicht gegen die Luft, eure Streiche verwunden sie nicht! Preßfreiheit ist in Europa. — Der Tory Walter Scott sagt im

Leben Napoleons: „Deutschland verdankt von jeher der politischen Zerstückelung seines Gebietes die Wohltat der Preßfreiheit.“ Was er von Deutschland sagt, gilt von der Welt. Die Presse ist nur ein Nachhall, selbst machtlos, wo sie das nicht ist. Die öffentliche Meinung, das ist die Macht, die groß geworden. Dankt der Presse, und lernt von ihr!

Aber diese Trivialitäten sind hier nicht am Ort. Im Begriffe, unter Segel zu gehen, bemerkte ich, daß nach einem zweimaligen Aufenthalt auf der Insel und häufigem Verkehr mit den Eingebornen ich noch kein Hundefleisch zu kosten bekommen hatte; denn der Europäer wird auf O-Waihi seinen Sitten und Vorurteilen gemäß empfangen und bewirtet, und für den fremden Gast wird ein Schwein, das er zu schätzen weiß, nicht aber ein Hund, den er verschmäht, in der Backgrube bereitet. Da erfuhr ich, als es schon zu spät war, daß ich die weit gesuchte Gelegenheit täglich am Bord versäumt hatte, wo unser königlicher Geleitsmann einen gebackenen Hund zu verspeisen gepflegt. So geht es mit manchen Freuden im Leben.

Am 14. Oktober 1817 lichteten wir mit Tagesanbruch die Anker, und die Boote der amerikanischen Schiffe bugsierten uns aus dem Hafen. Kareimoku kam aus dem Morai zu uns und brachte uns Fische und Früchte mit. Wir wechselten übliche Salutschüsse mit der Festung, wir nahmen herzlichen Abschied von unsern Freunden und entfalteten die Segel dem Wind.

Von den Sandwichinseln nach Radack.

Abschied von den Radackern.

Am 14. Oktober 1817 lagen die Inseln des O-Waihischen Reiches hinter uns, und vorwärts mit den Wimpeln waren Gedanken und Gemüt den Radackischen Inseln zugewandt. Wir hatten uns ganz besonders ausgerüstet, Geschenke bleibenden Wertes unsern liebwerten Freunden darzubringen. Mit dem letzten Abschied von ihnen sollten wir auch Abschied von der Fremde nehmen, die, als sie fern vor uns lag, uns mit so mächtigem Reiz angezogen und jetzt noch reizend zurückhielt. Über Radack hinaus lagen noch bekannte europäische Kolonien verzögernd auf unserm Heimweg, und unsere übrige Fahrt glich dem Abendgang des müden Wallers durch die lang sich hinziehenden Vorstädte seiner heimischen Stadt.

Ich möchte, um die mit den letzten Zeilen gegenwärtigen Abschnittes mir bevorstehende Trennung von den Polynesiern zu verzögern, mir noch etwas mit ihnen zu schaffen, noch etwas über sie zu reden machen. Ich hätte noch manche Kapitel abzuhandeln, wenn ihr mir so lange zuhören wolltet, als ich sprechen könnte. Ich hätte zum Beispiel Lust, dem Verfasser des Sartor resartus einen Artikel zu der Philosophy of Clothes zu liefern.

Wir unterlassen nicht, künstlerisch eitel uns zu brüsten, den Reifrock mit den Paniers, die hohen Absätze, die Frisure à la grecque, den Puder, die Schminke, den Zopf, die Ailes de pigeon u. a. m., worin wir zu der Zeit meiner Kindheit das Schöne noch suchten, aufgegeben zu haben, und sehen nicht mit Scham auf den Zuschnitt unsers Fracks herab und auf alle widerlichen Verzeichnungen der menschlichen Gestalt, die an uns hervorzubringen wir uns mit der Mode befleißen. Ich habe die gefeierte Schönheit, nach welcher man die Tage unserer Geschichte, die den Polignacschen Verordnungen vorangegangen sind, benennen könnte, — ich habe Mademoiselle Sonntag in Naturrollen, wo nichts sie dazu zwang, sich dergestalt verunstalten sehen, daß sich der Künstler empört von dem Idol der Zeit abwenden mußte.

Aber ihr fragt mich lächelnd, ob ich da von Polynesiern rede. — Ich finde die Schönheit in der einfachen, nicht verunstalteten Natur, und ich weiß diese nicht anders zu preisen, wie es meine Absicht ist, als wenn ich ihr die Unnatur grell entgegenstelle.

Ich finde, daß die Schönheit sich überall mit der Zweckmäßigkeit paart. Für den Menschen ist die menschliche Gestalt das Schönste; es kann nicht anders sein. Die gesunde, ebenmäßige Ausbildung derselben in allen ihren Teilen bedingt allein ihre Schönheit. Der größere Gesichtswinkel bedingt die Schönheit des Antlitzes, weil der Mensch sich als denkendes Wesen über die Tiere erhebt und in dem Zunehmen jenes Winkels den Ausdruck seiner Vermenschlichung wiederfindet.

Die Kleidung dient einerseits der Schamhaftigkeit, die den Körper zum Teil verdecken will, andrerseits der Bedürftigkeit, die Schutz gegen äußere Einwirkungen sucht. Nur der Barbar ruft sie zu Verunstaltungen, in denen er sich wohlgefällt, zu Hilfe. Die Kleidung der Polynesier im allgemeinen genügt der Schamhaftigkeit, ohne den edlen Gliederbau der kräftigen, gesunden, schönen Menschen zu verhüllen. Der Mantel der O-Waihier, der nach Bedürfnis und Laune umgenommen und abgelegt wird, und von dem sich vor einem Mächtigeren zu entblößen die Ehrfurcht gebietet, — besonders

der weitere, faltigere, den die Reichen tragen, ist ebenso schön als zweckmäßig.

Aber die Tatuierung? — Die Tatuierung ist eine sehr allgemeine Sitte unter den Menschen; Kalifornier und Eskimos huldigen ihr mehr oder weniger, und das Mosaische Verbot beurkundet, daß ihr die Völker anhingen, von denen die Kinder Israels abgesondert werden sollten. Die Tatuierung, auf verschiedenen Inseln des Großen Ozeans sehr verschiedentlich angewandt, bildet auf Radack ein kunstmäßiges Ganze. Sie verhüllt und verunstaltet die Formen nicht, sie schließt sich ihnen an mit anmutiger Verzierung und scheint deren Schönheit zu erhöhen. Man muß den Haarschnitt der O-Waihierinnen tadeln, der sie ihres natürlichen Schmuckes beraubt. Bei den Radackern hingegen verwenden beide Geschlechter die größte Sorgfalt auf ihr Haar, und die zierlichen Muschelschnüre, womit sie sich bekränzen, erhöhen sehr zweckmäßig den Glanz der schwarzen Locken und die Bräune der zarten Haut. Befremdlich möchte ihr Ohrenschmuck erscheinen, der von dem erweiterten Ohrlappen gehalten wird; ich muß jedoch bekennen, daß ich ihn von angenehmer Wirkung gefunden habe.

Indem wir uns in unsere häßlichen Kleider einzwängen, verzichten wir auf den Ausdruck des Körpers und der Arme; die Mimik tritt bei uns Nordeuropäern ganz zurück, und wir schauen kaum dem Redenden ins Antlitz. Der bewegliche, gesprächige Polynesier redet mit Mund, Antlitz und Armen, und zwar mit der größten Sparsamkeit der Worte und der Gebärden, so daß zweckmäßig der kürzeste Ausdruck und der schnellste gewählt wird, und ein Wink an die Stelle einer Rede tritt. So wird mit einem Zucken der Augenbrauen bejaht, und das Wort inga erzwingt von dem O-Waihier nur der Fremde, der schwerfälligen Verständnisses seine Fragen mehrere Male wiederholt.

Unser Schuh- und Stiefelwerk hat für uns den Gebrauch der Füße auf das Gehen beschränkt. Dem vierhändigen Polynesier leisten sie noch ganz andere Dienste. Er hält und sichert mit den Füßen den Gegenstand, woran er mit den Händen arbeitet, die Matte, die er flechtet, die Schnur, die er dreht, das Stück Holz, worauf er durch Reibung Feuer hervorbringen will. — Wie unbeholfen, langsam und ungeschickt müssen wir uns bücken, um etwas, das zu unsern Füßen liegt, aufzuheben! Der Polynesier faßt es mit dem Fuße, der es der Hand von derselben Seite reicht, und er hat sich nicht gerührt und hat zu reden nicht aufgehört. Soll etwas, das auf dem Verdecke eines Schiffes liegt, entwendet werden, faßt es einer mit dem Fuße und reicht es dem andern; es wandert von Fuß zu Fuß

und über Bord, während die ausgesetzte Schildwacht allen nach den Händen siehet und nichts merkt.

Der Ausspruch des Meisters drängt sich mir auf und führt mich noch ferner ab von meinem Ziele:

„Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor."

Die vollendete Kraft sucht nicht, sondern trifft mit Sicherheit das Rechte, und das Rechte ist das Schöne. Jede versuchte willkürliche Ausschmückung ist Verunzierung und Verunstaltung. Ich weiß mir kein anmutigeres Schauspiel als den indischen Jongleur, der mit der Kanonenkugel spielt, die ihm zum Erstaunen gehorcht. An der Entfaltung der menschlichen Gestalt in ihrer vollen Schöne weidet sich schwelgend der Künstlerblick, indem ich mich kindergleich belustige mit dem kindergleichen Menschen, der eben nur spielt und sich belustigt. Ich habe den europäischen Jongleur unstreitig noch schwierigere Kunststücke ausführen sehen, aber der alberne, widrige Mensch verdarb mir den dargebotenen Kunstgenuß, indem er ganz ernstlich für sein eitles Spiel die Art der Bewunderung in Anspruch nahm, die ich nur Heldentaten. zollen mag. Ebenso unterscheiden sich von den lustigen, belustigenden Taschenspielern, wie ich sie in meiner Kindheit noch gesehen habe, die jetzigen langweiligen Professeurs de physique amusante. — Die Vornehmigkeit hat ihnen den Hals gebrochen. Ich kehre zu meinen Polynesiern zurück; ich vergleiche sie mit dem indischen Jongleur, der mit ihnen gleichen Menschenstammes ist.

Wir hatten den Passat und segelten vor dem Winde. Am 20. Oktober sahen wir am Morgen viele Schnepfen und viele Seevögel. Um zwei Uhr nachmittags zeigten sich die dem Seefahrer Gefahr drohenden nackten Klippen, die von Kapitän Johnstone in der Fregatte Cornwallis im Jahre 1807 zuerst gesehen worden, und die wir im vorigen Jahre vergeblich aufgesucht hatten. Der höchste, sichtbarste Punkt derselben liegt nach Herrn von Kotzebue 16° 45′ 36″ N. B., 169° 39′ 21″ W. L. Überflossene Riffe erstrecken sich weit umher. Schnepfen und Seevögel wurden oft während dieser Überfahrt gesehen. Am 21. zog ein Flug Enten gegen S. O. Am 24. setzte sich eine Schnepfe auf das Schiff. Wir fanden im Norden von Radack den uns bekannten starken W.-Strom. Wir hatten am 30. Ansicht von Otdia, und wie wir die Schischmarefffstraße aufsuchen wollten, befiel uns ein Sturm aus S. O., der in der Nähe dieser Riffe nicht ohne Gefahr war. Der Regen floß in Strömen, und um unser Schiff erging sich ein kleiner Physeter.

Der Wind, der wieder zum Osten überging, wehte in der Nacht noch heftig, und wir lavierten in Angesicht des Landes.

Wir fuhren am 31. Oktober 1817 morgens um 10 in Otdia ein. Ein Segel kam vom Westen, wir holten es ein. — Wir erkannten unsern Freund Lagediack, der uns frohlockend begrüßte. Um 5 Uhr nachmittags erreichten wir unsern alten Ankerplatz vor Otdia. Lagediack kam sogleich auf das Schiff und brachte uns Kokosnüsse mit. Seine Freude war unbeschreiblich; er vermochte kaum, sie zu zügeln, um uns Nachricht von unsern Freunden und dem Zustande der Inseln überhaupt zu geben.

Kadu, dem als einem Naturkinde das Ferne auf dem üppigen O-Wahu fern lag, der erst in der Enge unseres kleinen Bretterhauses seine Gedanken zusammengefaßt und auf seine lieben Gastfreunde gerichtet, denen wir ihn zuführten; Kadu, von dem Momente an, wo er die Riffe von Otdia erschaut und erkannt, der Gegenwart angehörend und mächtig sie erfassend, war ganz ein Radacker unter den Radackern. Geschenke, Geschichten, Märchen, Freude brachte er ihnen und jubelte mit ihnen vor Entzücken und Lust. Aber besonnen, wo es zu handeln galt, war er unablässig tätig und hatte schon Hand angelegt, wo andere noch zögerten. Er tat's aus eigenem Herzen in unserm Geiste. Er war unsere Hand unter den Radackern und bis an den letzten Tag ohne Nebengedanken einer der Unsern.

Ich selbst, nachdem ich mit redlichem Bemühen Kadu über Radack zu reden veranlaßt, seine Aussagen zusammengetragen, verglichen und studiert hatte, und mir nur die abstrakteren Kapitel der Glaubenslehre, der Sprachlehre usw. abzuhandeln übrig blieben; nachdem ich mit den Sitten und Bräuchen und mit den Zuständen dieses Volkes vertrauter geworden war, hatte jetzt einen klaren Blick über dasselbe gewonnen und konnte übersichtlich lesen, wo ich sonst nur mit Mühe buchstabiert hatte.

Auch die Radacker standen uns dieses Mal um vieles näher. Kadus Genossenschaft mit ihnen und mit uns war das Band, das uns vereinigte. Unser Freund war in Hinsicht unser leichter und schneller für sie, was er in Hinsicht ihrer für uns gewesen war. Wir waren jetzt nur eine Familie.

Aber wir sollten nur drei Tage auf Radack zubringen, und es galt zu schaffen und zu wirken, nicht aber müßig zu studieren.

Der größte Teil von der Bevölkerung der Gruppe war mit dem Kriegsgeschwader von Lamari weggezogen. Von unsern Freunden waren nur Lagediack und der Greis von Oromed, Laergaß, zurückgeblieben. Letzterer der einzige Häuptling und zur Zeit Machthaber auf Otdia. Es waren überhaupt nur zwölf Mann und mehrere Weiber und Kinder anwesend. Kurz nach unserer Abreise war aus

Aur der Häuptling Labeuliet hierher gekommen und hatte sich einen Teil des von uns geschenkten Eisens abliefern lassen. Drei Ziegen lebten zu der Zeit noch; die hatte er ebenfalls mitgenommen. Später war Lamari eingetroffen und hatte den Rest unseres Eisens und unserer Geschenke sich herausgeben lassen. Er war einige Zeit geblieben, die Bereitung von Mogan zu betreiben, und hatte bei seiner Abfahrt nur wenige Früchte zur kümmerlichen Erhaltung der Zurückbleibenden übrig gelassen. Etliche Ignamwurzeln, die in unserm Garten noch gegrünt, hatte er ausgegraben und mitgenommen, um sie nach Aur zu verpflanzen.

Am 1. November 1817 gingen wir zuerst ans Land. Einen niederschlagenden Anblick gewährte der wüste Fleck, den wir einst bebaut. Nicht ein armes Unkraut, nicht die Vogelmiere war zurückgeblieben, Zeugnis von uns und unserer frommen Absicht abzulegen. Wir schritten rüstig an das Werk, nicht deshalb entmutiget, weil, nicht unvorhergesehenerweise, unsere ersten Bemühungen fruchtlos geblieben. Der Garten ward erneuert und reichlicher besetzt, aber von allen Setzlingen und von allen Sämereien ward ein Teil zurückgelegt, um auch auf Oromed einen gleichen Versuch anzustellen; manche, die in größerm Vorrat vorhanden waren, wurden auch unter die Freunde verteilt. Kadu, den Spaten in der Hand, redete gar eindringlich die Umstehenden an und unterrichtete sie und schärfte ihnen nützliche Lehren ein. Wir speisten und schliefen zu Nacht auf dem Lande. Wir hatten noch ein paar Wassermelonen auf diesen Tag gespart; sie wurden nebst etlichen Wurzeln, die der Kapitän hatte zubereiten lassen, unter die Radacker ausgeteilt und dienten den Reden Kadus zum Belege. — Am Abend sangen uns die Freunde mehrere der Lieder vor, die unsere Namen und das Andenken unseres Zuges aufzubewahren gedichtet worden.

Am zweiten wurden die Hunde und die Katzen ans Land gebracht; diese zogen zu Walde, während sich jene an die Menschen anschlossen: aber auch sie warfen sich sogleich auf die Ratten und verzehrten ihrer etliche, und ich sah beruhigt ihre Unterhaltung auf Unkosten eines zu bekämpfenden lästigen Parasiten gesichert.

Ziegen und Schweine sollten, von unsern Pflanzungen entfernt, auf eine andere Insel gebracht werden. Da zagten noch die Radacker, sich mit den ihnen unheimlichen Tieren zu befassen. Kadu übernahm sogleich und vollbrachte das Geschäft. Er sollte von jener Insel weiter nach Oromed überfahren, die dortige Gartenanlage zu besorgen. Er begegnete, so wie er den Kurs dahin genommen, dem kommenden Laergaß und kam mit ihm an das Schiff zurück. Der alte Freund, liebevoll und freigebig, brachte uns Brotfrüchte und

Kokosnüsse und beklagte sich, daß wir nicht vor seiner Insel die Anker geworfen. Nach kurzem Aufenthalt gingen beide Boote nach Oromed unter Segel. Ich entschloß mich schnell mitzufahren und stieg auf das Boot des Alten. Kadu, der erst auf Otdia anlegte, kam uns nach. Ich pflanzte an diesem Abend das Zuckerrohr, das schon von der Dürre gelitten hatte, und fing die Gartenarbeiten an. Kadu langte an. Der eine Tag, den ich auf Oromed unter diesen anmutigen Kindern, ganz ihren Sitten gemäß ohne Rückhalt, ohne fremde Einmischung zugebracht habe, hat mir die heiterste, frischeste Erinnerung hinterlassen, die ich von meiner ganzen Reise zurückgebracht. Die Bevölkerung der Insel, drei Männer, zahlreiche Frauen und Kinder, waren mit uns am Strande um ein geselliges loderndes Feuer versammelt. Kadu erzählte seine Begebenheiten, denen er schalkhaft unterhaltende Märchen einwob; die Mädchen sangen uns freudig die Lieder vor, die zahllos auf uns entstanden waren. Die Älteren zogen sich zurück und begaben sich zur Ruhe. Wir zogen weiter abwärts, und es ward abwechselnd verständiges Gespräch gepflogen und lustig gesungen bis spät in die Nacht hinein.

Ich habe von Unschuld der Sitten und Zwanglosigkeit der Verhältnisse, von zarter Schamhaftigkeit und sittigem Anstande gesprochen. Haben die Saint-Simonianer einen Traum von diesen meerumbrandeten Gärten gehabt, als sie an der Aufgabe gescheitert sind, zu machen, was sich nicht machen läßt, und sie die Zeit vorzuschreiben gemeint, bis sie im Kreise dahin wiederkäme, wo sie möglicherweise schon einmal war? — Hier ein geringfügiger Zug von den Sitten von Radack. Ich saß im Kreise neben einem jungen Mädchen, auf deren Arm ich die zierlich tatuierte Zeichnung betrachtete, die, wie dem Auge durch die dunkelblaue Farbe, so dem Tasten durch leises Aufschwellen der feinen Haut wahrnehmbar zu sein schien, und ich ließ mich zu dem Versuche hinreißen, indem ich sanft die Hand darüber gleiten ließ. Das hätte nun nicht sein sollen; wie aber konnte das junge Mädchen den nicht arg gemeinten Fehl an dem doch werten und lieben Gaste rügen, der nur fremd der Sitte war und überdies die Sprache nicht gut verstand? Wie konnte sie dem Einhalt tun und sich davor schützen? Ich merkte anfangs nicht, daß mein Betragen unsittig gewesen sei; als aber das Lied, das eben gesungen wurde, zu Ende war, stand das Mädchen auf, machte sich anderswo etwas zu schaffen und setzte sich, als sie wiederkam, gleich freundlich und fröhlich, nicht wieder an ihren alten Platz neben mir, sondern an einen andern unter ihren Gespielinnen.

Am andern Morgen wurden Pflanzung und Aussaat beschickt,

wobei Kadu die größte Tätigkeit entwickelte. Ich entdeckte bei dieser Gelegenheit auf Oromed den Taro und die Rhizophora gymnorhiza, von denen ich einzeln angebaute Pflanzen sogar auf dem dürftigen Riffe Eilu angetroffen, und die mir bis jetzt auf der Gruppe Otdia noch nicht vorgekommen waren. Sobald das Werk vollbracht war, rief Kadu: „Zu Schiffe!“ Wir trennten uns von unsern Freunden und entfalteten das Segel dem Winde.

Ich habe, was in der Geschichte folgt, an anderm Orte berichtet. (Siehe Bemerkungen und Ansichten: „Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des Großen Ozeans“ zu Anfang, und „Radack“ am Schlusse.) Ich habe dem, was dort zu lesen ist, nichts hinzuzufügen.

Du hast, mein Freund Kadu, das Bessere erwählt; du schiedest in Liebe von uns, und wir haben auch ein Recht auf deine Liebe, die wir die Absicht gehegt und uns bemüht haben, Wohltaten deinem zweiten Vaterlande zu erweisen. Du hast von uns das Gute gelernt, und es hat dich ergriffen; du hast in unserm frommen Sinn fortzuwirken dich unterfangen; möge, der die Schicksale der Menschen lenkt, dein Werk segnen und dich selbst bei deiner fahrvollen Sendung beschirmen! Möge er eine Zeit noch die Europäer von euren dürftigen Riffen, die ihnen keine Lockungen darbieten, entfernen! Sie würden euch zunächst nur den Schmutz von O-Waihi zuführen. — Aber was hättest du in unserm alten Europa gesollt? Wir hätten eitles Spiel mit dir getrieben, wir hätten dich Fürsten und Herren gezeigt; sie hätten dich mit Medaillen und Flittertand behangen und dann vergessen. Der liebende Führer, dessen du Guter bedurft hättest, würde dir nicht an der Seite gestanden haben; wir würden nicht zusammengeblieben sein, du hättest dich in einer kalten Welt verloren gefunden. Paßlich für dich würde unter uns keine Stellung sein und hätten wir dir endlich den Weg nach deinem Vaterlande wieder eröffnet, was hätten wir zuvor aus dir gemacht?

Mit der zweiten Reise von Herrn von Kotzebue und seinem Besuche auf Otdia im April und Mai 1824 endigt für uns die Geschichte von Radack.

Seine Ankunft in Otdia verbreitete panischen Schrecken unter den Eingebornen. Nachdem er erkannt worden, fanden sich die alten Freunde wieder ein; Lagediack, Rarick, Laergaß, Langien, Labigar fanden sich ein: Kadu fehlte. Eine große Schüchternheit und Zaghaftigkeit war den Freunden anzumerken. Diese wird dadurch erklärt, daß die Kupferplatte, die im Jahre 1817 an einen Kokosbaum bei Ratieks Hause angeschlagen worden, weggekommen war. Von allem, was wir auf Radack gebracht, sah Herr von Kotzebue nur die Katze

verwildert und die Ignamwurzel. Der Weinstock, der sich bis auf die höchsten Bäume hinaufgerankt hatte, war vertrocknet.

Kadu befand sich angeblich auf Aur bei Lamari, mit dem er sich abgefunden, und unter seiner Pflege sollten sich Tiere und Pflanzen, die der Machthaber dorthin überbracht und verpflanzt hatte, außerordentlich vermehrt haben. — Angeblich war nur der Weinstock ausgegangen. Herr von Kotzebue setzt hinzu, daß ihn die Größe seines Schiffes leider verhindert habe, Kadu in Aur aufzusuchen.

Wir nehmen zweifelnden Herzens die uns nicht befriedigenden Aussagen hin.

Den Kriegszug, zu welchem Lamari sich im Jahre 1817 rüstete, hatte Kadu mitgemacht. Er hatte in europäischem Hemde und roter Mütze mit dem Säbel in der Hand gefochten, und das Eisen, das viele Eisen hatte dem Lamari die Übermacht gegeben. Er war als Sieger heimgekehrt.

Die von Otdia, Inselkette Ralik, hatten jüngst unter ihrem Häuptling Lavadock Kaben überfallen, und Rache für diesen Raubzug zu nehmen, rüstete sich jetzt Lamari, den Krieg nach Otdia zu tragen.

So erzählten die Befreundeten.

Lagediack drang heimlich in Herrn von Kotzebue, sich die Herrschaft auf Radack anzumaßen, und bot ihm bei dem Unternehmen seine Unterstützung an. Als dieser, in seinen Plan nicht eingehend, sich zur Abreise anschickte, bat er ihn, seinen Sohn nach Rußland mitzunehmen, und mochte doch sich von dem Kinde nicht trennen, als er erfuhr, Herr von Kotzebue habe jetzt Radack zum letztenmal besucht. — Als aber das Schiff im Begriffe stand, unter Segel zu gehen, brachte Lagediack dem Freunde ein letztes Geschenk: junge Kokosbäume, die er nach Rußland verpflanzen möge, da, wie er vernommen, es dort keine Kokosbäume gäbe.

Am 4. November 1818 liefen wir aus dem Riffe von Otdia zu der Schischmareffstraße aus. Das Wetter war heiter, der Wind schwach. Wir fuhren an Erigup vorüber und steuerten nach der Anweisung von Lagediack und den andern Freunden, um Ligiep aufzusuchen. Wir waren am 5. vormittags in Ansicht dieser Gruppe, in deren Nähe der Wind uns gänzlich gebrach. Endlich zog uns ein schwacher Hauch aus Norden aus einer peinlich werdenden Lage. Ein Boot kam uns entgegen und beobachtete uns von weitem. Wir nannten uns: da war alle Scheu von den Menschen gewichen; sie kamen heran, befestigten das Boot an das Schiff und stiegen zutraulich auf das Verdeck. Lamari auf seinem Zuge hatte uns ein gutes Zeugnis gesprochen. Sie brachten uns die üblichen

Geschenke dar, Kokosnüsse und ihre zierlichen Muschelkränze und verkehrten ohne Arg und Rückhalt mit den alten, wohlbekannten Freunden ihres Volkes. Sie luden uns dringend ein auf ihre Inseln und rühmten uns die Schönheit der Töchter von Ligiep. Dieses ist auf Radack das einzige Mal, daß ein solches Wort unser Ohr getroffen hat. Ihre Geschenke blieben nicht unerwidert: sie erstaunten ob unserer Freigebigkeit und unseres Reichtumes an Eisen. Wir gaben ihnen, so gut es gehen wollte, Nachrichten von Otdia und ihren Freunden.

Ohne Kadu ward es uns auf Radack noch schwer, uns zu verständigen, und so haben wir wenig von den Insulanern von Ligiep erfahren. Die Radacker sind, wie die Engländer, im Verstehen, ich möchte sagen, ungefällig. Sie erkennen die Wörter ihrer Sprache nicht, die wir ihnen vorzusagen uns bemühen. Ihre Art ist dann, zu wiederholen, was sie von uns hören, und so täuschen sie uns, die wir uns nicht erwehren können, solche Wiederholungen für eine Bejahung aufzunehmen.

Wir sahen nur den dürftigeren Teil der Gruppe; die reicheren Inseln, über welchen die Kokospalme hochstämmig ihre Krone wiegt, sah Herr von Kotzebue erst im Jahre 1824. Die Durchbrüche des Riffes scheinen selbst größeren Schiffen bequeme Tore zu verheißen, zu denen sie beim herrschenden Passat aus- und einfahren können. Die Menschen schienen uns wohlgenährter und wohlhabender als auf anderen Gruppen von Radack, und wir waren darauf vorbereitet, sie so zu finden.

Herr von Kotzebue hatte auf Otdia mit Lagediack, der, wie es sich ergab, öfter selbst auf Ralick gewesen, die Geographie dieser andern Inselkette wiederholt durchgenommen. Hier, am Ausgangspunkt der Seefahrer von Radack, die dahin fahren, ließ er sich wiederum die Richtung der zu jener Kette gehörigen Gruppe Kwadelen andeuten, und sie ward ihm, gleichlautend mit den früheren Angaben, nach Westen gezeigt.

Am Abend frischte der Wind, wir trennten uns von unsern Freunden und steuerten nach Westen. Es war uns aber nicht vorbehalten, diese eine oder andere Gruppe von Ralick zu entdecken. Im Jahre 1825 hat Herr von Kotzebue im Westen und in der Breite von Udirick, da, wo den Angaben nach die nördlichsten Riffe von Ralick liegen sollen, drei verschiedene Inselgruppen entdeckt, die wohl mit hohen Kokospalmen bewachsen, aber unbewohnt waren.

Von Radack nach Guajan.

Wir hatten am 5. November 1817 Ligiep, die letzte Inselgruppe von Radack, aus dem Gesichte verloren. Der Kapitän hatte auf Guajan, Marianeninseln, anzulegen beschlossen. Wir hatten Ansicht erst von Sarpane oder Rota und sodann von Guajan am 23. November. (Ich behalte die spanische Rechtschreibung Guajan bei; man findet sonst den Namen Guham, Guam und anders geschrieben.) Das bloß verneinende Resultat dieser Fahrt, auf welcher wir die Kette Ralick und den Meerstrich durchfahren haben, den die Karolineninseln auf einigen Karten einnehmen, ist in hydrographischer Hinsicht nicht ohne Wichtigkeit. Der Seefahrer, der dieses Meer auf Entdeckung befahren soll, ist auf die Tabelle: Aerometer-Beobachtungen, Reise, III. S. 226, zu verweisen, auf daß er den Kurs, den wir gehalten, vermeide.

Herr von Kotzebue bemerkt, daß das Meer im Westen von Radack und in dem Striche, wo die Karolineninseln gesucht wurden (zwischen dem 9. und 10. und in den letzten drei Tagen bis zu dem 11. Grad N. B.), blasser bläulich gefärbt war, einen größeren Salzgehalt und in der Tiefe eine auffallend niedrigere Temperatur hatte als sonst unter gleicher Breite im Großen Ozean, und schließt daraus, daß es da weniger tief sein möchte. Als wir, Guajan zu erreichen, nördlicher steuerten (am 20. November 11° 42′ N. B., 209° 51′ W. L.), nahm das Meer seine gewöhnliche dunkelblaue Farbe, seinen gewöhnlichen Salzgehalt und in der Tiefe seine gewöhnliche Temperatur wieder an.

Wir hatten bis dahin häufige Windstillen gehabt und einmal ein Nachtgewitter mit heftigen Windstößen. Ein Delphin wurde harpuniert. Ein fabelhafter Vorfall ergötzte ungemein unsere Mannschaft.

Einer unserer Matrosen trug eine alte Mütze von Seehundsfell, die, vor Teer, Tran und Alter schier unkenntlich, ein Gegenstand der Verhöhnung geworden war. Überdrüssig warf er sie eines Morgens in die See. Ein Haifisch ward am selbigen Tage gefangen, in dessen Magen sich die Schicksalsmütze noch wohlbehalten vorfand.

Wir hatten uns am Nachmittag des 23. November der Nordspitze von Guajan genähert. Wir konnten uns nach keiner Karte richten, und die Stadt Agaña war uns nur aus unzulänglichen Beschreibungen bekannt. Wir entfernten uns vom Lande. Am 24.

suchten wir das Land wieder auf und verfolgten dessen Westküste nach Süden, um Stadt und Ankerplatz aufzusuchen.

Der Passat blies mit ausnehmender Stärke. Nachdem wir die Nordspitze der Insel umfahren hatten, fanden wir unter dem Winde derselben ein ruhiges Meer, und ein leichter Windzug, der noch unsere Segel schwellte, wehte uns vom schönbewaldeten Ufer Wohlgerüche zu, wie ich sie in der Nähe keines anderen Landes empfunden habe. Ein Garten der Wollust schien diese grüne, duftende Insel zu sein, aber sie war die Wüste. Kein freudiges Volk belebte den Strand, kein Fahrzeug kam von der Isla de las velas latinas uns entgegen. Die römischen Missionare haben hier ihr Kreuz aufgepflanzt; dem sind 44,000 Menschen geopfert worden, und deren Reste, vermischt mit den Tagalen, die man von Luçon herübergesiedelt hat, sind ein stilles, trauriges, unterwürfiges Völklein geworden, das die Mutter Erde sonder Mühe ernährt und sich zu vermehren einladet. Darüber habe ich in meinen Bemerkungen und Ansichten die Spanier selbst berichten lassen.

Wir waren bemerkt worden. Als wir uns eben in den reizend umgrünten Buchten nach einem Ankerplatz umsahen, kam uns der Pilot des Gouverneurs, Herr Robert Wilson, in einem europäischen Boote entgegen, um uns in den Hafen zu führen. Im Angesichte der Stadt kam der Artillerielieutenant Don Ignacio Martinez, uns zu rekognoszieren. Er fuhr in einer Proa heran, einem den Fahrzeugen der Radacker gleichen Boote, wie sie ehedem auf diesen Inseln üblich, ihnen den ersten Namen erwarben, bei welchem sie die Europäer benannt haben. Für die Spanier auf Guajan bauen jetzt die südlicheren Karoliner diese Fahrzeuge und bringen sie ihnen her zu Kauf.

Der Hafen La caldera de Apra, von einem Korallenriffe gebildet, ist ausnehmend sicher, aber von schwerem Zugange. Wir hatten die Anker noch nicht geworfen, als wir eine Botschaft des Gouverneurs erhielten, der uns nach Agaña einlud und uns für den beiläufig vier Meilen langen Landweg Pferde und Maultiere entgegengeschickt hatte. Das Schiff ward unter den Befehl des Lieutenant Schischmareff gestellt, und wir fuhren mit Herrn Wilson ans Land. Im Hafen lag nur die kleine Brigg des Gouverneurs, die Herr Wilson zu fahren den Auftrag hat. Wir hatten bis zu dem Dorfe Massu, wo uns die Pferde erwarteten, und auf das wir der Untiefen wegen nicht in grader Richtung steuern konnten, beiläufig zwei Meilen zu rudern. Die Nacht brach ein, als wir landeten. Die Tagalen haben die Bauart der Philippinen hier herübergebracht.

Die Häuser des Volkes sind auf Pfosten getragene, niedliche Käfige von Bambusrohr mit einer Bedachung von Palmenblättern.

Der Weg, auf welchem uns der Mond leuchtete, führte uns durch die anmutigste Gegend: Palmengebüsche und Wälder, die Hügel zu unserer Rechten, das Meer zu unserer Linken. Wir stiegen in Agaña bei Herrn Wilson ab und stellten uns sodann dem Kapitän-General der Marianeninseln vor. Don José de Medinilla y Pineda empfing uns in voller Montierung mit aller Förmlichkeit, aber auch auf das gastlichste. Der Kapitän und ich wohnten bei ihm, die anderen Herren wurden bei anderen Spaniern untergebracht. Seine Tafel war zu mehreren Mahlzeiten des Tages mit einer Unzahl von Fleischgerichten verschwenderisch besetzt; aber von den Früchten, den grünen Erzeugnissen der Erde, nach denen der Seemann, der ans Land tritt, besonders begierig ist, ward nichts aufgetragen, und nur ein Apfelsinentrank, der eine Zwischenmahlzeit bildete, erinnerte an das duftig grüne Land. Brot ward nur dem Wirte und den fremden Gästen gereicht, die Spanier erhielten an dessen Statt Maistorten.

An Früchten, woran ich in Apaña Mangel litt, herrschte indes auf dem Rurik der größte Überfluß. Der Gouverneur ließ das Schiff mit frischem Fleische und mit allem, was die Erde an Wurzeln und Früchten hervorbringt, verschwenderisch versorgen. Außerdem durften die Matrosen, die einmal ans Land geschickt worden, so viele Apfelsinen und Limonen aus dem Walde heimbringen, als sie zu pflücken und mit sich zu schleppen vermochten. — Dieser Boden, diese Fruchtbäume haben ja sonst ein starkes, blühendes Volk ernährt, die geringe Anzahl der jetzigen Bewohner steht in keinem Verhältnis zu den reichen Gaben der willigen Erde.

Man möchte fragen, wie diese Kost unsern nordischen Ichthyophagen mundete. Die Apfelsinen schmeckten ihnen besser als Walfischspeck. Wahrlich, es ist eine solche Lust, Aleuten Apfelsinen essen zu sehen, daß wir auf der Überfahrt nach Manila die letzten, die uns vom Vorrat übrig blieben, lieber von ihnen verschlucken sahen, als daß wir sie selber gegessen hätten. Wenigstens überließ Eschscholtz die ihm zugeteilten seinem aleutischen Sprachlehrer.

Ich habe in meinen Bemerkungen und Ansichten von Don Luis de Torres gesprochen, mit dem eine gleiche Gesinnung mich schnell und innig verband. Ich gedenke seiner mit herzlicher Liebe und aufrichtiger Dankbarkeit. Don Luis de Torres, der auf Ulea selbst Sitten und Bräuche, Geschichte und Sagen dieser lieblichen Menschen kennen gelernt, sich von ihren erfahrensten Seefahrern, mit denen er in vertrautem Umgange gelebt, die Karte ihrer neptu-

nischen Welt vorzeichnen lassen, und der durch die Handelsflotte von Lamureck, die jährlich nach Guajan kommt, in ununterbrochener Verbindung mit seinen dortigen Freunden geblieben war, — Don Luis de Torres eröffnete mir die Schätze seiner Kenntnisse, legte mir jene Karte vor und sprach gerne und mit Liebe zu mir von seinen Gastfreunden und jenem Volke, zu dem ich durch meinen Freund Kabu eine große Vorliebe gefaßt hatte. Alle meine Momente auf Agaña waren dem lehrreichen und herzlichen Umgange des liebenswerten Don Luis de Torres gewidmet, aus dessen Munde ich die Nachrichten niederschrieb, die ich in den Bemerkungen und Ansichten aufbewahrt habe. Herr von Kotzebue, dem ich die Ergebnisse meiner Studien mitteilte, kam meinem Wunsch zuvor und gab zu den zwei Tagen, die er auf Guajan zu bleiben sich vorgesetzt hatte, einen dritten Tag hinzu, ein Opfer, wofür ich ihm dankbarlichst verpflichtet bin. Während er selbst zwischen dem Hafen und der Stadt seine Zeit teilte, blieb ich in Agaña und verfolgte mein Ziel.

Ich habe von einem Paare rüstiger Eheleute auf Guajan gesprochen, Stammeltern der sechsten gleichzeitig lebenden Generation. Von ihnen war Don Luis de Torres ein Enkel, selber Großvater; zu dem sechsten Gliede stieg eine andere Linie herab.

Don José de Medinilla y Pineda hatte in Peru, von wo er auf diese Inseln gekommen, Alexander von Humboldt gekannt und war stolz darauf, ihm einmal seinen eigenen Hut geliehen zu haben, als jener einen gesucht, um an dem Hof des Vizekönigs zu erscheinen. Wir haben später zu Manila, welche Hauptstadt der Philippinen von jeher mit der neuen Welt in lebendigem Verkehr gestanden hat, oft den weltberühmten Namen unseres Landsmanns mit Verehrung nennen hören und mehrere, besonders geistliche Herren angetroffen, die ihn gesehen oder gekannt zu haben sich rühmten.

Ich habe beiläufig erzählt, daß Don José de Medinilla y Pineda unserm Kapitän, der Verlangen trug, die volkstümlichen Tänze und Festspiele der Eingebornen zu sehen, ein Opernballet bei Fackelschein aufführen ließ. — Ich hörte ihn in diesem schwierigen Falle, wo von ihm verlangt wurde, daß er zeigen sollte, was nicht da war, sich mit den andern beraten und ihrem Gutachten wiederholt die Worte entgegnen: „Aber er will einen Tanz sehen!“ — So ward uns denn ein Tanz gezeigt.

Choris, der ein besonderes Talent hatte, schnell und leicht ein wohlgetroffenes Porträt mit Wasserfarben hinzuwerfen, erbot sich eines Morgens, das Porträt des Gouverneurs zu machen. Dieser ging sogleich, sich in vollen Anzug zu werfen, und kam in Gala

zurück mit seidenen Strümpfen, Schuhen und Schnallen. Choris machte ein bloßes Brustbild, worauf nur die Epauletten aufgenommen werden konnten. Eben diese Epauletten waren die Zielscheibe böser Zungen, die zu verstehen gaben, Don José werde das damit verzierte Bild seinen Angehörigen, für die es bestimmt war, nicht schicken dürfen, da er dieselben zu tragen nur von sich selber die Berechtigung habe.

Der 28. November, wo wir uns wieder einschiffen sollten, war herangekommen. Dem Spanier, der mich im Hause des Gouverneurs bedient hatte, wollte ich beim Abschiede etliche Piaster darreichen, fand aber einen Mann, der in unsern Sitten fremd, gar nicht zu verstehen schien, was mir in den Sinn gekommen sein möchte. — In der Furcht, ihn beleidigt zu haben, sagte ich ihm, es sei para los muchachos, für die niedere Dienerschaft, und so nahm er das Geld an. Weder der Kapitän noch ein anderer von den Herren hatte ein Trinkgeld anbringen können. Irgend eine Ware, ein buntes Tuch, wie sie welche um den Kopf tragen, oder ähnliches würde mit großem Danke angenommen worden sein. Für Piaster kann man hier nur das bekommen, was der alleinige Handelsmann, der Gouverneur, dafür geben mag.

Ich war Zeuge eines peinlich-komischen Auftritts zwischen dem Gouverneur und unserm Kapitän. Der erstere hatte großartig gastfrei für die Verproviantierung des Rurik Zahlung anzunehmen sich geweigert. Der Kapitän hatte zu Geschenken etliche Exemplare einer russischen Medaille mitgenommen, die er auszugeben pflegte, als sei dieselbe auf die gegenwärtige Expedition des Rurik geprägt. Man liest zu Agaña und an manchen andern Orten das Russische nicht geläufig. Diese Medaille wollte er unserm edeln Wirte mit der bräuchlichen Redensart: „des alleinigen Wertes der Erinnerung" usw. verehren. Don José de Medinilla y Pineda mißverstand die Sache auf das vollständigste; was er sich aber einbilden mochte, weiß ich nicht; kurz, er schob die dargehaltene Medaille zurück und setzte eine hartnäckige Weigerung, dieselbe anzunehmen, dem entrüsteten Kapitän entgegen. Ich bewog ihn endlich mit vieler Mühe, das Ding, das er für ein gefährliches anzusehen schien, anzunehmen, und die Schlacht wurde noch unsererseits gewonnen.

Ich hatte hier zuerst den Trepang kennen gelernt. Der Gouverneur, der für den Markt von Kanton diese kostbare Ware sammeln und bereiten läßt, hatte mir über die verschiedenen Arten Holothurien, die in den Handel kommen, ihr Vorkommen, ihre Bereitung und über den wichtigen Handel selbst, dessen Gegenstand sie sind, die Notizen mitgeteilt, die ich teils in meinen Bemerkungen, teils

in den Verhandlungen der Akademie der Naturforscher (T. X. P. II. 1821. p. 353) niedergelegt habe. Er hatte mir einige dieser Tiere verschafft: die abzugeben waren, lebendig, andere geräuchert und in dem Zustande, worin sie zu Markt gebracht werden. (Sie sind nun sämtlich in dem Berliner zoologischen Museum zu sehen.) Er hatte die ausnehmende Artigkeit, auch meinem Wunsche zu willfahren und diese von den chinesischen Lüstlingen so sehr begehrte Speise für uns bereiten lassen. Es ging mir aber damit wie jenem deutschen Gelehrten, der in einer Bildergalerie gelehrte Notizen aus dem Munde der Cicerone sammelte und emsig niederschrieb, zu Hause aber sein Notatenbuch überlas und sich von seinem Reisegefährten nachträglich sagen ließ, wie die Bilder eigentlich ausgesehen hätten.

Der Trepang muß zweimal vierundzwanzig Stunden bei gelindem Feuer langsam kochen; demnach ward der Genuß desselben auf die letzte Mahlzeit aufgespart, die Don José de Medinilla y Pineda uns vor dem Scheiden aus Agaña gab. Aber ich hatte bei Tagesschein den grünen duftigen Wald von Guajan noch nur von weitem gesehen und wollte doch wenigstens einen flüchtigen Blick auf diese Flora werfen. Ich verzichtete auf das Mittagsmahl und benutzte die Zeit, den Weg nach dem Hafen zu Fuße botanisierend zurückzulegen, wobei mich noch Don Luis begleitete. — Was das Sammeln von Pflanzen anbetrifft, konnte sich wohl Eschscholtz auf mich verlassen, ich aber nicht auf ihn.

Mit unserer Schiffsgesellschaft trafen am Abend des 28. November die meisten spanischen Offiziere am Bord des Rurik ein. Wir verlebten noch frohe Stunden zusammen, und sie blieben zu Nacht bei uns. Was ich von kurzer Ware, Glasperlen und ähnlichem noch übrig hatte, übergab ich Don Luis de Torres und ließ ihn, den Freund der Indianer, meinen Erben sein. Ich kaufte noch von Choris große Messer, die er abzusetzen keine Gelegenheit gehabt, und bestimmte sie, als Geschenke von Kadu seinen Freunden und Angehörigen auf Ulea verteilt zu werden.

Am Morgen des 29. November 1817 kam Don José de Medinilla y Pineda und übergab unserm Kapitän Depeschen für den Gouverneur von Manila. Wir nahmen Abschied von unsern Freunden, salutierten den Kapitän-General, als er unsern Bord verließ, mit fünf Kanonenschüssen und dreimaligem „Hurra!“ und entfalteten die Segel dem Winde.

Von Guajan nach Manila.

Aufenthalt daselbst.

Am 29. November 1817 aus dem Hafen von Guajan ausgefahren, richteten wir unsern Kurs nach dem Norden von Luçon, um zwischen den dort liegenden vulkanischen Inseln und Felsen in das chinesische Meer einzudringen.

Am 1. Dezember (10° 31′ N. B., 219° 6′ W. L.) gaben uns Seevögel Kunde von Klippen, die nach Arrowsmiths Karte westlich unter dem Winde von uns sich befinden mußten. Am 6. ward ein Raubvogel auf dem Rurik gefangen.

„Schon vor einigen Tagen," sagt Herr von Kotzebue, „ist ein ansehnlicher Leck im Schiffe entdeckt; wahrscheinlich hat sich eine Kupferplatte abgelöst, und die Würmer, welche zwischen den Korallenriffen so häufig sind, haben das Holz durchbohrt." Er sagt ferner unter dem 12. November: „Das Wasser im Schiffe nahm stark zu." Ich entlehne seiner Reisebeschreibung, II. Seite 136, diesen Umstand, den ich damals entweder nicht erfahren oder aufzuzeichnen vernachlässigt habe.

Wir umsegelten am 10. die Nordspitze von Luçon zwischen den Basheesinseln im Norden und den Richmondfelsen und Babuyanesinseln im Süden. Wir hatten am 11. Ansicht des Hauptlandes, längs dessen Westküste wir südwärts segelten. Der Strom war stark und gegen uns, aber der Wind war mächtig, und wir eilten dem Ziele zu. An diesem Tage wurde eine Bonite gefangen. Fliegende Fische waren häufig.

Der Wind legte sich. Wir erreichten erst am 15. mittags den Eingang der Bai von Manila. Der Telegraph von der Insel Corregidor setzte sich in Tätigkeit, unsere Ankunft zu melden. Diese Insel, die das Tor des schönen Wasserbeckens verteidigt, schien mir von dem Rande eines zum Teil überflossenen Kraters gebildet zu werden. Wir hatten bereits längs der Küste von Luçon ein paar Boote unter Segel gesehen; hier zeigten sich ihrer mehrere.

Wir lavierten bei einbrechender Nacht gegen den Ostwind, um in die Bucht einzufahren, als ein Offizier vor dem Wachtposten auf einem zwanzigruderigen Boote zu uns heranfuhr, um uns zu rekognoszieren. Er ließ uns einen Lotsen zurück, der uns nach Manila führen sollte.

Wir kamen sehr langsam vorwärts; die im Hintergrund der Bucht belebte Schiffahrt verkündete die Nähe einer bedeutenden

Handelsstadt; der Wind gebrach uns; wir ließen am 17. mittags die Anker fallen. Zwei Offiziere kamen vom Generalgouverneur der Philippinen, Don Fernando Mariana de Fulgeras, den Kapitän zu bewillkommnen. Er benutzte die Gelegenheit, selber in ihrem Boote ans Land zu fahren, und nahm mich mit. Acht Kauffahrteischiffe, Amerikaner und Engländer, lagen auf der Reede. Der Gouverneur empfing uns auf das liebreichste und versprach, alle mögliche Hilfe uns angedeihen zu lassen. Dasselbe Boot brachte uns an das Schiff zurück. Wir hoben noch am selben Abend die Anker, um nach Cavite, dem Hafen und dem Arsenal von Manila, zu fahren, wohin uns die Befehle des Gouverneurs zuvorkommen sollten. Windstille hielt uns auf und zwang uns abermals, die Anker fallen zu lassen; Fischerboote brachten uns ihren Fang zu Kauf; wir erreichten erst am 18. mittags Cavite. Der Kommandant des Arsenals, Don Tobias, erhielt erst am 19. die uns betreffenden Befehle; da wurde der Rurik sogleich in das Innere des Arsenals gebracht, eine leerstehende Galion erhielt die Bestimmung, Schiffsladung und Mannschaft aufzunehmen, und ein ansehnliches Haus ward dem Kapitän zu seiner Wohnung eingeräumt. Wir bezogen am 20. dieses Haus. Der Kapitän hätte gar gerne eine Schildwacht vor seiner Türe gesehen, und da er selber keinen Ehrenposten begehren konnte, so begehrte er einen Sicherheitsposten. Wir waren nicht mehr in Chile, und hier wußte man, was in Europa Brauches ist und was nicht. Anstatt des ersehnten Schildergastes erschien eine Ordonnanz, die, zur Verfügung des russischen Kapitäns gestellt, sich bei ihm meldete. Herr von Kotzebue entließ den Mann mit kaum unterdrücktem Unwillen.

Indes besichtigte Don Tobias mit einem Schiffsbaumeister den Rurik und setzte alsbald hundert Arbeiter an das Werk, welches, kräftigst angefaßt und emsig betrieben, vor Ablauf der zweimonatlichen Frist vollendet ward, welche die Dauer des N. O.-Monsun uns im hiesigen Hafen gestattete. An allem Schadhaften repariert und erneut, neu betakelt, mit neuem Kupferbeschlag versehen, mit welchem, da er ursprünglich nicht vorzüglich gewesen, wir nie in Ordnung gekommen waren, mit verbessertem Steuerruder, das die Schnelligkeit seines Laufes merklich vermehrte, ging der Rurik verjüngt aus dem Arsenal von Cavite hervor. So hätte er eine Reise um die Welt unternehmen, so den Stürmen des Nordens Trotz bieten können. Wir hatten aber nur noch die Heimfahrt vor uns.

Nach der Reparatur des Schiffes war die nächste Sorge, unsern Aleuten die Schutzblattern impfen zu lassen, was der Doktor Eschscholtz ungesäumt bewerkstelligte.

Wir hatten auf der Reede von Cavite die Eglantine aus Bordeaux, Kapitän Guerin, Superkargo Du Sumier, angetroffen, und Herr Guerin, Offizier der königlichen Marine, hatte uns an unserm Bord besucht, noch bevor wir in das Arsenal aufgenommen worden. Wir haben mit diesen Herren wie mit den spanischen Autoritäten auf das freundschaftlichste verkehrt und nur mit Bedauern auch hier die Bemerkung erneuern müssen, daß zwei Autoritäten auf einem Schiffe nicht statthaft sind.

Ich galt in allen Landen für einen Russen: die Flagge deckt die Ware. Außerdem aber erkannten mich Deutsche und Franzosen für ihren Landsmann. So traf ich hier außer den Herren von der Eglantine einen liebenswerten Landsmann, dessen ich mit herzlicher Dankbarkeit erwähnen muß. Don San Jago de Echaparre war bei der französischen Auswanderung nach Spanien verschlagen worden, wo er im Seedienst seine in der Heimat begonnene Karriere fortgesetzt hatte. Er war seit vielen Jahren auf Luçon und jetzt ein bejahrter Mann; aber er war noch ganz Gentilhomme français und war hier nicht unter dem Volke, nicht in den Verhältnissen seiner Wahl. Sein Herz war noch im alten Vaterlande. Don San Jago besaß und bewohnte ein Landhaus zu Tierra alta. Cavite, auf der äußersten Spitze einer drei Meilen langen, sandigen Landzunge gelegen, ist durchaus kein passender Aufenthalt für einen reisenden Naturforscher. Ich zog nach Tierra alta, einem Dorfe, das auf dem Hochufer der Bai von Manila liegt, da, wo die Landzunge von Cavite sich demselben anschließt, und verbrachte dort fast die ganze Zeit, die der Rurik im Hafen blieb. Ich war der Gast meines Landsmanns, ob ich gleich nicht in seinem Hause wohnte, und verbrachte mit dem liebenswürdigen, gutmütigen Polterer die Stunden, wo ich nicht in der Umgegend die Schluchten und das Feld durchschweifte. Es waren wie in unseren Häusern täglich dieselben Gelegenheiten, die ihm bereitet wurden, sich zu ereifern. Sein Diener Pepe hatte vergessen, Rettiche, die er gern aß, vom Markte mitzubringen; darüber lärmte er dann eine Zeit, setzte aber bald begütigend hinzu, er wollte sich um einen Rettich nicht erzürnen. Dann setzten wir uns zu Tisch; — da fand es sich, daß Pepe ihm wiederum den zerbrochenen Stuhl hingestellt hatte, auf dem er nicht sitzen mochte; er sprang auf und schleuderte jähzornig den Stuhl von sich, nahm schon wieder lächelnd einen anderen; dann speisten wir selbander und sprachen von den Philippineninseln und von Frankreich.

Eine große Schildkröte erging sich auf dem Hofe und in dem Garten von Don San Jago de Echaparre; Honigsauger (Nectarinia) nisteten in einem Baumzweig, welcher fast in das Fenster seines

Zimmers hineinreichte, und ein kleiner Gecko (eine Hauslacerte) kam jedesmal, daß wir Kaffee tranken, auf den Tisch, den Zucker zu belecken. Er bot mir diese verschiedenen Tiere an. Wie hätte ich an diese Hausgenossen und Gastfreunde des schon so verwaisten Mannes Hand anlegen können! Dazu hätte ich ein anderer sein müssen, als ich bin.

Die Gehege, worin die Häuser stehen, werden allgemein durch Hunde bewacht, die nicht an der Kette liegen und ihrem Geschäfte wohl gewachsen sind. Ich erfuhr es, als ich am ersten Abend ungewarnt nach Hause kam. Es bellten Hunde umher, an die ich mich wenig kehrte; aber ein übermächtiger Packan trat mir, ohne zu bellen, kampffertig in den Weg; wir standen voreinander und maßen uns mit den Augen. Ich begriff sehr wohl, daß an keinen Rückzug zu denken war, und hielt es für das klügste, mutig auf das Tier zuzuschreiten, das sich vielleicht fürchten und zurückgehen würde. Ich tat also; aber das Tier ging nicht zurück, und nun waren wir aneinander. — Sehr beizeiten ließen sich Stimmen im Hause vernehmen, wo ich alles im Schlafe glaubte, und der Hund ward abgerufen, bevor es zu einem Kampfe kam, wobei ich gewiß den Kürzeren gezogen hätte.

Dieser Hund erinnert mich an einen anderen, mit dem ich einmal in der Heimat zusammenkam. Es war ein Kettenhund, der, als ich an ihm vorüberging, so ausnehmend wütend sich gebärdete, daß ich denken mußte: Wie würde das werden, wenn die Kette risse? Und siehe da! die Kette riß; der Erfolg war aber der: Der Hund rollte zu meinen Füßen, stand wieder auf, sah mich an, wedelte mit dem Schwanze und ging sanft wie ein Lamm nach seinem Häuschen. Ich habe gar oft beim Lesen der Zeitungen an diesen Hund gedacht. Zum Beispiel als bei Gelegenheit der Reformbill die Tories das Ministerium Grey stürzten und dann sanftmütiglich baten, die zerbrochene Kette doch wieder herstellen zu wollen.

Ich habe zu Tierra alta die einzige Unpäßlichkeit überstanden, die mich auf der ganzen Reise betroffen. Ich war ausnehmend erhitzt und fürchtete eine Entzündung der Eingeweide. Mein Lager, welches nach Landessitte aus einer hölzernen Bank und einer feinen Strohmatte bestand, dünkte mich in meiner Unruhe fast hart; Don San Jago sorgte für ein „gutes weiches Lager" und schickte mir eine von Rohr geflochtene Bank. Eschscholtz besuchte mich; das Übel legte sich, ohne ganz gehoben zu werden, und unter solchen Umständen mußte ich, nicht ganz frei von Besorgnis, die Reise nach dem Innern der Insel und dem Vulkan de Taal antreten, zu welcher

ich die Anstalten getroffen hatte, weil die Tage unseres Aufenthalts auf Luçon bereits zu Ende gingen.

Ich hatte die Ausfertigung der mir angebotenen, aber notwendigen Pässe erwirken müssen und war eigentlich in dieser Hinsicht noch nicht vorschriftsmäßig ausgerüstet, da ich eine Mark berühren sollte, auf der ich anderer Papiere und Unterschriften bedurft hätte, die ohne neuen Zeitverlust nicht zu erhalten waren. Ich hatte mit der spanischen Prunksucht unterhandeln müssen, die, wo ich nur eines Führers bedurfte, mir eine militärische Bedeckung von dreißig Pferden aufbürden wollte. — Ich trug allein die Kosten aller meiner wissenschaftlichen Ausflüge und Unternehmungen und wollte Dienste, die ich angenommen, nicht unbelohnt lassen. Am 12. Januar 1818 brach ich von Tierra alta auf, mit einer Leibwache von 6 Tagalen der reitenden Miliz, deren Kommandant, der Sergeant Don Pepe, zugleich mein Führer und mein Dolmetscher war.

Don San Jago de Echaparre hatte ein Kind von Don Pepe aus der Taufe gehoben. Das geistige Band der Gevatterschaft, welches im protestantischen Deutschland alle Bedeutung und Kraft verloren hat, wird in katholischen Landen überhaupt und hier ganz besonders in hohem Grade geehrt. Don San Jago, der seinen Gevatter zu meinem Geleitsmann ausersehen, ließ ihn den Abend vorher kommen und erteilte ihm seine Verhaltungsbefehle ungefähr mit folgenden Worten: „Eure Gnaden werden diesem Edelmann auf einer Reise nach Taal zur Leibwache und zum Führer dienen. Ich werde mit Euer Gnaden verabreden, in welchen Ortschaften Sie anhalten und bei welchen unserer Gevattern Sie einkehren müssen. Vor allem aber werden Eure Gnaden darauf bedacht sein, nur bei Tage zu reiten, weil dieser Edelmann alles sehen will. Eure Gnaden werden oft im Schritte reiten und oft halten lassen müssen, nach dem Begehren dieses Edelmannes, der jedes Kraut betrachten wird und jeden Stein am Wege und jedes Würmchen, kurz, jede Schweinerei, von der ich nichts weiß, und von der Eure Gnaden eben auch nichts zu wissen nötig haben" usw.

Don Pepe war ein brauchbarer, anstelliger, verständiger Mann, mit dessen Diensten ich allen Grund hatte zufrieden zu sein. Nur suchte er mich, für dessen Sicherheit er verantwortlich war, so wie man ein Kind führt, mit angedrohten Krokodilen und Schlangen auf dem geraden Pfade und unter seinen Augen zu erhalten; ich hatte ihn aber bald durchschaut. Ich habe nicht leicht in meinem Leben ein ängstlicheres Geschrei vernommen als dasjenige, womit er mir einst zurief, vor meine Füße zu sehen; über den Steg schlich eine

kleine Schlange, die ich tötete, und die, wie es sich erwies, ein ganz unschuldiges Tier war. Auf gleiche Weise warnte er mich einmal vor einem Baume, den ich mit erregter Neugierde sogleich untersuchte; es war eine Brennessel, die ich versuchte und nicht gefährlicher fand, als unsere gewöhnliche.

In allen Ortschaften kamen, wie ich es schon gewohnt war, die Menschen zu dem russischen Doktor, ihm ihre Leiden zu klagen und Hilfe bei ihm nachzusuchen. Ich mußte den Unterschied zwischen Doctor naturalista und facultativo aufstellen, und sie mußten sich dabei beruhigen. Das lasse sich, wer Reiselust verspürt, gesagt sein: Der Name und Ruf eines Arztes wird ihm, soweit die Erde bewohnt ist, der sicherste Paß und Geleitsbrief sein und wird ihm, sollte er dessen bedürfen, den zuverlässigsten und reichlichsten Erwerb sichern. Überall glaubt der gebrechliche Mensch, der sich selber hilflos fühlt, an fremde Hilfe und setzt seine Hoffnung in den, der ihm Hilfe verspricht. Am begierigsten langt der Hilfsbedürftige nach dem Fernsten, dem Unbekanntesten, und der Fremde erweckt ihm das Vertrauen, welches er zu dem Nächsten verloren hat. In der Familie des gelehrtes Arztes gilt mehr als seine Kunst der Rat, den die alte Waschfrau heimlich erteilt.

Es ist die Medizin für den, der ihrer bedarf, eine heimliche, fast zauberische Kunst. Auf dem Glauben beruht immer ein guter Teil ihrer Kraft. Zauberei und Magie, die tausendgestaltig, tausendnamig, ausgebreitet und alt sind wie das Menschengeschlecht, waren die erste Heilkunst und werden wohl auch die letzte sein. Sie verjüngen sich unablässig unter neuen Namen und zeitgemäßen Formen, — für uns unter wissenschaftlichen, und heißen: Mesmerianismus und . . . Ich will niemand beleidigen. Wer aber wird bestreiten, daß heutzutage noch in einer aufgeklärten Stadt wie Berlin mehr Krankheiten besprochen oder durch sympathetische und Wundermittel behandelt, als der Sorge des wissenschaftlichen Arztes anvertraut werden? —

Ich habe nur dem, der die Welt zu sehen begehrt, anraten wollen, sich mit dem Doktorhut als mit einer bequemen Reisemütze zu versehen, und jüngere Freunde haben bereits den Rat für einen guten erprobt. — Nächst dem Arzt würde der Porträtmaler zu einer Reise in fernen Landen gut ausgerüstet sein. — Jeder Mensch hat ein Gesicht, worauf er hält, und Mitmenschen, denen er ein Konterfei davon gönnen möchte. Die Kunst ist aber selten und noch an viele Enden der Welt nicht gedrungen.

Während ich andere, die meine Hilfe ansprachen, abwies, hatte ich genug mit meiner eigenen Gesundheit mich zu beschäftigen. Ich

behandelte mich mit Kokosmilch und Apfelsinen, wovon ich mich ernährte, konnte aber nicht meinen Don Pepe entwöhnen, das Huhn, das gewöhnlich zu einer Suppe gekocht ward, mit Ingwer und starken Spezereien nach Landessitte zu überwürzen; darin schien seine Heilkunst zu bestehen, und er beharrte dabei aus guter Meinung. Ich fand nur im Bade Erleichterung.

Abends wurden die Pferde frei auf die Weide getrieben und morgens früh zur weitern Reise wieder eingefangen. Das ist Landes Brauch. Dabei ging aber nicht nur Zeit verloren, sondern auch noch ein Pferd, welches sich nicht wiederfand.

Bekanntlich ist in allen spanischen Kolonien das Monopol des Tabaks die Haupteinnahme der Krone, welche auf diese Weise eine Kopfsteuer anstatt einer Grund- oder Vermögenssteuer erhebt; denn der Tabak ist dem Armen und dem Reichen ein gleiches Bedürfnis. Auf Guajan drückt noch diese verhaßte Steuer nicht die Bevölkerung. Aber hier kann der arme Tagal dem Könige nicht bezahlen, was ihm die Erde umsonst zu geben begehrt. — Gewöhnlich bittet er, wo man ihm auf Straßen und Wegen begegnet, um das Endchen Zigarre, das man im Munde hat, und das man nicht so ganz aufzurauchen pflegt, wie die Not es ihn zu tun gelehrt hat. — Don Pepe ließ sich meine Zigarrenenden geben und verteilte sie mit großer Gerechtigkeit unter sein Kommando.

Wir erreichten am dritten Tage den Bergkamm, den Rand des Erhebungskraters, von wo der Blick in die Laguna de Bongbong und auf den Vulkan de Taal, der in ihrer Mitte einen traurigen, nackten Zirkus bildet, hinabtaucht. Von da kamen wir abwärts durch den Wald nach Westen zu dem jetzigen Burgflecken Taal am chinesischen Meere. Hier war es, wo sich ein Pferd verlor. Ich brachte einen Teil des Morgens des 15. im Bade zu und fuhr am Nachmittag in einem leichten Kahne mit Don Pepe und einem meiner Tagalen den Abfluß der Laguna bis zu derselben hinauf. Wir rasteten in einer ärmlichen Fischerhütte, und schifften uns bei Nacht zur Überfahrt nach dem Vulkan wieder ein. Hier war es, wo Don Pepe mich beschwor, ja auf meiner Hut zu sein, wohl mich umzuschauen, aber zu schweigen. Der Vulkan, welcher den Indianern nicht feind sei, werde von jedem ihn besuchenden Spanier zu neuen Ausbrüchen gereizt. Ich entgegnete dem guten Tagalen, ich sei kein Spanier, sondern ein Indianer aus fremdem Lande, — ein Russe. Eine Spitzfindigkeit, die seine Besorgnis nicht zu beschwichtigen schien. Ich nahm mir vor, seiner Meinung nicht zu trotzen, sondern mich ganz nach seiner Vorschrift zu richten. Er hatte sie aber selber früher vergessen als ich.

Wir landeten über dem Winde der Insel. Die ersten Strahlen der Sonne trafen uns auf dem Rande des höllischen Kessels. Wie ich diesen Rand verfolgte, um einen Punkt des Umkreises zu erreichen, auf welchem in das Innere hinabzusteigen möglich schien, hatte Don Pepe alle Vorsicht vergessen. Er war entzückt, ein Wagestück zu vollbringen, das, meinte er, kein Mensch vor uns unternommen, kein Mensch nach uns unternehmen werde. — Diesen Pfad würden wir wohl allein unter den Menschen betreten haben. — Ich zeigte ihm bescheiden, daß Rinder ihn vor uns betreten hatten. — An den Ufern der Insel wächst stellenweise einiges Gras, welches abzuweiden einige Rinder auf dieselbe überbracht worden sind. Ich begreife nicht, was diese Tiere antreiben kann, den steilen, nackten Aschenkegel zu ersteigen und sich einen Pfad um den scharfen Rand des Abgrundes zu bahnen.

Ich habe den Vulkan de Taal in meinen Bemerkungen beschrieben und wiederholt in dem „Voyage pittoresque“ von Choris, welcher ihn nach einer Skizze von mir abgebildet hat. Wir kehrten am Abende nach Taal zurück und trafen am 19. Januar 1818 in Tierra alta wieder ein.

Noch habe ich von Manila selbst nicht gesprochen, wohin ich doch zu Wasser und zu Lande längs des wohlbebauten Ufers der Bucht mehrere kleine Reisen gemacht, und wo ich stets die zuvorkommendste freundlichste Aufnahme gefunden habe. In Manila, wo es keine Gasthäuser gibt, war der Doktor Don José Amador, an den wir von dem Gouverneur der Marianeninseln empfohlen waren, unser Gastfreund. Seine liebenswürdige Frau war ein Mündel von Don San Jago de Echaparre, der an ihrem hier verstorbenen Vater einen Freund, Landsmann, Dienst- und Schicksalsgefährten verloren hatte. Die reizende Señora sprach nur die spanische Sprache. — In der Abwesenheit von Don José Amador empfing uns bei unserer ersten Reise nach Manila der Adjutant des Gouverneurs Don Juan de la Cuesta. Der Gouverneur selbst war für den Kapitän und für uns alle von der zuvorkommendsten Artigkeit. Eine ungezwungene anmutige Geselligkeit herrschte in seinem Hause. Man legte bei ihm das Kleid ab, worin man sich dem Generalgouverneur der Philippinen vorgestellt hatte, und erhielt vom Wirte eine leichte Jacke, wie sie dem Klima angemessen war. Er schickte mir, als wir die Anker lichteten, die letzterhaltenen französischen und englischen Zeitungen von mehreren Monaten. Das war im chinesischen Meere eine gar reizende Beschäftigung für mich. Da erhielt ich von meinen Angehörigen die erste Kunde, die seit unserer Abfahrt aus Plymouth zu mir erklungen war, und verdankte sie Don Antonio Mariana de

Fulgeras. Präfekt des Departement des Lot war ein Bruder von mir usw. Man kann nur im chinesischen Meere oder unter ähnlichen Umständen sich einen Begriff machen von der Menge der Dinge, die aus so einem europäischen Zeitungsblatt herausgelesen werden können.

Mein Hauptgeschäft in Manila war, Bibliotheken und Klöster nach Büchern und Menschen durchzusuchen, von denen ich über die Völker und Sprachen der Philippinen und Marianen Aufklärung erhalten könnte. Ich habe seines Ortes Rechenschaft abgelegt über das, was in dieser Hinsicht mir geglückt und nicht geglückt ist. Ich brachte in sehr kurzer Zeit eine schöne Bibliothek von Tagalisten und Geschichtschreibern von Manila zusammen. Weniges war käuflich zu bekommen, mehreres wurde mir geschenkt, wogegen ich manchmal andere Bücher schenken konnte. Ich fand überall die humanste Gesinnung, die größte Bereitwilligkeit, mir förderlich zu sein, und die höflichste Sitte. Nur in dem Kloster, wo das Vocabulario de la lengua tagala zu haben war, machte der Bruder, der mir mein bezahltes Exemplar reichte, eine Ausnahme von der Regel, indem er mich gehen hieß und die Türe hinter mir abschloß. Sein Benehmen ärgerte mehr die Spanier, die es erfuhren, als es mich selber geärgert hatte, der ich wußte, daß ein Mönch und ein Weib no hacen agravio, keine die Ehre kränkende Beleidigung zufügen können.

Als in der Nacht vom 3. zum 4. Juli 1822 das Haus, das ich in Neu-Schöneberg bei Berlin bewohnte, in Asche gelegt ward, war nach dem Leben der Meinigen diese tagalische Bibliothek das erste, was ich zu retten bemüht war, und ich sorgte sogleich, sie der Königlichen Berliner Bibliothek einzuverleiben, wo der gelehrte Forscher der Sprachen malayischen Stammes manches finden wird, was nicht so leicht eine andere Bibliothek besitzt.

Wir waren auf Luçon nicht in der Jahreszeit der Manga, einer Frucht, die hoch gerühmt wird und, in dem größten Überflusse vorhanden, einen Teil der Volksnahrung auszumachen scheint. Eine einzige zur Unzeit reif gewordene Manga ward beschafft und bei einer Mahlzeit unter die Schiffsgesellschaft des Rurik verteilt. Ich kann nach der unzureichenden Probe nichts darüber sagen. Wir haben überhaupt von den Früchten der heißen Zone nur solche genossen, die zu allen Zeiten zu haben sind und denen zu entgehen nicht möglich war. — Keine Manga! keine Ananas! keine Eugenia! usw.

Die chinesische Vorstadt ist für den anziehend, der das Reich der Mitte nicht betreten hat. „Non cuivis homini contigit adire

Corinthum.“ Es ist doch, und mögen wir uns noch so sehr über die Chinesen erheben, das Normalreich der konservativen Politik, und wer von den Unseren dieser Fahne folgt, hätte gewiß an jenem Muster vieles zu lernen. Ich meine nicht eben, um Rückschraubungsversuche, die immer mißlich sind, in Dingen vorzunehmen, wo wir einmal tatsächlich weiter vorgeschritten sind als die Chinesen, aber doch um zu ermessen, was zu konservieren frommt, und wie man überhaupt konserviert. Ich bin aber hier außer meinem Fache. Man suche Belehrung in den „Memoires pour servir à l'histoire de la Chine.“ Ich habe mich nur als Dilettant an den chinesischen Gesichtern ergötzt.

Ich war am 19. Januar 1818 in Tierra alta wieder eingetroffen. Eschscholtz besuchte mich am 21. Am selben Tage kam auch der Kapitän, der weiter nach Manila fuhr. Ich kehrte am 22. nach Cavite zurück. Der Kapitän traf am 25. aus Manila ein. Der Rurik war segelfertig, die Chronometer wurden eingeschifft. Ich fuhr am 26. früh morgens in einem leichten Boote nach Manila, frühstückte auf der Eglantine, die vor der Barre unser wartete, hielt einen letzten Umzug nach tagalischen Büchern und vertraute nicht vergeblich auf die Gastfreundschaft von Don José Amador. Der Rurik langte am 27. vor der Barre an. Ich schiffte mich am 28. ein, und dieser Tag war der letzte, den wir bei Manila zubrachten. Der Gouverneur kam an unsern Bord und ward mit 15 Kanonenschüssen geehrt. Die Freunde fanden sich ein, und die letzten Stunden, verschönt durch die reizende Gegenwart der Señora Amador, wurden zu einem fröhlichen und herzlichen Abschiedsfest.

Ich habe einen unserer Freunde nicht genannt, der auf eine Weise, die mir aufgefallen war, oft im Gespräche mit mir der Freimaurerei erwähnt und dennoch die Zeichen einer Weihe nicht erwidert hatte, die aus dem Schatze halbvergessener Jugenderinnerungen wieder hervorzusuchen sein Benehmen mich veranlaßte. An diesem Abend suchte er mich auf und drückte mir die Hand. — Ich erstaunte. „Wie haben Sie doch verleugnet . . .?“ — „Sie reisen ab, aber ich bleibe.“ Das war seine Antwort, die ich nicht vergessen habe.

Der Sängerchor unserer Matrosen sang zur Janitscharenmusik russische Nationallieder, und die Señora Amador, die in der fröhlichsten Stimmung sich wie eine anmutige Fee unter uns bewegte, warf ihnen nach spanischer Sitte eine Hand voll Piaster zu. — Der Herr von Kotzebue fand darin eine Beleidigung. Er ließ, nachdem unsere Gäste sich entfernt, dieses Geld aufsuchen und sandte es der wohlmeinenden Geberin mit einem Billet zurück, welches, an eine

schöne Frau gerichtet, von der Zartheit russischer Sitte keinen günstigeren Begriff gegeben haben kann, als ihm die Freigebigkeit, die er zurückwies, von der spanischen Weise gegeben hatte.

Am 29. Januar 1818 gingen wir mit der Eglantine zugleich unter Segel und verließen die Bucht von Manila.

Von Manila nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Nachdem wir aus der Bucht von Manila am 29. Januar 1818 ausgelaufen, durchkreuzten wir de conserve mit der Eglantine mit günstigem N. O.-Wind in W. S.-Westlicher Richtung auf vielbefahrener Fahrstraße das chinesische Meer und hatten am 3. Februar Ansicht von Pulo Sopata. Von hier mit südwestlichem und mehr südlichem Kurs kamen wir am 6. in Ansicht von Pulo Teoman, Pulo Pambeelau und Pulo Aroe (nach Arrowsmith, dem ich folge, um bei der schwankenden Rechtschreibung der malayischen Namen einen Halt an ihm zu haben; nach andern Pulo Timon, Pisang und Aora). Die Eglantine, die minder schnell als wir segelte, hielt uns auf.

Von diesem westlichen Punkt unserer Fahrt im chinesischen Meere steuerten wir rasch nach Süden und etwas östlicher, um die Gasparstraße, zwischen der Insel gleichen Namens und Banca, zu erreichen.

Wir durchkreuzten am 8. Februar 1818 am frühen Morgen zum drittenmal den Äquator. Es war für die Russen und Aleuten, die wir zu St. Peter und Paul, zu San Francisco und zu Unalaschka an Bord genommen, das erstemal. Unsere alten Matrosen hatten besonders die Aleuten mit märchenhaften Erzählungen von der furchtbaren Linie und von den Gefahren und Schrecken beim Überschreiten derselben in Angst gesetzt. — Es blieb bei dieser Verhöhnung; es ward keine Taufe vorgenommen, und keine Feierlichkeit fand statt.

An diesem Tage schickte mich der Kapitän mittags zu der Eglantine, um dem Kapitän Guerin Nachtsignale, die noch nicht verabredet worden, mitzuteilen. Ich speiste an Bord der Eglantine. Ein solcher Besuch auf hoher See hat einen besonderen Reiz. Wenn man aus der veränderten Umgebung sein eigenes Schiff, womit

man reist, unter Segel sieht, so ist es, als stünde man am Fenster, um sich auf der Straße vorübergehen zu sehen. Ich kehrte nachmittags zu dem Rurik zurück.

Von beiden Schiffen hatte man den Tag über im Westen ein malayisches Segel bemerkt, welches, nur mit der Spitze über den Horizont ragend, denselben Kurs als wir zu halten schien. Abends um 9 Uhr zeigte sich in der Nähe des Rurik Licht, — ein Boot, vielleicht jenes Segel. — Der Kapitän ließ sogleich einen Schuß darauf tun, das Licht verschwand, und etliche Kartätschenschüsse wurden noch in die Nacht hinein abgefeuert; — hoffentlich ohne Schaden anzurichten. Es mochte übrigens sehr weise sein, in diesem Meere, das nicht für sauber von malayischem Raubgesindel gehalten wird, auf den ersten Argwohn hin zu zeigen, daß wir Kanonen hatten und nicht schliefen. Die Eglantine, die eine halbe Meile hinter uns war, hielt unsere Schüsse für Notschüsse. Der Kapitän Guerin glaubte uns auf eine Untiefe geraten und wandte wohlweislich sein Schiff, um selber nicht zu scheitern. Wir legten bei, riefen ihn durch ein Signal herbei, erzählten ihm durch das Sprachrohr den Vorfall und setzten in seiner Begleitung unsern Weg fort.

Eine weitläufigere Beschreibung von dem ganzen Vorfall ist in der Reise von Herrn von Kotzebue, Teil II. S. 142, nachzusehen, woselbst es heißt: „Fest entschlossen, zu siegen oder zu sterben, ließ ich“ usw. — Ich verweise darauf.

Am 9. vormittags ward die Insel Gaspar von dem Masthaupt entdeckt. Wir segelten am Abend südwärts längs ihrer Westküste und ließen um Mitternacht die Anker fallen, als sie uns im Norden lag. Wir gingen mit Tagesanbruch wieder unter Segel und kamen schon am Vormittag durch die Gasparstraße.

Die Küste von Banca und die von Sumatra, längs welcher wir die nächstfolgenden Tage segelten, sind niedriges Land. Der Wald, der die Ebene üppig bekleidet, erstreckt sich bis zum Strande; die Form der Palmen ist darin nicht vorherrschend.

Am 11. warfen wir die Anker um Mitternacht und nahmen sie um halb fünf Uhr wieder auf. Am Morgen des 12. segelten wir durch grüne Wiesen, die frei im Meere schwimmende aufkeimende Pflanzen bildeten, vermutlich eine Baumart; die Pflänzchen hatten die Samenhülle bereits abgeworfen. — Wind und Strom zogen diese schwimmenden Saaten zu lang hin sich schlängelnden Flüssen. Bald zeigten sich die zwei Brüder. Diese nahe der niederen Küste von Sumatra liegenden Inselchen gleichen den niederen Inseln der Südsee, nur sieht man das Meer an denselben nicht branden. Wir glaubten zuerst, daß Büsche von Rhizophoren sich unmittelbar aus

der Flut erhöben. Wir segelten zwischen diesen Inseln und dem Hauptlande durch und warfen um 1 Uhr abends die Anker.

Am 13. wehte nur ein schwacher Landwind, der uns zu öfternmalen gebrach; wir gingen unter Segel und warfen wiederholt die Anker, zuletzt sehr nah an der Küste von Sumatra. Wir waren in der Nähe der Zupfleninseln; die Nordinsel lag hinter uns, drei kleine waldbewachsene Inselchen nördlich von uns fehlten auf der Karte. Java war gut zu sehen und nah an dessen Küste ein großes Schiff. In unserer Nähe angelten zwei Fischer auf einem leichten Kahn. Wir machten ihnen, als sie sich uns näherten, kleine Geschenke; sie ruderten sogleich, uns freundlich winkend, an das Land, von wo sie uns sehr bald eine sehr große Schildkröte brachten. Ein anderes Boot brachte uns deren mehrere und außerdem Hühner, Affen und Papageien. Die Menschen wollten dafür Pistolen und Pulver oder Piaster. Schildkröten wurden für unsern und der Matrosen Tisch auf mehrere Tage angeschafft, und außerdem kauften einzelne von der Schiffsgesellschaft Affen von verschiedenen Gattungen und Arten.

Unter diesen Affen, die alle kränkelten, und von denen keiner das Vorgebirge der guten Hoffnung erreichte, befand sich ein junger, der häßlich, räudig und sehr klein war. Des letzteren Umstandes wegen hatten ihn die Matrosen Elliot genannt. Dieses armen verwaisten Affenkindes wollten sich die erwachsenen alle, sowohl Männchen als Weibchen, annehmen; alle wollten ihn an sich reißen, ihn haben, ihn liebkosen, und keiner war doch von seiner Art. Der Untersteuermann Petroff, dem besagter Elliot gehörte, wurde von den Herren der anderen Affen flehentlich um denselben gebeten. Er teilte seine Gunst und beglückte jeden Tag einen andern. Eschscholtz hat in der Reisebeschreibung einen dieser Affen als eine neue Gattung beschrieben.

Wir hatten ein Pärchen von der auf Luçon gemeinen Art aus Manila mitgenommen. Diese befanden sich in dem gedeihlichsten Zustande; sie belebten unser Tauwerk wie ihre heimischen Wälder und blieben unsere lustigen Gesellen bis nach St. Petersburg, wo sie glücklich und wohlbehalten ankamen.

Ich finde den Umgang mit Affen belehrend; „denn" — wie Calderon von den Eseln sagt — „denn es sind ja Menschen fast." Sie sind das ganz natürliche Tier, das dem Menschen zugrunde liegt. Mazurier wußte es wohl: er spielte den Jocko wie Kean den Othello. Die Charakterverschiedenheit bei Individuen derselben Art ist bei den Affen wie bei den Menschen auffallend. Wie in den

meisten unserer Häuslichkeiten, führte das verschmitztere Weib das Regiment, und der Mann fügte sich.

In Hinsicht der Schildkröten will ich bemerken, daß ich an der letzten, die geschlachtet ward und nachdem sie bereits zerlegt worden, phosphorisches Licht wahrnahm; es zeigte sich besonders an dem Bug des einen Vordergliedes. Aber auch am abgeschnittenen Halse leuchteten etliche Teile — ob die Nerven? Das Leuchtende ließ sich mit dem Finger aufnehmen und auf demselben ausbreiten, wo es seinen Schein behielt.

Im Chinesischen Meer, das wir zu verlassen uns anschickten, hatten sich eine Seeschwalbe und ein Pelikan auf dem Rurik fangen lassen, letzterer, nachdem er ein Gefangener auf der Eglantine gewesen war. — Insekten und Schmetterlinge kamen in der Nähe des Landes an unsern Bord. Die Windstille in der Sundastraße versorgte uns mit einer reichen Ausbeute an Seegewürmen und das von Eschscholtz entdeckte Insekt des hohen Meeres fehlte auch hier nicht.

Ich kehrte zu unserm Ankerplatz vom 13. Februar 1818 zurück. — Am Abend besuchten uns die Herren von der Eglantine. Wir nahmen voneinander Abschied. Der Rurik sollte wohl früher als die Eglantine in Europa anlangen; dennoch gab ich dem Kapitän Guerin etliche Zeilen an meine Angehörigen mit.

Der Strom setzte mit einer Schnelligkeit von zwei Knoten abwechselnd bei der Flut in das Chinesische Meer, bei der Ebbe aus demselben in das Indische.

Wir lichteten am 14. mit dem frühsten die Anker und fuhren bei großer Gewalt der Strömung und schöner Nähe des Landes durch den Kanal zwischen den Zupfleninseln, deren wir achte zählten, und dem Stromfelsen in den Indischen Ozean. Wir hatten um 12 Uhr mittags die Eglantine aus dem Gesichte verloren. Wir sahen sie, da uns der Wind zu lavieren zwang, noch einmal um 4 Uhr vor der Insel Crocotoa vor Anker liegen. Wir hatten am 15. abends die Straße und die Inseln hinter uns. Wir bekamen am 16. den beständigen Ostwind. Wir hatten bisher täglich drei bis vier Schiffe um uns bald einzeln, bald zugleich gezählt. Am 18. war kein Segel mehr zu sehen.

Wir hatten am 21. die Sonne im Zenith. Am Abend des 2. März ward eine Feuerkugel von ausnehmendem Scheine am nördlichen Himmel gesehen. — Ich habe im Atlantischen Ozean und in anderen Meeren manche Meteore derart mit ziemlicher Genauigkeit beobachtet. Aber die Wissenschaft verlangt zusammentreffende, gleichzeitige Beobachtungen derselben Erscheinung, und meinen Beobachtungen sind keine anderen entgegengekommen.

Der Fang einer Bonite erfreute uns am 3. März. Wir überschritten am 4. den südlichen Wendekreis. Ein großes Schiff durchkreuzte am Morgen dieses Tages in N. N. O.-Richtung unsern Kurs. Am Abend flog uns eine Seeschwalbe in die Hände.

Am 12. März, 29° 19′ S. B., 313° 26′ W. L. im Süden von Madagaskar hatten wir den beständigen Wind verloren. Gewitter mit Blitz und Donner, Windstille und Sturm wechselten ab. In der Nacht zum 13., die ausnehmend finster war, befanden wir uns unversehens in der Nähe eines übergroßen Schiffes und in Gefahr, übergesegelt zu werden. Wir sahen in dieser Breite noch Tropikvögel.

Die Nachtgleiche (20. März) brachte uns Stürme. Wir hatten vom 14., erstes Mondviertel, bis zum 21., Vollmond, beständig ein stürmisches Meer und abwechselnd die heftigsten Windstöße, die wir je erlitten. (Gegen 31° S. B., zwischen 318° und 325° W. L.) Am 22., dem Ostertage, war das schönste Wetter. Morgens wurde ein Delphin harpuniert von einer ausgezeichneten Art, welche uns noch nicht vorgekommen war.

Am 23., wo der Wind sehr schwach war, wurde vom Masthaupt ein Segel im Norden entdeckt. Wir erreichten am Abend die Mittagslinie von St. Petersburg. Am 27. befanden wir uns schon auf der Bank, welche die Südspitze Afrikas umsäumt, und der Strom trieb uns schnell westwärts unserm Ziele zu. Am 29. hatten wir Ansicht vom Lande, westlich vom Kap Agulhas. Wir liefen in der Nacht vom 30. zum 31. in die Tafelbai ein.

Da hatte uns der alte Adamastor*) einen Trug gespielt und uns in die größte Gefahr verlockt, die wir vielleicht auf der Reise bestanden. Herr von Kotzebue kannte die Tafelbai nicht und mußte wohl keinen Plan von derselben haben. Er sagt selbst: „Durch verschiedene Feuer am Ufer irre geleitet, hatte ich nicht den Ort getroffen, wo die Schiffe gewöhnlich zu liegen pflegen — — — Bei Tagesanbruch merkten wir erst, daß wir nicht vor der Kapstadt geankert, sondern am östlichen Teile der Bai, drei Meilen von der Stadt entfernt.“ Auf dem Strande vor uns, dem wir in der Nacht zugesteuert waren, und von dem uns der Wind abgehalten hatte, lagen zur Warnung die Wracke verschiedener Schiffe.

Es wehte stürmisch aus Süden. Ein Lotse holte uns aus der gefährlichen Stelle, die wir einnahmen, und brachte uns auf den sichern Ankerplatz vor der Stadt, wo Windstille war oder auch ein leichter Windhauch aus Norden. Der Kapitän fuhr nach der Stadt, und ich mußte auf dem Rurik seine Rückkunft erwarten. Es brannte

*) Camoens' „Lusiada“, V. 51.

mir wie Feuer auf den Nägeln. Die Kapstadt ist eine Vorstadt der Heimat. Hier sollte ich in einer deutschen Welt die Spuren mir teurer Menschen wiederfinden; hier erwarteten mich vielleicht Briefe von Angehörigen; hier rechnete ich auf einen Freund, Karl Heinrich Bergius aus Berlin, Ritter des Eisernen Kreuzes, Naturforscher, der vor meiner Abreise als Pharmazeut nach dem Kap gegangen war. Und wie ich nach der Stadt hinübersah, die an diesem schönen Morgen sich nach und nach aus dem Nebel, der über ihr lag, entwickelt hatte und, von der bekannten herrlichen Berggruppe übertürmt, rein vor mir lag, da ruderte aus dem Walde von Masten hervor ein kleines Boot auf den Rurik zu, und Leopold Mundt, ein anderer befreundeter Botaniker aus Berlin, stieg an Bord und fiel mir um den Hals.

Die erste Nachricht, die er mir gab, war eine Todesnachricht. Der wackere Bergius, allgemein geliebt, geachtet und geehrt, hatte am 4. Januar 1818 sein Leben geendet, Mundt selbst war von der preußischen Regierung als Naturforscher und Sammler nach dem Kap geschickt worden.

Sobald der Kapitän wieder eintraf, fuhr ich mit Mundt ab, und zwar zuerst an den Bord der Uranie, Kapitän Freycinet. So wie der Rurik von seiner Entdeckungsreise müde und enttäuscht heimkehrte, lief eben die Uranie zu einer gleichen Reise in der Blüte der Hoffnung aus und war im Begriff, den hiesigen Hafen zu verlassen. Wir fanden den Kapitän Freycinet nicht an seinem Bord. Seine Offiziere, die zugleich seine Gelehrten waren, behielten uns zu Tische. Ich freute mich des günstigen Zufalls, der mir, obgleich nur flüchtig, ihre Bekanntschaft verschaffte. Es war ihnen verheißen, auf Guajan anzulegen; und für diesen Landungsort hatte ich ihnen manches zu sagen, was da noch übrig blieb zu tun, und hatte ihnen Grüße an meinen Freund Don Luis de Torres aufzutragen. — Einer von den Herren hatte mit einem Chamisso gedient und sollte, falls er mir in der Welt begegnete, mir von ihm und der Familie ein Glückauf zurufen. Hier trat mir zuerst mein wackerer Nebenbuhler und Freund, der Botaniker Gaudichaud, entgegen.

Wir kehrten nach Tische zu dem Rurik, und da schnürte ich mein Bündel und zog auf die Zeit unseres Aufenthalts am Kap zu Mundt an das Land.

Man erstaunt selber ob der gesteigerten Tätigkeit, zu welcher man plötzlich, sowie man den Fuß auf das Land setzt, aus dem trägen Schlafe erwacht, von dem man unter Segel sich gebunden fühlte. Ein Blättchen zu schreiben, zehn Seiten zu lesen, das war ein Geschäft, zu dem man mühsam die Zeit suchte, und bevor man

sie gefunden, waren die bleiernen Stunden des Tages leer abgelaufen. Jetzt dehnen sich gefällig die vollen Stunden, und zu allem hat man Zeit, und zu allem hat man Kraft; man weiß nichts von Schlaf oder Müdigkeit. „Der Körper hat sich auf das Vergessen seiner Bedürfnisse dem Geiste untergeordnet.“*)

Wir blieben nur acht Tage am Kap. Während drei dieser Tage wütete ein N. O.-Sturm mit solcher Gewalt, daß er die Verbindung zwischen dem Lande und dem Schiffe unterbrach. Mich hemmte der Sturm nicht, ich war die Stunden des Tages in der freien Natur, die Stunden der Nacht mit dem Gesammelten und mit Büchern geschäftig. — Mundt, Krebs, dortiger Pharmazeut und Naturforscher, und andere, meist Freunde meines seligen Freundes Bergius, waren meine Wegweiser und Gefährten.

Wir machten eine große Exkursion auf den Tafelberg; wir bestiegen ihn vor Tagesanbruch von der Seite des Löwenberges und kamen bei dunkler Nacht auf dem mehr betretenen Weg zu der Schlucht hinter der Stadt wieder herab. Die Gefährten legten sich sogleich müde und schlaftrunken hin, erst spät am andern Tage zu erwachen. Ich aber, nachdem ich meine Pflanzen besorgt, studierte die Nacht über eine holländisch-malayische Grammatik, die erste malayische Sprachlehre, die mir in die Hand gekommen war, und verschaffte mir den ersten Blick in diese Sprache, deren Kenntnis mir zur Vergleichung mit den Mundarten der Philippinen und Südseeinseln erforderlich war. Am frühen Morgen war ich schon am Strande und sammelte Tange.

Unter den Seepflanzen, die ich vom Kap mitgebracht habe, hat eine, oder nach meiner Ansicht haben zwei eine große Rolle in der Wissenschaft gespielt, indem sie für die Verwandlung der Gattungen und Arten in andere Gattungen und Arten Zeugnis ablegen sollt. Ich habe wohl in meinem Leben Märchen geschrieben, aber ich hüte mich, in der Wissenschaft die Phantasie über das Wahrgenommene hinausschweifen zu lassen. Ich kann in einer Natur, wie die der Metamorphosler sein soll, geistig keine Ruhe gewinnen. Beständigkeit müssen die Gattungen und Arten haben, oder es gibt keine. Was trennt mich homo sapiens denn von dem Tiere, dem vollkommneren und dem unvollkommneren, und von der Pflanze, der unvollkommneren und der vollkommneren, wenn jedes Individuum vor- und rückschreitend aus dem einen in den andern Zustand übergehen kann? — Ich sehe in meinen Algen nur einen Sphaerococcus,

*) Dya na Sore.

der auf einer Conferva gewachsen ist, nicht etwa wie die Mistel auf einem Baume wächst, nein, wie ein Moos oder eine Flechte.*)

Man hat, um sich mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung, der Kapstadt und deren Umgebung bekannt zu machen, zwischen vielen Reisebeschreibungen die Wahl. Ich lasse gern überflüssige Werke ungeschrieben sein, versuche kein neues Gemälde von dieser großartig eigentümlichen Landschaft zu geben, sondern zeichne mich bloß als Staffage auf das bekannte Bild. Nirgends kann für den Botaniker das Pflanzenkleid der Erde anziehender und behaglicher sein als am Kap. Die Natur breitet ihre Gabe in unerschöpflicher Fülle und Mannigfaltigkeit unter seinen Augen zugleich und unter seiner Hand aus; alles ist ihm erreichbar. Die Heiden und Gebüsche vom Kap scheinen zu seiner Lust, wie die Wälder von Brasilien mit ihren wipfelgetragenen Gärten zu seiner Verzweiflung geschaffen zu sein.

In der Stadt und eine Strecke weit auf dem Fahrwege, der sich um den Fuß des Gebirges zieht, findet man mit Verdruß nur europäische Pinien, Silberpappeln und Eichen. Überallhin bringt der Mensch ein Stück von der Heimat mit sich, so groß wie er kann. — Verläßt man aber den Fahrweg und steigt zu Berge, so entspricht kein Ausdruck der gedrängten Vielfältigkeit und dem bunten Gemische der Pflanzen. Ich habe mit Mundt auf dem Tafelberge manche Pflanzen gefunden, die ihm bis dahin entgangen waren, und habe, flüchtiger Reisender, aus diesem betretensten der botanischen Gärten manche Pflanzenart mitgebracht, die noch unbeschrieben war. — Und jede Jahreszeit entfaltet eine ihr eigentümliche Flora.

Der Gebirgsstock des Tafelberges, der durch weite Ebnen von den Gebirgen des Innern abgesondert ist, und den man als ein nördlichstes stehengebliebenes Vorgebirge des mit seinen Bergen im Meere untergegangenen südlicheren Landes betrachten könnte, — der Gebirgsstock des Tafelberges unterscheidet sich sehr von den nächsten Bergzügen durch seine Flora, in welcher sich Gattungen und Arten in einem andern Verhältnis auf eine eigene charakteristische Weise mischen, und die anscheinlich mehrere ihr ausschließlich eigentümliche Pflanzen besitzt. So ist zum Beispiel die in unsern botanischen Gärten gemeine Protea argentea nur auf dem Tafelberge gefunden worden, und es wäre leicht denkbar, daß eine Laune des Zufalls oder des Menschen sie auf ihrem so beschränkten heimat-

*) „Ein Zweifel und zwei Algen" in „Verhandlung der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin", I. Band, 3. Stück, 1821.

lichen Boden vertilgte und ihre Art sich nur noch in unsern Treibhäusern erhielte.

Etliche Pflanzer des Innern kamen während meines Hierseins nach der Stadt. Wie sie hörten, daß ein neuer „Blumensucher" da sei, erboten sie sich, mich auf ihre Besitzungen mitzunehmen. Jeder reisende Naturforscher kann darauf rechnen, auf das gastfreundlichste im Innern der Kolonie aufgenommen zu werden.

Der Islamismus und das Christentum sind auf den ostindischen Inseln gleichzeitig gepredigt worden, und die Missionare beider Lehren haben auf demselben Felde gewetteifert. Es war mir auffallend, von mohammedanischen Missionen am Kap sprechen zu hören. — Unter dem Vorwand des Handels, sagte man mir, kommen, die diesem Geschäfte sich widmen, und suchen in das Innere der Kolonie zu dringen. Sie richten sich vorzüglich an die Sklaven, von denen sie nicht wenige bekehren. — Es soll aber auch nicht beispiellos sein, daß Freie und Weiße sich zu ihnen bekannt haben. — Ich wiederhole bloß, was ich gehört habe, und kann keine Bürgschaft dafür stellen.

Ich hatte Befehl erhalten, mich am Abend des 6. April einzuschiffen. Wie ich an Bord kam, wurde ein Tag zugegeben, und ich fuhr wieder ans Land. Ich machte am 7. noch eine weite Exkursion mit Mundt und Krebs. Am Abend begleiteten mich beide an Bord. Mundt schlief die Nacht auf dem Rurik. Als wir am Morgen des 8. April 1818 aufwachten, war bereits der Rurik unter Segel und hatte die Schiffe auf der Reede hinter sich zurückgelassen. — Der Kapitän wollte den Passagier auf dem nächsten Schiffe zurückschicken. Da zeigte sich ein Boot und ward herbeigeschrien. Der Eigner begehrte gleich bare Bezahlung. Es zeigte sich, daß Mundt, wie ohne Hut so auch ohne Geld war. — Ich löste schnell den Freund aus, wir umarmten uns, er sprang in das Boot. Der Rurik glitt mit vollen Segeln in die offene See.

Vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach der Heimat. London. St. Petersburg.

Nachdem wir am 8. April 1818 (nach unserer Schiffsrechnung) die Tafelbai verlassen, erhielten wir auf der gewöhnlichen Fahrstraße der heimkehrenden Schiffe den Passat am 16., durchkreuzten am 18. den südlichen Wendekreis und erreichten am 21. die Mittagslinie von Greenwich. Hier erst korrigierten wir unsere Zeitrechnung und schrieben, die von Greenwich annehmend, anstatt Dienstag den 21., Mittwoch den 22.

Am 24. April 1818 hatten wir Ansicht von St. Helena. Unser Kapitän hegte den Wunsch, an dem Felsen des gefesselten Prometheus anzulegen; das ist begreiflich. Die hohen Mächte hatten Kommissare auf der Insel. Es konnte nicht unnatürlich scheinen, daß ein russisches Kriegsschiff sich dem russischen Kommissar (Grafen Balleman) erböte, seine Depeschen zu befördern. Die englische Kriegsbrigg, die über dem Winde der Insel kreuzte, visitierte uns. Der Offizier, der an Bord kam, trat mit gespannter Pistole in die Kajüte des Kapitäns. Nach eingesehenen Papieren gab er uns die Weisung, uns während der Nacht, die zu dämmern begann, in der Nähe der Insel aufzuhalten und am andern Morgen nach Jamestown zu steuern. — Die Brigg machte Signale; der Telegraph auf dem Lande setzte sich in Bewegung; die Nacht brach ein.

Wir segelten am Morgen der Stadt und dem Ankerplatze entgegen. Eine Batterie gab uns durch eine Kanonenkugel, die vor dem Schiffe die Luft durchpfiff, zu verstehen, daß wir nicht weiter gehen möchten. — Der Telegraph war in Thätigkeit; eine Barke stieß vom Admiralschiff ab und ruderte auf uns zu. Wir glaubten jener Barke entgegenfahren zu dürfen, nahmen den alten Kurs wieder und erhielten, auf demselben Punkt angelangt, eine zweite Kanonenkugel. Der Offizier, der an unsern Bord gekommen war, erbot sich, uns auf die Reede zu führen; die Batterie, meinte er, habe keine Befugnis, auf uns zu feuern, und werde es jetzt nicht wieder tun. Wir steuerten mit unserm Geleitsmann wiederum auf den Hafen und erhielten sofort die dritte Kanonenkugel. — Darauf stieg der Offizier wieder in sein Boot und ruderte an sein Schiff zurück, um Mißverständnissen ein Ziel zu setzen, welche nur von der Abwesenheit des Gouverneurs herrühren konnten, der nicht in der Stadt, sondern auf seinem Landhause war. — Mittlerweile lichteten alle Kriegs-

schiffe, die auf der Reede lagen, die Anker und gingen unter Segel. — Wir warteten bis nach zwölf Uhr; da wir um diese Zeit noch ohne Nachricht waren, strichen wir mit einer Kanonenkugel die Flagge und nahmen nach einer Versäumnis von beiläufig 18 Stunden unsern Kurs wieder nach Norden.

Ich bemerke beiläufig, daß nach Seemannsbrauch bei derart Unterhaltung, welche die Batterie mit uns führte, die erste Kugel über das Schiff, die zweite durch das Tauwerk und die dritte in die Kajüte des Kapitäns geschickt zu werden pflegt. Die Batterie hatte eigentlich dreimal den ersten Schuß, aber keinen zweiten auf uns abgefeuert. Es ist übrigens einleuchtend, daß in dem Verfahren der Wachtbrigg, des Admiralschiffes und der Landbatterie keine Übereinstimmung stattfand, und die Schuld an der Verwirrung, die in Hinsicht unser herrschte, können wir nur dem Gouverneur beimessen.

Ich ward in diesen Tagen eines Mißverständnisses wegen von dem Kapitän vorgefordert. Es kam zu Erörterungen, wobei die liebenswerte Rechtlichkeit des kränklich-reizbaren Mannes in dem schönsten Lichte erschien. Er erkannte, daß er sich in mir geirrt, bot mir die Hand, wollte selber die Hälfte der Schuld auf sich nehmen, ich solle zu der andern mich bekennen. Und wahrlich, ich mochte zur Unzeit seiner Empfindlichkeit Stolz und Trotz entgegengesetzt haben. Alles, was ich zu dulden gehabt, war vergessen und aller Groll ins Meer versenkt.

Wir sahen am 30. April die Insel Ascension, die wir im Westen liegen ließen. Die Schildkröten, die man auf ihrem Strande zu finden hoffen kann, bewogen uns nicht, eine Landung zu versuchen. — Auf den Bergen ruhten Wolken. Viele Vögel waren zu sehen.

Am 6. Mai überschritten wir vor Tagesanbruch zum vierten- und letztenmal den Äquator. Der Tag wurde festlich begangen. — Ich habe von der Komödie, welche die Matrosen aufführten, keine Erinnerung. Da mußte ich wohl nicht mit ganzem Herzen dabei sein.

Wir hatten den Passat verloren und hatten leichte spielende Winde und Windstille. Wir hatten am 5. ein Schiff gesehen, am 8. zeigte sich ein anderes. Am Abend dieses Tages war ein Regen gleich einem Wolkenbruche, und es donnerte stark.

Wir bekamen am 12. Mai den nördlichen Passat, behielten ihn bis zum 26., wo der Wind zum Südosten überging, und durchschnitten ungefähr vom 22. bis zum 30. Mai, zwischen dem 20° und 36° N. B. und dem 35° und 37° W. L. das Meer des Sargasso. So wird ge-

heißen eine weite Wiese schwimmenden, von dem unbekannten Felsenstrande, wo er erzeugt worden sein muß, abgerissenen und von dem weiten Strudel der Seeströmung in die Mitte ihres Kreislaufes zusammengespülten Seetanges, meist von einer und derselben Art. Ich will mit diesen flüchtigen Worten nur dem Laien das gebrauchte Wort erklären. Die Sache selbst läßt dem Gelehrten noch viel zu denken und zu erforschen übrig.

Seit wir die Linie durchkreuzt hatten, nahm die Zahl der Schiffe zu, die wir fast täglich sahen. Wir zeigten oft wechselseitig unsere Flaggen. Am 29. Mai sahen wir eine Flasche im Meere schwimmen, die wir aber nicht aufnahmen. — Was mochte die Schrift besagen, die sie vermutlich enthielt? Am 1. Juni sprach uns ein amerikanischer Scunner und erhielt von uns Zwieback, woran er Mangel litt.

Wir sahen am 3. Juni 1818 die Insel Flores, die westlichste der azorischen Inseln, und steuerten von da dem Kanale zu.

Am 5. kam uns ein Schiffswrack in Sicht. Es wurde weiter nicht untersucht. Die Zahl der Schiffe nahm zu; mehrere hielten mit uns denselben Kurs; wir unterhielten uns mit einigen.

Am 15. waren wir am Eingang des Kanals, ohne noch Ansicht des Landes zu haben. Eine englische Flotte war zu sehen. Ein Lotse stieg an unsern Bord. Die erste Nachricht, die ich erhielt, war eine Todesnachricht: in einem Zeitungsblatte, das jener mitbrachte, wurde eine Ausgabe der Werke der verstorbenen Frau von Stael angekündigt.

Am Abend des 16. Juni 1818 lagen wir auf der Reede von Portsmouth vor Cowes vor Anker neben einem Amerikaner, dem wir bereits zu Hana-ruru und zu Manila begegnet waren. Am Abend des 17. waren wir im Hafen.

Meine erste Sorge war, die Briefe, die ich vorsorglich zur See geschrieben, nach allen vier Winden zu verstreuen. Ich war auf heimatlich europäischem Boden und konnte noch so bald nicht Nachricht von denen erwirken, durch die mir ein bestimmter Punkt der überall nährenden Erde zur Heimat geworden. — Ich will euch, Freunde, noch zum Zwischenspiel einladen, mich auf einen schnellen Ausflug nach London zu begleiten. Aber meine Seele dürstete nur nach dem einen, nach Briefen von den Freunden, und ich konnte erst im heimatlichen Berlin zur Ruhe gelangen.

Ich finde in einem vom Kanal datierten Briefe von mir die Worte: „Ich kehre Dir zurück, der sonst ich war — ganz — etwas ermüdet, nicht gesättigt von dieser Reise — bereit noch, unter diesen oder jenen Umständen wieder in die Welt zu gehen und „den Mantel umgeschlagen"".

Ich trat am 18. morgens in Portsmouth in das erste beste Haus hinein, mich nach Schneider, Schuster usw. zu erkundigen. Ich wurde festgehalten: „Was brauchen Sie?“ — „Alles — und will mit dem Wagen, der morgen um vier Uhr nachmittags abgeht, nach London fahren.“ — Stoffe, Zeuge, Kattun, Leinwand wurden mir zur Auswahl vorgelegt. Arbeiter nahmen Maß; Hüte, Stiefeln wurden anprobiert, Strümpfe ausgesucht, die Bestellung genau gemerkt. Ich wurde in der Zeit von zehn Minuten fertig. — Am 19. um halb vier bekam ich auf dem Rurik meinen gepackten Koffer, alles nach Muster und Vorschrift, die Wäsche neu genäht, gezeichnet, gewaschen und geplättet. Verdrießlich war mir nur die Ängstlichkeit, mit welcher nach dem Gelde gelangt wurde, bevor man die Ware aus der Hand ließ.

In England beginnt der Arbeitstag in der Regel um 10 Uhr morgens und endigt nachmittags um 4 Uhr. Ein Wagen zwischen Portsmouth und London fährt nachmittags um 4 Uhr ab und langt am andern Morgen um 10 Uhr an; der Geschäftsmann hat auf der Reise keine Stunde Zeit versäumt. — Ein anderer Wagen fährt bei Tage für andere Leute.

Ich saß um 4 Uhr im Wagen und sah aus dem Schlage die Marksteine mit unglaublicher Schnelligkeit vorübergleiten. Ich erkannte im Fluge manche Pflanzen der heimischen Flora, und der purpurne Fingerhut mit seinen hohen Blütenrispen schien mir ein freundliches Willkommen zuzuwinken.

Auf der Decke des Wagens, ich hätte fast gesagt auf dem Verdecke, hatten mehrere auf Urlaub entlassene Zöglinge einer Seeschule ihre Plätze. Die jungen Leute übten ihre Kletterkünste an der pfeilschnell rollenden Maschine auf eine ergötzliche Weise und waren überall eher als da, wo sie sollten.

Ich hatte mich als den Titulargelehrten der russischen Entdeckungsexpedition zu erkennen gegeben; die Gefährten der Fahrt hatten für mich, den Fremden, Aufmerksamkeiten, die ich weit entfernt war zu erwarten.

Ich wurde mitten in der Nacht aus dem festesten, gesundesten Schlafe geweckt; es sollte gespeist werden. Man erwies sich dienstfertig meiner schlaftrunkenen Unbeholfenheit. Die Augen halb eröffnend, versuchte ich nacheinander in Babel-Rurikscher Sprachverwirrung alle Zungen der redenden Menschen, die ich kannte und nicht kannte, bevor ich auf die rechte kam und mich auf old England wiederfand.

Unter jenen Schülern, die zu unserer Reisegesellschaft gehörten, befand sich ein geborener Russe. Der wurde mir vorgestellt, und ich

sollte mich mit ihm unterhalten. Das war ich mit dem besten Willen nicht imstande zu tun.

Welch ein Glücksfund, welch eine Perle für eine gut eingerichtete Polizei! Ein Mensch, der ohne Paß und ohne Papiere irgend einer Art sich nach der Residenz begiebt, der, um sich recht zu verstecken, sich für einen Russen ausgibt, und von dem ein besonderes Glück sogleich an den Tag legt, daß er die Sprache nicht versteht! Die armen Engländer genießen aber der wohltätigen Einrichtung nicht. Die Verlegenheit, die mich verriet, wurde nicht einmal bemerkt; man glaubte mir aufs Wort, und ich war so sicher wie bei uns ein Spitzbube, der sich selber seine Päße geschmiedet hat.

Ich stieg aus Unkenntnis der Stadt in der City ab, Fleet-Street, Belle Sauvage-Inn. Die Welt, in welcher ich mich bewegen wollte, war in Westminster, Piccadilly. Sieben Tage in London fassen mehr Erlebtes, mehr Gesehenes als drei Jahre an Bord eines Schiffes auf hoher See und in Ansicht fremder Küsten, — in London, das nächst und abwechselnd mit Paris die Geschichte für die übrige Welt macht und verkündigt. — Ich werde nicht von jedem Vogel, den ich hier habe fliegen sehen, Rechenschaft ablegen.

Ich habe in London ausschließlich mit Gelehrten gelebt und in Museen, Herbarien, Bibliotheken, Gärten und Menagerien meine Zeit verbracht. Schon die Namen der Männer herzuzählen, denen ich mich dankbar verpflichtet fühle, würde mich zu weit führen. Die Bibliothek von Sir Joseph Banks war gleichsam mein Hauptquartier. Sir Robert Brown, welcher derselben vorstand, war für mich von ausnehmender Dienstfertigkeit. — Ich hatte die Ehre, Sir Joseph Banks vorgestellt zu werden. Ich sah unter andern bei ihm den Kapitän James Burney, den Gefährten Cooks auf seiner dritten Reise und Verfasser von der „Chronological history of the discoveries in the South Sea," einem Meisterwerke gründlicher Gelehrsamkeit und seltener gesunder Kritik. — Mich erkühnt zu haben, in der Frage, „ob Asien und Amerika zusammenhangen oder durch die See getrennt sind," gegen einen Mann wie James Burney aufzutreten und Recht gegen ihn behalten zu haben, ist eines der Dinge, die mich in meinen eigenen Augen ehren.

Ich ging einst in einem Museum auf und ab, die Schreibtafel in der Hand, und schrieb mir über Gegenstände, die meine Aufmerksamkeit besonders fesselten, Notata auf. Ein Gleiches tat mit großem Eifer ein rascher lebendiger Mann; der Zufall führte uns zusammen, und er redete mich an. Er mochte bald an meinen Antworten merken, daß ich kein geborner Engländer sei; er fragte mich

auf Französisch, ob er sich dieser Sprache bedienen solle. Ich aber rief in der Freude meines Herzens auf Deutsch aus: „Das ist ja meine Muttersprache!“ „So wollen wir Deutsch reden!“ fuhr auf Deutsch Sir Hamilton Smith fort, und er ward seit der Stunde mein gefälliger und gelehrter Wegweiser in den verschiedenen Museen, die wir zusammen zu besuchen uns verabredeten.

Ich lernte zuerst in London Cuvier kennen und begegnete auch dort dem Professor Otto aus Breslau, der mir manche Nachrichten aus der Heimat mitteilte.

Der bekannte Herr Hunnemann war mir in allen Dingen dienst- und hilfreich; er war mein Rat, mein Führer, mein Dolmetscher. Er widmete meinem Dienste einen großen Teil seiner ihm kostbaren Zeit. Er half mir alles, was mir auf der Reise an Instrumenten, Büchern, Karten gefehlt hatte, nachträglich zusammenbringen, um mich zu der Heimfahrt auszurüsten, wie ich es zur Ausfahrt hätte sein sollen. — Hätte wohl, wer darüber lächelt, es viel klüger gemacht? Ich meinerseits bin bei jedem neuen Kapitel meines Lebens, das ich schlecht und recht, so gut es gehen will, ablebe, bescheidentlich darauf gefaßt, daß es mir erst am Ende die Weisheit bringen werde, deren ich gleich zu Anfang bedurft hätte, und daß ich auf meinem Sterbekissen die versäumte Weisheit meines Lebens finden werde. — Und ich bin ohne Reue, weil ich nicht wissentlich und mit Willen gefehlt, und weil ich die Meinung habe, daß es anderen nicht viel anders geht als mir. — Aber ich sprach von meinen Ankäufen, denen ich beiläufig 100 Pfund bestimmt hatte. — Ich fand in Arrowsmith einen liebenswerten, liberalen Gelehrten. Er sagte, wir hätten für ihn gearbeitet, und schenkte mir die Karte, die ich von ihm zu kaufen begehrte.

Der ich die letzten Jahre in der Natur gelebt, fühlte jetzt zu der Kunst, welche die Natur nach dem Bedürfnisse des geistigen Menschen vergeistigt, einen unaussprechlichen, unwiderstehlichen Zug; und von den kurzgezählten Stunden, die ich in London zu verleben hatte, mußte ich mehrere widmen, Beruhigung im Anschauen der Kartons von Raphael oder der Antike zu suchen.

Die französische Restauration, welche sich die nächstvergangene Geschichte zu verleugnen bemühte, beeiferte sich hergebrachterweise, Standbilder umzustürzen und Inschriften und Namenszüge auszukratzen. Aber die öffentliche Meinung Europas verbot ihr, Kunstwerke, die sie in Schutz nahm, zu vernichten. Sie hatte den Mittelweg erwählt, diese Träger verhaßter Erinnerungen wenigstens von ihrer Wurzel abzulösen und dieselben als Geschenke den Fremden zuzuwerfen. Ich wußte, daß der Napoleon von Canova dem

Lord Wellington zugeteilt worden und in London sich befinden mußte. Längst war ich auf diese Statue aufmerksam geworden, und ich begehrte gar sehr zu sehen, wie Canova den Kaiser idealisiert, um darüber zur Klarheit zu kommen, ob der vieux Sergeant de la garde, an welchen ich dieses Kunstwerk gerichtet wissen wollte, in dem griechisch nackten Halbgott seinen vergötterten petit Caporal erkennen könne.

„Hier," sagte mir Robert Brown auf dem Wege nach Kew, wohin er die Güte hatte, mich zu begleiten, — „hier, in diesem Hause, hinter dieser Türe steht die Bildsäule, von der wir sprechen." Und ich darauf: „So lasset uns hingehen, klopfen oder klingeln! Die Tür wird aufgehen, und wir sehen hinein." — „Wenn Sie wünschen, das Bild zu sehen," erwiderte, der Sitte kundig, Robert Brown, „so will ich an Sir Joseph Banks schreiben; auf dessen Bitte wird Ihnen sonder Zweifel die Erlaubnis erteilt werden." — „Oder auch der russische oder der preußische Gesandte." .... Ich kann einmal keine großen Mittel an kleine Zwecke setzen und Polyspasten anwenden, um eine Feder zu bewegen. Ich schüttelte mit dem Kopfe, und wir gingen weiter.

Herr von Kotzebue war mit mir zugleich in London. Ich sah ihn flüchtig. Er hatte sich dem russischen Gesandten angeschlossen, war dem Prinz-Regenten und dem Großfürsten Nikolai Pawlowitsch vorgestellt worden und klagte, daß seine Zeit anders ausgefüllt werde, als er gewünscht hätte, und daß er von dem, was ihn interessiere, nur wenig zu sehen bekomme.

Aber ich bin in London und spreche bis jetzt von London nicht. — Man trifft auch anderswo naturhistorische Sammlungen an und dem Fremden hilfreich-gefällige Gelehrte. Manche Stadt ist reicher als diese an Schätzen der Kunst.

Wahrlich, ich wanderte nicht ein Blinder durch diese bewunderungswürdige Welt, welche sich mir, von den Parlamentswahlen aufgeregt, in ihrem Wesen enthüllte! Auf dem öffentlichen Markte bewegt sich in England das öffentliche Leben mit Parlamentswahlen, Volksversammlungen, Aufzügen, Reden aller Arten. — Was hinter Mauern gesprochen wird, hallt auf den Straßen nach, die zu allen Zeiten von Ausrufern, von Ausstreuern von Flug- und Zeitschriften, nachts von transparenten Bildern und Inschriften durchströmt werden. Die Mauern von London mit ihren politischen Plakaten sind für den Fremden, der seinen Augen nicht traut, das unglaublichste Buch, das er je zu sehen bekommen kann. Und diese heiligen Freiheiten sind es, die das Gebäude sicher stellen, indem sie jeglicher Kraft, und auch der zerstörenden, ihr freies Spiel in die freien Lüfte

hin zugestehen. Diese heiligen Freiheiten sind es, welche die notwendig gewordene, zu lange verzögerte, zeitüberreife Revolution, die zu bewirken jetzt England geschäftig ist, hoffentlich, als ruhige Evolution gestalten werden, — eine Revolution, die längst schon jeden anderen Boden mit schauerlichem, aus Staub und Blut gemischtem Schlamme überspült hätte.

Der Herzog von Wellington hat durch das unzeitig widerstrebende Wort „No reform" diese Revolution begonnen. Er hat das Schiff dem Winde und Strom übergeben, die es unwiderstehlich dahinreißen, derselbe Herzog hat sich jetzt des Steuerruders angemaßt und verspricht sich, es unter gerefften Sturmsegeln an den Klippen vorüber zu steuern, aber abwärts, immer abwärts dem Ziele zu.

Zu Vergleichungen geneigt, werfe ich abseits von London den Blick zuerst auf Paris. Da sollen las narizes del Volcan, die Sicherheitsventile des Dampfkessels, zugedammt und zugelötet werden. Das öffentliche Leben wird in das innere Gebäude gewaltsam eingezwängt und kann sich nur als Emeute oder Aufruhr einen Weg auf den Markt bahnen. Auf den Mauern von Paris werden noch nur neben den Theater-Anschlagzetteln Buchhändleranzeigen u. d. m. Privatangelegenheiten verhandelt. Da erhebt der Kaufmann seine Ware über die seines Nachbars, da führt Brotneid kleinliche Zwiste usw.

Man ist über dem Rheine zu keinem öffentlichen Leben erwacht. Daß es trotzdem Gesinnungen gibt, tüchtige, tatenmächtige, hat das Jahr 1813 dargetan, wird jedes dem ähnliche Sternenjahr dartun, das über Deutschland aufgehen wird. — Man liest in Berlin noch an den Straßenecken die Komödien- und Konzertzettel, den Anschlagzettel vom großen Elephanten, vom starken Manne und von den Dingen überhaupt, die da zu sehen sind, endlich noch Versteigerungsankündigungen.

In St. Petersburg darf kein Erzeugnis der Presse den Augen des Volkes ausgestellt werden. Die Mauern werden rein gehalten, und der Komödienzettel wird unter dem Mantel in die Häuser eingeschwärzt, die nach demselben begehren.

Ich kehre zurück, von wo ich ausgegangen. Ich las von den Mauern Londons das Plakat ab, womit sich Lord Thomas Cochrane von seinen Kommittenten, den Wählern von Westminster, verabschiedete. Nach manchen Schmähungen gegen die Minister kam er auf den Helden zu sprechen, den jene widergesetzlich, widerrechtlich auf St. Helena gefangen hielten. Sie selber, nicht Napoleon, gehörten in diesen Kerker. Es gebühre sich, ihn zu befreien und sie an seiner Statt

einzusperren. Stünde sonst keiner auf, solches zu unternehmen, er, Lord Thomas Cochrane, sei der Mann, es zu tun.

Dieses Kriegsmanifest hatte in London nichts Anstößigeres als in Berlin der Anschlagzettel der Oper „Alcidor". Es stand im Schutze der Sitte.

Ich kam vor das Wahlgerüst für Westminster auf Covent Garden eine halbe Stunde zu spät, um den Premierminister zur Rüge eines unpopulären Verfahrens bei Ausübung seines Rechtes als Wähler mit Kot bewerfen zu sehen, eine echt volkstümliche Lustbarkeit, der beigewohnt zu haben der lernbegierige Reisende für eine wahre Gunst des Schicksals ansehen müßte.

Wir wissen noch aus Überlieferung, daß sonst zu den akademischen Freiheiten der auf deutschen Hochschulen studierenden Jugend die allenfalls mit etlichen Tagen Karzer zu erkaufende Befugnis gehörte, einem mißfälligen Lehrer die Fenster einzuwerfen, ohne daß von Verschwörung gegen Kirche und Staat die Rede war. Bei solchen Gelegenheiten flog einmal dem alten Johann Reinhold Forster ein faustdicker Stein auf den Arbeitstisch; den Stein nahm er zornig auf, und das Fenster aufreißend, warf er ihn den Studenten wieder zurück, ihnen zurufend: „Den hat ein Fuchs geworfen!"

Ähnliches kam, ins Englische übersetzt, bei den mehrerwähnten Wahlen vor. Das Volk hatte von seiner unbestrittenen Befugnis gegen einen ministeriellen Kandidaten Gebrauch gemacht und denselben mit Kot beworfen. Aber auch ein Stein war geflogen; wenigstens gab der Gemißhandelte vor, von einem solchen getroffen worden zu sein, und legte sich zu Bette. Es wurden Bulletins ausgegeben, und der schicksalige Stein schien mit Stimmen, die dem Verletzten zuflossen, aufgewogen werden zu sollen. Sein Gegner hielt, als ich vor das Gerüst trat, eine Rede, worin er das Ereignis besprach. Er erklärte: Derjenige, welcher jenen Stein geworfen, könne kein Engländer gewesen sein; da deckte der rauschende Beifall der Versammlung die Stimme des Redners.

Am 26. Juni 1818 um 4 Uhr nachmittags brachte mich Herr Hunnemann zu dem Wagen, der nach Portsmouth abfuhr. Meine Ankäufe, die er einpacken zu lassen übernommen hatte, füllten eine mäßige Kiste, die ich mit auf den Wagen nahm. Ich umarmte den mir unvergeßlichen Landsmann und nahm Abschied von der Weltstadt London.

Ich war am 27. Juni in Portsmouth. Ich fand keine Briefe vor; kein Gegengruß von meinen Lieben erreichte mich in England,

keine Nachricht von ihnen. Der Rurik ging am 29. auf die Reede und am 30. unter Segel. Wir gingen am 1. Juli durch die Doverstraße, verloren am 2. das Land aus dem Gesichte, sahen Jütland am 10., und gingen am 11. durch den Sund und waren am 12. vor Kopenhagen. Wir sollten, ohne anzuhalten, vorüberfahren; der Wind, der uns gebrach, entschied es anders. Ich durfte auf eine flüchtige Stunde ans Land. Ich empfing den ersten Gruß von der Heimat und umarmte die alten Freunde.

Wir lichteten am 13. die Anker. Wir liefen am 23. in den Hafen von Reval ein, wo der Kapitän den Herrn von Krusenstern sprechen wollte. Dieser war nicht in der Stadt und traf erst am dritten Tag ein. Wir gingen am 27. unter Segel, waren am 31. Juli vor Kronstadt; am 3. August 1818 lag der Rurik zu St. Petersburg in der Newa vor dem Hause des Grafen Romanzoff vor Anker.

Der Graf war auf seinen Gütern in Klein-Rußland und mußte erwartet werden, um die kleine Welt aufzulösen, die so lange in seinem Namen zusammengehalten hatte. Herr von Krusenstern traf erst ungefähr vierzehn Tage nach uns ein. Es wurden etliche obere Zimmer im Hause des Grafen Romanzoff dem Herrn von Kotzebue und seiner Schiffsgesellschaft eröffnet; mich selbst zog ein hier ansässiger Preuße, ein Universitätsfreund, gastlich an seinen Herd; ich verließ den Rurik.

Aber ich hatte keinen Paß, und hier war die Polizei gegen Fremde viel vorzüglicher eingerichtet als in England. Indes hatte ich an der preußischen Gesandtschaft vorläufig einen Schutz, und was läßt sich nicht ins Geleise bringen, wenn man Freunde hat!

Ich hatte in St. Petersburg nur das eine Geschäft, mich sobald als möglich von Petersburg frei zu machen. Ich kehrte mich von jeder Aussicht ab, die mir in Rußland eröffnet werden sollte, und wich hartnäckig jedem Antrag aus, mich durch irgend ein Verhältnis binden zu lassen. Mich zog heimatlich ein anderes Land. Ich werde diesem Geschwätze hohe Namen nicht einmischen. Mein Herz hing an Preußen, und ich wollte nach Berlin zurückkehren.

Ich habe in St. Petersburg nur mit Deutschen, nur mit Sprach- und Herzensverwandten vertraulich gelebt; ich bin in das russische Leben nicht eingedrungen; ich werde nur über die äußere Erscheinung der Stadt einige flüchtige Bemerkungen hinwerfen, zu denen mich die Vergleichung mit London auffordert.

London ist, entsprechend dem Begriffe einer großen Stadt, ein riesenhafter Menschenameisenhaufen, ein unermeßlicher Menschenbienenbau, bei dessen Ansätzen ungleiche Kräfte unregelmäßige Zellen

hervorgebracht haben. Das Bedürfnis hat die Menschen zusammengebracht; sie haben nach dem Bedürfnis sich angebaut; ein Naturgesetz, das als Zufall erscheint, hat den Plan vorgezeichnet, die Willkür hat keinen Teil daran; und wenn die Stadt stellenweise dekoriert worden, beweist es bloß, daß Dekorieren dem Menschen zum Bedürfnis geworden ist.

St. Petersburg ist eine großartig angelegte und prächtig ausgeführte Dekoration. Die Schiffahrt, die zwischen Kronstadt und dem Ausfluß der Newa das Meer belebt, deutet auf einen volk- und handelreichen Platz! Man tritt in die Stadt ein, — das Volk verschwindet in den breiten, unabsehbar langgezogenen Straßen, und Gras wächst überall zwischen den Pflastersteinen.

Dekoration im einzelnen wie im ganzen; der Schein ist in allem zum Wesen gemacht worden. Mit den edelsten Materialien, mit Gußeisen und Granit wird dekoriert; aber man findet stellenweise, um die unterbrochene Gleichförmigkeit wieder herzustellen, den Granit als Gußeisen geschwärzt und das Gußeisen als Granit gemalt. Die Stadt wird alle drei Jahre aufs neue und in den Farben, die polizeilich den Hauseigentümern vorgeschrieben werden, angestrichen, außerdem noch außerordentlich bei außerordentlichen Gelegenheiten, zum Empfang eines königlichen Gastes u. d. m.; dann wird auch das Gras von den Straßen ausgereutet. Der Herrscher sprach einst das Wohlgefallen aus, mit welchem er auf einer Reise massive Häuser gesehen, an denen alles Holzwerk, Türen und Fensterladen von Eichenholz gewesen. Darauf wurden Maler polizeilich angelernt, und Türen und Fensterladen aller Häuser der Stadt auf Kosten der Eigentümer als Eichenholz bemalt. Da kamen die Maler in das Viertel, wo die reichen englischen Handelsherren wohnen, und wo der Luxus eichenhölzerner Türen und Fensterladen nicht selten ist, — und sie begannen, das wirkliche Eichenholz wie Eichenholz zu übermalen. — Die Eigentümer verwahrten sich dagegen und schützten vor, es sei ja schon Eichenholz; — vergebens! der Vorschrift einer hohen Polizei mußte genügt werden.

Mit Monumenten, denen man Heiligkeit beizulegen sich volkstümlich beeifern sollte, wird wie mit eiteln Dekorationen verfahren und gespielt. Die Romanzoffssäule wird von einem Ufer der Newa auf das andere hinübergebracht, um dort zu einem neuen Point de Vue zu dienen, und es wird beantragt, die Statue des Zaren Peters des Großen zu einer ähnlichen Verschönerung von der Stelle, die sie jetzt einnimmt, zu verrücken.

Es ist mir schmerzlich, hier ein scharfes Urteil sprechen zu müssen, welches gleiche Unheiligkeit trifft, deren man sich in der

Heimat auch schuldig gemacht. Aber was ist denn ein Monument? Ein Fleck Erde wird dem Gedächtnis eines Mannes oder einer Tat geweiht; da setzt man einen Stein auf und peitscht die Kinder bei dem Steine und sagt ihnen dabei: „Erinnert euch an das und das!" So wird unter den Menschen die Sage, die mündliche Überlieferung an ein bestimmtes Äußeres gebunden. — Das ist im wesentlichen ein Monument. Daß ihr später Buchstaben in den Stein graben gelernt und den Stein selbst nach dem Bildnisse eines Menschen meißeln, das sind außerwesentliche Zugaben. Wälzt den Stein von seinem Orte fort, so habt ihr nur einen Stein, wie andere Steine mehr auf dem Felde sind. Verrückt das Standbild von seiner Stelle, so setzt ihr es auf seinen Kunstwert herab, so habt ihr nur noch ein Bild, wie ihr der Bilder mehr in euren Museen habt, die sonst in Tempeln Götter gewesen sind. — Legt nicht Hand an ein volkstümliches Monument; legt nicht Hand an die Statue eines eurer Helden: der Ort, wo sie steht, gehört ihr, ihr habt kein Recht mehr daran! Errichtet Monumente auf Plätzen, wo man sie sehen kann, nicht aber zu eiteler Verschönerung, und wählt bedächtig den Ort, den ihr nicht willkürlich verändern dürft!

Der Graf Romanzoff traf in St. Petersburg in den ersten Tagen des September ein.

Alles, was zu meinem Gebrauch an Instrumenten und Büchern auf Rechnung der Expedition angeschafft worden, wurde mir, wie jedem von uns, abgefordert. Ich blieb hingegen im Besitz dessen, was ich gesammelt hatte. Ich wurde entlassen, die von mir geforderten Denkschriften in Berlin zu vollenden. — Der Rurik ward verkauft. Nun hielt mich aber noch in St. Petersburg die Polizei fest, die mich daselbst zu dulden sich so schwer entschlossen hatte. — Man weiß die weitläufigen Förmlichkeiten, denen man sich unterziehen muß, bevor man einen Paß erhält. (Dreimalige Bekanntmachung der Absicht zu reisen im Wochenblatt usw.) — Ich war endlich so weit; die Welt, der ich angehört hatte, war schon auseinander gestoben.

Es sei mir vergönnt, jetzt ein Scheidender, mit dem Blicke die Männer zu suchen, in deren Gemeinschaft ich manches erduldet und erfahren. Herrn von Kotzebues „Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—1826" (die zweite, wobei er kommandiert, die dritte, die er gemacht hat) ist in diesen Blättern erwähnt worden. Sie hat, besonders wegen der ungünstigen Berichte über die Missionen auf den Südseeinseln, Aufsehen erregt. — Chramtschenko hat ein Schiff im Norden der Südsee kommandiert und mir im Jahre 1830 aus Rio Janeiro freundliche Grüße zugesandt. Die übrigen See-

leute erreicht mein Auge nicht mehr auf ihrem beweglichen Elemente. Von denen, die mit mir in ähnlichen Verhältnissen standen, bin ich, der älteste, allein vom Schauplatze nicht abgetreten. Eschscholtz, Professor in Dorpat, begleitete abermals Herrn von Kotzebue auf seiner neuen Reise. Er besuchte mich in Berlin im Jahre 1829, wo er sein wichtigstes Werk „System der Akalephen" herausgab; — nach wenigen Monaten war er nicht mehr. Ich sah Choris im Jahre 1825 in Paris, wo er der Kunst lebte. Er unternahm bald nachher eine Reise nach Mexiko; zwischen Santa Cruz und Mexiko ward er von Räubern angefallen und ermordet. Der Lieutenant Wormskiold zu Kopenhagen, versunken in trüben Tiefsinn, ist der Welt erstorben.

Am 27. September 1818 waren meine Kisten an Bord der Aspräa aus Stettin, Kapitän Breslack, eingeschifft. Verschiedene Umstände verzögerten die Abfahrt! Ich mußte in Kronstadt noch einige Tage auf günstigen Wind harren.

Die Verwandlungen des Insektes lassen sich auch an dem Menschen nachweisen, nur in umgekehrter Reihenfolge. Er hat in seiner Jugendperiode Flügel, die er später ablegt, um als Raupe von dem Blatte zu zehren, auf welches er beschränkt wird. — Ich befand mich auf dem Wendepunkt. Vor meinem vierzigsten Lebensjahre (bis dahin standen nur noch zwei und ein Vierteljahr vor mir) wollte ich die Flügel abstreifen, Wurzel schlagen und eine Familie begründen, oder die Flügel wiederum ausbreiten und auf einer anderen außereuropäischen Reise, reifer und besser vorbereitet, nachholen, was für die Wissenschaft zu tun ich auf meiner ersten versäumt hatte. — Diese demokratische Zeit, in welcher, wie in der Geschichte so in der Wissenschaft und in der Kunst, anstatt einzelner Fürsten die Massen auftreten, gewährt noch jedem Strebenden die Hoffnung, da im Volke mitzuwirken und mitzuzählen, wo sonst nur hervorragenden Häuptern, denen es ein Gott gegeben, unbedingt gehuldigt wurde.

Die Aspräa lag am 17. Oktober auf der Reede vor Swinemünde.

Hier endigt dieser Abschnitt meines Lebens. Als Fortsetzung gebe ich euch, ihr Freunde, das Buch meiner Gedichte. Ich habe darin zu eigener Lust die Blüten meines Lebens sorgfältig eingelegt und aufbewahrt, während die Zweige verdorrten, auf welchen sie gewachsen sind.

Aber die Zeilen, die ich auf der Reede von Swinemünde niederschrieb, mögen gegenwärtiges Buch beschließen, wie sie jenem zur Einleitung dienen.

Heimkehret fernher aus den fremden Landen,
In seiner Seele tief bewegt der Wanderer;
Er legt von sich den Stab und knieet nieder
Und feuchtet deinen Schoß mit stillen Tränen,
O deutsche Heimat! — Woll' ihm nicht versagen
Für viele Liebe nur die eine Bitte:
Wann müd' am Abend seine Augen sinken,
Auf deinem Grunde laß den Stein ihn finden,
Darunter er zum Schlaf sein Haupt verberge?

(Geschrieben im Winter 1834—1835.)

Reise um die Welt

mit der

Romanzoffischen Entdeckungs-Expedition

in den Jahren 1815—1818

auf der Brigg Rurik, Kapitän Otto v. Kotzebue.

Zweiter Teil.

Anhang.

Bemerkungen und Ansichten.

Το τοῦ πόλου ἄστρον.

Vorwort.

Der Naturforscher der Expedition ist ausdrücklich beauftragt worden, diese Aufsätze zu verfassen, die, wie es die Natur der Dinge mit sich bringt, Untersuchungen, Bemerkungen, Berichtigungen, Entdeckungen enthalten sollen, an denen jedes Mitglied der Expedition Anteil gehabt hat, und die als die Früchte ihrer gemeinsamen Bemühungen anzusehen sind. Verfasser verwahrt sich ausdrücklich gegen den Verdacht, fremdes Verdienst sich aneignen zu wollen.

Er wird dagegen für die Redaktion und für die Ansichten, die er ausspricht, und die nicht jeder mit ihm teilen möchte, allein verantwortlich sein.

Er erkennt übrigens nur den deutschen Text für sein an. Er hat bei manchen der fremdartigen Gegenstände, die er zu behandeln hatte, zu wohl gefühlt, wie schwer es sei, der Kürze beflissen, die Dunkelheit zu vermeiden, um für Übersetzungen, die er nicht beurteilen kann, sich verbürgen zu können.

Berlin, im Dezember 1819.

Adelbert v. Chamisso.

Ich versuche nach sechzehn Jahren, diese Aufsätze der Vergessenheit zu entziehen. Ich unterdrücke etliche derselben und gebe die andern unverändert, wie sie schnell nach der Rückkehr verfaßt, nach Ablauf eines Jahres dem erlauchten Ausrüster der Expedition übergeben wurden. Etliche wenige Noten, die ich ergänzend hinzugefügt habe, unterscheiden sich von den ursprünglichen dadurch, daß sie mit Initialbuchstaben und nicht wie jene mit Sternchen bezeichnet sind.

Seitdem haben die Pressen von O-Taheiti und von O-Wahu unsere Bibliotheken bereichert und Licht verbreitet über die Sprachen Polynesiens, in Hinsicht derer ich noch im Dunkel tappte. Wichtige Werke der Missionare haben uns über die Völker, unter denen sie gelebt haben, belehrt. Gelehrte aller Nationen haben den Großen Ozean befahren und die Reisebeschreibungen haben sich ins Unglaubliche vermehrt.

Seither sind die Engländer unabläßig tätig gewesen, die Beschaffenheit des Nordens und der Nordküste Amerikas zu erkunden. Die Russen haben gleichzeitig die Umschiffung und Aufnahme der Nordküsten Asiens vollendet und Streitfragen, die ich noch theoretisch abzuhandeln berufen war, sind tatsächlich entschieden worden.

Ich lasse diese neue Literatur unberührt.

Dem Vorwurf, daß diese Blätter für mein eigentliches Fach, die Pflanzenkunde, nur Weniges und Dürftiges enthalten, entgegne ich, daß in ihnen nur der erste Eindruck des flüchtigen Blickes niedergelegt werden sollte und konnte, indem die Ergebnisse der Untersuchung einem eigenen Werke vorbehalten blieben. Ich verweise auf die Linnaea von Schlechtendal, in welcher Zeitschrift fortlaufend De plantis in expeditione Romanzoffiana observatis abgehandelt wird. Ein selbständiges Werk mit den nötigen Figuren konnte ohne fremde Unterstützung nicht herausgegeben werden. — Ich habe in diesen Aufsätzen nur etliche Pflanzenbestimmungen berichtigt oder ergänzt; bei einer Umarbeitung derselben konnte alles Botanische daraus wegbleiben.

Berlin, im April 1835.

Adelbert v. Chamisso.

Chile.

Die Küste von Chile gewährte uns, als wir ihr nahten, um in die Bucht de la Concepcion einzulaufen, den Anblick eines niedrigen Landes. Die Halbinsel, die den äußern Rand dieses schönen Wasserbehälters bildet, und der Rücken des Küstengebirges hinter demselben bieten dem Auge eine fast wagerechte Linie dar, die durch keine ausgezeichneten Gipfel unterbrochen wird, und nur die Brüste des Biobio erheben sich zwischen der Mündung des Flusses, nach dem sie heißen, und dem Hafen San Vincent als ein anmutiges Hügelpaar. Walfische, Delphine, Robben belebten um uns das Meer, auf welchem der Fucus pyriferus und andere gigantische Arten, die wir zuerst am Kap Horn angetroffen, schwammen; Herden von Robben sonnten sich auf der Insel Quiquirina, am Eingange der Bucht, und in dieser selbst umringten uns dieselben Säugetiere wie im offenen Meer; aber kein Segel, kein Fahrzeug verkündete, daß der Mensch Besitz von diesen Gewässern genommen. Wir bemerkten nur an den Ufern zwischen Wäldern und Gebüschen umzäunte Felder und Gehege, und niedrige Hütten lagen unscheinbar am Strande und auf den Hügeln zerstreut.

Das niedrige Gebirg der Küste, aus welchem der Biobio bei der Stadt Mocha oder Concepcion breit und ohne Tiefe herausfließt, verdeckt die Ansicht der Cordillera de los Andes, welche sich in Chile mit ihrem Schnee und ihren Vulkanen, in einer Entfernung von mindestens vierzig Stunden vom Meer, hinter einer breiten und fruchtreichen Ebene erhebt und der wissenschaftlichen Forschung ein noch unversuchtes Feld darbietet. Molina, der die Cordillera in Peru und in diesem Reiche gesehen, glaubt, daß die hiesigen Gipfel die um Quito an Höhe übertreffen.

Der Berg, an dessen Fuße die Stadt und auf dessen Höhe das Fort liegen, ist verwitterter Granit, der kernförmige unverwitterte Massen derselben Gebirgsart einschließt. Die Hügel, welche die Halbinsel bilden, sind Tonschiefer, über welchem rot und dunkelgefärbter Ton liegt, und die niedrigen Hügel, an welchen Talcaguano

gegen den Port von San Vincent zu lehnt, bestehen nur aus Lagern solchen Tons, deren etliche, und vorzüglich die obern, mit den in diesen Meeren noch lebenden Muschelarten (Concholepas peruviana, ein großer Mytilus u. s. w.) in unverändertem Zustande angefüllt sind. Der Sand des Strandes und der Ebene zwischen Talcaguano und Concepcion ist durch Schiefertrümmer grau gefärbt.

Die hier berühmten Steine des Rio de las Cruzes bei Arauco sind Geschiebe von Chiastolith.

Die Natur hat auf dieser südlichen Grenze Chiles, des Italiens der neuen Welt, die wilderzeugende Kraft nicht mehr, die uns in Santa Catharina mit Staunen erfüllte, und es scheint nicht der bloße Unterschied der Erdbreite die Verschiedenheit der beiden Floren zu bedingen. Die Gebirge sind die Länderscheiden. Anmutige Myrtenwälder und Gebüsche überziehen die Hügel, andere beerentragende Bäume schließen sich mit verwandten Formen dieser vorherrschenden Gattung harmonisch an. Die schöne Guevina Avellana, aus der Familie der Proteaceen, gesellt sich den Myrten, und von den Vögeln ausgesäet, zieren Loranthusarten Bäume und Gesträuche mit dem fremden Schmucke ihrer rot und weißen Blumentrauben. Die Fuchsia coccinea erfüllt zumeist die bewässerten Schluchten, wenige Lianen ranken im dichteren Walde empor. Eine Bromeliacee, die ausgezeichnete Pitcairnia coarctata, besetzt mit liegenden Schlangenstämmen und starrenden Blätterhäuptern die sonst nackten dürren Höhen. Die schöne Lapageria rosea umflicht das Gesträuch, dessen lichtere Stellen andere Liliaceen: Amaryllis, Alstroemeria, Sisyrynchium u. a. zieren.

Den Önotheren, Calceolarien, Acaenen usw. mischen sich manche europäische Gattungen mit neuen Arten ein, und die feuchten Wiesen des Tals prangen wie bei uns mit goldblütigen Ranunkeln.*)

Der Winter ist hier nicht ohne Frost, und es ist nicht ohne Beispiel, daß Schnee im Tale fällt. Die Palme von San Jago (Cocos chilensis Mol.) kommt so südlich nicht mehr vor. Die Frucht der Orangen und Zitronen reift zwar in den geschützten Gärten

*) Die Familie der Proteaceen und die Gattung Araucaria aus der Familie der Strobilaceen gehören der südlichen Halbkugel an. Die Arten, die in Chile vorkommen und an Australien erinnern könnten, sind eigentümliche. Wir sammelten die Goudenia repens, die nach Browns Bemerkung auf Neuholland und in Chile wächst; sie kann als eine Strandpflanze angesehen werden, eben wie die Mesembrianthemum-Arten, die wir hier und in Kalifornien fanden, und die, den Arten gleich, die auf Neuholland und auf Neuseeland wachsen, dem Mesembrianthemum edule vom Kap sehr nahe kommen. Wir müssen unsere Bemerkungen über die geographische Verbreitung der Pflanzen auf die Zeit aufsparen, wo wir unsere botanischen Sammlungen verarbeitet haben werden.

von Mocha, aber man sieht hier nicht die hohen reizenden Orangenhaine, die uns in Brasilien entzückten. Man zeigte uns in einem dieser Gärten einen jungen Dattelbaum, der in gesundem Wachstum fortzukommen schien, und neben dieser Palme wuchs die Araucaria imbricata, der schöne Tannenbaum der Anden, den man nur in der Cordillera wildwachsend antrifft, wo er ganze Wälder bildet und mit seinen Samenkörnern die Bewohner ernährt. Die chilenische Erdbeere hatte zur Zeit unsers Aufenthalts weder Blüte noch Frucht.

Der Name des Huemul oder Guemul (Equus bisulcus Mol.), nach dem wir uns zu erkundigen eilten, war niemandem bekannt, und selbst der würdige Missionar, dessen Umgang uns so lehrreich gewesen, wußte von diesem Tiere nichts. So müssen wir die wichtige Streitfrage, die Molina in dessen Betreff in der Zoologie angeregt hat, glücklichern Naturforschern zu beantworten überlassen. Aber dieser Schriftsteller scheint uns wenig Autorität in der Naturgeschichte zu verdienen. Wir sahen in Concepcion keine der Kamelarten der neuen Welt; sie sind im wilden Zustande nur im Gebirge anzutreffen, und man verschmäht bei gänzlichem Mangel an Industrie, sie als nutzbare Tiere zu erziehen. Wir sahen überhaupt keine wilden Säugetiere.

Lärmende Papageien durchziehen in zahlreichen Flügen die Luft; Kolibris verschiedener Arten umsummen die Blumen; ein Kiebitz mit gespornten Flügeln (Parra chilensis Mol.) erfüllt mit gellendem Geschrei die Ebene, welche die Bai von dem Port San Vincent trennt; einzelne Geier (Chathartes Jll.) suchen an dem Strande ihre Nahrung, und häufige Fischervögel und Enten bedecken das Meer, sich auf die Bänke niederlassend, die bei Talcaguano aus den Wellen hervorragen.

Wir sahen von Amphibien einen kleinen Frosch und eine kleine Eidechse, glauben aber auch außerdem eine Schlange, obgleich Molina deren keine aufzählt, wahrgenommen zu haben.

Unter den Muscheln waren uns Concholepas peruviana und Balanus Psittacus merkwürdig.

Wir fanden unter andern Insekten den kleinen Scorpio chilensis, der nach Molina keine Ausnahme von der Regel macht, daß Chile kein einziges giftiges Gewürm innerhalb seiner Grenzen hegt.*)

*) Die Skorpionen sind im allgemeinen minder gefährlich als gefürchtet. Am Vorgebirge der guten Hoffnung sind zwei große Arten gemein, deren jegliche vorzugsweise in verschiedenen Gegenden vorkommt. An jedem Orte gilt die seltenere Art für die giftigere, und die Wahrheit ist, daß der Stich von keiner gefährlichere Folgen nach sich zieht als der Stich einer Wespe. — Die uns belehrten, sprachen aus eigener Erfahrung. Die Skorpionen sind eine Lieblingsspeise der Affen.

Es bleibt nach Feuillées und Molinas Vorarbeiten, nach Ruiz und Pavon, nach Cavanilles, der manche chilenische Pflanzen nicht immer ohne Verwechselung beschrieben hat, für die Naturgeschichte dieses Landes noch viel zu tun und zuvörderst sind viele Irrtümer wegzuräumen.

Wir haben, was die Sitten der Einwohner, die zuvorkommende, unvergleichliche Gastlichkeit der obern Klasse und den Zustand der Kolonie überhaupt anbetrifft, nur an die Berichte von Lapeyrouse und Vancouver zu erinnern. Wir fanden nur die Tracht der Frauen, die der erste beschreibt, und die man im Atlas zu seiner Reise abgebildet findet, verändert; sie hat seit acht bis zehn Jahren unsern europäischen Moden Platz gemacht, nach deren neuesten sich die Damen angelegentlich erkundigten, und es zeichnen sich bloß in der Männertracht der araukanische Poncho und der breitrandige Strohhut aus.*)

Aber wir konnten uns nicht bei der freien und anmutigen Geselligkeit, die wir in Concepcion genossen, ernster und trüber Betrachtungen über die politische Krisis, worin dieser Teil der Welt begriffen ist, erwehren.

Wer mitten in einem Bürgerkriege nüchtern zwischen die Parteien hintritt, gewahrt auf beiden Seiten nur beim Haufen blinde, wilde Trunkenheit und Haß. Wir sahen nur die königliche Partei, die Mauren, wie, der Geschichte des Mutterlandes eingedenk, die Freigesinnten sie nennen. Wir sahen im Gegensatz mit zahlreichen glänzenden Frauenvereinen nur wenige Männer, nur Offiziere und Beamte des Königs und ein zerlumptes, elendes, kümmerlich zusammengebrachtes Soldatenvolk.

Von den zurzeit unterdrückten Patrioten saßen viele in den Stadtgefängnissen, deren Raum durch eine Kirche erweitert worden, und wurden zum Bau des Kastells gebraucht, das die Stadt im Zaume zu halten erbaut wurde. Andere waren nach der Insel Juan Fernandez abgeführt worden, andere, und unter ihnen viele Geistliche, hatten sich in Buenos Ayres unter der Fahne des Vaterlandes gesammelt, die man uns nach dem Falle von Carthagena, den wir mit enthusiastischer Freude feiern sahen, als gänzlich überwunden darstellte.

Und Chile, das uns Molina als ein irdisches Paradies be-

*) Der Poncho ist eine längliche, viereckige, mit bänderähnlichen Verzierungen der Länge nach gestreifte Decke von eigenem wollenem Gewebe, in deren Mitte ein Schlitz eingeschnitten ist, durch die man den Kopf steckt. Die zwei Enden hängen nach vorn und hinten. Chile empfängt sonst die Moden aus Lima, aber man trägt den chilenischen Poncho auch in Peru.

schreibt, dessen fruchtbarer Boden jeder Kultur angeeignet ist, dessen Reichtum an Gold und Silber, Korn, edlem Weine, Früchten, Produkten aller Arten, an Bauholz, an Rinder-, Schaf- und Pferdezucht überschwenglich ist, darbt in gefesselter Kindheit ohne Schiffahrt, Handel und Industrie. Der Schleichhandel der Amerikaner, deren Vermittler die Mönche sind, versieht es allein gegen gemünztes Geld, ohne daß es seine Produkte benutze, mit allen Bedürfnissen, und dieselben Amerikaner treiben allein den Walfischfang auf seinen Küsten.

Die Geschichte hat über die Revolution geurteilt, der die Freistaaten von Amerika ihr Dasein, ihren Wohlstand, ihre rasch zunehmende Bevölkerung und Macht verdanken; und alle Völker Europas schauen dem Kampfe der minderjährigen spanischen Besitzungen mit unverhohlenem Glückwunsch zu. Die Trennung vom Mutterlande ist vorauszusehen, aber es ist zweifelhaft, wann weise ruhige Entwickelung den Übergang von der Unterdrückung zur freien Selbständigkeit besiegeln werde.

Die Stadt Mocha ist regelmäßig und groß angelegt, die Häuser sind aber niedrig und weitläufig, nur nach den innern Hofräumen mit Fenstern versehen. Die Bauart ist wohl auf häufige und starke Erdbeben, keineswegs aber auf Winterkälte eingerichtet. Man kennt weder Kamine noch Öfen. Ärmere besitzen sogar keine Küchenherde und bereiten ihre Speisen im Freien oder unter der Vorhalle. Abends brennen auf den Straßen von Talcaguano häufige Feuer, bei welchen sich die Menschen wärmen, und wir waren Zeugen einer Feuersbrunst, die dadurch entstanden war und ein Haus in Asche verwandelte.

Die Weinberge, die den geschätzten Concepcionwein hervorbringen, sind in beträchtlicher Entfernung von der Stadt gelegen. Der Wein wird wie das Korn in ledernen Schläuchen hereingebracht, und man verwahrt ihn in großen irdenen Gefäßen. Tonnen gibt es nicht; Lasttiere, Esel, deren Rasse vorzüglich schön ist, und Maultiere vertreten die Stelle der Fuhrwerke, deren es nur wenige gibt und unbeholfene wie in St. Catharina. Der Gouverneur-Intendant besitzt allein eine in Lima verfertigte Kalesche und gebraucht sie selten oder nie. Die Pferde sind schön und gut, und das Reiten allgemein; die Frauen reiten ebenfalls oder gebrauchen auf ihren Reisen Karren, die unsern Schäferhütten ähnlich sind und von Ochsen gezogen werden.

Der Kreole ist immer nur zu Pferde, der Ärmste besitzt wenigstens ein Maultier, und selbst der Knabe reitet hinter den Eseln her, die er treibt. Die Wurfschlinge ist im allgemeinen Gebrauch.

Wir erwähnen einer Sitte, die, seltsam auf religiösen Begriffen begründet, unser Gefühl beleidigte. Wenn ein Kind nach empfangener Taufe stirbt, wird am Abend vor der Beerdigung die Leiche selbst wie ein Heiligenbild aufgeputzt und im erleuchteten Hausraume aufrecht über eine Art Altar ausgestellt, der mit brennenden Kerzen und Blumenkränzen prangt. Die Menge findet sich dann ein, und man vergnügt sich die Nacht über mit weltlichem Gesang und Tanz. Wir waren zweimal in Talcaguano Zeuge solcher Feste.

Einzelne Araukaner, die wir in Concepcion sahen und die den Ärmeren ihres Volkes angehörten, welche sich den Spaniern als Tagelöhner verdingen, konnten uns kein wahres Bild jener kriegerischen, wohlredenden, starken und reinen Nation geben, deren Freiheitssinn und gelehrte Kriegskunst ein unüberwindliches Bollwerk den Waffen erst der Inkas und sodann der vernichtenden Eroberer der neuen Welt entgegensetzten. Die Peruvianer drangen nicht südlicher in Chile ein als bis zum Flusse Rapel, und der Biobio ist die eigentliche Grenze der Spanier geblieben, die südlicher nur die Plätze S. Pedro, Arauco, Valdivia, den Archipelagus Chiloe und unbedeutende Grenzposten besitzen, zu denen der Weg durch das unabhängige Land der Indianer führt.

Wir werden über die Geschichte von Chile und seine Völker nicht Bücher ausschreiben, die jeder zur Hand nehmen kann. Ovalle ist getreu, ausführlich und weitschweifig. Molina schreibt mit Vorliebe für sein Vaterland eine Geschichte, die man nicht ohne Vorliebe lesen kann; und wahrlich, die Geschichte eines Volkes, das noch auf der Stufe steht, wo der Mensch als solcher gilt und in selbständiger Größe und Kraft hervortritt, muß anziehender sein als die der polizierten Staaten, wo Rechenkunst obwaltet, der Charakter zurücktritt, und der Mensch nur abwägt oder abgewogen wird.

Unter den Quellen zu der Geschichte von Chile werden mehrere spanische Heldengedichte aufgezählt, worunter die Araucana von Don Alonzo de Ercilla den ersten Rang behauptet. Dieses Werk wird im Don Quixote rühmlich erwähnt; Voltaire hat es gelobt, und eine Ausgabe davon ist in Deutschland (Gotha 1806—1807) erschienen. Dieses schön versifizierte historische Fragment, dessen Verfasser Kriege besingt, worin er selber gefochten, verdient weniger die Aufmerksamkeit der deutschen Literatoren als die der Geschichtsforscher. Die Geschichtsschreiber beziehen sich mit Zutrauen darauf, und es ist in Chile, wo es für ein nationales Gedicht gilt, das Buch, das am meisten gelesen wird.

Wir werden die Notizen, die wir dem Pater Alday, einem

Missionar, der einen Teil seines Lebens unter diesen Völkern zugebracht hat, verdanken, als einen Nachtrag zu den Geschichtschreibern von Chile mitteilen und nur noch weniges erinnern.

Der letzte Vertrag zwischen den Spaniern und Indianern ward Anno 1773 geschlossen. Letztere unterhalten seit dieser Zeit einen Residenten beim Kapitän-General von Chile in San Jago, und der Friede hatte ungestört bestanden. Lapeyrouse scheint geflissentlich getäuscht worden zu sein, um ihn oder die Gelehrten seiner Expedition von einer Exkursion ins Innere des Landes abzuhalten. Man spiegelte ihm einen Krieg vor, von dem die Geschichte nichts weiß. Man sagte uns, daß unter den jetzigen Umständen die Indianer treu an dem Könige von Spanien hingen und die Bergpässe gegen die von Buenos Ayres besetzt hielten. Die direkte Kommunikation der Kolonie mit dem Mutterlande, die sonst über die Cordillera bei Mendoza, die Pampas über Buenos Ayres ging, ward zu unserer Zeit über Lima und Cartagena wieder hergestellt. Ein Parlament, feierliche Volksversammlung der Indianer, bei welchen spanischerseits der Kapitän-General selbst erscheint, wo die Interessen beider Nationen erwogen und der Freundschaftsbund besiegelt wird, sollte binnen wenigen Wochen am gewohnten Grenzorte Los angeles gehalten werden, und es war uns schmerzlich, diese Gelegenheit zu verfehlen, die große Versammlung eines freien Volkes zu sehen, dessen Geschichte, selbst von seinen Erbfeinden aufgezeichnet, an großen Männern und Taten so reich erscheint.

Notizen des Missionars Pater Alday.

(Aus dem spanischen Manuskript übersetzt.)

Die Geschichte des Reiches Chile ward vom Anfange an durch Garcilaso de la Vega, seiner Geschichte von Peru beigemischt, aufgeschrieben. Unser berühmter Ercilla verherrlichte sich bis zu dem Ende seiner eigenen Sendung in heroischen Versen. Auf das treffendste schrieb in Rom der Pater Ovalla die Taten und Schicksale dieses Reiches von dessen Begründung an bis zu seiner Zeit, und endlich der Abbate Molina vollendete das Werk und führte diese Geschichte in allen ihren Teilen aus. Dieser gelehrte Exjesuit behandelt, was das Mineral- und Pflanzenreich anbetrifft, auf das

vorzüglichste, so daß dem, was er darüber sagt, nichts hinzugefügt werden kann. Unerschöpflich sind die Reichtümer, die Chile hegt, sein Boden ist der angemessenste für jedes der Erzeugnisse, die Europa bereichern, indem es an seinen äußersten Grenzen einer gleichmäßigen Temperatur genießt und weder die Gewitter kennt, die dem Seidenwurme feind sind, noch den Hagel, der die Früchte der Erde gefährdet. Kein reißendes Tier hält sich in seinen Gebirgen auf, das den Menschen bedrohen könnte, und kein einziges giftiges Gewürm kommt innerhalb seiner Grenzen vor.

Die Indianer, die das Land von dem Flusse Biobio an bis zu Osorno bewohnen, sind in vier Provinzen eingeteilt, die sich wie vier Streifen vom Norden zum Süden erstrecken. Ihre Anzahl kann sich auf ungefähr 80000 Seelen belaufen. Sie sind im allgemeinen von mehr als mittlerer Statur, kräftig und stark und von großer Behendigkeit. Alle sind außerordentlich dem Trunke ergeben*), und dies ist der Hauptgrund der Verminderung, die wir unter ihnen bemerken, wenn wir ihre jetzige Volksmenge mit der vergleichen, welche uns die Geschichte zur Zeit der Eroberung zeigt. Deshalb sagt auch ein scharfsinniger Beobachter, Don Garcia Hurtado de Mendoza habe den ärgsten Krieg gegen sie geführt, als er ihnen den Apfelbaum gegeben. Diese Bäume bilden nun ganze Wälder in ihrem Gebiete. Das Blut der Indianer findet sich heutzutage nirgends mehr rein. Es rührt her teils von den vielen Spaniern, die eine Zuflucht vor der Gerechtigkeit unter ihnen gesucht, teils von den Spanierinnen, die sie bei Zerstörung von sieben Kolonien in verschiedenen Ereignissen des Krieges zu Sklavinnen gemacht, teils von den Holländern, die in so großer Anzahl von der holländischen Expedition desertierten, welche unter der Regierung Philipps IV. bei Valdivia landete, daß deren Führer bei seinem Rückzuge zwei Galeonen zu Grunde bohren mußte, die zu bemannen er nicht mehr stark genug war. Man sieht jetzt die Nachkömmlinge dieser Holländer von Villarica und Tolten bis zu den Ufern des Rio de la Imperial.**)

Das Land der Indianer ist nach Maßgabe der Polhöhe von gleicher Fruchtbarkeit mit dem der Spanier. Aber man sieht darinnen wegen der beträchtlich verminderten Bevölkerung viele mit hohen

---

*) Ihr berauschendes Getränk ist Apfelwein; auch ärmere Kreolen bereiten und trinken ihn. Übers.

**) Die Nachrichten, die wir von der Expedition der Holländer nach Chile im Jahre 1643 unter Hendrik Brouver haben, sind im entschiedenen Widerspruch mit den hier angeführten Tatsachen. Man vergl. Burney, Chronological history, T. 3. p. 113. Molina berührt nur flüchtig dieses Ereignis. Übers.

Bäumen und niedrigem Gesträuche bewachsene Felder, deren ebener Boden bezeugt, daß sie einst dem Feldbau angehörten, und von denen sich aus vielen Zeichen dartun läßt, daß sie ihre ehemaligen Bewohner verloren haben.

Die zahlreichen Baumarten, die im Lande der Indianer sowohl in der Ebene als auf dem Abhange der Cordillera wachsen, kommen in dem spanischen Gebiet auch vor. Der Taijo nur macht eine Ausnahme. Die Rinde dieses Baumes, die glatt ist und von der Dicke einer Linie, ist für die Heilung innerlicher Aposteme und jeder Art Fistel oder Wunde von besonderer Kraft. Man trinkt für innerliche Aposteme und Geschwüre Wasser, worin sie gekocht worden, und man badet und wäscht sich für solche äußerliche Übel mit diesem Wasser und überstreut sich sodann mit dem Pulver derselben Rinde, die getrocknet und zerrieben worden. Die übrigen Pflanzen und Kräuter dieses Landstrichs sind von gleicher Eigenschaft mit denen, die das spanische Gebiet hervorbringt.

Man trifft in den Gebirgen Löwen an, die sich von andern Tieren ernähren, den Menschen aber, die sie meiden, unschädlich sind. Daselbst kommen auch etliche Bergziegen und Rehe von der Größe eines Lammes vor; ihr Fleisch ist von gutem Geschmack. Die Flüsse sind an guten Forellen und geringeren Fischarten reich. An ihren Ufern kommt ein Tier vor, jedoch nicht häufig, welches von Fischen lebt, von den Spaniern Wasserkatze und von den Indianern Guillin genannt wird. Sein Fell gibt ein schätzbares Pelzwerk ab, und das äußerst feine Haar hat seinesgleichen nicht für die Verfertigung von Hüten. *)

Wir kehren zu den Indianern zurück. Sie gebrauchen, um die Freiheit ihrer Staaten zu bewahren, eine gar behutsame Politik. Sie lassen keinen Spanier noch Fremden durch ihr Gebiet reisen, geschweige denn dasselbe durchforschen, ohne Vorwissen und Erlaubnis des Kaziken des Distriktes, welche Erlaubnis er nie erteilt, ohne den wohl zu kennen, dem er sie gibt. Dieses wird auch in Ansehung der Missionare beobachtet, die im Innern des Landes von einer Mission zur andern reisen, ohne von dem Missionare des Distriktes selbst begleitet zu sein; denn gegen diesen besondere Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen, so weit erstreckt sich das Mißtrauen des Indianers nicht. Ich werde das Maß ihrer mißtraulichen Bedächtlichkeit angeben. Die meisten Indianer sind Christen, und alle ohne Ausnahmen mögen und wollen, daß ihre Kinder getauft werden; aber sie weigern sich, sobald als solche in dem Alter sind, um den

*) Castor Huidobrius. Molina.

christlichen Unterricht zu empfangen, sie der Kirche zu überantworten, weil, sagen sie, die Missionare, falls sie sich der Kinder bemeisterten, sich auch der Eltern bemeistern, und sie also die politische Freiheit ihrer Väter einbüßen würden. Es werden daher in den Tabellen, die ich einreiche, nur die Indianer aufgeführt, die in den bestehenden Missionen als Kinder der Kirche leben, und nicht solche, die sich mit den Heiden des Distrikts vermengt.

Man kann im übrigen die Relation von Thomas Falkaner, gedruckt in London Anno 1774, nachlesen: dieser geborne Engländer brachte in Paraguay, dem Reiche Chile und an den patagonischen Küsten vierzig Jahre zu.

Die Einteilung der Indianer in vier Provinzen ist bereits erwähnt worden. Namentlich die Araukaner, die Llanistas oder Bewohner der Ebene, die Huylliches und die Pehuenches. Die Araukaner bewohnen die Küste, eingeteilt in folgende Gouvernements: Arauco, das der ganzen Provinz den Namen gibt, Tucapen, aus welchem sie stets zu ihren größten Unternehmungen ihre Feldherren erwählt haben, Lleulleu, Tixua, Imperial baxa, Voxoa, Tolten, wo die Gerichtsbarkeit von Valdivia anfängt, Maxiguirra, Valdivia, Cudico, Cumcos. Jedes Gouvernement hat seinen ersten Kaziken, der allen Bezirken befiehlt, die sein Gebiet umfaßt. Jedem Bezirke steht ein Indianer von Ansehen vor, mit dem Namen Guilmen. Die Würden von Kaziken und Guilmen sind erblich. Dieselbe Einteilung in Gouvernements und Bezirke und dieselben Namen von Kaziken und Guilmen finden in den drei andern Provinzen statt, bei den Llanistas, Bewohnern der Ebene, den Huylliches, Bewohnern des Abhanges der Cordillera, den Pehuenches, Bewohnern ihrer Höhen und innern Täler. Kein Kazike oder Guilmen mischt sich in eines andern Gebiet ein. Sie berufen, um wichtige Geschäfte abzuhandeln, Provinzialversammlungen, die der Küste von Arauco bis zu Tolten in Chile, und die von Tolten bis zu Cumcos in Valdivia. Unter ihnen herrscht die größte Eintracht. Die Kaziken kommen allein mit wenigen Kriegsleuten zu den Provinzialversammlungen; betrifft aber das Geschäft das ganze Land, so nehmen Beauftragte der andern Provinzen Anteil an den Ratschlägen, nachdem die Sache in der Versammlung einer jeglichen erwogen worden. Alle Indianer, bis auf die Pehuenches, bauen das Feld und säen Weizen, Mais, Gerste, Bohnen verschiedener Arten und Lein, dessen Samen sie essen, und dessen Stroh sie zu Besen benutzen. Sie besitzen Alle Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Hühner; die Maultiere sind selten. Sie pflanzen oder säen weder Gartengewächse noch Fruchtbäume. Rinder und

Pferde verbreiten allein den Samen des Apfelbaumes. Die Pehuenches besitzen viele Stutereien, die sie durch Fleisch und Milch mit Speisen versorgen, und ob sie gleich Rinder und Schafe halten, so essen sie doch nie deren Fleisch. Sie verarbeiten selbst die Wolle ihrer Schafe und verhandeln die Rinder an die Spanier. Die Frauen sind im allgemeinen sehr arbeitsam, sie helfen ihren Gatten bei den Arbeiten des Feldes und leben dem Manne dergestalt unterwürfig, daß die Buße, die Gott dem ersten Weibe auferlegte, sich an ihnen in ihrer ganzen Fülle offenbart.

Kalifornien.

Ein niedriges Gebirg umzäunt, wo wir sie sahen, die Küste von Kalifornien und verhindert den Blick, in das Innere zu dringen. Dasselbe hat kein vulkanisches Ansehen. Der Hafen von San Francisco, in welchem Burney (T. 1., p. 354) mit gelehrter Kritik den Hafen von Sir Francis Drake erkennt, bringt durch ein enges Tor ein, nimmt Flüsse aus dem Innern auf, verzweigt sich hinter den Höhen und macht eine Halbinsel aus dem südlich des Einganges gelegenen Lande. Das Presidio und die Mission von San Francisco liegen auf dieser Landzunge, die mit ihren Hügeln und Dünen das wenig günstige Feld war, welches sich zunächst unsern Untersuchungen eröffnete.

Die Höhen auf der nördlichen Seite des Hafens sind Kieselschiefergebirg. Der Hügel, der ihnen auf der südlichen Seite entgegensteht und worauf das Fort liegt, ist von Serpentin. Wenn man den Stand nach der Punta de los Lobos gegen Süden zu verfolgt, hört der Serpentin auf, und man trifft auf etliche fast senkrechte Lager Kieselschiefer, die gegen grobkörnigen Sandstein mit Kalkspatgängen schildförmig anliegen, und dieser Sandstein, aus dem die südlichern Hügel bis zu der Punta de los Lobos bestehen, scheint die tiefer liegende Gebirgsart zu sein. — Flugsand liegt an manchen Orten in einer beträchtlichen Höhe über dem Stein, und es hat sich stellenweise ein neuer Sandstein erzeugt.

Die Gegend um S. Francisco bietet in der nördlichen Halbkugel eine bei weitem ärmere Natur dar, als unter gleicher Breite die Küste von Chile in der südlichen. Im Frühjahr, nachdem der

Winter der Erde einige Feuchtigkeit gegönnt, schmücken sich zwar die Hügel und Fluren mit prangenden Schwertlilien und andern Blumen, aber die Dürre zerstört sie bald.

Die Nebel, welche die herrschenden Seewinde über die Küste herwehen, lösen sich im Sommer über einer erhitzten und durstenden Erde wieder auf, und das Land zeigt im Spätjahr nur den Anblick kahler braungebrannter Räume, die mit kümmerlich dem Boden angedrückten Gebüschen und stellenweis mit blendenden Triebsandwüsten abwechseln. Dunkle Fichtenwälder zeigen sich hie und da auf dem Rücken der Berge zwischen der Punta de los Reyes und dem Hafen von S. Francisco. Hierselbst ist eine stachelblättrige Eiche *) der gemeinste und stärkste Baum. Mit zackig gekrümmten Ästen, dicht gedrängten, mit Usneen behängten Zweigen, liegt sie gleich dem andern Gesträuch landeinwärts gebogen, und die belaubten Flächen, die der Seewind bestreicht, scheinen wie von der Schere des Gärtners geebnet. Die hiesige Flora ist arm und wird von keiner der Pflanzenformen geziert, die eine wärmere Sonne erzeugt. Sie bietet aber dem Botaniker vieles Neue dar. Bekannten nordamerikanischen Gattungen **) gesellen sich eigentümliche, ***) und die meisten Arten sind noch unbeschrieben. Nur Archibald Menzies und Langsdorff haben hier gesammelt, und die Früchte ihres Fleißes sind der Welt noch nicht mitgeteilt. Uns war die Jahreszeit nicht die günstigste. Wir sammelten aber den Samen mancher Pflanzen und dürfen uns versprechen, unsere Gärten bereichern zu können.

Diese Wüsten dienen vielen Tieren zum Aufenthalt, deren manche noch unbeschrieben sein mögen. Sie tragen hier den Namen bekannter Arten: kleiner Löwe, Wolf und Fuchs, Hirsch, Ziegen und Kaninchen. Ihr furchtbarster Gast ist aber der Bär, der nach den Berichten der Jäger von außerordentlicher Größe, Kraft, Wildheit und Lebenszähigkeit sein soll. Er fällt Menschen und Tiere an, ob es ihm gleich an vegetabilischer Nahrung nicht fehlt, und versammelt sich in zahllosen Scharen bei tot ausgeworfenen Walfischen am Strande. Sein Fell ändert ab von dem Braunen ins sehr Helle und zeigt oft stellenweise andere Farben. Es scheint nicht der weiße Bär von Levis und Clarke zu sein und ist auch der bekannte amerikanische schwarze nicht. Wir können ihn nicht nach dem Exemplare, das wir gesehen (eine junge Bärin), von dem europäischen

*) Quercus agrifolia.

**) Ceanothus, Mimulus, Oenothera, Solidago, Aster, Rhamnus, Salix, Aesculus? usw. Wilde Weinarten, die wir selbst nicht angetroffen, sollen weiter im Innern häufig sein und wohlschmeckende Früchte tragen.

***) Abronia, Eschscholtzia Cham. und neu zu beschreibende.

braunen unterscheiden, und der Schädel, den der Professor Rudolphi untersucht hat, schien demselben auch zu dieser Art zu gehören. Der Spanier ist wohl geübt, dies gefährliche Tier mit der Schlinge zu fangen, und ergötzt sich gern an seinem Kampfe mit dem Stiere. Die Walfische und Robben des Nordens besuchen diese Küste. Der Seelöwe ist gemein, die Seeotter jetzt nirgends häufiger als hier.

Die Vögel sind in großer Mannigfaltigkeit und Menge, der Oriolus Phoeniceus ist in unendlichen Flügen besonders häufig. Wir bemerken keine einzige Art aus der Familie der Klettrer, und ein glänzend befiederter Kolibri schien wie ein Fremdling aus dem Süden, der in diese Natur sich verirrt.

Mit traurigem Gefühl schicken wir uns an, ein Wort über die spanischen Ansiedelungen auf dieser Küste niederzuschreiben. *) Mit neidischer Besitzsucht breitet sich hier Spanien aus, nur um anderen den Raum nicht zu gönnen. Es erhält mit großem Aufwand seine Presidios und will durch Prohibition alles Handels das bare Geld nach seiner Quelle zurückzufließen zwingen. Ein wenig Freiheit würde aber bald Kalifornien zu dem Kornboden und Markt der nordischen Küsten dieser Meere und der sie befahrenden Schiffe machen. Korn, Rinder, Salz (zu St. Quentin, Alt-Kalifornien), Wein, dessen Erzeugung Nachfrage vermehren würde, geben ihm in mancher Hinsicht den Vorteil über die Sandwichinseln, deren Lage auf der Handelsstraße zwischen China und der Nordwestküste freilich die vorzüglichere ist. Und wer mit Industrie und Schiffahrt, Töchtern der Freiheit, könnte an diesem Handel vorteilhafter Anteil nehmen als eben Kalifornien, das vor allen Küsten jetzt die Seeotter besitzt!**)

Aber Kalifornien liegt ohne Industrie, Handel und Schiffahrt öde und unbevölkert.***) Es hat 6 bis 7 Jahre während der inneren

*) Jeglicher Mission stehen zwei Franziskanermönche vor, die sich verbindlich gemacht, zehn Jahre in dieser Welt zuzubringen. Sie sind von der Regel ihres Ordens dispensiert und erhalten jeder 400 Piaster von der Krone. Mehrere Missionen stehen unter einem Presidio. Der Kommandant des Presidio, Kapitän der Kompanie, hat unter sich einen Artillerieoffizier, einen Kommissär (Officier payeur), einen Leutnant, einen Alferez (Fähnrich) und achtzig Mann. Der Spanier ist immer zu Pferd. Pferde und Rinder werden hier herdenweis gehalten und sind fast verwildert; man fängt sie mit dem Lasso (Wurfschlinge). Die Waffen sind Lanze, Schild und Muskete. Die Presidios haben keinen Ackerbau, kaum legen die Offiziere Gärten an; sie betrachten sich wie Verbannte, die ihrer baldigen Zurückberufung harren. Die Pueblos, deren es wenige gibt, sind Dörfer der Spanier. Einige anfangs ausgeschickte Kolonisten und ausgediente Soldaten machen die Bevölkerung aus. Ihre Weiber sind meistens Indianerinnen. Der Gouverneur von Neu-Kalifornien in Monterey steht wie der von Alt-Kalifornien in Loretto unter dem Vizekönig von Mexiko. Zu San Francisco war zurzeit der Leutnant nach dem Tode des Kapitäns Kommandant ad interim., der Alferez abwesend.

**) Die kalifornischen Seeotterfelle stehen wirklich den nördlicheren nach, der Unterschied ist aber so sehr beträchtlich nicht.

***) Man urteile: Der Zentner Mehl, der in den hiesigen Missionen 6 Piaster kostet, kostet in St. Blas 40 Piaster und in Acapulco 50 Piaster.

Kriege Spaniens und seiner Kolonien ohne alle Zufuhr von Mexico vergessen geschmachtet. Jetzt erst während unsers Hierseins ist in Monterey das Schiff aus St. Blas eingelaufen, welches sonst jährlich die Ansiedelungen versorgte. Im Hafen von San Francisco besitzen die Missionen einzelne schlechte Barkassen, die fremde Gefangene gebaut. Das Presidio selbst hat kein Boot, und andere Häfen sind nicht besser versehen. Fremde fangen die Seeotter bis im Innern der spanischen Häfen und ein Schleichhandel, dem erst seit seinem Antritt (14 Monate) der jetzige Gouverneur von Neu-Kalifornien sich zu widersetzen strebt, versorgt allein diese Provinz mit den unentbehrlichsten Bedürfnissen. Spanien hat in der Sache von Nootka nachgegeben; jetzt verhandeln ohne Rücksicht auf seine eiteln Gebietsansprüche England und die Freistaaten von Amerika über die Ansiedelungen am Ausfluß der Columbia, und die russisch-amerikanische Kompanie hat noch eine Niederlassung wenige Meilen nördlich von S. Francisco.*)

Man schiebt aber der Erhaltung dieser Ansiedelungen einen andern Grund unter als einen politischen: nämlich die fromme Absicht der Verbreitung des Glaubens Christi und der Bekehrung der heidnischen Völker. Diesen Gesichtspunkt gab uns selbst der Gouverneur dieser Provinz als den richtigen an. Wohlan, hier wird also ein gutes Werk zweckwidrig begonnen und schlecht vollführt.

Die frommen Franziskaner, welche die Missionen in Neu-Kalifornien halten, sind in keiner der Künste und Handwerke unterrichtet, die sie hier ausüben, lehren sollen, in keiner der Sprachen, welche die Völker sprechen, an die sie gesandt sind. Es sind Mönche wie eben in den Klöstern Europas. Sie stehen je zwei in jeder Mission einer beträchtlichen Landwirtschaft vor, halten den Gottesdienst und unterhalten sich durch Dolmetscher, die selbst Indianer sind, mit ihren Pflichtbefohlenen. Alles Eigentum gehört der Gemeinde der Mission an und wird von den Vätern verwaltet. Der Indianer selbst bezieht unmittelbar keine Frucht von seiner Arbeit, keinen Lohn, wenn er etwa auf dem Presidio als Tagelöhner vermietet wird. Die Mission, dieses Vernunftwesen, bezieht den Pfennig, den er verdient. Er lernt das Eigentum nicht kennen und wird durch dasselbe nicht gebunden. Wir verkennen nicht die Milde, die väterliche Sorgsamkeit der Missionare,**) deren wir verschiedentlich Zeuge gewesen. Das

*) Eine in der Mission von S. Francisco am Namenstage des Heiligen in spanischer Zunge gehaltene Predigt, worin der Schutzpatron Christo an die Seite gestellt ward, gereichte uns mehr zum Ärgernis als zur Erbauung.

**) Ein Beispiel unter andern: Die Väter schickten ihre Indianer auf ihrem Boote nach unserm Ankerplatz her, bloß damit sie sich unser Schiff, ein neues Schauspiel für

Verhältnis bleibt aber das aufgestellte und würde, wie uns dünkt, fast nur dem Namen nach ein anderes sein, wenn der Herr von Sklaven sie zur Arbeit anhielte und nach Willkür vermietete; ernähren würde er sie ebenfalls.

Der Wilde kommt unbedachtsam in die Mission,*) empfängt da gern gereichte Nahrung, hört der Lehre zu; noch ist er frei; hat er aber erst die Taufe empfangen, gehört er der Kirche an, so schaut er mit vergeblicher Sehnsucht hinfort nach seinen heimatlichen Bergen zurück. Die Kirche hat ein unveräußerliches Recht auf ihre Kinder und vindiziert hier dieses Recht mit Gewalt. Kann dies befremden, wo das Mutterland noch die Inquisition hegt? Der Wilde ist unbedachtsam, er ist unbeständig wie das Kind. Ungewohnte Arbeit wird ihm zu schwer; er bereut den Schritt, der ihn bindet; er begehrt nach seiner angebornen Freiheit. Mächtig ist in ihm die Liebe zur Heimat. Die Väter gewähren ihren Pflegebefohlenen meist zweimal im Jahre einige Wochen Urlaub, ihre Angehörigen und den Ort ihrer Geburt zu besuchen.**) Bei Gelegenheit dieser Reisen, die truppenweis unternommen werden, fallen Apostaten ab und kommen Neophyten ein; erstere, aus denen den Spaniern die ärgsten Feinde erwachsen, suchen die Missionare erst auf Berufsreisen mit Güte wieder zu gewinnen, und vermögen sie es nicht, so wird die bewaffnete Macht gegen sie requiriert. Daher mehrere der feindlichen Vorfälle zwischen den Spaniern und Indianern.

Die Indianer sterben in den Missionen aus in furchtbar zu-

---

sie, ansehen möchten. Der Indianer in der Mission tanzt am Sonntage unter den Augen der Väter seine Nationaltänze, spielt (immer um Gewinn) seine gewohnten Hazardspiele; es ist ihm nur sein Kleid, ein Stück grobes wollenes Gewebe aus der Fabrik der Mission, zu verspielen untersagt; er kann das gewohnte Schwitzbad genießen. Die Tänze sind wild, verschieden bei jedem Volke, die dazu gesungene oder gezischte Melodie meist ohne Worte. Das Spiel wird von zwei Gegnern mit rasch vorgezeigten Stäben, paar oder unpaar, gespielt; ein Richter sitzt dabei und führt mit andern Stäben die Rechnung. Das übliche Bad der Indianer, ähnlich dem der meisten nordischen Völker, ist folgendes: Am Eingang einer Höhle am Meeresufer, darin sich die Badenden befinden, wird Feuer geschürt, sie lassen es, wenn sie genugsam geschwitzt, ausgehen und laufen dann darüber weg, sich in die See zu stürzen. Dampfbäder, den russischen ähnlich, waren sonst bei den meisten Völkern Europas gebräuchlich. Erasmus Roterodamus, Coll. diversoria. Atqui ante annos viginti quinque nihil receptius erat apud Brabantos quam thermae publicae, eae nunc frigent ubique, scabies enim nova docuit nos abstinere.

*) Den verschiedenen Missionen ist kein Gebiet angewiesen. Der Indianer geht nach Willkür in diese oder jene.

**) Zwei Kranke, Mann und Weib, die sich ihrem nahen Ende entgegen zu neigen schienen, waren, unfähig die Reise zu vollenden, aus der Schar der Beurlaubten zurückgeblieben. Sie waren nach der Mission nicht zurückgekehrt, sie hatten sich am Ufer neben unsern Zelten ohne Schirm bei den stürmischen regnichten Nächten, nackt wie sie waren, auf die feuchte Erde gelagert. Ihre Blicke hafteten hinüber auf jenen blauen Bergen, sie sahen ihr Vaterland, und sie trösteten ihr Herz, da sie es zu erreichen nicht vermochten. Der Pater, nach einigen Tagen auf sie aufmerksam gemacht, schickte sie, mild zuredend, nach der Mission zurück.

nehmendem Verhältnis. Ihr Stamm erlischt. San Francisco zählt bei tausend Indianer; die Zahl der Toten überstieg im vorigen Jahre 300, sie beträgt in diesem schon (bis Oktober) 270, wovon bloß im letzten Monat 40. Die Zahl der Proselyten muß jedoch die der Apostaten und den Überfluß der Aussterbenden übersteigen. Man nannte uns fünf Missionen, die in dieser Provinz seit Vancouvers Zeit begründet worden. Dagegen sind von den Missionen der Dominikaner im alten Kalifornien bereits etliche eingegangen, und dort sind die zum Glauben gewonnenen Völker schon als ausgestorben zu betrachten.

Hier findet keine medizinische Hilfe statt, nur den Aderlaß soll einmal ein Schiffsarzt gelehrt haben und dieses seitdem bei jeder Gelegenheit angewandte Mittel den Tod fördern. Besonders eine Krankheit, die, obgleich die Meinungen geteilt sind, die Europäer wohl hier verbreitet haben mögen, raffte ohne Gegenwehr ihre Opfer dahin. Sie herrschte unter wilden Stämmen ebenfalls, diese jedoch verschwinden nicht mit gleich furchtbarer Schnelligkeit von der Erde. Die Anzahl der Weißen nimmt dagegen zu.

Die Verachtung, welche die Missionare gegen die Völker hegen, an die sie ausgesandt sind, scheint uns bei ihrem frommen Geschäft ein unglücklicher Umstand zu sein. Keiner von ihnen scheint sich um deren Geschichte, Bräuche, Glauben, Sprachen bekümmert zu haben. „Es sind unvernünftige Wilde, und mehr läßt sich von ihnen nicht sagen! Wer befaßte sich mit ihrem Unverstand, wer verwendete Zeit darauf?“

In der Tat, diese Stämme stehen tief unter denen, welche die nördliche Küste und das Innere von Amerika bewohnen. Sie sehen im ganzen einander ähnlich, die Tcholovonen etwa ausgenommen, die wir bald an ihrer ausgezeichneten Physiognomie unterscheiden lernten (was die Väter selbst nicht vermochten). Alle sind von sehr wildem Ansehen, von sehr dunkler Farbe. Ihr flaches breites Gesicht, aus dem große wilde Augen hervorleuchten, beschattet schwarz und dicht ein langes flaches Haar. Die Abstufung der Farbe, die Sprachen, die den Wurzeln nach einander fremd sind, Lebensart, Künste, Waffen, verschiedentlich bei einigen an Kinn und Hals tatuierte Linien, die Art, wie sie sich zum Krieg oder zum Tanz den Körper malen, unterscheiden die verschiedenen Stämme. Sie leben unter sich und mit den Spaniern in verschiedenem, freundlichem oder feindlichem Verhältnisse. Die Waffen sind bei vielen Bogen und Pfeile; diese sind bei einigen von außerordentlicher Zierlichkeit, der Bogen leicht und stark, am äußern Bug mit Tiersehnen überzogen, bei andern ist er von bloßem Holz und plump. Einige

besitzen die Kunst (eine Weiberarbeit), zierliche wasserdichte Gefäße aus farbigen Grashalmen zu flechten, meist aber vergißt der Indianer in der Mission seine Industrie. Alle gehen nackt, alle sind ohne Pferde, ohne Kähne irgend einer Art. Sie wissen nur Bündel von Schilf zusammenzufügen, die sie durch ihre spezifische Leichtigkeit über dem Wasser tragen. Die an den Flüssen wohnen, leben vorzüglich vom Lachs, dem sie Fangkörbe stellen, die in den Bergen von wilden Früchten und Körnern. Keiner aber pflanzt oder säet, sie brennen nur von Zeit zu Zeit die Wiesen ab, ihre Fruchtbarkeit zu vermehren.

Die Insulaner der Südsee, weit voneinander geschieden und zerstreut über fast ein Dritteil des heißen Gurtes der Erde, reden eine Sprache; in Amerika, wie namentlich hier in Neu-Kalifornien, sprechen oft bei einander lebende Völkerschaften eines Menschenstammes ganz verschiedene Zungen. Jedes Bruchstück der Geschichte des Menschen hat Wichtigkeit. Wir müssen unsern Nachfolgern, wie uns unsere Vorgänger, überlassen, befriedigende Nachrichten über die Eingebornen von Kalifornien und deren Sprachen einzusammeln. Wir hatten es uns auf einer vorgehabten Reise nach einigen der nächstgelegenen Missionen zum Zweck vorgesetzt. Geschäfte einer andern Art fesselten uns in S. Francisco, und der Tag der Abfahrt kam heran, ohne daß wir zu dieser Reise Zeit abmüßigen gekonnt.

Wir berufen uns im übrigen auf die Berichte von Lapeyrouse und Vancouver, die wir treu erfunden haben. Seit ihrer Zeit hat sich nur weniges in Kalifornien verändert.*) Das Presidio ist neu aus Luftsteinen erbaut und mit Ziegeln gedeckt, der Bau der Kapelle noch nicht angefangen; in den Missionen ist gleichfalls gebaut worden, und die Kasernen der Indianer zu San Francisco sind von gleicher Bauart. Ein Artillerist hat Mühlen, die von Pferden getrieben werden, in den Missionen angelegt; sie sind jetzt meist außerstande und können nicht wieder eingerichtet werden. Zu San Francisco ist noch ein Stein, den ohne Mechanik ein Pferd über einen andern Stein drehet, die einzige Mühle im Gange. Für eiliges Bedürfnis zerreiben die Indianerweiber das Korn zwischen zwei Steinen. Ein Windmühle der russisch-amerikanischen Ansiedelung erregt Bewunderung und findet keine Nachahmung. Als vor etlichen Jahren Handwerker mit großen Unkosten hierher gezogen wurden, die verschiedenen Künste, deren man bedarf, zu lehren, be-

*) Ein Fort, an gut gewählter Stelle angelegt, sperrt nun den Hafen von S. Francisco.

nutzten die Indianer den Unterricht besser als die Gente racional (das vernünftige Volk), der Ausdruck, womit sich die Spanier bezeichnen; diese selbst sprachen jenen das Zeugnis.

Wir bemerkten mit Bedauern, daß nicht das beste Verhältnis zwischen den Missionen und den Presidios zu herrschen scheint. Die Väter betrachten sich als die ersten in diesem Lande, zu deren Schutz bloß die Presidios beigegeben sind. Ein Militär, das die Waffen führt und oft gebraucht, trägt unwillig die Vormundschaft der Kirche. Die Presidios, bloß von ihrer Besoldung lebend, hängen für ihre Bedürfnisse von den Missionen ab, von denen sie dieselben für bares Geld erhandeln; sie darbten während dieser letzten Zeit, und sie beschuldigten die Missionen, daß diese sie darben gelassen.

Wir müssen schließlich der edlen Gastfreundschaft erwähnen, womit Militär und Missionen unsern Bedürfnissen zuvorzukommen sich bestrebten, und der gern gegönnten unbeschränkten Freiheit, die wir hier auf spanischem Boden genossen. Wir widmen diese Zeilen der Erinnerung und des Dankes unsern Freunden in Kalifornien.

Man hat uns folgende Stämme der Kalifornier genannt, als solche, die im Bereich der Mission von San Francisco wohnen:

Die Guymen
„ Utschiun
„ Olumpali
„ Soclan
und „ Sonomi

Reden alle eine Sprache; sie machen in der Mission von San Francisco die Mehrzahl aus.

Die Chulpun
„ Umpin
„ Kosmitas
„ Bolbones
„ Tchalabones
„ Pitemen
„ Lamames
„ Apalamnes
und „ Tcholovones

Wohnen am Rio del Sacramento und sprechen alle nur eine Sprache. Sie führen die besten Waffen. Die Tcholovones, ein kriegerischer Stamm, sind mit den Spaniern gegen die andern Indianer verbunden.

Die Suysum
„ Rumpali
und „ Tamal

Sie tatuieren sich, reden dieselbe Sprache und wohnen gegen Norden, die Tamal gegen Nordwesten.

Die Ululato wohnen nördlicher als die Suysum, und deren kommen nur wenige in die Mission.

Überblick des Großen Ozeans, seiner Inseln und Ufer.

An der Westseite des Großen Ozeans bildet eine Reihe von Inseln und Halbinseln einen Vorwall vor den vielfach eingerissenen Küsten des festen Landes. Neu-Holland erscheint hinter diesem Bollwerk als die S. O.-Spitze der Ländermasse der alten Welt. Der Zusammenhang der Länder ist zwischen Neu-Holland und Asien durch verschiedene Durchfahrten unterbrochen, aber leicht im Gedanken wieder herzustellen, und so erscheint in natürlicher Verbindung die Insel Borneo, die man sonst als einen eigenen Kontinent betrachten müßte.

Der Indische Ozean dringt vom südlichen Meer zwischen beide Vorgebirge unseres Weltteils, Afrika und Neu-Holland, als ein geräumiger Meerbusen scheidend ein.

Wir kehren zu dem Becken des Großen Ozeans zurück, welches man mit gleich unpassenden Namen das Stille Meer und die Südsee zu nennen pflegt.

Die Philippinen bilden sein Ufer in dessen äußerstem Westen zwischen dem Äquator und dem nördlichen Wendekreis; sie liegen vor den Landmassen, die wir als Fortsetzung des festen Landes betrachten, und schließen sich an dieselben und namentlich an Borneo durch vermittelnde Inseln und Inselgruppen an.

Von Mindanao, der südlichsten der Philippinen, aus erstreckt sich die Kette der Vorlande nach Südosten über die Molukken und Gilolo, Neu-Guinea und verschiedene sich daran anschließende Archipelagen bis nach Neu-Kaledonien und den davor liegenden Neuen Hebriden unter dem südlichen Wendekreise. Die abgesonderte Ländermasse von Neu-Seeland kann als das südliche Ende dieses Vorwalles angesehen werden, und die Norfolkinsel deutet auf deren Verbindung. Von Luçon, der nördlichsten der Philippinen, aus erstreckt sich die Kette der Vorlande nach Nordosten über Formosa, kleinere Inselgruppen, Japan, die Kurilen, die Halbinsel Kamtschatka, die aleutischen Inseln, die amerikanische Halbinsel Alaschka und verbindet sich mit dem festen Lande der neuen Welt unter dem 60° nördl. Breite.

Brennende Vulkane erheben sich überall längs diesem Ufer, wenigstens von den Neuen Hebriden an bis nach dem festen Lande Amerikas. Man hat auch auf Neu-Seeland vulkanische Produkte angetroffen und Erderschütterungen verspürt. Landwärts des beschriebenen Saumes kommt das Vulkanische nur stellenweise und in-

sularisch vor. Es ist zu bemerken, daß die Erdstöße, welche die Philippineninseln erschüttern, auf der Insel Paragua (Palavan der englischen Karten), die in S. W. von Luçon, zwischen Mindanao und der Nordspitze von Borneo liegt, keineswegs verspürt werden.

Die Westküste beider Amerika bildet das östliche Ufer des Großen Ozeans. Sie läuft rein und ununterbrochen fort, nur im äußersten Norden und Süden zu etlichen Inseln eingerissen, und bildet nur einen Einlaß, den kalifornischen Meerbusen, gegen den nördlichen Wendekreis.

Ein brennender Vulkan erhebt sich im Neuen Kalifornien am Meeresufer, und die Halbinsel verrät vulkanische Natur. Der dem Großen Ozean zugekehrte hohe Rücken der neuen Welt bietet von Neu-Spanien an bis zu der Südspitze Amerikas eine Reihe brennender Vulkane dar.

Die Inseln des so begrenzten Meerbeckens sind in zwei Hauptprovinzen und eine abgesonderte Gruppe verteilt.

Zu der ersten Provinz gehören die Inseln, die im Osten der Philippinen zwischen dem Äquator und dem nördlichen Wendekreis bis gegen die Mitternachtslinie von Greenwich liegen. Die zweite Provinz liegt im Süden der Linie gegen den Wendekreis, welchen sie auf einigen Punkten überschreitet, und erstreckt sich von Westen nach Osten, von den Vorlanden bis zur Osterinsel und dem Felsen de Salas y Gomez in einer Ausdehnung von mehr als 100 Längengraden. Abgesondert liegt die Gruppe der Sandwichinseln gegen den nördlichen Wendekreis. Die Inseln der zweiten Provinz, die Sandwichinseln und Neuseeland sind in Hinsicht der sie bewohnenden Völker zu vereinigen.

Diese Inseln gehören in geognostischer Hinsicht zwei verschiedenen Bildungen an. Die hohen Inseln, die im Großen Ozean die Minderzahl ausmachen, obgleich sie die Hauptgruppen bilden, sind allgemein, wie in anderen Meeren und namentlich im Atlantischen Ozean, vulkanischer Natur. — Die Marianen bilden in der ersten Provinz eine mit den Philippinen parallel laufende Bergkette, die man mit den Vorlanden, die das Meerbecken begrenzen, vergleichen möchte; sie enthält wie diese, und besonders gegen Norden, fortwährend wirksame Vulkane, während die Inseln, die abgesondert inmitten des Meerbeckens liegen, zumeist erloschen scheinen. Im Westen der zweiten Provinz brennt auf Tofua ein Vulkan; und Manua Wororay auf O-Waihi, Sandwichinseln, hat noch im Jahre 1801* durch einen Seitenausbruch einen Lavastrom ergossen.

*) Im Jahre 1774 nach Choris, Voyage pittoresque.

Auf den Freundschafts- und Marquesasinseln kommen Urgebirgsarten vor; wir haben auf O-Wahu nur Porphyr und Mandelstein gesehen.

Die niedren Inseln, die sogenannten Koralleninseln und Riffe, stellen uns eine ganz eigentümliche Bildung dar, die genau zu untersuchen es uns nicht an erwünschter Gelegenheit gefehlt hat, und die wir in unserm Aufsatz über Radack nach unsern vorzüglich dort gesammelten Erfahrungen und Beobachtungen genauer beschrieben. Es sind diese Inseln und kreisförmigen Inselgruppen Tafelberge, die sich steil aus dem Abgrunde erheben, und bei denen das Senkblei keinen Grund findet; die Oberfläche der Tafel ist unter Wasser; nur ein breiter Damm um den Umkreis derselben (das Riff) erreicht bei niederem Wasserstande den Wasserspiegel und trägt auf seinem Rücken die Sandbänke (die Inseln), die das Meer besonders auf der Windseite und an den ausspringenden Winkeln des Umkreises aufwirft. Riffe und Inseln umschließen also ein inneres Becken, eine Lagune. Nur bei sehr geringem Umfang der Tafel wird solche ausgefüllt, in welchem Falle dann eine einzelne Insel anstatt einer Inselgruppe gebildet wird. Was von dem Damm untersucht werden kann, besteht aus wagerechten Lagern eines aus Korallensand oder Madreporentrümmern gebildeten Kalksteins. Auf dem Damm ausgeworfene, oft klaftergroße Felsenblöcke (Geschiebe) sind von demselben Steine, der nur oft größere Madreporentrümmer einschließt als die obern an dem Tage liegenden Lager; und wir halten dafür, daß der ganze Bau, der Tafelberg, der die Grundfeste der Inselgruppe bildet, aus dieser selben Gebirgsart besteht. Es ist eine Gebirgsart neuerer Bildung, die noch fortwährend erzeugt wird. Dieser selbe Stein, diese selbe Gebirgsart lagert sich unter demselben Himmelsstriche am Fuße aller hohen Inseln, wenigstens stellenweise, an und bildet die Korallenriffe, von denen manche gänzlich umringt sind.

Die Ebenen, die um den Fuß solcher Berge den Saum der Inseln bilden, scheinen gleiche Riffe zu sein, die bei sonst höherem Wasserstand das Meer, welches sie gebildet hat, überdeckte. Diese am hohen Land anliegenden Korallenriffe senken sich abschüssig ins Meer, so daß die Welle, auf einer schrägen Fläche sich entrollend, brandet und nicht, wie bei jenen, gegen das obere Gesims eines Felsenwalles anschlägt und bricht.*) Es ist dies derselbe Stein,

*) Wir haben dies vorzüglich genau auf O-Wahu zwischen Hana-ruru und Pearl-river beobachtet, wo wir in einem Boote der Eingebornen längs dem Riffe und zu verschiedenen Malen hin und wieder durch die Brandung fuhren. Außerhalb derselben waren etliche Boote mit dem Fischfang beschäftigt, in einer Tiefe von drei bis vier Faden.

worin man an der Küste von Guadeloupe Menschenskelette versteint eingeschlossen findet. Wir haben das berühmte Exemplar davon im Britischen Museum gesehen und die Steinart in der Berlinischen mineralogischen Sammlung genau zu vergleichen Gelegenheit gehabt.*)

Diese Korallenriffe, niedere Inselpruppen und Inseln, sind im Großen Ozean zwischen den Wendekreisen und besonders innerhalb der oben den beiden Inselprovinzen angewiesenen Grenzen ausnehmend häufig. Man trifft sie bald einzeln an, bald in Reihen, die einen Bergrücken des Meeresgrundes anzudeuten scheinen, bald in der Nähe der hohen Inseln und den Gruppen, die sie bilden, gleichsam beigesellt. Diese Bildung gehört aber nicht ausschließlich diesem Meerbecken an. Das berüchtigte Meer zwischen der Küste von Neu-Holland und der Reihe der Vorlande von Neu-Kaledonien an bis über die Torresstraße hinaus (das Meer, wo Lapeyrouse untergegangen und Flinders kaum einem gleichen Schicksal entging) ist angefüllt mit Riffen und Bänken dieser Art. Im Indischen Ozean liegen manche meist unbewohnte Inseln und Riffe zerstreut, die derselben Bildung angehören. So sind die Chagos, Juan de Nova, Cosmoledo, Asumpcion, die Amiranten, die Kokosinseln u. a. m. Die Maladiva und Laccadiva, insofern wir aus Nachrichten zu schließen wagen, die vieles zu wünschen lassen, möchten auch hierher zu rechnen sein und es zeigt uns endlich der Stein von Guadeloupe die Elemente dieser Bildung im Atlantischen Ozean, in welcher engen Meeresstraße sie sich jedoch nicht bis zur unabhängigen Ländererzeugung aufgeschwungen hat.

Im Großen Ozean und im Indischen Meere liegen die hohen und niedern Inseln gegen Westen, den begrenzenden Ostküsten der festen Lande gleichsam angelehnt, die alle von Osten gegen Westen mehrfach eingerissen sind, und wir können im Atlantischen Ozean dieselbe Bemerkung, nur auf beschränkterem Felde wiederholen. Der Mexikanische Meerbusen vergegenwärtigt uns das Chinesische Meer mit den Archipelagen, die es begrenzen, auf das treffendste; dem Jucatan ist das getrennte Land Borneo zu vergleichen und nur

*) Wir haben im Jahre 1817 zu O-Waihi am Fuße der Lava, die im Jahr 1801 vom Wororay geflossen, und wo kein eigentliches Riff ist, diesen Riffstein angetroffen. Hier enthält er Fragmente von Lava, sonst ist er identisch mit dem auf den niedern Inseln gesammelten. Der Stein von Guadeloupe ist mit den feinkörnigen Abänderungen desselben vollkommen eins und dasselbe. Wir haben auch diesen Riffstein und stellenweise Riffe auf Guajan und Manila angetroffen. In Hinsicht der aus größeren Trümmerstücken zusammengesetzten Abänderungen möchte aus der Verschiedenheit der Madreporenarten, aus welchen sie vorzüglich bestehen, eine örtliche Verschiedenheit sich ergeben. Wir meinen, daß die Arten, die am Orte selbst leben, die Elemente zu dem Steine, der gebildet wird, darreichen.

zwischen Timor und dem Kap van Diemen von Neu-Holland ist der Isthmus durchgerissen, der in Amerika den Isthmus von Darien bildet.

Auf der Westküste der alten Welt macht Europa mit der Ostsee, dem Mittelländischen Meere und den daran liegenden Halbinseln und Inseln die einzige namhafte Ausnahme zu dem Gesetz, das aus der Betrachtung der Erdkugel sich ergibt.

Ob wir gleich in den Korallenriffen und der Gebirgsart, aus der sie bestehen, das Skelett der Lithophyten nirgends an ihrem ursprünglichen Standort und an der Stelle, wo und wie sie lebten und fortwuchsen, erkennen und darin von Flinders abweichen, dessen Beobachtungen uns sonst die größte Achtung einflößen,*) so müssen wir doch glauben, daß in den Meerstrichen, wo die enormen Massen dieser Bildung sich erheben, selbst im kalten und lichtlosen Meeresgrund Tiere fortwährend geschäftig sind, durch den Prozeß ihres Lebens den Stoff zu deren nicht zu bezweifelndem fortwährendem Wachstume und Vermehrung zu erzeugen,**) und der Ozean zwischen den Wendekreisen scheint uns eine große chemische Werkstatt der Natur zu sein, wo sie den Kalk erzeugenden, niedrig organisierten Tieren ein in ihrer Ökonomie wichtiges Amt anvertraut. Die Nähe des Gesichtspunktes vergrößert freilich die Gegenstände, und es mag geneigt sein, wer mitten unter diesen Inseln ihre Bildung betrachtet, dieser Bildung in der Geschichte der Erde ein größeres Moment beizumessen, als der Wirklichkeit entspricht. Die genaue Vergleichung des Zustandes eines dieser Riffe zu verschiedenen Zeiten, etwa nach dem Verlauf eines halben Jahrhunderts, müßte, falls sie möglich und wirklich unternommen würde, über manche Punkte der Naturwissenschaft Licht zu verbreiten beitragen.

Es ist zu bemerken, daß die niedern und geringen Landpunkte, die dieser Bildung angehören, keine Einwirkung auf die Atmosphäre äußern. Die beständigen Winde bestreichen sie unverändert wie den ununterbrochenen Wasserspiegel. Sie bewirken keinen Wassernieder-

*) In dessen Reise an verschiedenen Stellen. Er nimmt an, daß die Skelette der Madreporen am Orte selbst, wo sie gewachsen, durch Ausfüllung ihrer Zwischenräume, durch hinzugefügten Korallensand und andere Madreporentrümmer in Riffstein übergehen, während ihre oberen Zweige fortwachsen, und andere auf dem so erhöhten Grund fortbauen. — Forster ist über diesen Gegenstand flüchtig, und was er davon sagt, ist der Beachtung nicht wert. — Anzunehmen, daß die Kalk erzeugenden Polypen bloß an den Wänden der schon bestehenden Riffe und deren innern Lagunen leben, würde das erste Entstehen dieser Riffe nicht erklären, deren senkrechte Höhe man nicht unter 100 Faden annehmen kann.

**) Kapitän Roß hat bei Possessionbai unter dem 73° 39′ nördlicher Breite lebendige Würmer in dem Schlamm des Grundes gefunden, den er aus einer Tiefe von 1000 Faden heraufgeholt, und dessen Temperatur unter dem Gefrierpunkt stand.

schlag, keinen Tau, und wir haben bei großer Aufmerksamkeit das Phänomen der Kimmung (Mirage), welches dem Auge besonders auffallend zu machen ihre flachen Profile sich vorzüglich eignen, an denselben nie wahrgenommen. Wir müssen als einer Ausnahme zu dieser Regel des donnernden Gewitters erwähnen, welches sich über die großen und hoch mit Palmen bewachsenen Penrhyninseln niedergelassen, zur Zeit, wo wir sie sahen.

Die organische Natur auf den Sundainseln entspricht vollkommen durch Reichtum und Fülle, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse der Erwartung, die wir von einem unter dem Äquator gelegenen Kontinent hegen. Doch ist sie leider wenig bekannt. Sein Rumpf und Bontires haben sie nur flüchtige Reisende mit wissenschaftlichem Auge angeblickt, und jetzt erst eilen Gelehrte und Sammler mehrerer Orten der reifen Ernte zu. Sie schließt sich der Natur des südlichen Asiens an, von der sie sich jedoch durch vieles Eigene auszeichnet. Neu-Holland scheint uns eine eigentümliche Schöpfung darzubieten, die sich weigert, sich von den nächst gelegenen Landen bereichern zu lassen. Die organische Natur hat sich anscheinlich von den festen Landen auf die Vorlande und Inseln, dies ist gegen den Lauf der Winde, von Westen gegen Osten, über den aus dem Großen Ozean hervorragenden Erdpunkten verbreitet.

Die Ansicht der Natur auf den östlichern Inseln der Südsee erinnert an Südasien zugleich und an Neu-Holland und ist von Amerika völlig entfremdet. Manche Pflanzengattungen breiten sich über den Indischen und Großen Ozean von der afrikanischen Küste bis auf diese Inseln aus, und man sucht umsonst nach ihnen auf der entgegenliegenden Küste Amerikas.

Auf der dieser Küste zunächst gelegenen und von den übrigen abgesonderten hohen Insel Pascha hat Forster außer den angebauten nutzbaren Pflanzen, die dem Menschen von Westen her dahin gefolgt sind, nur noch neun wildwachsende Arten gezählt.

Forster hat auf Neu-Kaledonien drei amerikanische Pflanzen gefunden.*) Wir könnten diesen etliche weitverbreitete Arten, meist Strandpflanzen, beizählen: Ipomaea maritima, Dodonaea viscosa, Suriana maritima, Guilandina Bunduc, die wie sämtlich unter andern auf Radack, Portulaca oleracea (?), die wir auf Romanzoff gefunden, u. a. m.; doch was beweisen diese gegen das Zeugnis der gesamten Pflanzenwelt? Wir heben als Beispiel einige ausgezeichnete charakteristische Gattungen heraus.

*) Murucuia aurantia, Ximenesia encelioides und Waltheria americana.

Die fünfzehn Arten der Gattung Dracaena, die wir kennen (Dracaena borealis ist Convalaria Pursch), sind von der Ostküste und Südspitze Afrikas an über Indien und die Inseln des Indischen und Großen Ozeans zerstreut. Keine kommt auf Neu-Holland vor, zwei werden auf Neuseeland gefunden, und D. Terminalis ist von Indien an bis auf die östlichen Inseln des Großen Ozeans allgemein verbreitet. Zwölf Amomumarten (außerdem kommt eine eigene auf Jamaika vor) und beide Curcuma sind über denselben Weltstrich verbreitet, und die Arten, die auf den Bergen der Sandwichinseln wachsen, sind gleichfalls in Indien einheimisch. Diese Gattungen kommen in Neu-Holland nicht vor.

Man findet von der Gattung Pandanus eine Art in Afrika, eine in Arabien, eine auf Mauritius. Brown hat deren zwei in Neu-Holland gezählt, wir auf Luçon vier bis fünf, auf Guajan zwei bis drei, und eine derselben ist auf allen Inseln des Großen Ozeans verbreitet. Eine dieser Gattung verwandte Pflanze kommt auf der Insel Norfolk (F. Bauer in Brown, Prodromus p. 341) und auf O-Wahu vor.

Eine Sagopalme wächst auf Madagascar, die andere Art auf den Inseln des malayischen Archipelagus und den Philippinen. Die Kokospalme überschreitet nicht die Torresstraße und kommt auf Neu-Holland nicht vor. Die Tacca pinnatifida ist in Südasien, Neu-Holland und den Inseln des Großen Ozeans einheimisch. Das Phormium tenax kommt einzig auf Neu-Seeland und der Insel Norfolk vor. Die Baringtonia speciosa gehört den Küsten Asiens und den Inseln des Großen Ozeans an. Zwei Arten Aleurites kommen auf den Molukkeninseln vor, eine dritte Art macht auf den Südseeinseln einen Hauptteil der Vegetation aus. — Eine Art Casuarina kommt in Afrika, eine in Indien und auf den Inseln des Großen Ozeans vor; die übrigen sind auf Neu-Holland ausschließlich einheimisch.

Von den neuholländischen zahlreichen Gattungen Metrosideros Melaleuca und Leptospermum kommen nur eine Art in Indien, mehrere in Neu-Seeland, Neu-Kaledonien, O-Taheiti und den Sandwichinseln vor, die Gattung Eucalyptus scheint auf Neu-Holland beschränkt. Von der neuholländischen Form der blätterlosen Akazien kommt eine Art auf Mauritius und eine in Cochinchina vor. Eine solche ist auf den Sandwichinseln der Stolz der Wälder und der vorzüglichste Baum. Das Santalum (Sandelbaum), eine indische Gattung, zu der Brown fünf neue Arten auf Neu-Holland gefunden hat, kommt auf den Fidji- und Sandwichinseln vor.

Wir beschränken uns hier auf diese wenigen Züge:

Die vorherrschenden Pflanzenfamilien sind auf Luçon: die Urticeae, die Leguminosae in vielfach wechselnden Gestalten, die Contortae und Rubiaceae. Wir haben an zwölf Arten Palmenbäume gezählt, und es mögen deren mehrere vorkommen, sie sind indes nur untergeordnet. Nipa bleibt in den Sümpfen, andere Zwergarten im Schatten der Feigenwälder verborgen, und nur der Kokosbaum, wo er, angepflanzt, schöne Wälder bildet, entspricht der Erwartung, die diese Pflanzenform in uns erweckt.*) Das schönste der Gräser, das Bambusrohr, dessen es mehrere Arten gibt, die bereits Loureiro (Flora cochinchinensis) unterscheidet, gibt der Landschaft einen eigentümlichen und lieblichen Charakter.

Diese reiche Flora scheint auf den Inseln des Großen Ozeans von Westen gegen Osten zu verarmen. Die Palmen verschwinden zuerst, bis auf den Kokos, der den niedern Inseln anzugehören scheint und namentlich die Penrhyn mit einem luftigen Baldachin überschattet, unter welchem das Auge zwischen den blanken Stämmen den Himmel durchscheinen sieht; der Bambus tritt zurück, die andern Elemente der Flora mischen sich anders. O-Taheiti hat manche Pflanzen, die den Sandwichinseln zu fehlen scheinen, und diese andere, die auf O-Taheiti nicht vorkommen.**)

Die dem ewigen Schnee angrenzenden Höhen von O-Waihi bleiben in ihrer Abgeschiedenheit die geheimnisreichste, reizendste Aufgabe für die Botaniker, solange die Ernte, die Menzies darauf gesammelt, der gelehrten Welt vorenthalten wird.

Am dürftigsten begabt ist, am nächsten der amerikanischen Küste, die Osterinsel, die freilich über den Wendekreis hinaus liegt.

Assompcion (ein unwirtbarer Vulkan im Norden der Ladronen, gegen den 20° nördlicher Breite gelegen) bot eine reichere Ernte den Gelehrten der Lapeyrousischen Expedition dar.

Die Vegetation scheint nur spät und zögernd sich auf den niedern Inseln anzusetzen. Sandbänke von einer beträchtlichen Ausdehnung schimmern häufig weiß und nackt über den Wellen. Einmal begonnen, mag sie schnelle Fortschritte machen, doch zeigt sie sich auf den verschiedenen Inseln und Inselgruppen auf sehr ungleicher Stufe.

Wo der Kokosbaum sich eingefunden, ist die Erde für den Empfang des Menschen bereit, und der Mensch fehlt in der Südsee selten, wo er leben kann.

---

*) Wir haben gleichfalls auf den schön begrünten Ufern der Caspar- und Sundastraße die Palmen nirgends vorherrschend gesehen.

**) Auf O-Taheiti die Baringtonia speciosa und Casuarina equisetifolia, auf den Sandwichinseln das Santalum.

Die Fauna der Sundainseln bietet uns meist dieselben Familien und Gattungen dar, die im südlichen Asien einheimisch sind, aber viele der Arten sind eigentümliche.

Unter einer Mannigfaltigkeit von Affen zeichnet sich der Orang-Utang aus, die dem Menschen ähnlichste Art, deren nächste Verwandte man in Afrika antrifft. Man findet den asiatischen Elefanten, eine eigne Art Rhinozeros, mehrere Hirsche, Schweine usw.

Die Säugetiere, die auf Neu-Holland gefunden worden, haben fast durchgängig neue Arten und Gattungen, neue auffallende Formen gezeigt. Die größte der untersuchten Arten, ein Känguruh, ist, mit den Tieren der übrigen Kontinente verglichen, nur klein, aber das Dasein größerer noch unbekannter Arten ist durch das Zeugnis mehrerer Reisenden beglaubigt. Die Vögel zeigen auf beiden Landen eine minder auffallende Verschiedenheit. Von zwei Arten Kasuar kommt die eine auf den Sundainseln, die andere auf Neu-Holland vor.

Der größere Reichtum herrscht auf den Inseln; die Papageien, Hühner und Tauben, die Gattung Buceros zeichnen sich aus.

Der Psittacus formosus und die Menura machen zwei eigentümliche neuholländische Gattungen aus. Die Paradiesvögel scheinen dem uns so unbekannten Lande Neu-Guinea ausschließlich anzugehören.

Die Inseln und das feste Land sind nach Maßgabe des Himmelsstriches, unter dem sie liegen, an größeren Amphibien gleich reich, und namentlich Krokodile kommen auf beiden vor.

Mehrere Tierarten haben sich von der Nordspitze von Borneo auf die nächstgelegenen Inseln verbreitet. Man findet auf Jolo (Sooloo der englischen Karte) noch den Elefant und auf Mindanao mehrere der größeren Affenarten. Wenigere Säugetiere sind von der Nordspitze derselben Insel auf Paragua übergegangen, und die Zahl der Arten ist auf Luçon, der nördlichsten der Philippineninseln, schon sehr beschränkt.

Auf den westlichsten der Inseln, in der nördlichen Provinz bis auf die Marianen, in der südlichen bis auf die Freundschaftsinseln, hat sich die große Fledermaus (Vespertilio Vampyrus) verbreitet. Eine kleine Art kommt noch auf den Sandwichinseln vor. Das am weitesten verbreitete Säugetier ist eine Ratte, die sich überall und selbst auf der Osterinsel gefunden hat.

Die Landvögel finden sich auf den hohen Inseln in ziemlicher Menge und Mannigfaltigkeit, und manche Arten derselben scheinen sogar kein anderes Vaterland anzuerkennen.

Eine Krokodilenart ist bis auf die Pelewinseln verbreitet. Nur einmal hat ein solches Tier auf Cap sich gezeigt und in der südlichen Provinz auf den Fidjiinseln (Mariners Tonga, I. p. 327). Ein Iguan wird weiter bis auf den Marianeninseln und Cap gefunden.

Alle Inseln sind an Insekten ausnehmend arm. Es ist merkwürdig, daß der Floh dem Hunde und dem Menschen auf die Inseln des Großen Ozeans nicht gefolgt war und erst von den Europäern dahin gebracht ist. Nach unserer Erfahrung gilt diese Bemerkung von den Inseln der ersten Provinz ebensowohl als von Neu-Seeland und den Sandwichinseln.

Der gemeine Erdwurm scheint ein allgemein verbreitetes Tier zu sein; wir haben ihn auf den niedern Inseln gefunden, wo sich nur Humus gebildet hatte.

Wir erheben uns von der Ansicht der Natur zu der Betrachtung des Menschen.

Die erste Menschenrasse, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist die der Papuas oder Australneger mit wolligen Haaren, vorspringenden Kinnladen, wulstigen Lippen und schwarzer Haut. Diese Neger erscheinen uns vor der Einwanderung anderer Völker und Anbeginn der Geschichte als Eingeborne der ostindischen Inseln und eines Teils der nächsten Kontinente und Vorlande. Sie sind auf den meisten Punkten von eingewanderten Völkern verdrängt worden und haben sich vor ihnen in die Berge des Innern geflüchtet, die sie als vereinzelte wilde Stämme bewohnen.

Wir treffen zuerst im Westen auf der Insel Madagascar, wie auf den ostindischen Inseln, zwei bestimmt verschiedene Menschenrassen an. Die uns bekannteren Madagassen, die, in verschiedene einander feindliche Reiche geteilt, alle Küsten behaupten, sind *ein* Volk und reden *eine* Sprache. *Drury* nennt sie eben auch Neger. Ihr Haar ist lang und glatt; einzelne Fürstenfamilien zeichnen sich durch hellere Farbe aus. Ihre Ähnlichkeit mit dem malayischen Menschenstamm und in ihrer Sprache die Gemeinschaftlichkeit vieler Wurzeln mit den übrigen Dialekten sind auffallend. Die Einwirkung des Islam auf ihre Sitten ist gleich unverkennbar. Von jeher standen die Araber in Handelsverkehr mit ihnen. Die Vizimbers mit fast wolligem Haare, mit künstlich verbildetem Hirnschädel, mit eigentümlichen Sitten und Sprachen scheinen, jetzt zerstreut und unstät, die Urbewohner der Insel gewesen zu sein.

Sollen wir die Madagassen von Ostindien, die Vizimbers aber von Afrika herleiten, oder sollen wir sie mit den Papuas, denen sie zu vergleichen sind, vereinigen?

Die kleinern Inseln des Indischen Meeres waren vor den Europäern unbewohnt.

Wir erkennen die Australneger in den Urbewohnern von Cochinchina, den Moys oder Moyes, die gegen den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Ausgewanderte aus Tungquin von tatarischer Rasse in die Berge zwischen Cochinchina und Cambodja, ihren jetzigen Aufenthalt, zurückscheuchten, und in den Bergbewohnern der malayischen Halbinsel, welche Samang, Bila und im südlichen Teile Dayack genannt werden. Die Völker von den Andamaninseln sind anscheinlich von gleicher Rasse. Die Papuas sind unter verschiedenen Namen im Innern mehrerer der malayischen Inseln noch vorhanden, und es scheint, daß sie sich sonst auf allen vorgefunden. In den frühern Reisebeschreibungen der Araber wird ihrer verschiedentlich erwähnt.

Die Ätas oder Negritos del Monte, die Papuas des Innern der Philippineninseln, sind gleichfalls die Urbewohner dieses Archipelagus, los Indios der Spanier; die Weißeren sind fremde Eroberer, und die Ortsbenennungen, die längs der Küste noch in den Sprachen der Papuas bestehen, sind Monumente, die diese von ihrem Besitzrechte hinterlassen haben. Wir finden dieselbe Menschenrasse unter ähnlichen Umständen auf Formosa wieder, und die Geschichte von Japan gedenkt schwarzer Einwohner, welche man auf den Inseln an der südlichen Küste von Niphon angetroffen.

Wir finden die Australneger in meist ungestörtem, ungeteiltem Besitz von Neu-Guinea oder dem Lande der Papuas und den östlicher gelegenen Inseln, die mit den neuen Hebriden und Neu-Kaledonien die Kette der Vorlande bilden, und erkennen sie in den Völkerschaften, die Forster zu seiner zweiten Hauptgattung der Südländer rechnet. Sie bestehen auf etlichen der östlichern dieser Inseln mit der andern Hauptrasse zugleich und erscheinen durch Vermischung mit ihr an manchen Orten sehr verändert.

Crozet im Nouveau voyage à la mer du Sud hat diese Neger unter den Bewohnern der Nordspitze von Neu-Seeland angetroffen, woselbst sie spätere Reisende nicht wieder gefunden haben.

Die Westküste von Neu-Holland und Vandiemensland sind von eigentlichen Papuas, von Negern mit wolligem Haar, bewohnt. Die übrigen Völkerschaften dieses Kontinents scheinen zu einer eigentümlichen Rasse zu gehören, die überall auf der untersten Stufe der Bildung steht. Sind auch hier die Neger die Ureinwohner, und haben es jene Armseligen dennoch vermocht, sie vor sich her in die äußersten Winkel ihres ehemaligen Landes zu treiben? Oder sind

sie später und auf Schiffen eingewandert? — Wir erkennen in ihnen kein Schiffervolk.

Wir wissen fast nichts von den Haraforas, Alfuriern oder Alfôirs, die von vielen mit den Papuas verwechselt worden, von denen sie jedoch verschieden scheinen. Sie gehören nach Leyden zu den wildesten und ältesten Bewohnern dieser Inseln und sind eine eigentümliche Menschenrasse von langem Haarwuchs und öfters von hellerer Farbe als die Malayen.

Wir finden in den Geschichtsschreibern von Manila keinen Grund, eine dritte, von den Negern und den gebildeten hellfarbigen Küstenbewohnern verschiedene Rasse auf diesen Inseln anzunehmen.

Die Sprache der Papuas, die mitten unter andern Völkern in vereinzelten Stämmen außer aller Gemeinschaft und Verbindung leben, muß sich in viele, ganz abweichende Mundarten gespalten haben; die Malayen der Halbinsel Malakka betrachten die Dialekte der Neger des Gebirges als bloßes Zwitschern, der Stimme größerer Vögel allein vergleichbar, und es herrscht auf manchen der Inseln keine günstigere Vorstellung davon. — Die Sprache der Haraforas gilt eben auch für eine ganz besondere, die mit den Sprachen der übrigen Völker nichts gemein hat. Von den Ätas der Philippinen behaupten dagegen die Spanier, daß in der Regel ihr Idiom eine große Übereinstimmung mit dem der Küstenbewohner habe (Fra Juan de la Concepcion), und daß sie Dialekte derselben Sprache reden als die Indianer (Zuñiga).

Nach Forster sind die Sprachen der Völkerschaft seiner zweiten Menschenrasse nicht nur von der gemeinsamen Sprache der Südländer gänzlich verschieden, sondern auch untereinander völlig fremd und unähnlich. Die von ihm mitgeteilten Proben enthalten jedoch außer den Zahlwörtern noch einige wenige Wurzeln, die gemeinschaftlich sind; und dieselbe Bemerkung ist auch auf die Vokabularien anwendbar, die Lemaire und Schuten auf Neu-Guinea und der Isle de Moise gesammelt haben.

Die Sprachen auf Neu-Holland scheinen unter sich und von den Dialekten der anderen Menschenrasse abweichend, jedoch sind die Wörtersammlungen, die man davon hat, unzulänglich, ein Urteil zu begründen. Sir Robert Brown hat uns versichert, daß die Völkerschaften, mit denen er verkehrt, nicht über vier zu zählen vermögen, und daß fünf und viel für sie zusammenfließen.

Wir kommen nun zu der vorherrschenden Menschenrasse von schöner Gesichtsbildung, langem, lockigem Haar und weißer, jedoch

von Einwirkung des Klimas mehr oder weniger gebräunter Farbe, die von Madagascar im Westen bis zu der Osterinsel im Osten verbreitet ist.

Wir müssen mit Marsden die Identität des Sprachstammes anerkennen, zu dem alle Dialekte gehören, welche die verschiedenen über so unermeßlichen Raum zerstreuten Völkerschaften reden. Die Übereinstimmung der Zahlwörter in allen Mundarten von Madagascar bis zu der Osterinsel kann, streng genommen, nur gemeinschaftliche Berührung, nicht gleiche Abstammung beweisen. Die Zahlen werden leichtlich von einer fremden Sprache angenommen, wir finden dieselben in manchen Mundarten der Papuas, deren Stammverwandtschaft zweifelhaft bleibt, und die Einwohner der Marianen haben zuerst in ihrer Sprache zu zählen vergessen, indem sie sich die spanischen Zahlen angewöhnt.

Man findet in allen Mundarten außer den gleichen Zahlwörtern eine beträchtliche Anzahl gemeinschaftlicher Wurzeln, die meist die nächsten, einfachsten Dinge und Begriffe bezeichnen, und die von einem Urstamm ererbt, nicht aber von einem fremden Volk erlernt scheinen. Wir können diese Wurzeln in den Vokabularien von Madagascar wie in denen der Inseln des Großen Ozeans nachweisen.

Endlich ist die Sprachlehre in den mir bekannten Dialekten Malayu, Tagalog, Tonga, mehr oder minder ausgebildet, im wesentlichen dieselbe; und nichts berechtigt uns anzunehmen, daß es sich in den minder bekannten anders verhalte. — Das sehr einfache Sprachsystem ist bei Mehrsilbigkeit der Wurzeln ungefähr dasselbe als in den einsilbigen Sprachen. Es findet keine Wortbiegung statt, die Wurzeln stehen entweder, wie im Chinesischen, schroff bei einander und erhalten von der Stellung ihren Wert oder werden in den ausgebildeteren Dialekten durch verschiedentlich angehängte oder eingeschaltete Partikeln bedingt.

Es bewohnen viele verschiedene und verschieden redende Völkerschaften dieser Menschenrasse die Inseln des ostindischen Archipelagus. Leyden stellt uns die reinere im Innern der Insel gesprochene Mundart des Javanischen dar als mit dem Sanskrit nahe und innig verwandt. Die einfachsten Gegenstände und Begriffe werden durch Wörter ausgedrückt, die vom Sanskrit nur in der Aussprache abzuweichen scheinen, wie es der Gebrauch eines minder vollkommenen Alphabets notwendig bedingt. Sprache, Monumente und Geschichte weisen auf Indien zurück.

Die Geschichte zeigt uns zuerst im zwölften Jahrhundert eine dieser Völkerschaften, die Malayen, von der Gegend Manangkabau

im Südwesten von Sumatra, ihrem ersten Wohnsitze aus, ihre Eroberungen und das Gesetz Mohammeds, welches sie von handelnden Arabern empfangen, sowohl auf dem festen Lande der Halbinsel Malakka als an den Küsten der übrigen Inseln ausbreitend. Die bekehrten Völker werden oft mit ihnen verwechselt und die Ausdrücke Malayen, Mauren und Mohammedaner ohne Kritik als gleichbedeutend gebraucht.

Wir finden im dritten Buch des Marco Polo ein Bild dessen, was dieser Archipelagus am Ende des 13. Jahrhunderts war, und dieses Bild ist noch heute treffend; die Bemerkungen dieses Reisenden sind im Bereich seiner eigenen Erfahrungen immer treu, und die Fabeln, die er auf Autorität erzählt, sind an den Orten, wo er sie gesammelt hat, noch nicht verschollen. Pigafetta verdient ein gleiches Lob. Marco Polo fand, daß die Menschen, so im Reiche Felech auf der Insel Klein-Java am Meere wohnten, Mohammedaner waren, die das Gesetz Mohammeds von den Kaufleuten gelernt, die dahin verkehrten. Pigafetta, der im Jahre 1521 auf Tidori war, berichtet, daß die Mauren seit etwa fünfzig Jahren die Molukken erobert und ihren Glauben dahin verpflanzt hätten. Die Wörtersammlung, die er dort machte, stimmt mit dem jetzigen Malayischen überein.

Das Malayische ist in diesem Teile der Welt zur allgemein vermittelnden Sprache geworden, zur Sprache alles Handels und Verkehrs, und es wird im Innern der Häuser der Europäer bis am Vorgebirge der guten Hoffnung geredet. Diese Sprache ist uns vollkommen bekannt; Marsdens Dictionary und Grammar, London 1812, lassen uns nichts in dieser Hinsicht zu wünschen. Man findet in der Introduktion zur Grammar die Geschichte der Sprache und die Literatur der Quellen zu deren Erlernung.

Das Malayische ist ein später aufgeblühter Zweig des gemeinsamen Sprachstammes. Es enthält neben einem Teile gemeinsamer Wurzeln einen beträchtlichen Teil indischer Wörter, und der Islam hat eine spätere Einwirkung gehabt, die oberflächlicher geblieben ist. Das arabische Schriftsystem hat das indische verdrängt, welchem die heidnischen Völker in eigentümlicher Ausbildung noch anhängen. Die vier Arten des Stils und des Ausdrucks in der gemeinsamen malayischen Sprache, die dem Range und den Verhältnissen derer, die sie reden, sich aneignen: die Sprache des Hofes, der Großen, des Landvolkes und des Marktes, sind nur von Unkundigen für Dialekte angesehen worden. In der malayischen Grammatik ist uns ohne Wahl ein Vergleichungspunkt für die übrigen minder bekannten Zungen dieses Sprachstammes gegeben.

Wir verdanken dem Forschungssinn der Engländer unsere zunehmende Kenntnis der Völker und Sprachen der ostindischen Inseln und verweisen für deren Studium auf die bereits angeführten Schriften: Marsdens Sumatra, Raffles Java, die Asiatic Researches, das Asiatic Journal usw. Es wird ihrer Gelehrsamkeit gelingen, die Monumente verschollener Geschichten auf Java zu entziffern, Sprachen und Sitten in ihrem Zusammenhange mit denen anderer Völker zu erhellen, das Stammvolk, das uns beschäftigt, von dem hohen Asien herzuleiten und den Weg nachzuzeichnen, auf dem es zu seinen jetzigen meerumspülten Wohnsitzen gewandert ist.

Die Philippinen bieten uns eine eigentümliche Familie desselben Volkes und derselben Muttersprache dar. Wir finden hier die Sprache auf dem höchsten Standpunkt ihrer eigentümlichen selbständigen Ausbildung, und die Lehrbücher der verschiedenen Dialekte, die wir den spanischen Missionaren verdanken, eröffnen uns einen linguistischen Schatz, in welchen wir einen Blick zu werfen versuchen werden.

Die Küstenbewohner dieser Inseln, die man als ihre ersten Eroberer betrachten kann, los Indios der Spanier, reden nach ihren Völkerschaften sieben verschiedene Hauptdialekte, nämlich: im Norden von Luçon die Pampangos, Zambales, Pangasinanes, Ylocos und Cayayanes; in der Gegend von Manila die Tagalos, und auf allen südlichern Inseln mit einigen Idiotismen die Bisayas.*)

Die Spanier sind Fremde auf den Philippineninseln. Viele Stämme der Indianer haben im Innern selbst von Luçon ihre Unabhängigkeit behauptet, und die der Küsten, die mit dem Christentum das fremde Joch übernommen, haben die fremde Sprache nicht erlernt. Die Mönchsorden, welche die geistliche Eroberung der Völker vollbrachten und die politische Herrschaft sichern, haben sich deren Sprache angeeignet. Das Tagalog besonders, welches durch den Umstand, daß es um die Hauptstadt gesprochen wird, zur Hauptsprache geworden, hat durch sie nicht nur an Hilfsbüchern zu dessen Erlernung, sondern auch an erbaulichen Schriften aller Art, beides in Prosa und Versen, eine ansehnliche Literatur erhalten. Fr. Francisco de San Joseph wird el Ciceron, Fr. Pedro de Herrera el Horacio Tagalo genannt, und es fehlt selbst an Tragöden nicht, die den Dionysius Areopagita übersetzt. Die Artes und Vocabularios der Pampango-, Bisaya- und Ylocosprachen

*) Nach Marigondon, am Ufer der großen Bucht von Manila, wurden in alter Zeit Eingeborene der Molukkeninseln versetzt; ihre Nachkommen reden bei dem Tagalog und Spanischen noch ihre Sprache, die sie mit Vorliebe bewahren. F. Juan de la Concepcion, T. 7. p. 102.

sind im Drucke erschienen. Die Hilfsbücher der übrigen Mundarten sind Manuskript, und die Abschriften, durch welche sie vervielfältigt werden, befinden sich meist nur in den Provinzen in den Händen der Padres.

Die sieben angeführten Mundarten kommen nach dem Zeugnis aller Tagalisten im Wesentlichen der grammatischen Formen wie in den Wurzeln überein. Wir haben selbst die Lehrbücher der Tagala-, Pampango- und Bisayasprache verglichen und nur unbedeutende Abweichungen bemerkt. Wenn die Verschiedenheit der Aussprache den Eingebornen einer Provinz sich in einer andern gleich zu verständigen hindert, reicht eine kurze Frist doch hin, den Abstand auszugleichen, und er lernt bald die eigene Sprache erkennen. Was mithin von dem Tagalog gesagt wird, ist gleichfalls auf die übrigen Dialekte anwendbar.

Leyden hat in den Asiatic researches p. 207 die tagalische, malayische, Bugis- und javanische Sprache als Schwestersprachen aufgestellt, den künstlichern Bau der tagalischen auf die Elemente der malayischen zurückgeführt und in beiden die Identität der Partikeln erwiesen, worauf in einem Sprachsystem, dem jede Wortbiegung fremd ist, alle Grammatik beruht.

Leyden scheint uns den verdienstlichen Fleiß nicht genug zu würdigen, womit die Tagalisten das mit allen Partikeln, die es bedingen, verschiedentlich verbundene Zeitwort, bei einfacher, gedoppelter oder halbgedoppelter und außerdem euphonisch veränderter Wurzel, in eine Konjugationstabelle gebracht haben, die wenigstens einen leichten Überblick gewährt. Es ist unstreitig, daß bei diesem Vorzuge ihre Darstellung des tagalischen Zeitwortes der ursprünglichen Einfalt der Sprache nicht entspricht und unser Sprachsystem da zu vergegenwärtigen strebt, wo wirklich ein anderes vorhanden ist.

Durch Artikel und Präposition werden an dem Hauptwort meist nicht mehr als ein direkter und indirekter Fall bezeichnet. Der Plural, und nicht wie im Malayischen der Singular, wird besonders durch eine getrennte Partikel bezeichnet. Die Pronomina sind dieselben wie im Malayischen, nur vollständiger. Es gibt außer den zwei Pluralen der ersten Person, von denen der eine die angeredete Person mit inbegreift und der andere sie ausschließt,*) noch einen Dual von jeder Person. Die Pronomina haben im direkten und indirekten Fall verschiedene Formen. Der Wurzel, die die

*) Diese zwei Plurale der ersten Person finden sich außer in gegenwärtigem Sprachstamme noch in der Quitchua- oder peruvianischen Sprache.

Handlung ausdrückt, werden Partikeln vor- und nachgehängt und eingeschaltet, die den Präpositionen unserer Sprache entsprechen und an ihr die Zeit und die Beziehungen bezeichnen, welche wir an den Haupt- und Fürwörtern entweder durch Beugung derselben oder durch sie begleitende Präpositionen auszudrücken pflegen; daher die drei Passiva, deren Sinn und Gebrauch zu lehren die schwierigste Aufgabe der Tagalisten ist. Wir können in einem Satze nur Subjekt oder Objekt der Handlung im Nominativ setzen und die Beziehung an dem Zeitwort selbst bezeichnen, Aktiv und Passiv, amo et amor, dänisch Jeg elsker og elskes. Die Tagalen vermögen das Subjekt, das Objekt, den Zweck oder das Werkzeug und den Ort der Handlung im direkten Fall zu setzen und die Beziehung am Zeitwort auszudrücken. Der Sinn entscheidet, was als Nominativ der Phrase hervorgehoben und vorangesetzt werden soll, und die Form des Zeitwortes richtet sich danach. Man kann auf die Weise in dem Satze: Petrus hieb dem Malchus das Ohr ab mit dem Schwert, auf Petrus (das Subjekt), was schneidet (aktive Form), das Ohr (das Objekt), was geschnitten wird (erste Passivform mit y), das Schwert (das Werkzeug), womit geschnitten wird (zweite Passivform mit in), und auf Malchus (den Ort), woran geschnitten wird (dritte passive Form mit an), den Nachdruck beliebig legen. Die Feinheit und die Schwierigkeit der Sprache liegen in dem Gebrauch. Dieselben Partikeln, welche die Wurzeln als Zeitwort bedingen, bedingen sie auch in ähnlichen Verbindungen als Haupt- und Eigenschaftswort. Das bereits zusammengesetzte Wort wird als einfaches behandelt und nochmals zusammengesetzt; der Reichtum erwächst aus dem Reichtum, aber es findet keine eigentliche Wortbeugung statt.

Die Tagalen brauchen in ihrer Poesie Verse, die, obgleich eigentümlich, durch die Zahl der Silben und eine Art Reim oder Halbreim an spanische Silbenmaße erinnern. Sie haben jedoch die künstlichern Kanzonen und Sonette, die ihnen der Padre Francisco de San Joseph zu geben versucht, aufzunehmen sich geweigert. Wir haben uns vergeblich bemüht, Proben von ihren ursprünglich heidnischen Liedern, deren es noch welche gibt, an uns zu bringen. Wer beachtet in dem Lande selbst Geschichte, Kunst und Altertümer eines unterdrückten Volkes?

Die Küstenbewohner der Insel Formosa, im Norden der Philippinen, scheinen uns zu demselben Volksstamm, ihre Sprache zu derselben Stammsprache zu gehören.

Wir kommen zu den im Osten der Philippinen gelegenen Inseln, die wir als die erste Provinz von Polynesien betrachtet haben. Wir

finden in ihren Bewohnern eine Völkerfamilie, welche dieselben Sitten und Künste, eine mit großer Kunst ausgebildete Schiffahrt und Handel vielfach verbinden. Ein friedliches, anmutiges Volk, betet keine Bilder an, lebt, ohne Haustiere zu besitzen, von den Gaben der Erde und opfert unsichtbaren Göttern nur die Erstlinge der Früchte, wovon es sich nähret. Es baut die kunstreichsten Fahrzeuge und vollbringt bei großer Kenntnis der Monsuns, der Ströme und der Sterne weite Seereisen. — Auf den westlichen Inseln, den Pelewinseln, Cap, den Marianen, finden sich Bräuche der ostindischen Insulaner, wie das Käuen des Betels, eingeführt.

Bei einer großen Ähnlichkeit der meisten Völkerschaften (andere, wie die der Pelewinseln, die durch Schamlosigkeit der Sitten und mindere Kunde der Schiffahrt sich auszeichnen, möchten fremd in die Familie getreten sein) und bei dem vielfachen Verkehr, der sie unter sich verbindet, herrscht unter ihnen eine große Verschiedenheit der Zungen. Wir waren berufen, Sprachproben ihrer Mundarten zu sammeln, indem wir mit ihnen selbst in näherer Verbindung gestanden als andere wissenschaftliche Reisende vor uns.

Die Völker der Marianen gleichen nach Fra Juan de la Concepcion den Bisayas, wie an Ansehen so auch an Sprache, welche letztere jedoch in einigen Dingen abweicht (in algunas cosas alterado). Diese Chamori- oder Marianasprache ist aber fast mit dem Volke, das sie sprach, verschwunden; die neue Generation redet die Sprache der Eroberer und die eigene nur noch durch deren Einmischung entstellt. Es ist zu bemerken, daß nur noch spanisch gezählt wird, und es uns Mühe gekostet hat, die Zahlwörter der Marianasprache zu erhalten. — Es scheinen andererseits Benennungen aus den Philippinensprachen für manche der eingeführten fremden Tiere und Gegenstände obgesiegt zu haben. — So haben auch auf den Pelewinseln Tiere, welche die Engländer eingeführt, malayische Namen erhalten (die Ziege Gaming, malayisch Kambing).

Ein Vocabulario de la lengua Mariana in der Form der Vokabularien, die wir von den Sprachen der Philippinen haben, und namentlich das Vocabulario Tagalog von Fr. Domingo de los Santos befindet sich noch, von den Jesuiten herrührend, in Agaña; eine Arte scheint zu fehlen. Es vermodert dieses Manuskript unbenutzt, da die spanische Sprache den jetzigen Seelsorgern zu ihrem Amte genügt. Wir haben uns bemüht, dem grammatischen Bau der Chamorisprache nachzuforschen, und haben in Manila die Padres aufgesucht, die den Missionen auf Guajan vorgestanden. Etliche hatten die Sprache eigentlich nicht erlernt, und ein Greis war unvermögend, Rechenschaft davon zu geben. Die Ortsbenennungen

endigen auf den Marianen wie auf den Philippinen meist in an, eine Partikel, die in den Sprachen der Philippinen die örtliche Beziehung bezeichnet und das dritte Passivum bedingt, und wir finden noch andere Merkmale der Analogie, welche alle in den Mundarten der Karolineninseln wegfallen. Don Luis de Torres hat uns versichert, daß in der Marianensprache und in der von Ulea keine Wortbeugung stattfindet.

Ein Vokabularium des auf den Pelewinseln gesprochenen Dialekts wird uns in Wilson mitgeteilt,*) welches uns nur wünschen läßt, daß man, um die Sprachlehre zu beleuchten, denselben Fleiß angewandt hätte oder uns nur etliche Proben, etliche Lieder mitgeteilt, die uns einen Blick darin zu werfen gegönnt hätten.

Diese Arbeit hat für uns mehr Autorität, als eine geringe, flüchtig hingeworfene Wörtersammlung, die uns ein Spanier in Manila mitgeteilt und die wir aus diesem Grunde unterdrücken. Sie würde nur dartun, wie derselbe Laut von verschiedenen Nationen anders aufgefaßt und anders aufgezeichnet werden kann.

Wir müssen uns selbst über die Unzulänglichkeit der Wörtersammlungen von Eap, Ulea und Radack entschuldigen. Man erwäge, wie unverhofft und plötzlich unser Freund und Lehrer Kadu von uns schied. Es hatte sich unter uns, indem diese Sammlungen entstanden, ein Mittel der Verständigung eingestellt, welches sich nach und nach vervollkommnete, und wir hatten, unsere Arbeit wieder durchzugehen, sie zu berichtigen, zu vervollständigen, uns über abstrakte Begriffe zu unterhalten und die Sprachlehre zu berühren, auf Zeiten aufgespart, die wir nicht mehr zusammen erlebt haben.

Die Eingebornen von Radack haben, den Engländern gleich, bei einer schwer zu treffenden Aussprache kein Geschick, Fremde leicht zu verstehen und sich ihnen wiederum verständlich zu machen. Wir glauben diese Dialekte minder einfach in ihrem Bau als die Mundart des östlichen Polynesiens. Man erkennt in verschiedenen Sätzen die Wurzeln nicht wieder, die man in ihnen erwartet, und die Schwierigkeit des wechselseitigen Verstehens scheint auf dasselbe zu deuten. Die Mundart der Pelewinseln scheint uns die abweichendere zu sein, die von Radack aber sich am nächsten der gemeinschaftlichen Sprache der östlichern Südländer anzuschließen, und wir finden auch zuerst da das Rechnungssystem auf die Skala von Zwanzig begründet, wie auf Neu-Seeland und den Sandwichinseln, indes die westlichern

*) An account of the Pelew-Islands from the journals of Captain Henry Wilson by George Keate, the fifth edition. London 1803. Supplement p. 63.

Karoliner, die Malayen und die Tagalen die reine Dezimalskala brauchen, die auch auf Tonga üblich ist.

Wir finden schon innerhalb der dieser Provinz angewiesenen Grenzen, und zwar im Südwesten am nächsten den Wohnsitzen der Papuas und den Molukken, etliche Inseln, deren Bewohner von Eingebornen der Sandwichinseln verstanden wurden, und deren Boote den O-Waihischen gleich waren, nämlich die Mavils-Islands. Eine Erscheinung, die uns Aufmerksamkeit zu verdienen scheint.

Auf Neu-Seeland, den Inseln der zweiten Provinz, bis fern im Osten auf der entlegenen Osterinsel und auf der abgesonderten Gruppe der Sandwichinseln findet sich bekanntlich nur ein Volk, das überall fast auf gleicher Stufe der Bildung steht, ähnliche Sitten und Bräuche hat und eine gemeinsame Sprache redet, deren Mundarten fast nur durch örtliche Abweichungen der Aussprache bedingt sind, so daß oft Reisende sich mit Wörtern, die auf einer Insel gesammelt, auf andern weit entlegenen verständigen, die Eingebornen der Sandwichinseln mit denen der Freundschaftsinseln, und Tupeia, ein Insulaner dieser letzten Gruppe, sich mit den Neuseeländern unterreden konnten.

Wir verdanken den Herren Mariner und T. Martin eine vollständige Grammatik der Mundart von Tonga,*) die uns in den Stand setzt, die Sprache des östlichen Polynesiens näher zu beleuchten. Wir erkennen darin das malayische Sprachsystem in möglichster Einfalt und nach unserer Ansicht auf dem Standpunkt unentwickelter Kindheit. Es ist ein liebliches Kinderlallen, das kaum erst eine Sprache zu nennen ist.

Die Tongasprache schließt sich dem unendlich künstlichern Tagalog unmittelbarer an als dem Malayu; sie hat den häufigeren Gebrauch des Artikels und zeichnet vorzugsweise den Plural durch Partikeln aus. Die Fürwörter sind unverkennbar dieselben, und sie hat bei den zwei Pluralen der ersten Person noch den Dual. Die Wurzeln werden ohne Unterschied für das Hauptwort, die Eigenschaft oder die Handlung gebraucht. Bei der Handlung werden, wie im Malayischen, die drei Zeiten durch bloße getrennte Partikeln, (adverbia) bezeichnet. Von zwei bei einander stehenden Wurzeln ist, wie in andern Mundarten, die erste Hauptwort und die andere Eigenschaft.

Bei dieser Einfachheit möchte dennoch die Mundart von Tonga wie eine der abweichenderen so auch eine der ausgebildeteren des

*) An account of the Natives of the Tonga Islands from the communications of M. W. Mariner, by T. Martin. MD. London 1818.

östlichen Polyneſiens ſein. Tonga liegt an der weſtlichen Grenze zunächſt an den Vorlanden, und das Zahlenſyſtem, wie wir bereits bemerkt haben, iſt nicht das von Neu-Seeland und den Sandwichinſeln.

Es hat uns wirklich die Sprache der Sandwichinſeln viel kinderhafter noch geſchienen, als uns die Mundart von Tonga in deren Sprachlehre erſcheint. Wir haben in derſelben nur zwei Pronomina entdeckt, Wau für die erſte Perſon, Hoe für die zweite, und nur zwei Adverbien zur Beſtimmung der Zeit der Handlung, Mamure für die zukünftige, Mamoa für die vergangene Zeit. Die fragende oder zweifelnde Partikel Paha, die nachgeſetzt wird, iſt in häufigem Gebrauch. — Nue und Nue Nue, ſehr und groß, bilden den Komparativ und Superlativ. Etliche Partikeln bezeichnen als Präpoſitionen die Beziehungen der Hauptwörter.

Die nach Art der Kinder aus der Wiederholung eines Lautes gebildeten Wörter, bei welchen die Wurzel bald denſelben, bald einen andern und bald gar keinen Sinn hat, die in der gemeinſamen Sprache der öſtlichen Inſeln viel häufiger vorkommen als in den weſtlichern ausgebildeteren Dialekten, denen ſie jedoch nicht fehlen, erteilen ihr einen ganz eigenen lieblichen Charakter.*)

Die O-Waihier haben bereits von den fremden Nationen, mit denen ſie verkehren, viele Wörter angenommen, die nach ihrer Ausſprache bei dem Mangel etlicher Buchſtaben und der Gleichgültigkeit anderer ſchwer zu erkennen ſind. Die Zahl derſelben wächſt täglich an, und ſie verdrängen die eigentümlichen.

Die Sprache der Liturgie iſt auf den Sandwichinſeln eine eigene, von der jetzt geſprochenen abweichende, die der gemeine Mann nicht verſteht, wahrſcheinlich die ältere unveränderte Sprache des Volkes, die einer der erſten Gegenſtände der wiſſenſchaftlichen Forſchungen des Gelehrten ſein müßte, dem das Schickſal einen längeren Aufenthalt auf dieſen Inſeln vergönnte. Mit dem ſtimmen die Nachrichten aus O-Tahaiti überein,**) und es mag wohl vermöge dieſer älteren liturgiſchen Sprache geweſen ſein, daß ſich der Gelehrte Tupeia mit

*) Moku-moku Krieg. Moku Inſel und europäiſches Schiff.
Make-make lieben, mögen. Make oder Mate töten, ſchlagen.
Mire-mire ſchauen, ſehen.
Moe-moe und moe ſchlafen.
Nome-nome ſprechen, ſagen.
Hane-hane machen.
Para-para zeichnen.
Mi-mi mingere.
Wite-wite ſchnell, raſch.
Rike-rike gleichwie, ebenſo.

**) Wir berufen uns auf das Zeugnis des Herrn Marini, von dem wir weiter unten reden werden.

den Neuseeländern verständigte, da es anderen gemeinen Menschen seines Volkes nicht wie ihm gelang.

Es ist bekannt, wie auf O-Taheiti beim Antritt eines neuen Regenten und ähnlichen Gelegenheiten Wörter aus der gemeinen Sprache gänzlich verbannt und durch neue ersetzt werden. Solche willkürliche Veränderungen haben in neuerer Zeit die Sprache dieser Inseln, die sonst von der von O-Waihi wenig abwich, sehr von ihr entfremdet, und die Eingebornen beider Inseln verstehen einander nicht mehr.

Folgende Thatsache aus der Geschichte O-Waihis, die wir der Mitteilung eines glaubwürdigen Zeugen, eines denkenden und unterrichteten Mannes, des Herrn Marini, eines dort angesiedelten Spaniers, verdanken und welche uns die Eingebornen bestätigt haben, läßt uns unerwartet diese befremdende Sitte auch auf den Sandwichinseln wiederfinden und zwar auf die auffallendste Weise.

Gegen das Jahr 1800 ersann Tameiameia bei Gelegenheit der Geburt eines Sohnes eine ganz neue Sprache und fing an, selbige einzuführen. Die neu ersonnenen Wörter waren mit keinen Wurzeln der gangbaren Sprache verwandt, von keinen hergeleitet, selbst die Partikeln, welche die Formen der Sprachlehre ersetzen und das Bindungsmittel der Rede sind, waren auf gleiche Weise umgeschaffen. Es heißt, daß mächtige Häupter, denen diese Umwälzung mißfiel, das Kind, welches dazu Veranlassung gegeben, mit Gift aus dem Wege räumten. Bei dessen Tode ward dann aufgegeben, was bei dessen Geburt unternommen worden war. Die alte Sprache ward wieder angenommen und die neue vergessen. Die Neuerung ging von Hana-ruru auf O-Wahu aus, wo sich Tameiameia zur Zeit aufhielt. Herr Marini befand sich auf O-Waihi, wo sie kaum einzudringen begann. Als wir Herrn Marini fragten, wie das eine oder das andere Wort in der neuen Sprache geheißen habe, besprach er sich deshalb mit anwesenden Eingebornen von Hana-ruru, denen allen die Sache wohlbekannt, die neu eingeführten Wörter aber meist entfallen waren. Herr Marini wußte kein anderes Beispiel willkürlicher Sprachveränderung auf diesen Inseln; Kadu hatte auf den Karolineninseln keinen Begriff von deren Möglichkeit geschöpft.[A]

A) Wir erwähnen nachträglich einer ähnlichen Sitte willkürlicher Sprachveränderungen, welche unter einem Volke und in einer Sprache nachgewiesen wird, die mit den Völkern und Sprachen Polynesiens keiner Gemeinschaft verdächtig sind. M. Dobrizhoffers Geschichte der Abiponer ist in alle Sprachen übersetzt worden und kann von jedem nachgeschlagen werden. Dieser Sitte der Abiponer wird im 17. Hauptstück des 2. Teiles erwähnt; von der Sprache selbst wird in den 16—18 Hauptstücken ausführlich abgehandelt.

Der Mensch ist von den großen zwischen Asien und Neu-Holland liegenden Ländermassen aus, von Westen gegen Osten, gegen den Lauf der Winde gewandert und hat von allen Erdpunkten, die aus dem Großen Ozean auftauchen, bis zu der entlegenen, einzeln im Osten abgesonderten Insel Pascha Besitz genommen. Seine Sprache zeugt von seiner Herkunft. Seine Sitten, Bräuche und Künste deuten darauf, seine Haustiere und nutzbaren Gewächse, die ihm überall gefolgt sind, und die sämtlich der alten Welt angehören, sagen uns die Küste, von der er sie mitgebracht.*)

Es finden sich das Zuckerrohr, der Pisang, der Papiermaulbeerbaum, der Hibiscus populneus, die Gilbwurz, der Flaschenkürbis, die Arumarten, Jamswurzeln und süßen Bataten, unter den Tieren endlich das Huhn auf der Osterinsel; der Brotfruchtbaum und andere Gewächse, das Schwein und der Hund bis auf den Gesellschafts-, Marquesas- und Sandwichinseln. Das Schwein scheint auf den niedern Inseln sich nicht erhalten zu können. Neu-Seeland hatte nur den Hund, die Freundschaftsinseln nur das Schwein, aber der Hund war dem Namen nach (Ghuri nach Forster, Gooli nach Mariner) daselbst bekannt, und wir glauben in dem Worte Giru auf Radack denselben Namen und eine ähnliche überlieferte Kenntnis desselben Tieres gefunden zu haben. Das Schwein und der Hund fehlen auf allen Inseln der ersten Provinz.

Die Bereitung des auf allen Inseln üblichen Bastzeuges hat zuerst Pigafetta auf Tidor (Molukkeninseln) beschrieben, und derselbe zeigt uns die Bisayas seiner Zeit mit den durchbohrten und erweiterten Ohrlappen, wie Forster die Bewohner der Osterinsel gefunden, eine Mode, die diese zu unserer Zeit bereits verlassen, und die wir auf Radack und den Karolineninseln noch herrschend gefunden haben.

Man wird wohl vergeblich versuchen, die heiligen, vielfach verwehrenden Sitten und Gesetze des Tabu, welche die Geschlechter absondern, zwischen den Klassen des Volks unumstößliche Scheidemauern erheben und bei den verschiedenen Völkerschaften verschieden, bei allen in demselben Geist die Grundfesten der geselligen Ordnung sind, zu

*) Es ist unentschieden, ob das Schwein und der Hund nicht in Chile vorgefunden worden, und Humboldt hat bewiesen, daß die Musa (der Pisang) in Mexiko einheimisch war, bevor die afrikanische von den kanarischen Inseln (im Jahre 1516) nach Westindien überbracht wurde. Der Brotfruchtbaum und der Papiermaulbeerbaum gehören entschieden ausschließlich Ostasien an, wo die verwandten Arten noch allein vorkommen. Das indische Zuckerrohr ist im Mittelalter nach Sizilien, von uns nach Amerika verpflanzt worden. Verschiedene Arten Arum, Dioscorea, Convolvulus und Ipomoea (Taro, Jams und Bataten) kommen in beiden Weltteilen vor und erfordern eine schärfere Untersuchung, in die sich einzulassen der Raum hier verbietet.

einem Prinzip und einer Quelle zurückzuführen und diese Menschensatzungen in ihrem Zusammenhang zu verstehen oder sie von dem religiösen und Zivilsystem anderer bekannten Nationen herzuleiten. — Hier fehlt die Schrift; und wer vermöchte, hätten wir nicht das geschriebene Dokument zur Hand, aus den ähnlichen Verboten und Bräuchen der Juden den milden Geist der Mosaischen Gesetzgebung wiederzufinden, die auch dem Tier ein wohl abgemessenes Recht anerkennt, und worin uns übrigens noch die Idee von rein und unrein unbegründet erscheint.*) Wir sind außerdem weit entfernt, anzunehmen, daß jede Zivil- oder religiöse Ordnung als ein vollendetes Ganze aus einem Geist hervorgegangen sei; solchen Bau führt öfters die Geschichte aus, die vom Zufall die Steine zu demselben empfängt. Und sehen wir nicht selbst den blöden Menschen aus einer rein geistigen Religion zum Polytheismus zurückkehren und sein eitles irdisches Vertrauen dem materiellen Gegenstande, dem Stein, dem Holze zuwenden? Wird es nicht uns selbst wie andern Völkern der Welt leichter, der Zauberei, der Lüge und dem Wort zu glauben, als dem Geiste anzuhängen?

Die unter den Insulanern der Südsee so tief eingewurzelte Ungleichheit der Volksklassen, die besondere Heiligkeit etlicher Familien und Personen, die von Vermögen und Zivilmacht unabhängig sind, erinnern unwillkürlich an Indien. Der Einwurf ist unzulässig, daß die besonderen Kasten Indiens besonderen Gewerben, Lebensweisen usw. ergeben sind. Solche Ausscheidung kann auf diesen Inseln nicht stattfinden.

Der freiwillige Tod der Gattin bei der Bestattung des Gatten auf den Fidjiinseln und die ähnliche Sitte in der Familie des Tooitonga zu Tonga deutet eben auch auf Indien.

Bringt man nun die Frage in Anregung, wie und zu welcher Zeit ein ursprünglich asiatisches Volk sich gegen den Lauf der Winde, seine Haustiere und nützlichen Gewächse mit sich bringend, auf die entlegensten Inseln des Großen Ozeans verstreut hat; wie da in ihrer Abgeschiedenheit die verschiedenen Völkerschaften noch ähnliche Sitten und gleiche Künste bewahren und bei dem Mangel der Schrift, die allein die Sprache in ihrer Wandelbarkeit festzuhalten imstande scheint, und bei dem Brauche willkürlicher Sprachneuerungen dennoch nur eine gemeinsame Mundart reden: so stehen wir in unserer Unwissenheit bloß. Die erwähnten Umstände beweisen eine gleichzeitige

*) Wir erinnern beiläufig, ohne etwas daraus zu folgern, daß das Wort Tabu mit gleichem Sinn als auf den Südseeinseln in den Mosaischen Büchern vorkommt, welches von den Gelehrten nicht unbeachtet geblieben ist.

Auswanderung von einem Punkte aus und scheinen auf eine neuere Epoche zu deuten; die Kindheit aber der Sprache und in mancher Hinsicht des Volkes selbst scheinen den Zeitpunkt in ein graues Altertum zu tauchen. Unsere ersten Seefahrer haben die Völker der Südsee in dem Zustande gefunden, worin sie noch sind.

Monsuns und Stürme verschlagen die Seefahrer der Karolinen, wie nach Westen so nach Osten und häufig bis nach Radack gegen den 180° der Länge von Greenwich. Wir können uns leicht von der Bevölkerung dieser Inseln Rechenschaft geben. Aber wir finden in dieser Provinz verschieden redende Völkerschaften, die eine ausgebildetere Schiffahrt auszeichnet und die keine Haustiere besitzen. Es ist nur auf Radack der Name des Hundes in dem östlichen Dialekte bekannt. Diese Völkerschaften scheinen bei sonstiger Ähnlichkeit und vielleicht bezeichnetem Übergang der Sprachen die östlichern Inseln des Großen Ozeans von den westlichen Landen eher abzusondern als zu verbinden.

Die Meinung Zuñigas und derer, welche die Bevölkerung der Inseln des Großen Ozeans nach dem Laufe der Passatwinde von Osten gegen Westen, von Amerika gegen Asien herzuleiten und zu erklären versucht haben, ist widerlegt.

Falls es sich aus der Untersuchung ergeben sollte, daß hinreichende Gründe wirklich vorhanden sind, in den Bewohnern von Südamerika und den Insulanern des Großen Ozeans oder den Völkern von Ostasien dasselbe Urvolk und in ihren Sprachen dieselbe Stammsprache zu erkennen, so würden vielmehr nach Molinas Meinung die Bewohner der neuen Welt von der alten Welt über das Meer herzuleiten sein, — sei es über die Inselkette der zweiten Provinz und gegen den Lauf der Passat-, sei es über Neu-Seeland und unter dem Reiche der wechselnden Winde.

Wir beseitigen zuvörderst die Vergleichung, die man anzustellen versucht hat zwischen den kolossalen Statuen der Inseln Pascha und den Monumenten der peruvianischen Baukunst. Wir erkennen in jenen Figuren, die aus einem leichten vulkanischen Stein gebildet sind, nur die gewöhnlichen Idole, die auf dem Morai der meisten Inseln zu finden sind, und die auf den Sandwichinseln Akua, Götter, und auf den Gesellschaftsinseln Tighi, Geister, Seelen, genannt werden.

Wir bemerken, daß die zunächst an der amerikanischen Küste gelegenen Inseln, die Galapagos, Juan Fernandez u. a. m., wie alle im Atlantischen und Indischen Ozean gelegenen, weit von dem festen Lande zerstreuten Landpunkte ohne Bewohner waren; kein amerikanisches Volk war ein Schiffervolk.

Zuñiga stellt die Vermutung auf, daß die Sprache der Araukaner und Patagonier*) mit der Sprache der Philippineninseln im wesentlichen übereinkommen müsse, und baut, aller Mittel der Untersuchung entblößt, auf diese Voraussetzung fort. Dem ist aber nicht also.

Wir haben zwischen den Wurzeln der araukanischen Sprache und denen der Stammsprache, die uns beschäftigt hat, keine Übereinstimmung gefunden. Die Zahlwörter, die Pronomina sind andere. Man könnte wohl die Konjugation des Zeitwortes und die Deklination des Hauptwortes auf die Wurzel zurückführen, die stets unverändert bleibt, und welcher nur Partikeln angehängt werden; letztere werden aber stets nachgesetzt, und in der Art wie in dem Sinn der Zusammensetzung waltet ein ganz eigentümlicher Geist, der mit dem malayischen und tagalischen nichts Gemeinschaftliches hat. Die Person wird an dem Zeitwort und zwar an dessen Endung bezeichnet, die Personalendungen bleiben sich durch alle Zeiten vollkommen und durch alle Moden im wesentlichen gleich. Es entstehen durch Einschaltung verschiedener Partikeln nach der Wurzel (nur wenige Präpositionen werden vor dieselbe gesetzt) eine Menge Konjugationen, worin die Bedeutung verschiedentlich bedingt erscheint. So negativ, frequentativ usw. Es wird auch verschiedentlich in den transitiven Konjugationen (Transiciones der spanischen Grammatiker) das Objekt der Handlung, das Pronomen Accusativi, in das Zeitwort aufgenommen. Es wird gern ein Satz als Wurzel eines Zeitwortes behandelt und mit der Partikel der Zeit, der Endung, der Person usw. versehen, so daß sich der Sinn in ein einziges Wort drängt. Aus so zusammengesetzten Zeitwörtern werden, wie aus einfachen, durch verschiedene Endungen abgeleitete Wörter gebildet. Das Araukanische hat in der Deklination und Konjugation einen Dual, aber es hat den doppelten Plural der ersten Person nicht, welchen die Quichuasprache in Peru mit den Sprachen Ostindiens gemein hat. Dieses Zusammentreffen ist aber auch in dem Quichua bloß zufällig und auf keine innere Verwandtschaft gegründet. Das Quichua ist dem Sprachstamme, der uns beschäftigt hat, ebenso fremd als das Chiliugu, mit dem es bei auffallender Verschiedenheit der Wurzeln wesentlich in der Grammatik übereinkommt und unverkennbar zu demselben Sprachsystem gehört.

Die vollkommene Regelmäßigkeit der araukanischen Sprache, die ohne alle Anomala dem Gesetz wie der Notwendigkeit folgt, zeugt von einer ruhigen, ungestörten, selbständigen Entwickelung, der keine fremde Beimischung oder Einwirkung Gewalt getan hat. Die

*) Die Patagonier, die Puelci oder Puelchi, die Morgenländer, wie sie die Araukaner nennen, gehören bekanntlich zu dem chilenischen Volk und reden dieselbe Sprache.

Endung an, die in der araukanischen Sprache öfters gehört wird und Zuñiga zu täuschen beigetragen hat, ist von der gleichen Endung im Tagalischen völlig verschieden.

Völlig verschieden scheinen uns wie die Sprachen so die Völker, und wir halten dafür, daß diese mit Recht zu verschiedenen Menschenrassen zu zählen sind. Gemeinsame Züge vereinigen die Araukaner mit den übrigen amerikanischen Völkern, wie die Insulaner des Großen Ozeans mit den übrigen Völkern der ostindischen Inseln, und es bleiben bei der Verschiedenheit der geselligen Ordnung, Sitten und Bräuche nur zwei Punkte zu berücksichtigen, die allerdings die Aufmerksamkeit anzuregen geeignet sind und worüber wir, um den Standpunkt der Frage nicht zu verrücken, was uns überliefert ist, mitteilen.

Das Schwein und der Hund haben in der araukanischen Sprache eigene Namen, da die übrigen von den Spaniern eingeführten Tiere auch mit fremden Wörtern bezeichnet werden. Das Schwein heißt nach spanischer Rechtschreibung Chancho, nach italienischer Ciancio, zwei verschiedene Arten Hunde Quiltho und Thega; und Molina ist anzunehmen geneigt, daß sie vor dem Einfall der Spanier einheimisch gewesen und von den Urbewohnern von Westen her über das Meer gebracht worden. Der P. Acosta, der bald nach der Eroberung schrieb, wagt nicht zu entscheiden, ob das Schwein sich in Peru vorgefunden oder von den Europäern dahin gebracht worden sei; wir bemerken nur, daß die angeführten Namen den Sprachen der Südsee und Ostindiens völlig fremd sind.

Burney in seiner Chronological History of the discoveries in the South Sea, V. 3 ch. 5. p. 187, bringt eine Stelle von Hendrick Brouwers Voyagie near de Custen van Chili, p. 72, in Anregung, wo eines Trankes der Chilesen bei Valdivia erwähnt wird, Cawau, auch Schitie und von andern mit italienischer Orthographie Cici genannt, welcher wie der Kava oder Ava der Südsee bereitet wird und nur einer längeren Gährung bedarf. Die Wurzel, aus der man ihn bereitet, wird Inilie geheißen. Das Trinken des Kava ist eine den Bewohnern der östlichen Inseln eigentümliche Sitte, die auf den Inseln der ersten Provinz wie auf den ostindischen Inseln völlig unbekannt ist, obgleich die Pflanze daselbst vorkommt. Wir haben Piper methysticum auf Guajan und das sehr ähnliche Piper latifolium auf Luçon gesammelt. Es ist nicht anzunehmen, daß dies verderbliche Kraut in Chile wachsen könne, doch möchten es andere ersetzen, und wir gestehen, daß die Übereinstimmung des Namens auffallend ist. Wir finden übrigens in Molina nichts über diesen Trank.

Burney, am angeführten Ort, sucht zwischen dem araukanischen Poncho und der Kleidertracht der Insulaner des Großen Ozeans eine Ähnlichkeit, die wir nicht finden; und wir können kein größeres Gewicht auf eine schwankende Sage der Araukaner legen, nach der sie vom Westen herstammen, indem sie eine andere vom Norden herwandern läßt, und wieder eine andere sie als Eingeborne der Erde schildert, die sie bewohnen.

Das Resultat unseres Studiums sowohl der Geschichte als der Natur ist, uns den Menschen sehr jung auf dieser alten Erde vorzustellen. In den Schichten der Berge liegen die Trümmer einer älteren Welt wie Hieroglyphen begraben, die Gewässer ziehen sich zurück, Tiere und Pflanzen verbreiten sich von verschiedenen Punkten aus in verschiedenen Richtungen über die Oberfläche der Erde, die Berge werden die Länderscheiden. Der Mensch steigt von seiner Wiege, dem Rücken von Asien, herab und nimmt, nach allen Seiten vorschreitend, das feste Land in Besitz; er verbreitet sich im Westen über Afrika, wo die Sonne den Neger färbt, und über Europa, wo später eingewanderte Stämme in dreifacher Zunge unverkennbar die Sprache Indiens reden.*) Der Papua auf den östlichen unter der Linie gelegenen Ländern erleidet unter gleicher Einwirkung dieselbe Veränderung als der Afrikaner oder gehört vielleicht mit ihm zu einem Stamm. Der Chinese bleibt in Ostasien unwandelbar. Andere Stämme verbreiten sich im Norden von Asien, die N. O.-Spitze der alten Welt bahnt zu der neuen die Straße, — hier zerstreuen und entfremden sich die Völkerschaften, eine gewisse Ähnlichkeit läßt uns einen gemeinsamen Menschenstamm annehmen, aber die Sprachen haben sich völlig voneinander getrennt. Die Geschichte zeigt uns noch in frischem Andenken einen Völkerstrom, der über die Ebene von Mexiko von Norden gegen Süden sich fortergießt, andere Stämme vor sich her verscheucht, Monumente seines Überganges hinter sich läßt und Erinnerungen seines Geburtslandes, des hohen Asiens, treulich bewahrt.**) Ein anderer Stamm, die Eskimos, deren Gesichtsbildung uns die mongolische und chinesische Menschenrasse verrät, ergießt sich von Nordasien über den nördlichen Saum von Amerika bis Grönland hin und bewahrt in beiden Weltteilen eine gleiche Sprache, gleiche Lebensweise und gleiche Künste. Endlich ergießt sich von der S. O.-Spitze Asiens ein kühnes Schiffervolk, die malayische Rasse, über die Wohnsitze der Papuas hin bis über die

*) Autochthonen kann man in Europa nur die Kantabrer und Kelten nennen und nur insofern sich ihre Einwanderung und Abstammung nicht nachweisen läßt. — Der tschudische Volksstamm läßt sich auf andere asiatische zurückführen.

**) Humboldt, Vues des Cordilleres, p. 152 etc.

östlichsten, abgelegensten Inseln des Großen Ozeans, und die Frage wird in Anregung gebracht, ob auch im Süden der Linie der Mensch sich auf Schiffen von der alten nach der neuen Welt den Übergang gebahnt.

Wir ahnen, daß, wer mit gehörigen Kenntnissen gerüstet, alle Sprachen des redenden Menschen überschauen und vergleichen könnte, in ihnen nur verschiedene, aus einer Quelle abgeleitete Mundarten erkennen würde und Wurzeln und Formen zu einem Stamme zurückzuführen vermöchte.

Die Philippineninseln.

Cavite, auf der äußersten Spitze einer Landzunge gelegen, die sich in die schöne und wohlbefahrene Bucht von Manila hinein verlängert und einen Teil derselben absondert, ist der ungünstigste Standpunkt für einen Reisenden, der die kurze Dauer seines Aufenthalts auf Luçon anwenden will, die Natur des Landes zu erkunden. Die Landzunge und das schön bebaute Ufer der Bucht bis nach Manila hin gehören dem Menschen an. Man sieht zwischen den Dörfern und Häusern nur Reisfelder, Gärten und Pflanzungen, worin sich die Gewächse beider Indien vermischen.

Wir hatten nur eine achttägige Exkursion in das Innere nach Taal und dem Vulkan gleichen Namens in der Laguna de Bongbong zu machen Gelegenheit. Die uns beigesellte militärische Bedeckung, worin sich die spanische Grandezza aussprach, belästigte uns sehr unnützerweise und vermehrte die Kosten einer Reise, wobei unter den milden und gastfreundlichen Tagalen nur ein Führer nötig gewesen wäre. Die Insel Luçon ist durchgängig hoch und bergicht, die höchsten Gipfel scheinen jedoch die Region der Wälder nicht zu übersteigen. Drei Vulkane erheben sich auf derselben. Erstens im Norden der Aringuay im Gebiete der Ygorrotes in der Provinz von Ilocos, welcher am 4. Januar 1641 gleichzeitig mit dem Vulkan von Jolo und dem Sanguil im Süden von Mindanao ausbrach, wodurch diese Inseln eine der furchtbarsten Szenen darstellten, deren die Geschichte erwähnt;*) das Getöse ward bis auf das feste

*) Die Jahrbücher von Manila erwähnen der zerstörendsten Erdbeben in den Jahren 1645 und 1648.

Land von Cochinchina vernommen. Zweitens der Vulkan de Taal, besonders bedrohlich der Hauptstadt, von welcher er ungefähr eine Tagereise entfernt ist, und endlich der weitgesehene Mayon in der Nähe der Embocadera de San Bernardino zwischen Albay und Camarines.

Gold-, Eisen- und Kupferminen, die reichhaltig, aber vernachlässigt sind, beweisen das Vorkommen anderer Gebirgsarten als eben vulkanischer. Wir haben auf dem Wege, den wir zurückgelegt, nur einen leichten, aus Asche, Bimsstein und Schlacken bestehenden vulkanischen Tuff angetroffen und in Manila, Cavite, Taal, Balayan usw. keinen anderen Baustein gesehen als diesen selben Tuff und den Riffkalkstein, der dem Meere abgewonnen wird. Der Granit, den man in den Bauten von Manila anwendet, wird als Ballast von der chinesischen Küste hergebracht.

Wenn man von Cavite südwärts gegen Taal reist, erhebt sich das Land allmählich und unmerklich, bis man zu Höhen gelangt, die jenseits schroff abschüssig sind, und von denen man zu seinen Füßen die Laguna de Bongbong und den rauchenden weiten Krater, der darin eine traurige nackte Insel bildet, übersieht.

Der See (die Laguna) mag ungefähr sechs deutsche Meilen im Umfange haben, er entladet sich in das chinesische Meer durch einen jetzt nur noch für kleine Nachen fahrbaren Strom, der ehemals Champanes und größere Fahrzeuge trug; er fließt stark und die Länge seines Laufes beträgt über eine deutsche Meile. Taal ist seit der Zerstörung von 1754 an seine Mündung verlegt worden.

Das Wasser der Laguna ist brackisch, aber doch trinkbar. In deren Mitte soll das Senkblei keinen Grund finden. Sie soll von Haifischen und Kaimanen wimmeln, deren sich uns jedoch keiner gezeigt hat.

Als wir uns zur Überfahrt der Laguna nach der Insel einschifften, ermahnten uns die Tagalen, an diesem unheimlichen Orte wohl alles anzuschauen, aber zu schweigen und durch kein unbedachtsames vorwitziges Wort den Unhold zu reizen; der Vulkan bezeige sich unruhig jedesmal, wenn ein Spanier ihn besuche, und sei nur gegen die Eingebornen gleichgültig.

Die Insel ist nur ein Haufen von Asche und Schlacken, der, in sich selbst eingestürzt, den weiten, unregelmäßigen Krater bildet, der so viel Schrecken verbreitet. Es scheint nie eine Lava daraus geflossen zu sein. Vom Ufer, wo spärlich und stellenweise noch ein wenig Gras wächst, und etliches Vieh zur Weide gehalten wird, erklimmt man auf der Ostseite auf kahlem steilen Abhang in ungefähr einer Viertelstunde den Rand, von wo man in den Schlund hinab-

sieht wie in den Raum eines weiten Zirkus Ein Pfuhl gelben Schwefelwassers nimmt gegen zwei Dritteile des Grundes ein. Sein Niveau ist anscheinlich dem der Laguna gleich. Am südlichen Rande dieses Pfuhls befinden sich etliche Schwefelhügel, die in ruhigem Brande begriffen sind. Gegen Süden und Osten derselben fängt ein engerer innerer Krater an, sich innerhalb des großen zu erzeugen. Der Bogen, den er bildet, umspannt wie die Moräne eines Gletschers die brennenden Hügel, durch die er entsteht, und lehnt mit seinen beiden Enden an den Pfuhl. Der Pfuhl kocht von Zeit zu Zeit am Fuße der brennenden Hügel.

Man kann an der inneren Wand des Kraters die Lagerung der verschieden gefärbten Schlacken, aus denen er besteht, deutlich erkennen; Rauch steigt von einigen Punkten derselben auf.

Wir bemerkten von dem Standpunkt, von wo aus wir den Krater gezeichnet haben, an der uns gegenüberliegenden Seite desselben eine Stelle, wo ein Einsturz nach innen einen Abhang darzubieten schien, auf dem in den Grund hineinzusteigen möglich sein könnte. Es kostete uns Zeit und Mühe, diesen Punkt zu erreichen, weil wir die scharfe und zackige Kante, auf der wir wanderten, an manchen Stellen unwegsam fanden und öfters auswärts fast bis zu dem Strande hinabzusteigen gezwungen waren. Wir wurden unter dem Winde des Brandes nur mäßig von dem Schwefeldampfe belästigt.

Die bezeichnete Stelle ist die, an welcher in den letzten Ausbrüchen das ausgeworfene Wasser sich ergossen hat. Wir versuchten in mehrere der sich darbietenden Schluchten hinabzusteigen und mußten von unserm Vorhaben abstehen, nachdem wir ungefähr zwei Dritteile der Tiefe erreicht hatten. Wir waren in Taal nicht mit den Seilen versehen worden, die wir begehrt hatten und vermöge derer wir vielleicht die senkrechte Wand von etlichen Faden Höhe, die sich zuerst darbot, hinabgekommen wären, ohne darum bis auf den Grund gelangen zu können, denn der Absturz wurde nach der Tiefe zu immer jäher. Wir fanden in dieser Gegend den Boden mit kristallisierten Salzen überzogen.*) Die Zeit erlaubte uns nicht, mehrere Hügel zu besuchen. Die andern Krater sind am Fuße des Hauptkraters.

Der furchtbarste Ausbruch des Vulkan de Taal war im Jahre 1754. Dessen Hergang wird im 12. Kapitel des 13. Teils der Geschichte von Fr. Juan de la Concepcion ausführlich erzählt. Der Berg ruhte zurzeit von früheren Ausbrüchen (der letzte hatte

*) Nach Dr. Mitscherlichs Untersuchung: Federalaun.

im Jahre 1716 stattgefunden), und es wurde Schwefel aus dem anscheinlich erloschenen Krater gewonnen. Er begann im Anfang August aufs neue zu rauchen, am 7. wurden Flammen gesehen, und die Erde bebte. Der Schrecken nahm vom 3. November bis zum 12. Dezember zu; Asche, Sand, Schlamm, Feuer und Wasser wurden ausgeworfen. Finsternis, Orkane, Blitz und Donner, unterirdische Getöse und lang anhaltende heftige Erderschütterungen wiederholten sich in furchtbarer Abwechselung. Taal, damals am Ufer der Laguna gelegen, und mehrere Ortschaften wurden gänzlich verschüttet und zerstört. Der Vulkan hatte zu solchen Ausbrüchen den Mund zu klein; der ward sehr dabei erweitert, und es eröffnete sich ein zweiter, aus dem gleichfalls Schlamm und Brand ausgespien ward. Ja, noch mehr, das Feuer brach aus manchen Orten der Laguna bei einer großen Tiefe des Wassers aus, das Wasser siedete. Die Erde eröffnete sich an manchen Orten und es gähnte besonders ein tiefer Spalt, der weit in der Richtung von Calanbong sich erstreckte. Der Berg rauchte noch eine lange Zeit hinfort. Es haben seither noch Ausbrüche stattgefunden, jedoch mit abnehmender Gewalt.

Die schönen Wälder, die in üppiger Grüne die Berge und einen Teil des Landes bekleiden, breiten sich bis zu dem Meere aus, in das Rhizophoren und andere Bäume noch hinabsteigen. Wir haben diese Wälder zu flüchtig auf gebahnten Wegen berührt, sind in dieselben nicht tief genug eingedrungen, um sie gehörig schildern zu können. Die Feigenbäume scheinen uns darin vorzuherrschen. Etliche Arten stützen sich als mächtige Bäume auf ein seltsames Netz von Stämmen und Luftwurzeln, welches die Felsen umklammert und sich über sie ausbreitet. Andere erheben sich schlankstämmig zu einer erstaunlichen Höhe, und man sieht am untern Stamm von Bäumen, deren Krone sich über das Laubdach des Waldes verliert, die rätselhafte Frucht herausbrechen. Andere Arten bleiben strauchartig, und andere ranken. Wir haben in den Wäldern die schöne Form der Akazienbäume mit vielfach gefiederten Blättern vermißt. Die zahlreichen Gattungen der Schotengewächse nehmen sonst hier alle erdenkliche Formen an. Die Farrenkräuter und besonders die baumartigen, die Lianen, die Orchideen, die Pflanzenformen, die in Brasilien luftig getragene Gärten auf den Wipfeln der Bäume bilden, scheinen sehr zurückzutreten oder, wie Kaktus und die Bromeliaceen, ganz zu fehlen. Die Natur trägt einen andern, ruhigern Charakter. Die Palmenarten sind zahlreicher wie in San Catharina. Mehrere derselben sind unscheinbar, der schlanke niederliegende Rotang ist wohl von allen die wunderbarste. Unter den Aroideen ist der Pothos scandens, der mit grasähnlichen, in der Mitte verengten,

zweizeiligen Blättern an den Baumstämmen hinankriecht, eine auffallende Pflanzenform.

In den Gründen und an den Ufern der Bäche wächst das zierliche Bambusrohr,*) dessen schlanke Halme, in dicht gedrängten Büschen aus der Wurzel emporgeschossen, tönend im Spiel der Winde aneinander gleiten; und ein dichtes Gebüsch bietet da die reichste Mannigfaltigkeit von Pflanzen dar.

Auf den Ebenen wechseln mit den Wäldern Savannen ab, deren Flora die allerdürftigste ist. Ein paar Grasarten, deren Halme gegen acht Fuß Höhe erreichen und welche die Sonne ausdörrt, scheinen Saaten zu sein, die der Ernte entgegenreifen. Sehr wenige Zwergpflanzen, meist Schotengewächse, verbergen sich in deren Schatten, und eine baumartige Bauhinia ragt hie und da einzeln daraus hervor.

Diese Savannen werden in Brand gesteckt, sei es, um sie zur Kultur vorzubereiten, sei es, um den Herden jüngeren Graswuchs zu verschaffen. Das Feuer gehet prasselnd darüber hin, und kleinere Falkenarten und andere Vögel umkreisen mit geschäftigem Fluge die Rauchwolken, die sich vor dem vorschreitenden Brande wälzen, anscheinlich den Insekten nachjagend, die sich davor aufschwingen.

Die Umstände haben unsere Forschungen im organischen Reiche der Natur fast ausschließlich auf die Botanik und die Entomologie beschränkt. Wir finden jedoch hier Gelegenheit, über ein Meergewürm, das der gelehrten Welt minder bekannt ist als der handelnden, ein Wort zu sagen.

Unter dem gemeinsamen Namen Biche de mer, malayisch Trepang, spanisch Balate, werden auf den Markt zu Canton getrocknete und geräucherte Holothurien von sieben und vielleicht mehreren verschiedenen Arten gebracht, deren jede ihren besonderen Wert und Namen hat. Dieselbe Lüsternheit der Chinesen, welche den bis in Europa bekannten Vogelnestern einen hohen Preis setzt, erhält auch bei der großen Konkurrenz den Trepang in Wert. Die Malayen suchen ihn bis auf der Küste von Neuholland im Golf von Carpentaria, die Malayen und Chinesen bis auf den Küsten von Neu-Guinea, die Engländer lassen ihn auf den Pelewinseln sammeln, wo sie mit diesem Geschäft beauftragte Matrosen zurücklassen. Die

*) Der Halm des Bambus schießt in einer einzigen Regenzeit zu der völligen Höhe, die er erreichen kann, und verholzt nur in den folgenden Jahren und treibt Seitenzweige, ohne zu wachsen. Der junge Sprößling ist wie der des Spargels genießbar. Etliche der von Loureiro beschriebenen Arten sind hier einheimisch, wir haben die Blüte von keiner gesehen.

Spanier bringen ihn von den Marianeninseln herbei, und da er von den Küsten, wo er gesucht wird, allmählich verschwinden mag, wird danach auf Entdeckungsreisen, deren wir an anderem Orte erwähnen werden, nach den Karolineninseln gegangen. Der Trepang scheint auch im Indischen Ozean und namentlich auf der Insel Mauritius für den Handel eingesammelt zu werden. Man findet diese Holothurien besonders auf den Korallenriffen, wo einige Arten, wie die auf Radack vorkommende, trocknen Fußes bei der Ebbe aufgelesen werden können, während andere sich in tieferem Wasser aufzuhalten scheinen. Wir haben diese eine Art genauer zu untersuchen und abzubilden Gelegenheit gehabt. Es ist eine der kleinern und minder geschätzten, die andern sind ihr ähnlich. Alle wahre Holothurien möchten als Trepang genossen werden. Dieser kostbare Wurm wird in manchen Orten auf den Philippineninseln gesammelt.

Die Insektenwelt ist auf diesen Inseln reich; die Schmetterlinge, Käfer und Wanzen besonders schön. Ein Skorpion scheint dieselbe Art zu sein, die auch auf den Inseln des Großen Ozeans vorkommt und die wir auf Radack gleichfalls gesammelt; wir fanden aber hier die Exemplare viel größer. Termiten und Moskitos sind eine Plage der Einwohner. Eine große Mantis, die bei Manila häufig ist, mag zu der Erzählung Pigafettas von den lebendigen Blättern eines Baumes auf der Insel Cimbonbon Veranlassung gegeben haben. Dieselbe Sage und die ähnlichen von dem lebendigen Seetang, dem Liebeskraut, den Schlangenbrüdern, den Menschen mit Schweifen, die Fr. Juan de la Concepcion in seiner Geschichte aufgezeichnet hat, werden noch von den Spaniern nacherzählt; denn niemand hat hier für die Naturgeschichte wie überhaupt für irgend eine Wissenschaft Sinn, und jeder fragt nur nach dem, was ihm nützt, oder was ihm in seinem Beruf notwendig ist. Die naturgeschichtliche Sammlung von D. Gonzales de Caragual, Intendanten der Philippinen zur Zeit Lapeyrouse's (1787), ist seitdem von Manila nach dem Mutterlande überbracht worden.

Der gelehrte Cuellar, der, von Spanien ausgesandt, mit der Beförderung verschiedener ökonomischer Zwecke, der Kultur der Baumwolle, der Gewinnung des Zimts usw. beauftragt war und nach einem längeren Aufenthalt auf diesen Inseln vor wenigen Jahren in Manila starb, hatte einen botanischen Garten bei Cavite angelegt; es ist keine Spur mehr davon vorhanden. Cuellar sandte Naturalien aller Art nach Madrid, besorgte den Einkauf chinesischer Bücher, bereicherte die Gärten von Madrid und Mexiko mit den Sämereien hiesiger Pflanzen und unterhielt gelehrte Verbindungen mit beiden Welten. Wir haben dessen nachgelassene Papiere unter-

sucht und uns überzeugt, daß alles, was die Wissenschaft betreffen konnte, dem Untergang entzogen und nach Spanien gesendet worden ist. Es scheint, daß Cavanilles dessen gesammelte Pflanzen, wie die von der Malespinaischen Expedition, die hier einen ihrer Gelehrten verlor, herrührenden beschrieben hat.

Die reiche Ernte einzusammeln, die hier noch die Naturkunde einzufordern hat, erfordert einen längeren Aufenthalt und Reisen auf die verschiedenen und besonders auf die mehr versprechenden südlichern Inseln und in das Innere derselben. Es gibt hier vieles und für viele noch zu tun.

Die Philippineninseln haben mehr und ausführliche Geschichtschreiber aufzuweisen als manches europäische Reich. Wir wissen es dem Übersetzer des Zuñiga Dank, uns der Pflicht überhoben zu haben, uns bei dieser ekeln Geschichte zu verweilen, die nur in einem Gewebe von Mönchszwistigkeiten und von Fehden der geistlichen Macht mit der weltlichen besteht, worauf die Berichte der Mission in China, Japan usw. aufgetragen in einem ungünstigen Lichte erscheinen. Fr. Juan de la Concepcion bringt die Geschichte bis zur Regierung des Gouverneurs Aranda, vor dem Einfall der Engländer im Jahre 1762, Zuñiga bis zu deren Abzug im Jahre 1764. Wir werden über den jetzigen Zustand dieser spanischen Besitzung einen flüchtigen Blick zu werfen uns begnügen.

Die Spanier rechnen zu dem Gebiete dieses Gouvernements die Marianeninseln, die Karolineninseln, von denen verschlagene Boote ihnen frühe die Kunde überbracht und auf welche sie ihren Glauben und ihr Joch zu verbreiten beabsichtigt haben, und endlich die südlichern Inseln der Philippinen, Mindanao, Jolo usw., Sitze ihrer Erbfeinde, der Mauren oder mohammedanischen Indianer, welche im Piratenkriege Schrecken und Verheerung über alle Küsten der Christen zu verbreiten nicht aufhören.

Das Presidio von Sanboangan auf der Westspitze von Mindanao soll dieses Gezücht im Zaum halten, ist aber in der Tat sowie das Gouvernement der Marianeninseln nur eine Pfründe, die den Kommandanten auf die Jahre seines Amtes berechtigt, sich durch ausschließlichen Handel mit allen für Besatzung und Beamte ausgesetzten Gehalten zu bereichern. Die Expeditionen auf bewaffneten Booten, die von Manila ausgeschickt werden, um gegen den Feind zu kreuzen, sind nicht zweckmäßiger. Sie frönen nur dem Schleichhandel, und Christen und Mauren weichen dabei einander aus mit gleichem Fleiß. Nur die Bucht von Manila, die noch dem Lapeyrouse als unsicher geschildert ward, scheint jetzt den Seeräubern gesperrt zu sein.

Es gibt auf den Philippineninseln außer den Spaniern, die als fremde Herrscher anzusehen sind, und den Chinesen, ihren Parasiten, zwei einheimische Menschenrassen: Papuas im Innern und Malayen im weitern Sinne oder Polynesier an den Küsten.

Der Spanier sind nur wenige. Die Chinesen, die man Sangleyes, das ist wandernde Kaufleute, nennt, die Juden dieses Weltteils, sind in unbestimmter, bald größerer, bald minderer Anzahl. Ihr bürgerliches Verhältnis beruht auf keinem festen Vertrage, und die Geschichte läßt sie bald als geduldet, bald als verfolgt, bald als Aufrührer erscheinen. Manche von ihnen nehmen, um sich sicherer anzusiedeln, die Taufe an und schicken nicht selten, wenn sie Manila mit ihrem erworbenen Reichtum auf heimischen Schiffen verlassen, ihr weißes Neophytenkleid und ihr Kreuz dem Erzbischof, von dem sie es empfangen haben, zurück, damit er solche anderen ihrer Landsleute erteilen könne.

Die Papuas, erste Besitzer der Erde, die Ätas oder Negritos der Spanier, sind Wilde, die, ohne feste Wohnsitze, ohne Feldbau, im Gebirge, das sie durchstreifen, von der Jagd und von wilden Früchten und Honig sich ernähren. Sie lassen sich zu keiner andern Lebensart verlocken. Selbst solche, die von ihrer Kindheit an unter den Spaniern erzogen worden, sind unsichere Christen und flüchten nicht selten von ihren Pflegeherren zu den Menschen ihrer Farbe in die Wildnis zurück. Sie scheinen feindlicher gegen die Indianer, von denen sie verdrängt worden, als gegen die Spanier, die ihre Rächer sind, gesinnt zu sein. Man weiß von ihnen sehr wenig, und es ist uns nicht geglückt, bestimmtere Nachrichten einzuziehen. Sie werden im allgemeinen als ein sanftes und argloses Volk geschildert und sind namentlich der Sitte, Menschenfleisch zu essen, nie beschuldigt worden. Sie gehen, bis auf eine Schürze von Baumrinde, nackt; wir haben uns vergeblich bemüht, dieses Kleidungsstück oder nur etwas von ihrer Händearbeit zu sehen, und müssen unentschieden lassen, ob diese Baumrinde roh oder nach Art der Stoffe der Südsee bearbeitet sei. Wir haben von diesem Menschenstamme nur zwei junge Mädchen gesehen, die in Manila und Cavite in spanischen Familien erzogen wurden. Es befanden sich außerdem zwei Männer als Festungsgefangene in Cavite.

Es gibt der Malayen, der Indios der Spanier, verschiedene und verschieden redende Stämme und Völkerschaften, welche die Geschichte aus Borneo und Mindanao einwandern läßt. Manche Stämme, die im Innern wohnen, haben ihre Freiheit bewahrt; die Küstenbewohner sind Christen in den Händen der Mönche und der spanischen Krone untertan.

Die freien Stämme verdienten vorzüglich unsere Aufmerksamkeit, wir haben jedoch genauere Kunde von ihnen nicht einzuziehen vermocht. Sie weichen in manchen Dingen voneinander ab, und was von dem einen gilt, ist nicht auf alle auszudehnen. Es ist zu bemerken, daß bei einigen die Keuschheit nicht nur der Weiber, sondern auch der Jungfrauen in hohen Ehren steht und durch strenge Satzungen gehütet wird. Eine Art Beschneidung soll bei anderen eine ursprüngliche Sitte und nicht von dem Islam herzuleiten sein.

Die Indianer der Philippineninseln sind im allgemeinen ein freundliches, harmloses, heiteres und reinliches Volk, dessen Charakter mehr an die Bewohner der östlichen Inseln als an die eigentlichen Malayen oder an die grausamen Battas erinnert. Verderbtheit herrscht bloß unter dem Pöbel, der sich in Manila und Cavite um die Fremden drängt. Wir verweisen, was die Sitten, Bräuche, den vielfachen Aberglauben dieser Völker anbetrifft, auf die angeführten Quellen und auf Pigafettas Reisebeschreibung. Die Bevölkerungstabelle von dem Jahr 1815 bringt die Zahl der Untertanen Spaniens im Bereich dieses Gouvernements auf beiläufig zwei und eine halbe Million Seelen.*) Das Empfangen der Taufe bezeichnet in der Regel die Untertänigkeit. In dieser Zahl sind nicht einbegriffen zweitausend Familien der unbekehrten Indianer Tinguianes der Provinz de Ylocos im Norden von Luçon, gegen tausend Familien der unbekehrten Indianer Ygorrotes**) im Gebirge derselben Provinz, zwölfhundert Familien der Negritos desselben Gebirgs und endlich über neunhundert Familien der unbekehrten Indianer der Provinz Calamianes, welche alle in verschiedenen Waren und namentlich die Negritos in Jungfernwachs Tribut bezahlen. Die Bevölkerung von Manila wird, mit Ausschluß der Klerisei, der Besatzung, der angesiedelten Spanier und Europäer und der Chinesen, vier- bis sechstausend an der Zahl, auf neuntausend Seelen gerechnet.

Manila scheint mit seinem Hafen Cavite die einzige namhafte Spanierstadt auf den Philippineninseln zu sein. In den Provinzen erheben sich nur die prachtvollen Bauten und Tempel der Klerisei zwischen den reinlichen und leichten Hütten der Eingebornen, die, wie zur Zeit Pigafettas auf Pfählen erhöht, aus Bambusrohr

*) Die gewöhnliche Weise der Volkszählung geschieht durch Tribut, welcher von jeder Familie erhoben wird. Tribut oder Familie werden im Durchschnitt zu fünf Seelen gerechnet. In derselben Tabelle wird angegeben, daß die Volkszahl sich seit dem Jahre 1734 um beiläufig eine Million und siebentausend Seelen vermehrt habe.

**) Die Gesichtsbildung dieser Ygorrotes de Ylocos und ihre hellere Farbe zeigen, daß sie sich mit den Gefährten des Limahon vermischt haben, die zu ihren Bergen flüchteten, als Juan de Salcedo die Chinesen in Pangasinon belagerte.

und Rotang geflochten und mit Nipablättern gedeckt, zierlichen Vogelbauern zu vergleichen sind. Das Feuer verzehrt oft solche Dörfer leicht und schnell wie das kahle Gras der Savannen, und sie erstehen nach wenigen Tagen verjüngt aus ihrer Asche empor. Die Spanier in Manila bewohnen vorzüglich die eigentliche befestigte Stadt am linken Ufer des Flusses. Die Vorstädte der Chinesen, mit Kaufläden und Buden, und die der Tagalen, von schönen Gärten umringt, breiten sich am rechten Ufer aus; die Straßen der Stadt sind grad angelegt, die Häuser massiv, von einem Stockwerk, auf einem unbenutzten Geschoß erhöht. Die Feuchtigkeit der Regenzeit gebietet, in dieser Hinsicht dem Beispiele der Eingebornen zu folgen. Sie sind nach allen Seiten mit äußeren Galerien umringt, deren Fenster anstatt Glases mit einer durchscheinenden Muschelschale ausgelegt sind. Man befindet sich in den geräumigen luftdurchzogenen und schattigen Zimmern gegen die Hitze wohl verwahrt. Die Klöster und Kirchen, welche die Hauptgebäude der Stadt ausmachen, sind von nicht schlechter Architektur. Die Mauern werden der Erdbeben wegen von einer außerordentlichen Dicke aufgeführt und durch eingemauerte Balken gesichert. Etliche dieser Kirchen besitzen Gemälde von guten Meistern; einige Altäre sind mit hölzernen Statuen verziert, die nicht ohne Kunstwert und das Werk von Indianern sind. Was aber der Indianer gemacht hat, wird nicht geschätzt. Wir haben die wenigen flüchtigen Stunden, die wir in Manila verlebt haben, meist in den Klöstern zugebracht, wo wir über uns wichtige Gegenstände Belehrung zu finden hofften. Wir haben in diesen Pflanzschulen der chinesischen und japanischen Missionen keinen Mönch angetroffen, der mit der Wissenschaft und Literatur dieser Völker vertraut gewesen wäre. Die Fremdlinge erlernen am Orte ihrer Bestimmung selbst die ihnen notwendigen Sprachen, und das, wonach man in den nicht unbeträchtlichen Bibliotheken von Manila zu fragen eilt, ist eben, was in denselben gänzlich fehlt: das Fach der inländischen Sprachen und Literaturen und der Sprachen und Literaturen der Völker, die man von hier aus zum Glauben zu gewinnen sich bemüht.

Die Inquisition scheint jetzt zu schlummern, aber die Gewohnheit der Vorsicht gegen sie besteht, und man merkt den Menschen an, daß es unheimlich ist, und daß ein Gespenst gefürchtet wird, das man nicht sieht.

Die Spanier entfalten hier einen großen Luxus. Die Equipagen sind zahlreich und elegant. Die Profusion der Speisen auf ihren Tischen bei der Zahl der Mahlzeiten, die sie an einem Tage halten, gereicht fast zum Überdruß. Geld und Gut zu erwerben ist der

Zweck, den sich jeder vorsetzt, und ein gemeines spanisches Sprichwort sagt: „Ich bin nicht nach Indien gekommen, bloß um eine andere Luft zu atmen.“

Erweiterte Freiheit wird den Handel in Manila blühend machen, und die Bedrückungen, denen er in Canton unterliegt, können den Markt zwischen China und der übrigen Welt hieher versetzen. Jeder handelt, und die Mönche, die das bare Geld besitzen, sind bereitwillig, den Spekulanten Kapitalien gegen bestimmten Gewinst für bestimmte Unternehmungen, deren Gefahren sie sich unterziehen, anzuvertrauen. Zucker und Indigo scheinen bis jetzt die vorzüglichsten Waren zu sein, die hier für Europa gesucht werden. Baumwolle und Zeuge eigener Fabrik werden nach Mexiko ausgeführt. Die Chinesen kaufen Trepang und Vogelnester ein. Die Muschel, die in manchen Gegenden Indiens als Münze gilt und die diese Inseln liefern, Perlen, Perlmutter, Ambra usw. können wohl kaum in Betracht kommen. Diese Inseln könnten viel mehr Erzeugnisse dem Handel liefern, als sie wirklich tun; der Kaffee, der von vorzüglicher Güte ist, wird wie der Kakao nur für den eigenen Bedarf angebaut. Den Zimt, der an manchen Orten in den Wäldern wild vorkommen soll, den Sagu usw. scheint die Industrie noch nicht zu Quellen des Reichtums gemacht zu haben.

Wenn die Geschichte den Abfall beider Amerika von dem Mutterlande besiegelt haben wird, werden die Philippineninseln der spanischen Krone verbleiben und können ihr durch eiserne Administration den Verlust eines unermeßlichen Gebietes ersetzen, von dem sie die Vorteile, die es verhieß, zu ziehen nicht verstand.

Die Indianer sind Eigentümer und freie Menschen und werden als solche behandelt. Die Kastelle, die in jeder Ortschaft der Küste gegen die Mauren erbaut sind, befinden sich in ihrer Macht und werden von ihnen besetzt. Die Vorrechte ihrer adligen Familien sind verschollen, jeder Bezirk, jedes Dorf erwählt seine Häupter, und die Wahl wird nur bestätigt. Bei diesen Governadorcillos, Capitanos usw., die von den Spaniern Don angeredet werden, beruht die gesetzliche Autorität; aber das Ansehn, der Reichtum, die Macht sind ganz auf der Seite der Padres. Die Mönche, die das Volk beherrschen, saugen es auf vielfache Weise aus, und nachdem der Kirche Recht gezollt worden und sich der Priester das Beste angeeignet hat, trägt noch der Verarmte sein letztes Ersparnis für Skapularien und Heiligenbilder hin.

Der Tribut, der dem König gezahlt wird, ist nur eine billige Last; aber die Administration des Tabaks, der allen ohne Unter-

schied des Alters und Geschlechts zum ersten Lebensbedürfnis geworden, ist eine drückende. Die Felder, wo er sonst für eigene Rechnung angebaut ward, liegen jetzt brach. Der Indianer befürchtet, daß ein neues Erzeugnis derselben eine neue Bedrückung zur Folge haben möchte. Von der Arekapalme, deren Nuß mit Betelblatt (Piper Betel) und Kalk gekaut wird, ist nur eine geringe Abgabe zu entrichten.

Die Volksnahrung ist der Reis, und zu dem kommen alle Früchte, womit die Natur diese wirtbare Erde so verschwenderisch begabt hat, und worunter wir nur die vielgepriesene Manga,*) zwei Arten Brotfrucht, die gemeinsame der Südseeinseln und die eigentümliche der Philippinen, den Pisang und den Kokos herausheben wollen.

Die Haustiere, die sich ursprünglich auf diesem Archipelagus befanden, waren das Schwein, die Ziege, der Hund, die Katze, das Huhn, die Gans und nach Zuñiga auch der Carabao oder der ostindische Büffel,**) den man von dem südeuropäischen unterscheiden muß und über welchen wir auf Marsdens Nachrichten zurückweisen. Der Carabao befindet sich in den Bergen auch wild oder verwildert. Die Spanier haben erst unsere Rinderart, das Pferd und Schaf eingeführt.

Der Hahnenkampf, dessen Pigafetta schon erwähnt, ist die größte Ergötzung der Indianer. Ein guter Streithahn ist der Stolz und die Lust seines Herrn, der ihn überall mit sich auf dem Arme trägt. Er wird im Wohnhause, an einem Fuße gebunden, auf das sorgfältigste gehalten. Die Kampflust und der Mut dieser Tiere erwächst aus der Enthaltsamkeit, zu der man sie verdammt. Der Palmenwein oder vielmehr der Branntwein ist, wie zur Zeit Pigafettas, ein Lieblingstrank der Indianer. Wir finden die Art, ihn zu gewinnen, zuerst in Marco Polo beschrieben. Die Blumenspatha der Kokospalme wird, bevor sie sich erschließt, zusammengeschnürt, die Spitze wird abgeschnitten, und man befestigt daran ein Gefäß von Bambus, worin der ausströmende Saft aufgenommen wird. Man sammelt diesen Saft zweimal im Tage ein, und wenn ein solcher

*) Zuñiga setzt in Zweifel, ob die Manga ursprünglich einheimisch sei, oder ob sie die Spanier von der Küste des festen Landes herübergebracht. Derselbe rechnet unbegreiflicherweise das Zuckerrohr unter die Gewächse, welche die Spanier eingeführt haben. Pigafetta erwähnt ausdrücklich des Zuckerrohrs in Zebu. Don San Jago de Echaparre hat vergeblich versucht, den Nußbaum und den Kastanienbaum einheimisch zu machen. Er hat beide zu verschiedenen Malen in den Bergen des Innern und am Saum der Wälder ausgesäet, aber ohne Erfolg.

**) Pigafetta scheint nicht den Carabao auf den Inseln dieses Archipelagus, wo er gewesen ist, angetroffen zu haben. Er nennt den Büffel nur auf Borneo mit dem Elefanten und dem Pferde. Das Wort Carabao, Karbau, ist malayisch.

Quell versiegt, reift auf demselben Baum eine andere Spatha, ihn zu ersetzen. Aus diesem Saft, der, frisch genossen, kühlend ist, wird durch angemessene Behandlung Wein, Essig, Branntwein oder Zuckersirup bereitet.*) Manche Kokosbäume werden anscheinlich durch zu üppigen Wuchs unfruchtbar, welche Krankheit zu vermeiden man tiefe Einschnitte in ihren Stamm einzuhauen pflegt. Ist aber ein Baum auf diese Weise unnütz geworden, so fället man ihn und hat an dem Kohl, den unentwickelten Blättern in der Mitte der Krone, ein wohlschmeckendes Gemüse.**)

Eine besondere Art Musa (Pisang, Banane), die keine genießbare Frucht trägt, wird des Flachses wegen angebaut, der aus ihrem Stamm gewonnen wird, und der vor vielen andern den Vorzug zu verdienen scheint. Die Fasern (Längengefäße der Blattstiele) haben die volle Länge des Stammes (gegen acht Fuß) und sind nach ihren äußeren oder inneren Lagen von verschiedener Feinheit, so daß aus derselben Pflanze der Flachs gewonnen wird, aus dem man die vorzüglich guten Ankertaue verfertigt, die hier meist die spanische Marine anwendet, und der, aus welchem man die feinen streifigen Zeuge webt, die zu den zierlichen Hemden verwendet werden, die zu der Tracht dieses reinlichen Volkes gehören.***)

Ein Palmbaum (Palma de Cabello negro) liefert einen festen schwarzen Bast, der ebenfalls zu Seilen und Ankertauen verarbeitet wird (die chinesischen aus Rotang geflochtenen Ankertaue, die manche Seefahrer der Großen Ozeans gebrauchen müssen, gelten für die schlechtesten und unzuverlässigsten). Dieser Palmbaum wird wegen seiner Nutzbarkeit angepflanzt und vermehrt.

Endlich müssen noch der Bambus und der Rotang unter den nutzbarsten Gewächsen dieses Himmelsstrichs aufgeführt werden.

Der Tagal mit seinem Bolo (ein Messer, das er stets wohlgeschliffen in der Scheide bei sich führt und das ihm als einziges Werkzeug bei allen mechanischen Künsten und zugleich als Waffe dient) baut selbst aus Rotang sein Haus und versieht es mit den meisten der erforderlichen Gerätschaften und Gefäße. Die Erde gönnt ihm Speise und Trank, Stoffe zu seiner Kleidung, den Tabak, die Arekanuß

*) Der süße Sirup der Pelewinseln wird nur von der Kokospalme auf diesem Wege gewonnen. Gegornes oder gebranntes Getränk scheint dort nicht Eingang gefunden zu haben.

**) Wir haben das Unfruchtbar- oder, mit dem spanischen Ausdruck, Tollwerden (tornar loco) des Kokosbaumes und das dagegen angewandte Mittel besonders auf Guajan bemerkt.

***) Die Karoliner bereiten auch ihre mattenähnlichen Zeuge aus den Fasern der Musa, die nach Kadus Aussage zu diesem Behuf, bevor sie Früchte getragen hat, abgeschnitten wird. Sollten sie auch die oben erwähnte Art besitzen?

und den Betel zu seinen Genüssen. Ein Streithahn macht ihn glücklich. — Die Erde ist hier so reich, der Mensch so genügsam! Er bedarf so wenig zu seiner Erhaltung und zu seinen Freuden und hat oft dies wenige nicht.

Die Marianeninseln. — Guajan.

Die Marianeninseln bilden eine vulkanische Kette, die in der Richtung von Norden nach Süden liegt; die Vulkane und der Sitz der unterirdischen Feuer sind im Norden der Kette, wo unfruchtbare verbrannte Felsen unter den Inseln gezählt werden.

Auf Guajan, der südlichsten derselben und zugleich der größten und vorzüglichsten, werden nur leise Erderschütterungen verspürt. Guajan erscheint von der N. O.-Seite als ein mäßig hohes, ebenes Land, dessen Ufer schroffe Abstürze sind. Die Gegend um den Hafen und die Stadt trägt einen andern Charakter und hat hohe Hügel und schöne Täler.

Wir haben keine andere Gebirgsart angetroffen als Madreporenkalkstein und Kalkspat.

Die Insel ist wohlbewaldet, die Flora anscheinend reich, die Vegetation üppig. Der Wald steigt an den steilen Ufern bis zum Meere herab, und verschiedene Rhizophoraarten baden an geschützten Orten ihr Laub in der Flut. Nichts ist den Wohlgerüchen zu vergleichen, die, als wir bei der Ankunft den Ankerplatz suchten, uns über die Brandung herüber zuwehten. Die Orangenbäume sind wie andere Fruchtbäume verschiedener Arten, Andenken einer sonst blühenderen Kultur, verwildert. Viele eingeführte Pflanzen haben die Flora wuchernd vermehrt, wie z. B. die stachlichte Limonia trifoliata, der nicht mehr Einhalt zu tun ist, und die Indigofera tinctoria, die niemand zu benutzen versteht. Der Brotfruchtbaum, der Kokos, der Pisang sind im Überfluß da; die Mangifera indica ist angepflanzt, aber noch nicht einheimisch geworden. Wir fanden nur hier verschiedene der Pflanzenarten, die dem Kontinent von Asien und den Inseln des Großen Ozeans gemein sind, z. B. die Baringtonia speciosa und die Casuarina equisetifolia. Aber wir vermißten die Pflanzenformen von Neu-Holland, die Proteaceen, Epakrideen, Myrtoideen und Akazien mit einfachen Blättern. Wir

trafen die meisten der auf Raback wachsenden Pflanzen wieder an, deren wir nachher etliche auf Luçon vermißten, so zum Beispiel die Tacca pinnatifida, die, obgleich in Cochinchina einheimisch und angebaut, bei Manila zu fehlen scheint. Es kommen zwei verschiedene Pandanusarten vor und mehrere Feigenbäume.

Außer den Fledermäusen (wir fanden den Vampyrus) ist das einzige ursprünglich einheimische Säugetier die auf allen Inseln der Südsee so allgemein verbreitete Ratte. Die Spanier haben außer unsern gemeinen Haustieren, deren sich keines hier vorfand, den Guanaco aus Peru und einen Hirsch aus den Philippinen eingeführt, den Hirsch zur Zeit des Gouverneurs D. Thomas. Mehrere dieser Tiere sind jetzt auf verschiedenen dieser Inseln verwildert. Verschiedene Arten der Landvögel kommen vor und unter andern ein Falke. Wir bemerken unter den Amphibien ein Iguan und eine große Seeschildkröte, unter den Zoophyten einige der Holothurienarten, die unter dem Namen Trepang (biche de mer, balate) einen so wichtigen Handelszweig für China abgeben.

Die düstere Geschichte der Marianeninseln ist in Europa hinreichend bekannt. Wir verweisen auf die Histoire des Isles Marianes nouvellement converties à la Religion chrétienne et de la mort glorieuse des premiers missionaires, qui y ont prêché la foi, par le Père Charles Gobien. Paris 1700, und auf deren beurteilenden Auszug in Burney, Chronological history, T. 3. p. 271.

Diese Inseln wurden von Magelhaens entdeckt, sie hießen unter den Eingebornen Laguas, die Spanier nannten sie Las Islas de los ladrones, de las Velas latinas, und endlich Marianas. Der fromme Missionar Don Diego Luis de San Vitores landete auf Guajan im Jahre 1667; er begehrte den Völkern das Heil zu bringen, aber es folgten ihm Soldaten und Geschütz. Noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts war das Werk vollbracht, und diese Nation war nicht mehr! Pacificar nennen's die Spanier.

„Diese so sehr beträchtliche Verminderung rührt von der Unterwerfung her, zu der sie die Waffen zwangen. Sie konnten, ihre Freiheit liebend, kein fremdes Joch erdulden, und es ward ihnen so drückend, daß, unvermögend, es abzuschütteln, sie lieber sich erhängten oder auf andere Weise sich verzweifelnd um das Leben brachten. Die Weiber machten sich vorsätzlich unfruchtbar und warfen ihre eigene Frucht in das Wasser, überzeugt, daß sie durch solchen frühen Tod, der sie von Mühseligkeiten und Elend erlösete, sie glücklich und selig machten. So hielten sie die Abhängigkeit für das äußerste und erbärmlichste Elend. Auch trug eine epidemische Krankheit dazu

bei, die im Anfange des Jahrhunderts die Übriggebliebenen fast gänzlich hinraffte." *)

Don Pedro Murillo Velarde führt dasselbe Bild mit denselben Zügen aus. Wir überlassen es gern den Spaniern, hier zu reden.

Die ursprüngliche Volkszahl belief sich nach Fra Juan de la Concepcion auf 40,000, nach Murillo Velarde auf 44,000. (Es heißt im Nouveau voyage à la mer du Sud [Marion], daß die Menschenzahl, sonst über 60,000, zu 8—900 geschmolzen sei.) Die Überreste der Eingebornen wurden Anno 1695 auf den Inseln Saypan und Guajan und nach der gleich darauf erfolgten Krankheit auf letzterer Insel allein gesammelt. Nach der Volkszählung ohne Jahreszahl, die Murillo Velarde (gedruckt zu Manila 1749) als neueste Nachricht mitteilt, waren 1738 Einwohner vorhanden. Die zunehmende Bevölkerung war Anno 1783 auf 3231 und Anno 1816 auf 5389 Seelen gestiegen.**)

Aber die christlichen Nachkommen derer, die dem Untergang ihres Volkes entkommen und ihre Unabhängigkeit überlebt, haben alle Eigentümlichkeit ihrer Väter verloren, alle ihre Künste und zum Teil selbst ihre Sprache verlernt.

Gobien scheint zuerst die unsinnige Behauptung aufgestellt zu haben, daß die Bewohner der Marianeninseln das Feuer erst durch die Europäer kennen gelernt. Die Geschichtschreiber von Manila wiederholen diesen Satz, Velarde wendet auf sie das „Nulla Getis toto gens truculentior orbe" an, und man wundert sich, daß sich dadurch achtbare Schriftsteller, von denen man gesundere Kritik erwartet hätte, leichtsinnig zu unverantwortlichen Irrtümern verleiten lassen.***)

---

*) Fra Juan de la Concepcion, Historia de Philipinas, T. 7. p. 348.

**) Man vergesse nicht, daß man in früherer Zeit, um die Mission zu verstärken, Hunderte von Philippinern nach Guajan versetzt hatte, und daß deren Nachkommen in diesen Zählungen mitrechnen.

***) Burney zeigt auch hier, in wie guten Händen sich bei ihm die gründlichste Gelehrsamkeit befindet, 1. c. p. 312. Wie hätten Bewohner von Inseln, auf welchen häufige Vulkane brennen, das Feuer nicht gekannt! Pigafetta rechnet unter die Dinge, wovon sie sich ernähren, das Fleisch der Vögel, ohne zu bemerken, daß es roh gegessen wurde. Wir bemerken beiläufig, daß das Mutterschwein, welches nach diesem Reisebeschreiber Magelhaens bei seiner Ankunft auf Humunu (Philippineninseln) schlachten ließ, die unverbürgte Behauptung veranlaßt zu haben scheint, Magelhaens habe Schweine von den Ladroneninseln mitgenommen; davon schweigen sowohl Massimiliano Transilvano als die Breve narratione di un Portughese (bei Ramusio), und Herrera, Historia de las Indias, T. 2. Cap. 3, erwähnt nichts davon. Alle Autoritäten stimmen darin überein, daß sich bei der Besitznahme keine vierfüßige Tiere auf derselben befanden; Herrera, l. c., schreibt diesen Inseln den Reis zu (y poco aroz), anscheinlich ohne allen Grund.

Diese Völkerschaft gehört zu der Völkerfamilie, die, durch Charakter, Sitten und Künste verwandt, durch Handel und Schiffahrt verbunden, die östlich von den Philippinen bis zum 180° der Länge gelegenen Insel bewohnt. Diese sanftmütigen und lieblichen Völker stehen auf keiner geringen Stufe der Bildung, und die Bewohner der Marianen standen in nichts ihren Brüdern nach.

Sie waren in der Schiffahrt den kunstreichsten der Karoliner wenigstens gleich.*) Die noch bestehenden Werke ihrer Baukunst auf Tinian und Saypan bezeugen, daß sie in dieser Hinsicht den übrigen überlegen waren, und wir haben unter ihren Antiquitäten etwas entdeckt, das einen unermeßlichen Schritt in der Zivilisation zu bezeichnen scheint, den sie allen Inselbewohnern des Großen Ozeans vorausgetan hatten. Wir reden von der Erfindung der Münze. Wir haben die Gegenstände, die wir beschreiben, selbst gesehen, und wir erläutern sie nach der befugtesten Autorität, nach Don Luis de Torres, dem Freunde der Indianer, dem Kenner ihrer Sitten und unserm Freunde.

An einer groben Schnur von Kokosbast sind Scheiben von Schildkröte von der Gestalt einer Knopfform, aber dünn wie Papier, dicht aneinander gepreßt, eingefädelt und durch Reibung äußerlich geglättet. Das Ganze bildet eine biegsame Walze von der Dicke eines Fingers und von der Länge einiger Fuße.

Diese Schnüre sollen als ein Mittel des Handels in Umlauf gewesen sein, und sie zu verfertigen und auszugeben, war das Recht nur weniger Häuptlinge.

Schildkrötenfelder von der großen Seeschildkröte sind verschiedentlich in der Mitte von einem größeren und an dem breitern, dünnern Rande von mehreren kleineren Löchern durchbohrt oder haben nur ein einziges Loch in der Mitte.

Wer, vermutlich im Schwimmen, eine Schildkröte getötet hatte (wohl ein schweres Wagestück), brachte ein Feld ihres Panzers dem Häuptlinge, der nach den Umständen der Tat und der dabei erhaltenen Hilfe die Löcher darein bohrte; je weniger deren, desto größer der Wert. Solche Trophäen sollen dann dem Eigner ein

*) Wir müssen hier in Dampiers Bericht von den Proas der Marianeninseln eine Unrichtigkeit rügen. Die Fahrzeuge der Karoliner segeln wirklich nur, wie es in Ansons Reise angegeben wird, und wie schon Pigafetta bemerkt, mit dem Ausleger auf der Windseite und der flachen Seite des Boots unter dem Winde. Es ist auch nach Anson, daß man diese Fahrzeuge in England nachgeahmt hat; der Lauf von 24 Knoten, den Dampier denselben zuschreibt, muß übertrieben scheinen, obgleich sie leicht, schnell und besonders viel geschickter sind als unsere Schiffe, scharf bei dem Winde segeln. Wir müssen ferner bemerken, was sich ohnehin von selbst versteht, daß das Steuerruder stets unter dem Winde geführt wird, welches in betreff der Boote von Radack in den zu diesem Werke gehörigen Zeichnungen nicht immer beachtet worden.

gewisses Zwangsrecht gegeben haben, sie nach hergebrachten Bräuchen gegen anderer Eigentum auszutauschen, und in gewisser Hinsicht als Mittel des Handels und Zeichen des Wertes gegolten haben.

Indem die Insulaner von Guajan, sagt Crozet, durch die Zivilisation neue Kenntnisse erworben, haben sie in dem Bau ihrer Boote die Kunst, die sie von ihren Vätern ererbt, vollkommen erhalten, sie hatten in dieser Hinsicht nichts zu gewinnen.*)

Sollten wir dieses Zeugnis wie das früherer Seefahrer gelten lassen? Verhält es sich doch jetzt weit anders als zur Zeit von Anson (1742) und Duclesmeur (1772). Die jetzigen Bewohner von Guajan kennen nicht mehr die See, sind keine Schiffer, keine Schwimmer mehr, sie haben aufgehört, Boote zu bauen. Kaum höhlen sie noch Baumstämme ungeschickt aus, um innerhalb der Brandungen auf den Fischfang zu gehen. Es sind die Bewohner der Karolinen (Lamureck, Ulea usw.), die, nachdem der Pilot Luito aus Lamureck im Jahre 1788 die Wiederentdeckung von Waghal (Guajan) für seine Inseln vollbracht, seit dem Jahre 1805 jährlich mit einer Handelsflotte gegen Guajan kommen und die Spanier gegen Eisen mit den ihnen nötigen Fahrzeugen versehen, die sie für dieselben auf ihren Inseln erbauen. Sie sind es auch, die auf ihren eigenen Booten die Sendungen des Gouverneurs nach Tinian und Saypan befördern und die sonst schwierige Verbindung der Marianeninseln unterhalten.

Diese karolinischen Boote gibt es jetzt hier 10—12, und man erinnert sich nicht, daß je ähnliche auf Guajan gebaut worden. — Haben nicht auch in der Fremde gebaute Boote die früheren Seefahrer getäuscht? Zu allen Zeiten sind Boote der Karolinen hierher verschlagen worden, und namentlich noch im Jahre 1760—70 ein Boot aus Cap; denn so weit gehen unsere auf Erinnerung gegründeten Nachrichten zurück.

Die jetzigen Bewohner von Guajan sind zu Spaniern umgebildet,**) sie wohnen und kleiden sich wie die Tagalen um Manila, bauen den Reis für den nächsten Bedarf, bereiten und trinken den Kokoswein, kauen den Betel und rauchen den Tabak und genießen

*) Nouveau voyage à la mer du Sud, par Marion et Duclesmeur, rédigé sur les plans et les journaux de Mr. Crozet, p. 204. „Les insulaires de Guam acquérant par la civilisation de nouvelles connaissances, ont parfaitement conservé l'art, qu'ils tiennent de leurs ancêtres, pour la construction de leurs bateaux, ils n'avaient rien à acquérir dans cette partie."

**) Wir äußerten den Wunsch, mit den eigentümlichen Sitten, Spielen, Tänzen der Eingebornen bekannt zu werden und der Gouverneur ließ sie vor uns ein Opernballet von Montezuma in Theaterkostümen aufführen, welche sich aus alten Zeiten her im Collegio, den Schulgebäuden der Jesuiten, vorfinden.

träg bis in ein hohes Alter*) der Früchte des Waldes, der Gaben der willigen Erde und der Milde des Himmels.

Und wie könnte Industrie sich regen! Dem Gouverneur dieses entlegenen Teils der Welt ist auf eine kurze Dauer sein Amt als eine Pfründe verliehen.

Er hat den alleinigen Handel der Kolonie, das heißt, daß er das beträchtliche bare Geld,**) das Spanien für Gehalte hinschickt, behält und dafür die Verpflichtung hat, seinen Unterbeamten so wenige und so schlechte Ware, als er nur immer will, zu geben; dagegen zahlt der Indianer keinen Tribut, baut selbst seinen Tabak und hat der Kirche keine Zehnten zu entrichten.

Selten legen jetzt die Gallionen von Acapulco in Guajan an, und nur gelegentlich die den Handel der Nordwestküste treibenden Amerikaner. Der jetzige Gouverneur der Marianen besitzt ein eigenes Schiff, eine hübsche Brigg, womit er die Verbindung und den nötigen Handel mit Manila unterhält und außerdem den Handel der biche de mer treibt. Er hat angefangen, die Karoliner zu ermuntern, ihm diesen Handelsartikel zuzuführen, da er auf ihren Inseln häufig ist, und sein Pilot, ein Engländer, sich wegen Gefahr der Riffe geweigert hat, ihn von dorther zu holen. Es kann dieser Schritt großen und wohltätigen Einfluß auf die fernere Entwickelungsgeschichte dieser Insulaner erlangen.

Die Jesuiten sind bis zu der Aufhebung des Ordens im Besitz der Missionen geblieben, die sie auf den Marianen begründet hatten, Sie verbrannten einen Teil ihrer Papiere und Bücher, als die Augustiner sie ablösten, und räumten ihnen das Feld. Da es in der letzten Zeit an Missionaren gemangelt, ist die Seelsorge der Marianen Weltgeistlichen übertragen worden. Die Inseln sind in zwei Kirchspiele eingeteilt, das von Agaña und das von Rota, welches letztere einen Teil der Insel Guajan in sich begreift; beide stehen eigentlich unter dem Bischof von Zebu, der aber, wegen zu großer Abgeschiedenheit, die Administration derselben dem Erzbischof von Manila überläßt.

Die Pfarrherren sind junge Tagalen aus Manila, denen die spanische Sprache zur Beschickung ihres Amtes hinreichend ist; sie bewohnen in Agaña das Gebäude der Mission.

Auf der Insel Rota ist jetzt eine feste Ansiedelung unter Aufsicht eines Offiziers, hingegen sind keine Wohnungen auf der Insel

*) Ein rüstiger Greis von 86 Jahren und 4 Monaten lebt in Agaña mit seinem gleich bejahrten Weibe, der einzigen Gefährtin seiner Jugend und seines Alters; sie zählen jetzt um sich 135 Nachkommen und die sechste Generation.

**) Gegen 18000 Piaster jährlich, eine Angabe, die wir jedoch nicht verbürgen.

Tinian. Es wird dieselbe nur besucht, um den Anbau von Reis zu betreiben. Man sagte uns, daß auf Tinian sich Rinder, Schweine und Ziegen, auf Saypan Rinder und Schweine und auf Agrigan Schweine und Ziegen verwildert befänden.

Es haben sich etliche Karoliner, welche die Taufe empfangen, auf Guajan angesiedelt; wir fanden nur wenige von ihnen gegenwärtig. Mehrere hatten Urlaub vom Gouverneur erhalten, die Ihrigen auf ihren Inseln zu besuchen, und waren im vorigen Jahre mit der Flottille von Lamureck dahin abgegangen.

Der Leser wird in einem andern Teil dieses Werkes einen umständlichen Bericht über den Menschenraub gefunden haben, den zum Behuf einer Ansiedelung auf den Galapagos ein amerikanischer Schiffskapitän mit bewaffneter Hand und Blutvergießen auf der Osterinsel verübte.

Der Handel dieses Ozeans macht den Seefahrern, in deren Besitz er sich befindet, ähnliche Ansiedelungen auf östlichern Inseln wünschenswert. Die Verhältnisse auf den Sandwichinseln erleichtern dort den Menschenraub, und die Insel Agrigan, eine der nördlichsten der Marianen, scheint zu einer solchen Niederlassung sich vorzüglich zu eignen, ob sie gleich, gebirgig und zur Kultur unfähig, selbst keine Rinder ernähren kann und keinen geschützten Ankerplatz darbietet.

Der Kapitän Brown war im Jahre 1809 bis 1810 mit dem Schiffe Derby aus Boston auf Atnai. Auf dieser Insel gesellte sich ihm Herr Johnson bei, Schiffsbaumeister des Königs, welcher aber eines Unfalls wegen, der ein Schiff betroffen hatte, in Ungnade gefallen war. Man lichtete die Anker während der Nacht und entführte fünfzehn Weiber, die sich an Bord befanden. Man näherte sich der Insel Oniheau. Ein Boot brachte Erfrischungen vom Lande. Dieses wurde erwartet; sieben Mann, die sich auf demselben befanden, wurden in das Schiff aufgenommen, dann das Boot selbst heraufgezogen, und man richtete den Kurs auf Agrigan. Diese Insel wurde verfehlt, sie befand sich im Norden; man suchte, um nicht mit Zeitverlust gegen den Wind anzuringen, auf einer der südlichern Inseln zu landen. Es geschah auf Tinian. Hier blieben zwei Parteien. Einerseits der Johnson mit vier Mann und den Sandwichern (diese sollten sich ein Fahrzeug bauen, um nach Agrigan überzugehen), andererseits der zweite Master des Schiffes mit drei Mann, die, vom Dienst entlassen, eine Barkasse, die sie vom Kapitän erstanden, zu einem Schiff umarbeiten wollten, geeignet, diese Meere auf Handelsspekulationen zu befahren. Das sandwicher Boot ward den Ausgesetzten zurückgelassen, beide Parteien gingen nach Saypan

über, welche Insel ihnen besseres Bauholz darbot, und betrieben da ihr Werk. Aber die Sandwicher gedachten der Freiheit, der Rache und ihrer Heimat. Als der Master sein Fahrzeug zustande gebracht, welches sie zur Heimfahrt zu benutzen gedachten, ersahen sie die Gelegenheit, die Getrennten und Wehrlosen zu überfallen; der Master und ein Weißer wurden so getötet; der Krieg wütete.

Man hatte indes auf Guajan erfahren, daß sich Fremde auf Saypan und Tinian aufhielten; der Gouverneur D. Alexandro Parreño schickte dahin, und es war mitten in diesen blutigen Zwisten, daß im Juni 1810 Johnson mit vier Weißen, zwei Negern, den sieben Sandwichern und fünfzehn Sandwicherinnen nach Guajan, woselbst er sich noch befindet, abgeführt wurde.

Im Mai 1815 wurde auf Befehl des Kapitän-General der Philippinen, D. Gose Garboque, eine Ansiedelung auf Agrigan aufgehoben und beiläufig vierzig Menschen, worunter ein Amerikaner, drei Engländer und die übrigen Sandwicher waren, nach Guajan eingebracht.

Man weiß aus verschiedenen zuverlässigen Nachrichten, daß sich bereits eine neue Ansiedelung auf Agrigan befindet. Nach dem nunmehrigen Befehl des Kapitän-General in diesem Betreff wird den Ansiedelungen daselbst kein Hindernis mehr entgegengestellt, die Ansiedler sollen nur die Oberherrschaft der Spanier anerkennen, und ein Spanier soll als Oberer hingesendet werden. Man hat bis jetzt noch unterlassen, jemand dahin zu schicken.

Guajan erinnert an den in Europa bekannt gewordenen Namen des Gouverneurs D. Thomas.

Im Nouveau voyage à la mer de Sud wird seiner mit hohem Lob erwähnt, und der Abbé Raynal weihte ihn auf seine Weise zur Unsterblichkeit ein. Lapeyrouse fand ihn bald darauf zu Manila in den Händen der Inquisition und maß dies den Lobreden des Philosophen zu. Wir bezweifeln jedoch mit besserer Ortskenntnis, daß die Schuld dieses Unrechts lediglich dem französischen Aufklärer beizumessen sei.

Die Inquisition trifft, gleich dem Zufall, unter den Hohen und Reichen jeden, den nur Angaben bezeichnen, und es ist Brauch, daß die Weiber in häuslichen Mißverhältnissen den Arm des heiligen Gerichts für ihre eigene Sache bewaffnen. Die Güter der Verurteilten fallen dem Gericht anheim, und nur der arme und obskure Mensch genießt Sicherheit.

Über unsere Kenntnis der ersten Provinz des Großen Ozeans.

Neue Quellen. — Kadu, Don Luis de Torres.
Geographischer Überblick.

Nach den verschollenen Entdeckungen von Saavedra 1528, Villalobos 1542, Legaspi 1565 und anderer; nach der Entdeckung der Karolina (vielleicht Cap) durch Lazeano 1686, sammelte auf den Philippinen der Jesuit Paul Clain 1697 die ersten bestimmten Nachrichten über die Inseln, die nachher Karolinen genannt wurden, von Eingebornen dieser Inseln, welche der Sturm auf Samar verschlagen hatte. Wir erfahren zugleich, daß jene Insulaner öfters, bald zufällig, bald vorsätzlich, diese Küsten besucht.

Lettre du P. Paul Clain, lettres édifiantes T. 1. p. 112.

Aux Jésuites de France. Charles Gobien, T. 6. mit der Karte von Serrano, welche keine Aufmerksamkeit verdient.

Der Missionseifer erwacht, alle Monarchen der Erde werden aufgefordert, der Verbreitung der Lehre Christi förderlich zu sein. Verschiedene Schiffe werden in Manila ausgerüstet, die ein den Völkern freundliches Schicksal, deren Glück und Unabhängigkeit bewahrend, von ihrem Ziel abhält. Endlich landen die Väter Cortil und Duperon auf Sonsorol 1710. Wind und Strom entfernen alsbald das Schiff; die Missionare sind verlassen, und vereitelt wird jene fernere Unternehmung, ihnen zu Hilfe zu kommen.

Aux Jésuites de France. J. B. du Halde, T. 6. — Relation en forme de Journal, T. 6. p. 75. — Lettre du P. Cazier, T. 16.

Der Pater Jean Antoine Cantova sammelt auf Guajan 1722 von dorthin verschlagenen Insulanern aus Ulea und Lamureck die vollständigsten Nachrichten über die Karolinen und entwirft eine Karte von diesen Inseln, die alle Beachtung verdient; sein Herz entbrennt, das Evangelium auf denselben zu verbreiten.

Lettre du Père J. A. Cantova, T. 18. p. 188, mit der Karte.

Die Geschichtschreiber von Manila haben diese Geschichten sorgfältig aus den Quellen zusammengetragen.

Historia de la provincia de Philipinas de la Compañia de Jesus por el P. Pedro Murillo Velarde. Manila 1749. T. 2. — Historia general de Philipinas por Fr. Juan de la Concepcion, T. 9. c. 4. p. 151 und T. 10. c. 9. p. 239.

Wir entlehnen, was folgt, aus dem letzteren:

Cantova gelingt es, an die Völker der Karolinen gesandt zu werden. Er wird 1731 mit dem P. Victor Uvaldec von Guajan nach Mogmug übergebracht, und eine Mission wird auf der Insel Falalep begründet. Der P. Victor macht eine Reise nach den Marianen; als er mit neuer Hilfe für die Mission 1733 wiederkehrt, ist die Stelle, wo selbige gestanden hatte, verheert und verödet. Er setzt seine mühselige Fahrt nach Manila fort. „Sie erfuhren von einem Gefangenen, den sie entführten, daß zehn Tage nach Abfahrt des P. Victor am 9. Juli 1731 der P. Cantova berufen ward, vorgeblich einen Erwachsenen auf Mogemug zu taufen. Er ging mit zwei Soldaten dahin und fand alles in Waffen. Sie gaben vor, er wolle ein neu Gesetz gegen das alte und ihre Bräuche einführen, und durchbohrten ihn mit drei Lanzenstichen, zwei in die Seiten und einen in das Herz; sie töteten gleichfalls die zwei Soldaten und warfen sie in die See. Sie entblößten aber den Pater, bewunderten, daß er so weiß sei, und beerdigten ihn unter einem kleinen Dach.*) Sie fielen nachher die auf Falalep Zurückgebliebenen unversehens an, diese konnten nur in Eile ihre kleinen Kanonen!! abfeuern, töteten also vier Indianer und verwundeten andere mit dem Schwert; aber ihre Verteidigung war umsonst. Sämtliche Spanier, welche auf der Insel waren, vierzehn an der Zahl, wurden getötet, und verschont ward nur ein junger Tagal, der Sakristan des Pater, den der Chef der Insel an Sohnesstatt angenommen hatte.

„Derselbe Gefangene sagte aus: daß der Vertraute des Pater, einer Namens Digal, den er auf Guajan getauft hatte, der vorzüglichste Anstifter dieses Aufruhrs gewesen sei."

Also endigt die Geschichte der Missionen auf den Karolinen.

Mit einer einzelnen Gruppe dieser Inseln macht uns später bekannt An account of the Pelew Islands from the journals and communications of Capt. Henry Wilson by George Keate Esq., fifth edition, London 1803.

Burney, im fünften Kapitel des ersten Bandes seiner Chronologischen Geschichte der Reisen, berichtet ausführlich aus den Quellen, was die Karolinen anbetrifft. — Er führt beim Tode Cantovas eine Denkschrift des Gouverneurs der Philippinen an, welche uns nicht zu Gesicht gekommen ist. Es enthält dieses fünfte Kapitel eine vollständige Darstellung unsrer geographischen Kenntnis der Inseln, welche die Spanier unter dem Namen las Carolinas begreifen.

---

*) So bestatten sie ihre eigenen Toten; der Pater ward als ein Fürst, die Soldaten als Männer vom Volke behandelt.

Wir finden uns veranlaßt, die Karolinen, denen die Pelewinseln und die westlicher gelegenen Gruppen beizuzählen sind, mit den fast unter gleicher Breite östlicher gelegenen Inseln bis zu denen, die Krusenstern nach den Hauptentdeckern derselben die Gilbert- und Marshalsinseln nennt, und mit den Marianen im Norden der Karolinen unter einem Gesichtspunkt und unter der Benennung der westlichen oder ersten Provinz des Großen Ozeans zu vereinigen.

Krusenstern hat in seinen Beiträgen zur Hydrographie, Leipzig 1819, die Entdeckungen, welche die neuern Seefahrer in diesem Meerstrich gemacht haben, unter verschiedenen Hauptstücken, von Seite 94 bis 121, gesammelt und mit großer Gelehrsamkeit abgehandelt. Er hat dabei besonders die Memorias por Don Josef Espinosa y Tello, Madrid 1809, benutzt.

Tuckey (Maritim Geography and Statistics, London 1815) hat, indem er die Quellen, nach welchen er die Lage streitiger Inseln (Lamurca, Hogolen) festsetzt, anzugeben unterlassen, seine Arbeit aller Zuverlässigkeit beraubt, und

Arrowsmith, Chart of the pacific ocean mit den additions to 1817, erscheint uns von größerer Autorität.

Es ist hier der Ort, da wir nach eigenen Erfahrungen und gesammelten Nachrichten besonders über die Inseln und Völker dieser Provinz Mitteilungen zu machen uns anschicken, über die neuen Quellen, die wir zu deren Kenntnis darbringen, Rechenschaft abzulegen.

Es sind diese Quellen die Mitteilungen unseres Freundes und Gefährten Kadu und die von D. Luis de Torres auf Guajan, welche sich an Cantovas Brief und Karte anschließen.

Wir hatten zu Anfang 1817 im äußersten Osten dieser Provinz auf der Gruppe Otdia und Kaben der Inselkette Radack mit dem lieblichen Volke, welches sie bewohnt, Bekanntschaft gemacht und Freundschaft geschlossen. Als wir darauf in die Gruppe Aur derselben Inselkette einfuhren, die Eingebornen auf ihren Booten uns entgegenkamen und, sobald wir Anker geworfen, an unsern Bord stiegen, trat aus deren Mitte ein Mann hervor, der sich in manchen Dingen vor ihnen auszeichnete. Er war nicht regelmäßig tatuiert wie die Radacker, sondern trug undeutliche Figuren von Fischen und Vögeln, einzeln und in Reihen um die Kniee, an den Armen und auf den Schultern. Er war gedrungenern Wuchses, hellerer Farbe, krauseren Haares als sie. Er redete uns in einer Sprache an, die, von der radackischen verschieden, uns völlig fremd klang, und wir versuchten gleich vergeblich, die Sprache der Sandwichinsel mit ihm zu reden. Er machte uns begreiflich, er sei gesonnen, auf unserm

Schiffe zu bleiben und uns auf unsern ferneren Reisen zu begleiten. Sein Gesuch ward ihm gern gestattet. Er blieb von Stunde an an unserm Bord, ging auf Aur nur einmal mit Urlaub ans Land und verharrte bei uns, unser treuer Gefährte, den Offizieren gleich gehalten und von allen geliebt, bis zu unsrer Rückkehr auf Radack, wo er mit schnell verändertem Entschluß erkor sich anzusiedeln, um der Bewahrer und Ausgeber unsrer Gaben unter unsern dürftigen Gastfreunden zu sein. Es könnte niemand von dem menschenfreundlichen Geiste unsrer Sendung durchdrungener sein als er.

Kadu, ein Eingeborner der Inselgruppe Ulea, im Süden von Guajan, von nicht edler Geburt, aber ein Vertrauter seines Königs Toua, der seine Aufträge auf andern Inseln durch ihn besorgen ließ, hatte auf früheren Reisen die Kette der Inseln, mit denen Ulea verkehrt, im Westen bis auf die Pelewinseln, im Osten bis auf Setoan kennen gelernt. Er war auf einer letzten Reise von Ulea nach Feis mit zweien seiner Landsleute und einem Chef aus Eap, welcher letztere nach seinem Vaterlande zurückkehren wollte, begriffen, als Stürme das Boot von der Fahrstraße abbrachten. — Die Seefahrer, wenn wir ihrer unzuverlässigen Zeitrechnung Glauben beimessen, irrten acht Monde auf offener See. Drei Monde reichte ihr kläglich gesparter Vorrat hin; fünf Monde erhielten sie sich, ohne süßes Wasser, bloß von den Fischen, die sie fingen. Den Durst zu löschen, holte Kadu, in die Tiefe des Meeres tauchend, kühleres und ihrer Meinung nach auch minder salziges Wasser in einer Kokosschale herauf. Der Nordost-Passat trieb sie endlich auf die Gruppe Aur der Kette Radack, wo sie sich im Westen von Ulea zu befinden wähnten. Kadu hatte von einem Greise auf Eap Kunde von Radack und Ralick vernommen: Seefahrer aus Eap sollen einst auf Radack, und zwar auf die Gruppe Aur verschlagen worden sein und von da über Nugor und Ulea den Rückweg nach Eap gefunden haben. Die Namen Radack und Ralick waren ebenfalls einem Eingebornen aus Lamureck, den wir auf Guajan antrafen, bekannt. Es werden oft Boote aus Ulea und den umliegenden Inseln auf die östlichen Inselketten verschlagen, und noch leben auf der südlichen Gruppe Arno der Kette Radack fünf Eingeborne aus Lamureck, die ein gleiches Schicksal auf gleicher Bahn dahin geführt.

Die Häuptlinge von Radack schützten die Fremden gegen Niedriggesinnte ihres Volks, deren Habsucht das Eisen, welches jene besaßen, gereizt hatte. — Man trifft die edelmütigern Gesinnungen stets bei den Häuptlingen an.

Die Einwohner von Ulea, die in größerem Wohlstand und in ausgebreiteterem Verkehr als die Radacker leben, sind ihnen in

mancher Hinsicht überlegen. — Kadu stand in einem gewissen Ansehen auf Radack. Er mochte, als wir diese Inseln besuchten, seit etwa vier Jahren auf denselben angelangt sein. Er hatte zwei Weiber auf Aur und von der einen eine Tochter, die bereits zu sprechen begann.

Unsere Erscheinung verbreitete in Aur, wo die Kunde von uns noch nicht erschollen war, Schrecken und Bestürzung. Der vielgewanderte, der vielerfahrene Kadu, der sich zur Stunde auf einer entlegenen Insel der Gruppe befand, ward alsbald herbeigeholt, und man begehrte seinen Rat, wie man den mächtigen Fremden begegnen müsse, die man für böse Menschenfresser anzusehen geneigt war.

Kadu hatte von den Europäern vieles erfahren, ohne daß er je eines ihrer Schiffe gesehen. Er sprach seinen Freunden Mut ein, warnte sie vor Diebstahl und begleitete sie an unser Schiff mit dem festen Entschluß, bei uns zu bleiben, und in der Hoffnung, durch uns zu seinem lieben Vaterlande wieder zu gelangen, da einmal ein europäisches Schiff in Ulea gewesen, zu einer Zeit, wo er selbst abwesend war.

Einer seiner Landsleute und Schicksalsgefährten, der bei ihm war, bemühte sich umsonst, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, und seine Freunde bestürmten ihn umsonst mit ängstlichen Reden; er war zurzeit unerschütterlich. — Ein andrer Gefährte Kadus, der Häuptling aus Eap, den wir im Gefolge des Königs Lamari bei Udirick antrafen, faßte denselben Entschluß, dieselbe Hoffnung wie unser Freund. Er war ein schwächlicher Greis; sein Gesuch fand kein Gehör. Es war schwer, ihn zu vermögen, unser Schiff zu verlassen, worauf er in Tränen in der ruhigen Lage beharrte, durch welche er seinen Vorsatz uns zu versinnlichen gesucht. Wir stellten ihm sein Alter und die Mühseligkeiten unserer Fahrt vor, er blieb bei seinem Sinne; wir stellten ihm vor, daß unser Vorrat nur auf eine gewisse Anzahl Menschen berechnet sei. Er mutete uns zu, unsern Freund Kadu hier auszusetzen und ihn an dessen Stelle aufzunehmen.

Wir müssen die leichte und schickliche Weise rühmen, womit Kadu sich in unsere Welt zu fügen wußte. Die neuen Verhältnisse, worein er sich versetzt fand, waren schwer zu beurteilen, zu behandeln. Er, ein Mann aus dem Volke, ward unversehens unter den an Macht und Reichtum so sehr überlegenen Fremden gleich einem ihrer Edeln angesehen, und das niedere Volk der Matrosen diente ihm wie dem Oberhaupte. Wir werden Mißgriffe nicht verschweigen, zu welchen er anfangs verleitet ward, die er aber zu schnell und

leicht wieder gut machte, als daß sie strenge Rüge verdienten. — Als kurz nach seiner Aufnahme unter uns Häuptlinge von Radack an unsern Bord kamen, erhob er sich gegen sie und nahm die Gebärden an, die nur jenen ziemen. Eine arglose Verhöhnung ihrerseits ward sein wohlverdienter Lohn. — Es geschah nicht ein zweites Mal. — Er suchte anfangs den Gang und die Arten des Kapitäns nachzuahmen, stand aber von selbst davon ab. Es ist nicht zu verwundern, daß er die Matrosen erst für Sklaven ansah. Er befahl einst dem Aufwärter, ihm ein Glas Wasser zu bringen; dieser nahm ihn still am Arme, führte ihn zu dem Wasserfaß und gab ihm das Gefäß in die Hand, woraus andre tranken. Er ging in sich und studierte die Verhältnisse und den Geist unsrer Sitten, worein er sich bald und leicht zu versetzen und zu finden lernte, wie er eben unsern äußern Anstand im Leben und bei der Tafel sich anzueignen gewußt.

Kadu lernte erst nach und nach die Kraft unsrer geistigen Getränke kennen. Man will bemerkt haben, daß er sich anfangs Branntwein von den Matrosen hatte geben lassen. Als darauf ein Matrose bestraft wurde, ward ihm angedeutet, solches geschehe wegen heimlichen Trinkens des Feuers (Name, womit er den Branntwein bezeichnete). Er trank nie wieder Branntwein, und Wein, den er liebte, nur mit Mäßigung. Der Anblick betrunkener Menschen, den er auf Unalaschka hatte, machte ihn mit Selbstgefühl über sich selber wachsam. — Er beschwor im Anfang den Wind zu unsern Gunsten, nach der Sitte von Eap; wir lächelten, und er lächelte bald über diese Beschwörungen, die er fortan nur aus Scherz und uns zu unterhalten wiederholte.

Kadu hatte Gemüt, Verstand, Witz; je näher wir einander kennen lernten, je lieber gewannen wir ihn. Wir fanden nur bei seinem lieblichen Charakter eine gewisse Trägheit an ihm zu bekämpfen, die sich unsern Absichten entgegensetzte. — Er mochte nur gerne singen oder schlafen. Als wir uns bemühten, über die Inseln, die er bereist, oder von denen er Kenntnis hatte, Nachrichten von ihm einzuziehen, beantwortete er nur die Fragen, die wir ihm vorlegten, und dieselbe Frage nicht gern zweimal, indem er auf das, was er bereits ausgesagt hatte, sich bezog. Wenn im Verlauf des Gesprächs Neues an das Licht gefördert ward, welches verschwiegen zu haben wir ihm verwiesen, pflegte er gelassen zu entgegnen: „Das hast du mich früher nicht gefragt.“ Und dabei war sein Gedächtnis nicht sicher. Die Erinnerungen lebten nach und nach in ihm wieder auf, so wie das Ereignis sie hervorrief, und wir glaubten zugleich zu bemerken, daß die Menge und Vielfältigkeit der Gegenstände, die

seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, frühere Eindrücke in ihm verlöschten. Die Lieder, die er in verschiedenen Sprachen sang und von den Völkerschaften, unter welchen er gelebt, erlernt hatte, waren gleichsam das Buch, worin er Auskunft oder Belege für seine Angaben suchte.

Kadu hielt unter uns sein Journal nach Monden, wofür er Knoten in eine Schnur knüpfte. Dieses Journal schien uns aber unordentlich geführt zu werden, und wir konnten uns nicht aus seiner Rechnung finden.

Er war nicht ungelehrig, nicht ohne Wißbegierde. Es schien wohl zu verstehen, was wir über die Gestalt der Erde und unsre nautische Kunst ihm anschaulich zu machen uns bestrebten; aber er war ohne Beharrlichkeit, ermüdete durch die Anstrengung und kehrte ausweichend zu seinen Liedern zurück. Er gab sich die Schrift, deren Geheimnis er begriffen hatte, selbst zu erlernen einige Mühe, war aber zu diesem schweren Versuch ohne Geschick. Was man ihm in der Absicht, ihn zu befeuern, sagte, mochte ihm wohl völlig den Mut benehmen; er unterbrach und nahm das Studium wieder vor und legte es endlich gänzlich beiseite.

Er schien, was wir ihm von der geselligen Ordnung in Europa, von unsern Sitten, Bräuchen, Künsten berichteten, mit offenem Sinne aufzufassen. Am empfänglichsten war er aber für den friedlichen Abenteurersinn unsrer Reise, mit der er die Absicht verband, den entdeckten Völkern, was ihnen gut und nützlich sei, mitzuteilen, und er verstand allerdings darunter hauptsächlich, was zur Nahrung dient, erkannte aber auch wohl, daß unsre Überlegenheit auf unserm größern Wissen überhaupt beruhe, und er ehrte und diente nach Möglichkeit unserm Forschersinn, wo derselbe auch manchem Gebildeteren unter uns sehr müßig geschienen hätte.

Als wir auf Unalaschka angekommen, und er diese verwaiste, von allen Bäumen entblößte Erde beschaut hatte, eilte er geschäftig, uns aufzufordern, etliche Kokos, die wir noch an Bord hatten, und zu welchen er noch ihm eigens gehörige zugeben wolle, hier an angemessenen Orten zu säen. Er drang, uns das Elend der Einwohner vorhaltend, auf den Versuch und ließ sich ungern überreden, daß solcher vollkommen überflüssig sei.

Die Natur fesselte zumeist seine Aufmerksamkeit und Neugierde. Die Rinder auf Unalaschka, die ihm erst wieder ins Gedächtnis riefen, daß er früher welche auf den Pelewinseln gesehen, beschäftigten ihn anhaltend, und er ging ihnen täglich betrachtend auf der Weide nach. Nichts auf der ganzen Reise hat ihn freudiger angeregt

als der Anblick der Seelöwen- und Seebärenherden auf der Insel St. George.*)

Wie Kadu während der Reise vernachlässigte Eisenstücke, Glasscherben und alles von uns Übersehene, was für seine Landsleute Wert haben mochte, sorgfältig aufgelesen und aufbewahrt, so suchte er sich auf Unalaschka unter den Geschieben des Ufers vorzüglich zu Schleifsteinen taugliche Steine aus. Wir haben diesen sanftmütigen Mann nur einmal in zurückgehaltenem Zorne, in Ingrimm gesehen; das war, als im Verlauf der Reise er diese Steine am Orte, wo er sie auf dem Schiffe verwahrt, vergeblich suchte, und die Beschwerde, die er darüber führte, wenig Gehör fand. Er war in seinem Rechtssinn gekränkt.

Kadu war in seiner Armut freigebig und erkenntlich in seinem Herzen. Er diente denen von uns, von welchen er beschenkt worden, und benutzte auf O-Wahu die Gelegenheit, durch den verständigen Handel, den er mit den kleinen Waren, womit wir ihn bereichert, trieb, uns und den Matrosen, die ihm gedient hatten, Gegengeschenke darzubringen, wie sie jedem nach eignem Sinn angenehm sein mochten. Er legte für sich selber nichts zurück als das, womit er einst seine Landsleute zu bereichern oder zu erfreuen hoffte. So hatte er seinen Freunden auf Radack alles, was er besaß, hinterlassen und nur ein einziges Kleinod sich vorbehalten, einen Halsschmuck, den er lange noch unter uns getragen hat. Er vertraute uns einst mit feuchten Augen lächelnd die Heimlichkeit dieses Halsbandes. Er focht im Kampf auf Tabual (Insel der Gruppe Aur von Radack) in den Reihen seiner Gastfreunde gegen den aus Meduro und Arno eingefallenen Feind; da gewann er über seinen Gegner den Vorteil und war im Begriff, den zu seinen Füßen Gestürzten zu durchbohren, als dessen Tochter rettend vorsprang und seinen Arm zurückhielt. Sie erhielt von ihm das Leben ihres Vaters; dieses Mädchen verhieß ihm ihre Liebe, er, der Mann, trug ihr heimlich ansehnliche Geschenke hinüber, und er trug ihr zum Angedenken das Liebespfand, das sie auf dem Schlachtfelde ihm verehrt.

Wir müssen in Kadus Charakter zwei Züge vorzüglich herausheben: seinen tief eingewurzelten Abscheu vor dem Kriege, dem Menschenmord, und die zarte Schamhaftigkeit, die ihn zierte und die er unter uns nie verleugnet hat.

*) Als, von der Insel St. George ans Schiff zurückgekehrt, wir uns von den Seelöwen unterhielten, deren Gang und Stimme mit launigem Geschick nachzuahmen Kadu sich und uns ergötzte, ward er mit anscheinlichem Ernste gefragt, ob er auch deren Nester und Eier unter dem Felsen am Strande in Augenschein genommen. Wie unbewandert er auch in der Naturgeschichte der Säugetiere war, befremdete ihn doch diese Frage, deren Scherz er gleich entdeckte und herzlich belachte.

Kadu verabscheute das Blutvergießen, und er war nicht feig. Er trug vorn auf der Brust die Narben der Wunden, die er im Verteidigungskrieg auf Radack erhalten hatte, und als wir uns zu einer Landung auf der St. Laurenzinsel mit Waffen rüsteten, und er belehrt war, solches geschehe nicht zu einem feindlichen Angriff, sondern zur Selbstverteidigung im Fall der Notwehr unter einem Volke, dessen Gesinnung uns unbekannt und mit dem wir bloß zu wechselseitigem Vorteil zu handeln gesonnen seien, begehrte er Waffen, einen Säbel, womit er uns im nötigen Fall beistehen könne, da er sich im Schießen auf Unalaschka noch nicht hinreichend eingeübt. — Er hegte fest die Meinung, die er auf Eap sich eingeprägt, daß graue Haare nur daher erwüchsen, daß man der Männerschlacht in ihrem Greuel beigewohnt.

Kadu trug im Verhältnisse zu dem andern Geschlechte eine musterhaft schonende Zartheit. Er hielt sich von dem Weibe, das im Besitz eines andern Mannes war, entfernt. Er hatte überall ein richtiges Maß für das Schickliche. Was er auf O-Wahu erfuhr, widerstand ihm, und er sprach frei darüber wie über die Sittenlosigkeit, die er auf den Pelewinseln herrschend gefunden. In das freie Männergespräch gezogen, wußte er in dasselbe dergestalt einzugehen, daß er immer innerhalb der ihm angedeuteten Grenzen blieb.

Man findet den regsten Sinn und das größte Talent für den Witz unter den Völkern, die der Natur am wenigsten entfremdet sind, und besonders wo die Milde des Himmels dem Menschen ein leichtes genußreiches Leben gönnt. Kadu war besonders witzig, verstand aber wohl, in arglosem Scherz geziemende Schranken zu beobachten, und er wußte mit großem Geschick sich durch leichte Dienste oder Geschenke die zu versöhnen, über die er sich mit Überlegenheit erlustigte.

Unser Freund bezeugte uns wiederholt im Verlauf unsrer Reise, er sei gesonnen, bis an das Ziel derselben bei uns zu verharren und, sollten wir selbst sein vielgeliebtes Vaterland Ulea auffinden, von uns nicht abzutreten, sondern uns nach Europa zu begleiten, von wo aus wir ihm die Rückkehr nach Ulea verheißen durften, da der Handel unsre Schiffe regelmäßig nach den Pelewinseln führt, wo die Boote von Ulea gleich regelmäßig verkehren. Wir waren selbst noch des andern Weges über Guajan unkundig. Aber er hegte den Wunsch, und dieser würde auf Guajan in Erfüllung gegangen sein, Gelegenheit auf einer der ihm bekannten Inseln zu finden, nach Eap über das Schicksal und den jetzigen Aufenthalt des Häuptlings dieser Insel, seines Unglücksgefährten auf Radack, berichten zu lassen, damit,

meinte er, die Seinen ein Schiff bauten und ihn dort aufsuchten. Er beschäftigte sich angelegentlich mit diesem Gedanken.

Wir bemühten uns, auf O-Wahu nutzbare Tiere und Gewächse, Setzlinge und Samen verschiedener nützlicher Pflanzen zusammenzubringen, deren Arten wir auf Radack einzuführen versuchen wollten. Kadu wußte, daß wir dort anzugehen gedachten, und beharrte auf seinem Sinn. Wir forderten ihn auf, sich hier in allem, was auf Radack nützen könne, zu unterrichten, da er unsere Freunde unterweisen und sie belehren könne, welcher Vorteil ihnen aus unsern Gaben erwachsen sollte, und wie sie ihrer pflegen müßten. Er ging wohl in unsere Absichten ein, aber der Zweck lag ihm noch zu fern, und Leichtsinn und Trägheit ließen ihn in diesem wollüstigen Aufenthalt eine Lehrzeit saumselig benutzen, deren Versäumnis er später selbst bereuete.*)

Wir kamen nach Radack und landeten auf Otdia, unter dem Jubel der wenigen unserer Freunde, die nicht mit in den Krieg gezogen. Von dem Augenblicke an war Kadu unermüdlich auf das emsigste beschäftigt, beim Pflanzen, Säen und der Besorgung der Tiere uns mit Rat und Tat an die Hand zu gehen und den Eingebornen das Erforderliche zu erklären und einzuschärfen. — Noch war er festen Sinnes, bei uns zu bleiben.

Als auf Otdia alles Nötige besorgt war, ging Kadu nach Oromeb, der Insel des alten Häuptlings Laergaß, um dort auch einen Garten anzulegen. Auf dieser Exkursion, die in Booten der Radacker ausgeführt ward, begleitete ihn nur der Verfasser dieser Aufsätze. — Auf Oromeb gingen die Stunden des Tages in Arbeiten, die des Abends in anmutiger Geselligkeit hin. Die Frauen sangen uns die vielen Lieder vor, die während unsrer Abwesenheit auf uns gedichtet und worin unsre Namen der Erinnerung geweiht waren. Kadu berichtete ihnen von seinen Reisen und mischte scherzhafte Märchen seiner Erzählung bei; er teilte Geschenke aus, die er im Verlauf der Reise für seine Freunde bereitet. Sobald am andern Tag, dem letzten unsers Aufenthalts auf Radack, das Boot, das uns zum Schiffe zurückführte, unter Segel war, erklärte Kadu, dessen heitere Laune in ruhigen Ernst überging, er bleibe nun auf Otdia und gehe mit dem Rurik nicht weiter. Er beauftragte seinen Freund ausdrücklich, diesen neuen unveränderlichen Entschluß dem Kapitän zu verkündigen, und Gegenvorstellungen ablehnend, setzte er

*) Kadu hatte sich leicht mit den O-Waihiern verständigen gelernt, und er machte uns selbst auf die Ähnlichkeit verschiedener Wörter in ihrer Sprache und in den Sprachen der Inseln der ersten Provinz aufmerksam.

die Gründe, die ihn bestimmten, auseinander. Er bliebe auf Otdia, Hüter und Pfleger der Tiere und Pflanzungen zu sein, die, ohne ihn aus Unkunde verwahrlost, ohne Nutzen für die unverständigen Menschen verderben würden. Er wolle bewirken, daß unsre Gaben den dürftigen Radackern zu hinreichender Nahrung gereichten, daß sie nicht fürder brauchten aus Not ihre Kinder zu töten und davon abließen. — Er wolle dahin wirken, daß zwischen den südlichern und nördlichern Gruppen Radacks der Friede wiederhergestellt werde, daß nicht Menschen Menschen mehr mordeten; — er wolle, wenn Tiere und Pflanzen hinreichend vermehrt wären, ein Schiff bauen und nach Ralick übergehen, unsere Gaben auch dort zu verbreiten; — er wolle von dem Kapitän, indem er ihm alles, was es von ihm empfangen, wiedergebe, nur eine Schaufel, die Erde zu bearbeiten und dieses und jenes nützliche Werkzeug sich erbitten. Sein Eisen wolle er gegen den mächtigen Lamari verheimlichen und nötigenfalls verteidigen. Er rechne bei seinem Unternehmen auf die Mitwirkung seines Landsmanns und Schicksalsgefährten, den er aus Aur, wo er sich jetzt befände, zu sich berufen wolle. Dieser sollte ihm auch sein Kind, seine Tochter, mitbringen, die, wie er nun erfahren, seit seiner Abreise traurig war, nach ihm verlangte, nach ihm schrie und nicht schlafen wollte. — Seine Weiber hatten andre Männer genommen, nur sein Kind beschäftigte ihn auf das zärtlichste.

Kadu bereute zu dieser Frist, vieles Nützliche, die Bereitung der Bastzeuge auf O-Wahu u. a. m. zu erlernen vernachlässigt zu haben, und er begehrte in diesen letzten Augenblicken noch über vieles Rat, den er mit großer Aufmerksamkeit auffaßte.

Das Boot, worauf wir diese Fahrt gegen den Wind anringend vollbrachten, war ein schlechter Segler; die Sonne neigte sich schon gegen den Horizont, als wir an das Schiff kamen, worauf sich glücklicherweise der Kapitän befand. — Als der Entschluß Kadus bekannt geworden, sah er sich bald und unerwartet in dem Besitz unendlicher Schätze, solcher, die in diesem Teile der Welt die Begehrlichkeit der Fürsten und der Nationen erregen.*) Die Liebe ward kund, die er unter uns genoß, und man sah jeden stillschweigend geschäftig, den Haufen des Eisens, der Werkzeuge und der nutzbaren Dinge, die für ihn zusammengebracht wurden, aus dem eigenen Vorrat zu vermehren. (Proben von Matten und Zeugen aus O-Wahu, Proben von Strohhüten u. dergl. m. wurden nicht vergessen.)

---

*) Πολύκμητός τε σίδηρος. Hom. Ilias, X. v. 379.

Als Kadu sein Bett, seine Kleider, die er nun behielt, zu einem Bündel zu schnüren sich beschäftigte, sonderte er seine Winterkleider sorgfältig ab und brachte dieselben dem Matrosen, der ihm gedient hatte, als ein Geschenk dar, welches jedoch dieser sich weigerte anzunehmen.

Die Sonne war bereits untergegangen, als Kadu mit seinem Reichtume ans Land übergebracht wurde. Die Zeit erlaubte nicht, ihm irgend ein geschriebenes Zeugnis auszufertigen und zu hinterlassen. Nur eine Inschrift auf einer Kupferplatte, an einen Kokosbaum auf Otdia geschlagen, enthält den Namen des Schiffs und das Datum.

Kadu wurde vor den versammelten Einwohnern von Otdia als unser Mann eingesetzt, dem unsere Tiere, unsere Pflanzungen anbefohlen und der außerdem mit unsern Geschenken an Lamari beauftragt sei. Verheißen ward, daß wir, die wir bereits dreimal auf Radack gekommen, nach einer Zeit zurückkehren würden, nach ihm zu sehen und Rechenschaft zu begehren. Zur Bekräftigung dieser Verheißung und zum Zeichen unsrer Macht (wir hatten bis dahin nur Zeichen unsrer Milde und Freundschaft gegeben) wurden, als wir bei dunkler Nacht an das Schiff zurückgekehrt, zwei Kanonenschüsse und eine Rakete abgefeuert.

Als wir am andern Morgen die Anker lichteten, war unser Freund und Gefährte am Ufer mit den Tieren beschäftigt, und er blickte oft nach uns herüber.

Eines der Lieder, die Kadu oft unter uns sang, verherrlichte in der Sprache von Ulea die Namen Samuel, Bormann (er sprach Moremal aus) und Luis. Dieses Lied bezog sich auf das europäische Schiff, welches Ulea besucht, zu einer Zeit, wo Kadu selbst auf Reisen war. Waghal erschien in den Erzählungen von Kadu als ein großes Land, woselbst Rinder vorhanden, Eisen und andre Reichtümer in Überfluß, wohin der König Toua einmal eine Reise gemacht, und von woher er namentlich drei zweipfündige Kanonenkugeln heimgebracht hatte.

Wir erkannten, sobald wir auf Guajan gelandet, jenes Waghal in dieser Insel, und der Luis jenes Liedes trat uns freundlich entgegen in der Person von Don Luis de Torres, dem wir hier, mit inniger Liebe und Erkenntlichkeit seiner gedenkend, folgende Nachrichten nachschreiben.

Luito, ein Seefahrer der im Süden von Guajan gelegenen Inseln, dessen Ruhm unter seinen Landsleuten fortlebt, fand im Jahr 1788 mit zwei Booten den Weg von Waghal oder Guajan wieder, wovon ein Lied aus alter Zeit die Kunde aufbewahrt zu

haben scheint. Er kam, durch den Erfolg der ersten Reise und den Empfang, den er gefunden, ermutigt, im Jahr 1789 mit vier Booten wieder und begehrte vom Gouverneur Erlaubnis, jährlich wiederzukommen. Die vier Fährmänner, als sie zur Rückreise sich anschickten, entzweiten sich über den Rumb, den sie steuern sollten, — sie trennten sich. Die See gab keinen von ihnen seinem Vaterlande je zurück.

Darauf ward der begonnene Verkehr unterbrochen.

Im Sommer des Jahres 1804 ging das Schiff Maria aus Boston, Kapt. Samuel Williams Boll, Superkargo Thomas Bormann, von Guajan aus auf Entdeckung, den Trepang auf den Karolineninseln zu suchen. Don Luis de Torres stieg als Passagier an Bord der Maria, in der Hoffnung, die Insulaner, die er liebgewonnen hatte, wiederzusehen, ihnen Gutes zu erzeigen, zu erfahren, warum sie Guajan zu besuchen unterlassen, und sie zur Wiederkehr zu bewegen.

Auf dieser Reise wurden geographisch bestimmt nach dem Tagebuch von Don Luis:

Eine Untiefe von 24 Faden in 8° 20′ N. B. und 149° O. L. von Greenwich.

Die wüste Insel Piguelao (D. L. d. T.), Bigellé (K.), in 8° 6′ N. B. und 147° 17′ O. L. (fehlt bei Cantova).

Die Untiefe Oraitilipu von 21 Faden und gleicher Breite auf dem halben Wege nach

der wüsten Insel Fallao (D. L. d. T.), Fahuen (Cantova), Fayo (K.), in 8° 5′ N. B. und 146° 45′ O. L.

Die kleine niedere Gruppe Farruelap (D. L. d. T.), Faroilep (Cantova), Fatoilep (K.), in 8° 30′ N. B., 144° 30′ O. L., und endlich

die Gruppe Guliai (D. L. d. T.), Ulee (Cantova), Ulea (K.), Olä (nach der Aussprache von Radack), in 7° N. B. und 144° O. L., in welche Gruppe die Maria eindrang und woselbst sie einige Zeit verweilte.

Don Luis de Torres hat auf Ulea, dessen Sprache er versteht und dessen liebenswertes Volk er hochschätzt, bei den Unterrichtetsten dieses Volkes gründlich und sinnig über dasselbe und die verwandten Völkerschaften, mit denen es verkehrt, sich zu belehren die Gelegenheit benutzt. Er hat auf Ulea nach Angabe der erfahrensten Seefahrer der Eingebornen, mit Berücksichtigung der Rumben, nach welchen sie segeln, eine Karte aller ihnen bekannten Inseln entworfen, deren Übereinstimmung mit der ihm unbekannten Karte von Cantova auffallend ist. Er hat seither auf Guajan in fortwähren-

dem Verkehre mit seinen dortigen Freunden gelebt und jährlich die geschickten Fährmänner, die das Handelsgeschwader aus Lamureck nach Guajan führen, gesehen. — Wir bedauern, daß wir aus dem Schatz seiner Erfahrungen und Nachrichten, welchen er uns so liebreich eröffnet hat, zu schöpfen nur so flüchtige Augenblicke gehabt, und wir erwarten von der französischen Expedition unter dem Kapt. Freycinet, der ein längerer Aufenthalt auf Guajan versprochen wird und mit deren gelehrten Teilnehmern wir uns am Kap über diesen Gegenstand unterhalten haben, eine Nachlese, die weit reicher als unsere Ernte ausfallen kann.

Don Luis de Torres erfuhr auf Ulea, daß das Ausbleiben von Luito im Jahr 1789 von den Spaniern auf Guajan mißbeutet worden war. Die Insulaner, eines Bessern belehrt, versprachen, den unterbrochenen Handel wieder anzuknüpfen, und hielten Wort.

Ein Passagier am Bord der Maria, ein Engländer, den D. Luis Juan nennt, siedelte sich auf Ulea an. Kadu nach seiner Rückkehr hat ihn dort unter dem Namen Lisol gekannt, er hatte ein Weib genommen und ein Kind mit ihr gezeugt. Nach seinen Nachrichten ist später zu einer Zeit, wo Kadu abermals verreist gewesen, dieser Lisol von Schiffen wieder abgeholt worden. Nach den Erkundigungen, die D. Luis über ihn eingezogen, ist derselbe auf Ulea verstorben.

Don Luis de Torres hatte auf dieser Reise die Art der Rinder und Schweine und verschiedener nutzbarer Gewächse auf Ulea einzuführen versucht. — Die Eingebornen haben in der Folge die Rinder und Schweine geflissentlich ausgerottet, weil sie ihnen nicht nur unnütz, sondern schädlich waren. Die Rinder weideten die jungen Kokosbäume ab, die Schweine gefährdeten die Taropflanzungen. — Von den Gewächsen war nur die Ananas fortgekommen; wie sie Frucht getragen und sich die Menschen darüber gefreut, haben sie die Pflanze, die jeder besitzen wollte, so oft umgesetzt, daß selbige zuletzt ausgegangen ist.

Seit der Reise von D. Luis hat kein neuer Unfall den wiederangeknüpften Verkehr unterbrochen. Die Karoliner kommen jährlich zahlreicher gegen Guajan. Ihr Geschwader, in Booten aus Ulea und umliegenden Gruppen, aus Lamureck und Setoan bestehend, versammelt sich in Lamureck. Die Reise wird von da aus im Monat April unternommen; man zählt bis nach Fayo, der wüsten Insel, auf welcher man sich ein paar Tage verweilt, zwei Tage Überfahrt, von Fayo nach Guajan drei Tage. Die Rückreise geschieht ebenfalls über Fayo und Lamureck. Ihre Zeit ist im Mai,

spätestens im Juni, bevor die West-Monsun, die zu fürchten ist, eintreten kann.

Kadu erwähnte eines Unternehmens des Chefs auf Fatoilep, von dieser Gruppe aus direkt nach Waghal (Guajan) zu segeln. — Derselbe irrte lange zur See und kam, ohne diese Insel aufgefunden zu haben, endlich auf Mogemug an, von wo aus er wieder heimkehrte.

Das Geschwader verfehlte einmal Guajan und trieb unter dem Winde dieser Insel. Die Fährmänner gewahrten beizeiten ihren Irrtum und erreichten, gegen den Wind anringend, nur mit einigem Verzug ihr Ziel.

Diese weite Reise vollbrachte einst ein ganz kleines Boot, welches nur drei Menschen trug. Es segelte besser als die zwei größern Fahrzeuge, mit welchen es kam. Der Fährmann Olopol aus Setoan brachte solches dem D. Luis als Geschenk. Olopol verstarb in Agaña, wir haben das Boot selbst noch gesehen.

Toua,*) der König von Ulea, kam selber im Jahre 1807 nach Guajan.

Es war auch in diesem Jahr oder in dem folgenden, daß ein Boot aus der östlichen Insel Tuch auf Guajan verschlagen ward. Es hatte fünfzehn Menschen an Bord, der Pilot hieß Kulingan. Die Fremden wurden gut empfangen, aber eine Prozession, die in diesen Tagen stattfand und Artilleriesalven veranlaßte, verbreitete Furcht und Schrecken unter ihnen. Sie verbargen sich in dem Walde und gingen in derselben Nacht, von allem Vorrat entblößt, wieder in die See. — Zu ihrem Glück begegneten sie auf dieser Flucht der anlangenden Flottille aus Lamureck, die sie mit Lebensmitteln versorgte und ihnen die zu ihrer Heimkehr nötigen Unterweisungen gab.

Das Geschwader war im Jahr 1814 achtzehn Segel stark.

Die Karoliner tauschen in Guajan Eisen, Glaskörner, Tücher usw. gegen Boote, Muscheln**) und Seltenheiten ein; der Trepang kann zu einem wichtigeren Zweig ihres Handels werden. — Sie selbst werden während der Zeit ihres Aufenthalts auf Guajan auf das gastfreundlichste von den Eingebornen aufgenommen.

Don Luis de Torres hat mit Freude übernommen, den Freunden von Kadu auf Ulea sein Schicksal und seinen Aufenthalt

*) Don Luis de Torres nennt ihn Roua, wie er Rug die Insel nennt, die wir nach Kadu Tuch schreiben.

**) Diese Muscheln, worunter die schönsten Arten vorkommen, schickt der Gouverneur von Guajan nach Manila, woher sie unsre Museen und Sammlungen erhalten.

berichten zu lassen und ihnen in seinem Namen unsre Gastgeschenke zu übersenden.

Don Luis de Torres hat uns ferner Kunde gegeben von einer hohen großen Insel unbekannten Namens, die von dem Brigantin San Antonio de Manila, Kapt. Manuel Dublon, auf der Reise von Manila nach Guajan am 10. Dezember 1814 in 7° 20′ N. B., 151° 55′ O. L. gesehen worden. Ein sehr hoher Berg erhebt sich auf derselben.

Wir hatten Kadu ein Lied von Feis singen gehört, welches sich auf ein Schiff bezog, mit welchem die Insulaner in Ansicht ihrer Insel, ohne daß es sich aufgehalten habe, gehandelt hatten. Es besang die Namen José Maria und Salvador. Wir erfuhren auf Guajan, daß im Jahre 1808 oder 1809 der Modesto aus Manila, Kapt. José Maria Fernandez, welches Schiff, um Trepang einzusammeln, die Pelewinseln aufsuchte, dieselben verfehlte und in Ansicht von Feis kam. Als darauf der Modesto die Pelewinseln erreichte, fand sich dort einer der Eingebornen aus Feis, mit denen man zur See verkehrt hatte; dieser war, um den Handel fortzusetzen, dem Schiffe dahin vorausgeeilt. — Der Gouverneur der Marianen, D. José de Medinilla y Pineda, befand sich am Bord des Modesto. — Wir haben uns auf Manila vergeblich bemüht, fernere Nachrichten von dieser Reise einzuziehen.

Wir erzählen noch hier unserm Freunde Kadu eine Begebenheit nach, die Interesse erwecken kann. — Auf Eap sind einmal sechs weiße Kleider tragende Menschen auf einem mit hölzernen Stiften ohne Eisen zusammengefügten Boot angelangt. Dieses Boot war sonst nach Art der europäischen gebaut. Die Fremden wurden gastlich empfangen. Einer von ihnen, Boëlé genannt, ward von Laman, dem Häuptling des Gebietes Kattepar, an Kindesstatt angenommen. Dieser blieb auf der Insel, als die übrigen Fünf nach einem Aufenthalt von wenigen Monaten wieder in die See gingen. Kadu, der kurz darauf nach Eap kam, hat diesen Boëlé gekannt. Er ging auf der Insel nackt und war oben an den Lenden tatuiert.

Die Inselkette Radack wird uns zuvörderst beschäftigen. Wir werden, was uns die eigene Anschauung gelehrt hat, durch Kadus Berichte ergänzen, deren Zuverlässigkeit zu bewähren der letzte Besuch, den wir unsern Freunden abgestattet, uns die Gelegenheit gegeben hat.

An Radack reihen sich natürlich an:

die Inselkette Ralick, die, nahe in Westen gelegen, den Radackern vollkommen bekannt ist;

die Inseln Repith Urur und
Bogha, von denen verschlagene Seefahrer ihnen die Kunde überbracht haben; und
die Inseln, von der Fregatte Cornwallis im Jahr 1809 entdeckt, die Arrowsmith für Gasparrico der alten Karten anzusehen geneigt ist. Eine nördlich von Radack gelegene wüste Gruppe, welche wir wieder aufgesucht haben.

Die Insel-Ketten Radack und Ralick liegen in dem Meerstrich, den die Marshallinseln (Lord Mulgraves range und nächst gelegenen Inseln) einnehmen.

Kapt. Marshall im Scarborough und Kapt. Guilbert in der Charlotte haben im Jahre 1788 dieselben Inseln gesehen. Der erste, dem Krusenstern folgt, gibt ihnen (Voyage of Governor Phillip. London 1790, p. 218 u. f.) eine westlichere Lage, als der zweite tut, dessen Originalkarten und Journale Arrowsmith besitzt und befolgt. Man kann keine geographisch-wissenschaftliche Arbeit über die Inseln dieses Meerstrichs unternehmen, ohne diese Dokumente zu benutzen. Es ist bei den abweichenden Bestimmungen beider Kapitäne und bei den andern Namen, die jeder den Inseln beilegt, ihre Angaben unter sich und mit den hier eingreifenden Entdeckungen andrer Seefahrer zu vergleichen, eine schwere Aufgabe, welche befugteren Geographen aufgespart bleibt. Diese mögen entscheiden, welche von den Inseln, die hier nur unter den einheimischen Namen (diese haben Bestand) aufgeführt werden, früher unsern Seefahrern bekannt geworden und welche der von ihnen gesehenen Inseln, obgleich in der Nähe von Radack, den Radackern dennoch unbekannt geblieben. Der Seefahrer, der die Inseln, die er auffindet und deren Lage er bestimmt, willkürlich zu benennen sich begnügt, zeichnet seinen Namen in den Sand. Der die wirklichen Namen seiner Entdeckungen erfährt und bewahrt, sichert sein Werk und hilft das Gebäude wirklich aufführen, zu welchem der andere bloß Steine reicht.

Wir haben unter den Radackern keine Kenntnis von den Gilbertsinseln, das ist von Inseln im Süden von Radack, angetroffen. Man wollte denn, wie uns aus manchen Gründen (der Lauf der Winde usw.) unzulässig scheint, Repith Urur dahin verlegen.

In Marshalls Berichte erscheinen uns die südliche und die nördliche Kette der von ihm entdeckten Inseln in allem ähnlich und von demselben Volke bewohnt, nur daß die südlicheren Inseln fruchtbarer und volkreicher sind als die nördlicheren, wie wir es auf Radack selbst befunden haben, und wie uns alles einladet, anzunehmen, es sei auf allen Archipelagen dieses Meerstrichs der Fall.

Los pintados und los buenos jardines von Alvaro de Saa-

vedra 1529 sind unter der Breite von 7°—8° oder 10° N. anscheinlich fern in Osten von Radack gelegen. Die Beschreibung dieser Inseln, die von unsern Karten verschwunden sind, und die ihrer Bewohner mahnt uns, ihrer hier zu gedenken.

Wir haben auf Radack die Natur selbst beobachtet und mit dem Volke gelebt. Vertraut mit dieser Natur und mit diesem Volke, werden die Nachrichten, die wir von den Karolinen mitzuteilen haben, anschaulicher vor unsern Blick treten.

Die Karolineninseln werden den Gegenstand eines eigenen Aufsatzes ausmachen. Wir werden mit unsern Freunden Kadu und D. Luis de Torres von Ulea aus die umliegenden Inseln zu überschauen uns bemühen und ein liebliches Volk, das nur in Künsten des Friedens bewandert ist, auf seinen mutigen Fahrten verfolgen. Wir werden dabei unsre Nachrichten mit denen der Jesuiten und besonders mit den achtungswerten Berichten von Cantova sorgfältig vergleichen.

Wir zählen hier diese Inseln nur auf und teilen die sich uns darbietenden geographischen Bemerkungen mit. Dieser Teil unsrer Arbeit kann, wie die Karte von Tupaya und die Nachrichten, die Quiros von den Eingebornen von Taumaco und andern Inseln einsammelte, Winke enthalten, die künftigen Seefahrern nicht ganz der Beachtung unwürdig scheinen möchten.

Ulea (K.), Olä nach der Aussprache von Radack, Ulee (C.), Guliai (T.), und nach ihm 7° N. B. und 144° O. L. gelegen. (Die dreizehn Inseln von Wilson in Duff 1797 7° 16′ N. B., 144° 30′ O. L. [?].)

Eine Hauptgruppe niederer Inseln. — Die Namen von elf Inseln sind in Cantovas Originalkarte aufgezeichnet; Kadu hat uns vierundzwanzig genannt und die geringeren unbewohnten übergangen. Namentlich:

nach Kadu	nach Cantova:
Ulea	Ulee
Raur	Raur
Pellian	Peliao
Marion	Mariaon
Thageilüp	Tajaulep
Engeligarail	Algrail
Tarreman	Termet
Falalis	Falalis
Futalis	Faralies
Lüsagä	Otagu
Falelegalä	Falelmelo

nach Kadu:
Falelemoriet
Faleelepalap
Falvetik
Lollipellich
Woesafo
Lugalop
Jesang
Seliep
Pügel
Tabogap
Tarrematt
Piel und
Ulimiré, Wohnsitz von Toua, dem Oberhaupte der Inselkette und Vaterland von Kadu.

Fatoilep (K.), Farroilep (C.), Forruelap (T.) und nach ihm 8° 30′ N. B., 144° 30′ O. L. gelegen. Nach Cantova von Juan Rodriguez im Jahre 1696 zwischen dem 10° und 11° N. B. gesehen. Eine kleine niedrige Gruppe von drei Inseln.

Die Bank von St. Rosa, nahe der Südküste von Guajan, deren Dasein vorzüglich Dampier in Cignet 1686 und wiederholt Juan Rodriguez 1696 beweisen, wird nicht mehr gefunden, und es segelte namentlich die Maria 1804 über die Stelle weg, die sie in den Karten einnimmt.

Uetasich ist nach Kadu eine Untiefe im Norden von Ulea, die den Seefahrern, welche von Feis kommen, zum Wahrzeichen dienen kann, Ulea nicht zu verfehlen. Man sieht jedoch auf dieser Fahrt Uetasich nicht, so man nur richtig steuert. Das Wasser ist weiß gefärbt. Das Meer brandet nicht.

Eurüpügk (K.) Eurrupuc (C.), Aurupig (T.). Eine geringe niedere Gruppe von drei Inseln, von denen zwei sehr klein sind, in nicht großer Entfernung von Ulea, nach K. und C. gegen Westen, nach T. gegen Süden gelegen.

Die two Islands 1791 auf Arrowsmiths Karte scheinen uns, obgleich entlegen, hier wenigstens erwähnt werden zu müssen. Vergleiche auch Sorol.

Die vier folgenden bilden eine Kette, die von Ulea aus nach C. gegen Osten, nach T. gegen Ost-Süd-Ost, nach K. gegen Sonnenaufgang läuft.

Iviligk (K.), Ifeluc (C.), Ifelug (T.) (die dreizehn Inseln oder die zwei niedern Inseln von Wilson?). Niedere Inselgruppe.

Elath (K.), Elato (C.), Elat (T.) (die zwei niedern Inseln

von Wilson?). Eine kleine niedrige Gruppe, wo nur die Insel, nach der sie heißt, beträchtlich ist. Geringere sind vier bis fünf an der Zahl.

Lamureck (K.), Lamurrec (C.), Mûgnak (T.), Lamursee bei Krusenstern, oft auch Lamurca genannt, Lamuirec oder Falú bei Gobien und auf der Karte von Serrano (Swedes Islands die sechs Inseln von Wilson?). Luito (bei Krusenstern) gibt die Zahl der Inseln auf 13 an.

Eine Hauptgruppe niederer Inseln. Die Namen Puc, Falait (Falu Serrano?), Toas und Uleur auf der Karte von Cantova müssen auf einzelne Inseln der Gruppe bezogen werden, vielleicht auch Olutel, obgleich bei Elato niedergelegt.

Der banc de Falipy von Cantova kommt weder bei Kadu noch bei D. Luis de Torres vor.

Setoan (K.), Setevel (C.), Satahual (T.) (Tuckersinsel Wilson in 7° 22′ N. B., 146° 48′ O. L.?) Eine niedrige, große, einzeln liegende Insel.

Ollimirau (K.), Olimarau (C.). Eine geringe niedere Gruppe, die auf der Karte von D. Luis de Torres fehlt. Kadu legt sie im Osten von Setoan, Cantova im N. W. von Lamureck, auf dem halben Wege nach Fayo; eine Lage, die unrichtig sein muß, da sie auf der Fahrt von Lamureck nach Fayo und Guajan nicht berührt wird, und es bleibt, falls unsre Deutung von Wilsons Inseln richtig ist, zwischen Lamureck und den nördlicheren wüsten Inseln für eine andere Gruppe kein Raum. Wir würden Ollimirau östlich oder nordöstlich von Setoan suchen.

Fayo (K.), Faheu (C.), Fallao (T.), und nach ihm in 8° 5′ N. B., 146° 45′ O. L. gelegen.*) Eine unbewohnte Insel ohne Fruchtbäume und süßes Wasser, welches nur nach dem Regen in den Gruben quillt. Die von Fatoilep, Ulea, Iviligk, Elath, Lamureck und Ollimirau besuchen sie des Schildkröten- und Vogelfanges wegen.

Bigellé (K.), Piguelao (T.), und nach ihm in 8° 6′ N. B., 147° 17′ O. L., fehlt bei Cantova. Eine ähnliche Insel, die ebenfalls der Jagd wegen von Elath, Lamureck und Ollimirau aus besucht wird.

*) Fayo würde demnach 43′ N. und 3′ W. von Tuckersinsel liegen, und sind die Swedesinseln Lamureck, so würde die Fahrt von dieser Gruppe über Fayo nach Guajan in zwei und drei Tagen unrichtig eingeteilt sein, man müßte Fayo in einem Tage erreichen. Wir bemerken, daß die Reise von Fayo nach Guajan, eine Entfernung von beiläufig 6 Grad oder 360 Meilen, in drei Tagen oder 72 Stunden zurückzulegen, einen Lauf von 5 Knoten voraussetzt, dies ist 5 Meilen oder 5 Viertel deutsche Meilen die Stunde.

Oraitilipú (T.) ist eine Untiefe von 12 Faden zwischen beiden vorerwähnten Inseln in 8° 6′ N. B. Eine andere Untiefe von 24 Faden hat D. Luis de Torres in 8° 20′ N. B., 140° O. L. bestimmt.

Die bisher genannten Inseln bilden die zweite Provinz von Cantova, die zu seiner Zeit in die zwei Reiche von Lamureck und Ulea geteilt war, jetzt aber den Tamon oder Fürsten von Ulea als alleiniges Oberhaupt anerkennt. Dieser Tamon, mit Namen Toua, wird außerdem noch auf etlichen der östlicheren Inseln, die Cantova zu seiner ersten Provinz rechnet, anerkannt, und namentlich nach Kadu auf Saugk, Buluath und dem hohen Lande Tuch. Nach D. Luis de Torres werden diese Inseln nach dem Ableben von Toua nicht seinem Erben auf Ulea anheimfallen, und dieses neptunische Reich zerfällt.

Auf allen Inseln der zweiten Provinz von Cantova wird eine und dieselbe Sprache gesprochen.

Die Nachrichten über die östlicheren Inseln, die bei Cantova unter dem Fürsten von Torres oder Hogoleu die erste Provinz, Cittac genannt, ausmachen, sind am schwankendsten und am unzuverlässigsten, und es wird ihre Geographie zu beleuchten schwer.

Kadu war selbst auf keiner dieser Inseln gewesen; er läßt immer nach der aufgehenden Sonne von Ulea oder in etwas nach Süden hinreichender Richtung fünf Inselgruppen oder Inseln folgen.

Saugk (K.), Sog (T.), Scheug oder, der Lage nach, Schoug (C)? Niedere Gruppe.

Buluath (K.), Puluot (C.), Poloat (T.). Ein Riff, auf dem nur die Insel dieses Namens bewohnt ist. — Saugk und Buluath haben noch die Sprache von Ulea.

Tuch (K.), Rug (T.), Schoug oder, der Lage nach, Scheug (C.)? Das einzige hohe Land, von dem Kadus Nachrichten im Osten erwähnen. Tuch hat sehr hohe Berge, einen Pik nach D. Luis de Torres. Die Einwohner leben im Kriege mit denen von entfernteren Inseln (Giep und Vageval). Ihre Sprache ist von der von Ulea sehr abweichend; D. Luis de Torres nennt sie eine eigene. Kadu hat mit Einwohnern von Tuch und Buluath auf Ulea verkehrt, wohin sie den Tribut bringen und handeln.

Savonnemusoch und

Nugor. Reiche niedere Inselgruppen, die Kadu in weiter Entfernung nach derselben Himmelsgegend hin verlegt. Jede soll eine eigene Sprache haben. Man könnte in dem Namen Nugor Magor (T.), Magur (C.) erkennen.

Toroa und

Fanopé sind nach Kadu niedrige Inselgruppen, die durch häufig von dorther auf Buluath verschlagene Seefahrer den Bewohnern dieser letzten Insel wohl bekannt sind. Nach einem kurzen Aufenthalt auf Buluath haben etliche dieser Fremden den Weg nach ihrer Heimat wiederzufinden versucht. Sie waren nach einer Irrfahrt von einem Monat auf Buluath angelangt. Die Sprache von Ulea wird auf Toroa und Fanopé gesprochen.

In einem Liede dieser Insulaner, welche Kadu auf Ulea von Menschen aus Buluath erlernt, wird die Kunde von

Malilegotot, einer weit entlegenen niedern Inselgruppe, aufbewahrt, die ihnen eben wohl durch ein von dorther verschlagenes Boot bekannt geworden. Eine eigene Sprache wird da gesprochen, und die Bewohner sollen Menschenfleisch essen. (Wir werden an Repith Urur der Radacker erinnert.)

Wuguietfagerar ist ein sehr gefährliches Riff, denen von Buluath wohl bekannt, nach welchem sie sich in ihren Fahrten zu richten scheinen. Es soll in beträchtlicher Entfernung von ihrer Insel sein. Es bildet einen halben Kreis, in den man nur mit großer Gefahr sich eingefangen fände. Man muß den Eingang vermeiden und das ganze Riff zur Seite lassen.

Giep (Coup [C.]?) und

Vageval sind niedere Inselgruppen mit großer Entfernung von Tuch und im Kriege mit dieser Insel. Kadu hat keine weitere Nachricht darüber.

Lomuil und

Pullop sind Namen von Inseln, die er sich erinnert hat einmal in Ulea vernommen zu haben.

Die Karte von D. Luis de Torres stimmt in der Hauptanordnung der Inseln dieser östlichen Provinz wie in den meisten ihrer Namen mit der von Cantova überein. Als er sie zuerst entworfen, fehlte darauf die Hauptinsel Torres oder Hogoleu (C.), die auch auf der Karte von Serrano unter dem Namen Torres aufgezeichnet ist und wovon die Nachrichten von Kadu nichts erwähnen. Nachdem er aber die 29 Inseln von Monteverde (im S. Rafael 1806) und nach ihrer angegebenen Länge und Breite auf dieselbe nachgetragen, wo sie denn im Kreis, den die Provinz Cittac bildet, die östliche Stelle ungefähr ausfüllen, die Hogoleu bei Cantova einnimmt, hat der erfahrene Fährmann Olopol aus Setoan diese Inseln mit dem Namen Lugulus belegt, worin man vielleicht Hogoleu erkennen muß.

Cantova hat 19 Inseln, Don Luis mit Lugulus nur 16; ihm fehlen die, so bei Cantova den Kreis im Südosten schließen,

fünf an der Zahl, und er hat im übrigen Umkreis drei neue gegen eine, die ihm abgeht, nämlich:

nach Cantova:	nach D. Luis de Torres:
1. Torres oder Hogoleu im Osten und von da nordwärts den Kreis verfolgend.	1. Lugulus
2. Etel	2. Pis (4 C.)
3. Ruac (4 T.)	3. Lemo
4. Pis (2 T.)	4. Ruac (3 C.)
5. Lamoil (7 T.)	5. Marilo
6. Falalu (6 T.)	6. Felalu (6 C.)
7. Ulatu (8 T.)?	7. Namuhil (5 C.)
8. Magur (9 T.)	8. Fallao (7 C.)?
9. Uloul (11 T.)	9. Magor (8 C.)
10. Pullep (12 T.)	10. Pisaras
11. Puluot oder Leguischel, im Westen zunächst gegen Setoan gelegen (14 T.)	11. Olol, im Westen zunächst gegen Setoan gelegen (9 C.)
12. Temetom (13 T.)	12. Pollap (10 C.)
13. Schoug (16 T.)	13. Tametam (12 C.)
14. Scheug (15 T.)	14. Poloat (11 C.)
15. Pata	15. Sog (14 C.)
16. Peule	16. Rug im Süden, von wo der Kreis offen bleibt.
17. Foup	
18. Capeugeug	
19. Cuop	

Cantova schreibt seiner Provinz Cittac eine einzige Sprache zu, die von der von Ulea verschieden ist. Dagegen ist Kadus Zeugnis wenigstens in betreff von Buluath und Tuch überwiegend.

Cantova läßt uns noch fern im Osten von Cittac eine große Menge Inseln unbestimmt erblicken, unter denen er nur Falupet (Fanope K.?) nennt und genauer bezeichnet. Der Haifisch soll da angebetet werden! Seefahrer von diesen Inseln, welche auf die westlichern verschlagen worden, haben die Kunde davon verbreitet.

Wir kehren nach Ulea zurück, um von da aus die Kette der westlicheren Inseln zu überzählen.

Feis (K. und C.), Veir nach der Aussprache von Radack, Fais (T.), Pais Karte von Serrano, — von der nassauischen Flotte 1625 gesehen? — liegt im Nordwesten von Ulea, und die Reise dahin, die eine der mißlichsten zu sein scheint, erfordert nach Kadus Zeugnis, dem wir übrigens hierin nicht blinden Glauben beimessen,

vierzehn Tage Zeit. Feis, obgleich von derselben Bildung als die übrigen niedern Inseln, ist erhöhter und bei weitem fruchtreicher als alle. Drei Inseln oder Gebiete heißen: Litötö, Soso und Vaneo. Der Chef von Litötö ist unabhängiger Fürst von Feis.

Mogemug (K.), Mugmug (T.), Egoi oder Lumululutu (C.) (er gibt den ersten Namen den westlichen Inseln der Gruppe oder den Inseln unter dem Winde, und den andern den östlichen oder Inseln über dem Winde), los Garbanzos auf seiner verbesserten Karte und bei F. Juan de la Concepcion, Ulithi auf Cap geheißen, von Bernard de Egui 1712 entdeckt, die Gruppe, auf welche Cantova als Missionar ging und wo er den Tod fand.

Eine Hauptgruppe niederer Inseln und anscheinlich größer als Ulea. Sie liegt zwischen Feis und Cap in geringer Entfernung von beiden und erkennt ein eigenes Oberhaupt.

Cantova schreibt den Namen von dreiundzwanzig Inseln auf, Kadu nennt sechsundzwanzig derselben, worunter die meisten von Cantova zu erkennen sind.

Nämlich:

nach Cantova:	nach Kadu:
Mogmog	Mogemug
Sagaleu	Thagaleu
Oiescur	Essor
Falalep	Talalep
Guielop	Galap
Gaur	Cor
Lusiep	Lussiep
Alabul	
Pugelup	Pugulug
Pig	Pig
Faleimel	Faleiman
Faitahun	Teitawal
Laddo	
Fantarai	Fasarai
Caire	
Pigileilet	Pigeleili
Soin	
Troilem	
Lam	Lam
Elil	Elell
Petasaras	

nach Cantova:	nach Kadu:
Medencang	
Marurul	Malauli
	Tongroß
	Malemat
	Tarembag
	Song
	Elipig
	Eo
	Eoo
	Laß

Feis und Mogemug machen nach Cantova die dritte Provinz aus, der eine eigne Sprache zugeschrieben wird. Es wird aber daselbst die Sprache von Ulea nur mit sehr wenigen Abänderungen geredet.

Eap (K.), Yap (C.), Yapa (T.), Ala-Cap Account of the Pelew Islands, p. 21 in der Anmerkung. Gesehen von der nassauischen Flotte 1625, von Funnel und seinen Gefährten 1705 und von dem Exeter 1793, nach dessen Bestimmung sie jetzt auf die Karten niedergesetzt wird.

Eine hohe und beträchtliche Insel, die jedoch, wie die Pelewinseln, keine sehr ansehnliche Berge hat. Sie stand sonst unter einem Oberhaupt und genoß des Friedens. Jetzt waltet Krieg zwischen den Häuptlingen der verschiedenen Gebiete, deren uns Kadu 46 gezählt hat. Nämlich:

Kattepar, Sigel, Sumop, Samuel, Sitol, Suomen, Palao, Runnu, Girrigai, Athebué, Tugor, Urang, Maloai, Rumu, Gilifith, Inif, Ugal, Umalai, Sawuith, Magetagi, Elauth, Toauwai, Ngari, Gurum, Tabonefi, Summaki, Sabogel, Samusalai, Tainefar, Thorta, Unau, Maloai, Taumuti, Sul, Sütemil, Täp, Ulienger, Wutel, Laipilau, Süllang, Thelta, Urieng, Meit, Feidel, Tumunaupilau, Sop u. a. m. Kleinere Inseln längs der Küste sind ohne Namen und Einwohner.

Eap hat eine eigene Sprache, die nur noch auf der folgenden Gruppe geredet wird.

Ngoli (K.), Ngolog (T.), Ngoly (C.). Eine kleine niedere Gruppe in geringer Entfernung von Eap gegen Süden und auf dem Wege nach Pelli. Sie hat nur drei Inseln, von denen bloß die, nach der die Gruppe heißt, bewohnt ist und nicht über dreißig Einwohner zählt. Die Namen Petangaras und Laddo bei Cantova beziehen sich auf die anderen Inseln der Gruppe und der Name Laddo hat auf manchen neueren Karten (z. B. Burney) obgesiegt.

Zwischen Cap und den Pelewinseln sind mit Ngoli zu vergleichen: Die Inseln de los Reyes, Saavedra 1528; de los Matalotes, Villalobos 1542; die von Hunter 1791 und die 1796 gesehenen Inseln. Die von Hunter scheinen uns der Lage von Ngoli am meisten zu entsprechen. — Die Islas de Sequeira 1526 bezieht Burney mit Wahrscheinlichkeit auf los Martires der Spanier 1802, westlicher als die Pelewinseln gelegen.

Pelli (K.), nach der Aussprache von Ulea, und nach ihm richtiger Walau; Pannog (T.), Paleu und Palaos (C.), die Pelewinseln H. Wilson. — Los Arrecifes von R. L. de Villalobos 1542. Islands of thives von Sir Francis Drake 1579?

Ein Archipelagus hoher Inseln, in zwei Reiche geteilt, welche fortwährend im Kriege sind. Die Pelewinseln sind uns vollkommen bekannt und werden regelmäßig von unsern Schiffen besucht. — Die Sprache ist eine eigene, und selbst das Volk scheint in mancher Hinsicht von den Karolinern verschieden.

Die Karte von Don Luis de Torres ist hier begrenzt, und Cantova hat nur noch die St. Andresinseln im Südwesten der Palaos.

Kadu zählt noch in dieser Richtung:

Lamuniur (K.), Lamuliur (P. Clain).

Man vergleiche die zweifelhaften Inseln St. Johannes.

Sonsorol (K. und Relation et Lettres édifiantes, T. 11 p. 75, wie auch auf der dort beigegebenen Karte steht); Sonrol bei Cantova, beide Namen in Fr. Juan de la Concepcion beibehalten.

Kathogube (K.), Codocopuei (C.).

Beide letzteren sind die Inseln St. Andres, auf deren erster die Missionare Cortil und Duperon im Jahre 1710 zurückgelassen wurden und verschollen. Sie erscheinen in den Missionsberichten als Inseln einer und derselben Gruppe, und Kadu, der sie trennt und ihre Entfernung voneinander in Tagereisen angibt, hat wohl hier bei Inseln, die er selbst nicht bereist hat, keine Autorität.

Wull (K.), Poulo und Pulo der Missionsberichte, nach welchen sie S. 1/4 S. W. von Sonsoro liegt. Vergleiche Current Island von Carteret.

Merir (K.), Merieres der Missionsberichte, nach welchen sie S. 1/4 S. O. von Sonsorol liegt. Vergleiche Warren-Hastingsinsel.

Die Namen beider letzten Inseln: Pulo Maria und Pulo Anna auf der Karte zu Fr. Juan de la Concepcion, T. 9. p. 150, Pulo Anna und Pulo Mariere auf anderen Karten, sind aus verschiedenen Sprachen verderbt zusammengesetzt. Das malayische Wort Pulo für Insel ist den Europäern im malayischen Archipelage geläufig.

Alle benannten Inseln im Südwesten der Palaos sind niedrige Inseln oder Inselgruppen, deren friedlich freundliche Bewohner die Sprache von Ulea reden. Die Ereignisse bei Sonsorol, wo Insulaner aus Ulea und Lamureck den Spaniern als Dolmetscher dienen, bestärken hierin Kadus Aussage.

Nach Kadu gehen die Kauffahrteiboote aus Ulea nach diesen Inseln und namentlich bis nach Merir über die Kette der nördlicheren Inseln, wie wir sie von Ulea an verfolgt. Sie kommen aber von Merir nach Ulea auf einem andern Wege zurück, nämlich über

Sorol oder Sonrol (K.) (nicht das Sonrol der St. Andresinseln), Zaraol Cantova, nach welchem sie unter der Botmäßigkeit von Mogemug steht und fünfzehn Stunden davon entfernt liegt. Sie ist auf seiner Karte gezeichnet, aber der Name ausgelassen.

Eine kleine niedere Gruppe von zwei Inseln im Süden und in keiner großen Entfernung von Mogemug.

Vergleiche die Phillipinseln vom Kapitän Hunter 1791 und die two Islands 1791, die wir bereits mit mehr Wahrscheinlichkeit bei Eurüpügk angeführt haben.

Sorol scheint nach den Sagen von Kadu von Mogemug aus bevölkert worden zu sein und unter deren Herrschaft gestanden zu haben. Jetzt ist sie schier entvölkert. Diese Sagen erwähnen noch:

Lügülot, eine niedere Inselgruppe, von welcher ein Boot, welches nach

Umaluguoth, einer entlegenen wüsten Insel, auf den Schildkrötenfang fuhr, auf Sorol verschlagen wurde. Die Fremden übten da Raub aus. Der Zwist, der sich daher entspann, wurde blutig geführt. Der Häuptling von Sorol und gegen sieben Mann und fünf Weiber von den Seinen wurden getötet, von seiten der Fremden gegen vier Mann. Später gingen noch etliche der Einwohner von Sorol zu Schiff, die nicht dahin zurückgekehrt. Auf der Gruppe blieben zuletzt nur ein Mann und etliche Weiber zurück.

Wir können über die Lage dieser Inseln keine Vermutung aufstellen.

Don Luis de Torres hat uns in den Stand gesetzt, die Entdeckungen Wilsons am Bord des Duffs 1797 unter den Karolinen aufzusuchen, und wir neigen dahin, in seiner volkreichen und wohlhabenden Dreizehninselngruppe, obgleich die Zahl der Inseln, worunter er nur sechs größere zählt, nicht eintrifft, Ulea zu erkennen. Wenn wir in unserer Voraussetzung nicht irren, läuft die Inselkette von Ulea nach Setoan (Dreizehninselngruppe und Tuckers Insel) unter dem siebenten Grad nördlicher Breite, von Westen nach Osten, in der Richtung, die sie in Cantovas Karte hat, und nicht von

W. N. W. nach O. S. O., wie sie D. Luis de Torres gezeichnet hat. Diese Kette nimmt ferner nur ungefähr drei Längengrade ein, anstatt sich über mehr als fünf Grade zu erstrecken.

Es läßt sich von den Aussagen der Eingebornen die relative Lage der Inseln gegeneinander leichter als ihre Entfernungen abnehmen. Die Rumben lassen sich mit Bestimmtheit angeben, die Entfernungen nur nach der Zeit, die zu der Reise erfordert wird, und selbst darin fehlt hier alles Maß der Zeit. Cantova scheint beim Entwurf seiner Karte, wie D. Luis de Torres, von Ulea, die er richtig im Süden von Guajan niedergesetzt hatte, ausgegangen zu sein. Beide hatten für den westlichen Teil bestimmte Punkte, zwischen welchen ihnen nur blieb, die übrigen Inseln anzuordnen. Nicht also für den östlichen Teil, wo sich ihnen der Raum unbegrenzt eröffnete. Es ist nur die zufällige Übereinstimmung des Maßstabes, den sie angelegt, zu bewundern. Wenn wir nur die Verjüngungsskala, die uns die Entdeckungen von Wilson an die Hand geben, auf die Provinz Cittac anzulegen ein Recht haben, so wird dieselbe ungefähr zwischen dem 148° und 152° O. L. von Greenwich und dem $5\frac{1}{2}$ und $8\frac{1}{2}$ N. B. zu suchen sein. Und wir finden in der Tat, daß mehrere Inseln von unsern Seefahrern binnen der angegebenen Grenze aufgefunden worden sind. Nämlich:

Die vom Kapt. Mulgrave in der Sugar Cane 1793 und von Don J. Ibargoitia 1801 gesehene Insel, die letzterer (ohne Gründe anzugeben) und Arrowsmith für die Quirosa oder St. Bartolome halten, eine große, mäßig hohe Insel, die Quiros nach dem Tode von Mendana 1595 entdeckte. Wir bemerken, daß niedrige Inselgruppen sich nah im Westen der Quirosa befinden müssen.

Die Insel Cota 1801.

Eine niedere Insel, gesehen 1796.

Los Martires.

Die Untiefe von D. Luis de Torres in der Maria 1804.

Die Anonima von Espinosas Karte, und

Das hohe Land von M. Dublon im St. Antonio 1814.

Das Zusammentreffen von Monteverde mit Lugulus in der Karte von D. Luis de Torres ist lediglich für eine Täuschung zu halten. Wir sind dagegen nicht ungeneigt, mit Burney Hogoleu und die Quirosa zu vereinigen, wir glauben aber diese Insel von dem Orte, wo er sie setzt, und wo die niedere Gruppe St. Augustin von F. Tompson 1773 wirklich liegt, westwärts verrücken zu müssen.

Die Lage von der Insel Dublon, die wie Tuch mit einem hohen Pik beschrieben wird, scheint uns der Quirosa oder Hogoleu zu entsprechen, indem Ibargoitia die Quirosa in einer Insel erkennt, die uns den Ort einzunehmen scheint, worin wir Tuch eher gesucht hätten.

Im Osten von Cittac bleibt bis zu den Inselketten Ralick und Radack ein Zwischenraum von beiläufig 15 Graden, worin uns die unbestimmten Nachrichten von Cantova noch manche Inseln vermuten lassen und worin unsere Seefahrer wirklich schon mehrere entdeckt haben. Wir bemerken bloß, daß sich darunter, und zwar gegen Osten, noch hohe Inseln finden, als da sind Strong Island (Teyoa von Arrowsmith), die sich zu einem hohen Berg erheben soll, und Hope 1807. Die St. Bartolomeinsel von Loyasa 1526 liegt nördlicher. Ebenfalls ein hohes Land, in dessen Westen sich niedrige Inseln befinden. Man hat irrig die von der nassauischen Flotte gesehenen Inseln darauf bezogen.

Die Boote von der Provinz Ulea und Eap, die auf Radack verschlagen werden, lehren uns, daß die Monsuns viel weiter nach Osten reichen, als wir es geglaubt.

Die Seefahrer dieser Inseln, die von Radack den Weg nach ihrem Vaterlande wiederfinden und andererseits nach den Philippinen fahren und von da zurückkehren, zeigen uns, daß ihre Schiffahrt einen Raum von ungefähr fünfundvierzig Längengraden umfaßt, welches fast die größte Breite des Atlantischen Ozeans beträgt.

Radack, Ralick, Repith-Urur, Bogha, die Cornwallisinseln.

Wir hatten auf Radack Gelegenheit, die Bildung der niedern Koralleninseln genauer zu untersuchen und unsere früheren Beobachtungen über diesen Gegenstand zu ergänzen und zu berichtigen.

Wir denken uns eine Inselgruppe dieser Bildung als eine Felsenmasse, die sich mit senkrechten Wänden aus der unermeßlichen Tiefe des Ozeans erhebt und oben, nahe an dem Wasserspiegel ein überflossenes Plateau bildet. Ein von der Natur ringsum am Rande dieser Ebene aufgeführter breiter Damm wandelt dieselbe in ein

Becken um. Dieser Damm, das Riff, ist meistens auf der Seite des Umkreises, die dem Winde zugewendet ist, etwas erhöht und ragt da bei der Ebbe gleich einer breiten Kunststraße aus dem Wasser hervor. Auf dieser Seite und besonders an den ausspringenden Winkeln sammeln sich die meisten Inseln auf dem Rücken des Dammes an. Unter dem Winde hingegen tauchet derselbe meist unter das Wasser. Er ist da stellenweis unterbrochen, und seine Lücken bieten oft selbst größeren Schiffen Fahrwege dar, durch welche sie mit dem Strome in das innere Becken einfahren können. Innerhalb dieser Tore liegen öfters einzelne Felsenbänke, die wie Bruchstücke der eingerissenen Mauer oder Andeutungen derselben sind. Andere ähnliche Bänke liegen hie und da im Innern des Beckens zerstreut. Sie scheinen von gleicher Beschaffenheit als die Ringmauer zu sein, überragen aber den Wasserspiegel nie. Das innere Meer, die Laguna, hatte in der beträchtlichern Gruppe Kaben 25—32 Faden Tiefe, in der geringeren Eilu bei häufigen Untiefen gegen 22 Faden. Der Grund ist feinerer oder gröberer Korallensand und stellenweise Korallen. Das Meer ist schon bei dieser Tiefe mit dem tiefen dunklen Blau gefärbt, das die reinen Gewässer dieses Ozeans auszeichnet. Das Auge erkennt die Untiefen von weitem, und das Senkblei wird entbehrlich.

Der Teil des Riffes, der aus dem Wasser ragt oder untersucht werden kann, besteht aus fast wagerechten Lagern eines harten, schwer zerbrechlichen Kalksteins, der aus bald gröberen, bald feineren Madreporentrümmern mit beigemengten Muscheln und Echinusstacheln zusammengesetzt ist, und der in großen Tafeln bricht, welche stark unter dem Hammerschlag erklingen. Der Stein enthält die Lithophyten nur als Trümmer und nirgends in der Lage, worin sie gewachsen sind und gelebt haben.

Die Oberfläche des Dammes ist gegen seinen dem äußern Meere zugekehrten Rand durch das Ausrollen der brandenden Welle gefegt und ausgeglättet. Auf dem äußersten Rande selbst, wo die Brandung anschlägt, sind Blöcke des Gesteins außer Lage aufgeworfen.

Solche Blöcke finden sich wieder auf der Seite, die nach der Laguna liegt, hin und wieder zerstreut. Diese Seite ist abschüssig, und der minder scharf bezeichnete Rand liegt unter dem Wasser. — Es scheint die Lagerung nach innen zu abschüssig zu sein und die oberen Lager nicht so weit als die, auf welchen sie ruhen, zu reichen. Die Ankerplätze, die man in der Laguna im Schutze der windwärts gelegenen Hauptinseln der Gruppe bei 4—6, 8 Faden Tiefe findet, sind solcher Abstufung der Steinlager zu verdanken. Meist aber fällt

innerhalb und längs dem Riffe das Senkblei von 2—3 Faden Tiefe unmittelbar auf 20—24, und man kann eine Linie verfolgen, auf welcher man von einer Seite des Bootes den Grund sieht und von der andern die dunkle blaue Tiefe.

Ein feiner weißer Sand aus Madreporentrümmern bedeckt den wasserbespülten Abschuß des Dammes. Wenige Arten zierlich ästiger Madreporen oder Milleporen erheben sich stellenweis aus diesem Grunde, in welchem sie mit knollenförmigen Wurzeln haften. Andere und mehrere wachsen aus den Steinwänden größerer Klüfte, deren Grund Sand erfüllt, unter diesen auch die Tubipora musica, die wir in lebendigem Zustande gesehen und deren Erzeuger wir für einen sternförmig achtteilig aufblühenden Polypen erkannt haben. Arten, die den Stein überziehen oder sich kuchenförmig gestalten (Astrea) kommen in stets bewässerten Aushöhlungen des Bodens zunächst der Brandung vor. Die rote Farbe des Riffes unter der Brandung rührt von einer Nullipora her, die überall, wo Wellen schlagen, das Gestein überzieht und sich unter günstigen Umständen stalaktitenartig ausbildet. Farbe und Seidenglanz, die an der Luft vergänglich sind, bestimmten uns gleich, diesem Wesen tierische Natur beizumessen, und die Behandlung des gebleichten Skeletts mit verdünnter Salpetersäure bewährte unser auf Analogie gegründetes Urteil. Der flüchtige Blick unterscheidet nur an der Färbung und einem gewissen samtartigen Ansehen die Lithophytenarten mit feineren Poren im lebendigen Zustande von ihren toten, ausgebleichten Skeletten. Wir haben bloß die Millepora caerulea und die Tubipora musica und eine gelblich-rötlich-bräunliche Distichopora mit an sich gefärbten Skeletten gefunden, letztere aber nie lebend beobachtet. Die Arten mit größeren Sternen oder Lamellen haben größere, bemerkbarere Polypen. So überzieht die Endzweige einer Art Caryophyllia, die wir auch über der Linie des niedrigsten Wasserstandes lebendig angetroffen, ein Actinien ähnliches Tier; Stämme und Wurzel scheinen ausgebleicht und erstorben. Man sieht an den Lithophyten oft lebendige Äste oder Teile bei andern erstorbenen bestehen, und die Arten, die sich sonst kugelförmig gestalten, bilden an Orten, wo Sand zugeführt wird, flache Scheiben mit erhöhtem Rande, indem der Sand den obern Teil ertötet, und sie nur an dem Umkreise leben und fortwachsen. Die enormen Massen aus einem Wuchs, die man hie und da auf den Inseln oder auf den Riffen als gerollte Felsenstücke antrifft, haben sich wohl in den ruhigen Tiefen des Ozeans erzeugt. Oben unter wechselnden Einwirkungen können nur Bildungen von geringer Größe entstehen. Eine breitgliedrige Corallina hat im lebendigen Zustande eine vegetabilische grüne Farbe, die sie ausgetrocknet verliert. Es

kommt nur eine kleine unansehnliche Art Fucus vor, welche noch unbeschrieben ist (Fucus radaccensisMertens).*)

Der Sand, der auf dem innern Abschuß des Riffes abgesetzt wird, häuft sich da stellenweis zu Bänken an. Aus Sandbänken werden Inseln. Diese sind, wie wir bereits bemerkt haben, häufiger, von größerem Umfang und reicher an Humus auf der Windseite und an den ausspringenden Winkeln der Gruppe. Geringere, gleichsam anfangende Inseln sind auf dem Riffe nach innen gelegen, und das innere Meer bespült stets ihren Strand. Einige Inseln ruhen auf Steinlagern, die sich gegen das innere Meer abschüssig senken. Dann bemantelt meist diese Lager, wo sie gegen das äußere Meer an das Licht kommen sollten, ein anderes Lager desselben Gesteins, welches aus gröberen Madreporentrümmern besteht und an seiner obern Fläche ungleich und angefressen erscheint. Dieses äußere Lager ist oft zertrümmert und liegt in großen Tafeln außer Lage. Man beobachtet bei andern Inseln auf äußerer und innerer Seite nur mantelförmige Lagerung, die Bildung erscheint neu, und Lager von Sand wechseln meist mit denen des Kalksteins ab. Dieses ist am Strande des innern Meeres immer der Fall.

Ein auf diesem Grunde aufgeworfener Damm großer Madreporengerülle bildet nach der Brandung zu den äußerlichen Rand der Inseln. Das Innere derselben begreift Niederungen und geringe Hügel. Gegen den Strand des innern Meeres ist der Boden etwas erhöht und von feinem Sande. Auf der Insel Otdia, Gruppe gleiches Namens, greift das innere Meer an einer Stelle auf das Land wieder ein, und Lythrum Pomphis erhält sich mit entblößten Wurzeln auf dem wasserbespülten Felsen. Auf Otdia befindet sich im Innern ein Süßwassersee und auf Tabual, Gruppe Aur, morastiger Grund. Auf den größern Inseln ist an süßem Wasser kein Mangel, es quillt hinreichend in die Gruben, die man zu dem Behufe gräbt.

Auf dem Trümmerdamm, der die Inseln nach außen umsäumt, wachsen zuerst Scaevola Königii und Tournefortia sericea; diese schirmenden Gesträuche erheben sich allmählich und bieten nach außen dem Winde mit gedrängt verschlungenem Gezweige eine abschüssige Fläche dar, unter deren Schutz sich der Wald oder das Gesträuch des Innern erhebt. Der Pandanus und mit ihm, wo der Humus reicher ist, eine Cerbera machen den Hauptbestandteil der Vegetation aus. Guettarda speciosa, Morinda citrifolia, Terminalia moluccensis

*) Die Algen, die den Niederinseln gänzlich zu fehlen scheinen, finden sich auf den Riffen am Fuße des hohen Landes wieder ein. Wir haben auf den Riffen von O-Wahu Fucus natans und andere, mehrere Ulven usw. gesammelt.

sind auf allen Inseln gemein; Hernandia sonora fehlt auf den reichern selten; Calophyllum inophyllum, Dodonea viscosa, Cordia sebestena usw. kommen einzeln vor. Auf den nördlichern dürftigern Gruppen wachsen Lythrum Pemphis und Suriana maritima am Strande des innern Meeres auf dürrem Sande. Sie fehlen auf Kaben und Aur. Das Ufer des innern Meeres allein ist wirtbar für den Menschen, und er baut da seine Hütten unter den Kokosbäumen, die er gepflanzt hat.

Die Flora dieser Insel ist dürftig; wir haben auf der Kette Radack nur 59 Pflanzenarten gefunden, die, welche nur angebaut vorkommen, sieben an der Zahl, mit eingerechnet. Dreiundzwanzig von dieser Zahl, worunter fünf kultivierte, hatten wir bereits auf O-Wahu angetroffen, und zwölf, den Kokosbaum mit eingerechnet, auf der Insel Romanzoff, wo überhaupt nur neunzehn Arten gesammelt wurden. Wir fanden gegen zwanzig derselben auf Guajan wieder. Wir bemerken, daß weder Orangen noch Kohlpalmen, Erzeugnisse, die man auf zweifelhafte Anzeichen den Mulgravesinseln zugeschrieben hat, auf der Kette Radack, soweit wir sie kennen gelernt, vorkommen.

Wir sind nicht der Meinung, daß die Flora von Radack auf die oben angeführte Pflanzenzahl beschränkt sei. Wir glauben vielmehr, daß selbst auf den Gruppen, die wir besucht und auf welchen wir nicht alle Inseln durchforschen konnten, etliche Arten unserer Bemühung entgangen sind, vorzüglich aber, daß die südlichern Gruppen, die wir nicht gesehen (Arno, Meduro und Millé), bei älterer Vegetation und reicherem Humus mehrere Gewächse hervorbringen müssen, die auf den dürftigeren nördlicheren gänzlich fehlen. Die Vegetation scheint auf dieser Inselkette im Süden begonnen zu haben und der Mensch ihren Fortschritten nach Norden gefolgt zu sein.

Bygar, noch wüst und ohne süßes Wasser, wird nur des Vogel- und Schildkrötenfanges wegen besucht. Udirick, ein Riff von geringem Umfang und arm an Land, hat nur zwei bewohnte Inseln. Auf ihnen erhebt sich zwar der Kokosbaum über den übrigen Wald empor, dennoch scheint die Vegetation dürftig, und der Brotfruchtbaum ist selten. Tegi bei Udirick, wüst und spärlich begrünt, ist kaum dem Namen nach unter dem Volke von Radack bekannt. Eilu (vielleicht richtiger Eilug) die ist ärmlichste der Gruppen, auf denen wir gelandet sind. Udirick und Eilu beziehen ihren Bedarf an Aromä, eine Pflanze, die ihnen fehlt, von der westlicher liegenden Gruppe Ligiep. Auf Ligiep fehlt der Brotfruchtbaum, und der Kokosbaum erhebt sich nicht über den Wald. Temo, auf

dem halben Wege nach Ligiep, ist eine kleine wüste Insel, auf welcher auf der Reise dahin übernachtet wird. Mesid, eine ostwärts, abseits von der Kette liegende einzelne Insel von beiläufig zwei Meilen in ihrem größten Durchmesser, gewährte uns auf der Seite unter dem Winde, wo wir ihr nahten, nicht den Anblick einer sonderlich üppigen Vegetation. Man sieht nur einzelne Kokosbäume sich aus ihrer Mitte erheben, und das süße Wasser, das uns zum Trinken angeboten ward, war ausnehmend schlecht. Nichtsdestoweniger zeichnet sie sich vor allen Gruppen von Radack, die wir besucht, durch ihre stärkere Bevölkerung aus. Wir schätzten auf mindestens hundert die Zahl der bei unserem Nahen auf Booten und am Strande versammelten Menschen. Die beträchtliche Gruppe Otdia, die wir am genauesten kennen gelernt, hat, Weiber und Kinder mit eingerechnet, kaum eine gleiche Anzahl Bewohner. Man sieht auf Otdia nur auf einer Insel alte, hochstämmige Kokosbäume und nur auf dieser einen mehrere Wurzeln und Spuren früher ausgegangener Bäume. Erigup bei Otdia ist eine ärmliche, unbedeutende Gruppe, nur von fünf Männern und etlichen Weibern bewohnt. Wir fanden Kaben, die größte der von uns gesehenen Gruppen, in älterer Kultur und blühenderem Zustande. Die Flora bereicherte sich um mehrere Pflanzen, und wir entdeckten da zuerst den Pisang, welcher jüngst angepflanzt worden zu sein schien. Die Insel Tabual, die einzige der Gruppe Aur, auf der wir gelandet, zeigte sich uns in ungewohntem Flor. Hinter einem gedrängten Wald hochstämmiger Kokospalmen sind in den Niederungen Pflanzungen von Bananen und Arum, und etliche Pflanzen wachsen da, die den andern Gruppen fremd sind. Die südlichern Gruppen Meduro, Arno und Millé sollen an Bananen und Wurzeln reicher sein, und beide ersten vergleichen sich allein den übrigen der Kette zusammengenommen an Bevölkerung und Macht. Limmosalülü im Norden von Arno ist ein Riff, eine Klippe, worauf das Meer brandet und die den Seefahrern von Radack zum Wahrzeichen dient.

Die Ansicht aller dieser Gruppen und ihrer einzelnen Inseln hat eine ermüdende Einförmigkeit. Man möchte schwerlich vom äußeren Meere, da, wo die Kokospalme sich nicht über den Wald erhebt, die Gegenwart des Menschen ahnen. Man sieht vom Innern seine Ansiedelungen und die Fortschritte seiner Kultur. Eine Insel nur der Gruppe Otdia zeichnete sich aus und zog schon vom äußern Meer aus unsere Aufmerksamkeit auf sich durch den Anschein erhöhten Landes. Sie wölbte sich wie ein schön begrünter Hügel über den Spiegel der Wellen. Diese Insel nimmt einen ausspringenden Winkel des nördlichen Riffes ein. Sie hat, von andern Inseln an

Gestalt verschieden, eine geringere Breite und mehr Tiefe, indem sie sich auf einer Spitze erstreckt, die da das Riff nach dem innern Meer zu bildet. Strömungen dieses Meeres bewirken auch an dem Strande, den es bespült, eine starke Brandung. Was Berg erscheint, ist Wald. Ein Baum, den zu bestimmen die Umstände nicht erlaubten, erreicht dort auf niederm Grunde von großen Madreporengerüllen eine erstaunliche Höhe und Stärke. Auf andern Inseln, wo er ebenfalls vorkommt, gelangt er zu keiner beträchtlichen Größe. Umgestürzte Bäume haben häufig ihre emporgerichteten Wurzeln wieder zu Stämmen umgewandelt, indem ihr niederliegendes Gezweig Wurzeln gefaßt, eine Erscheinung, die auch sonst auf Radack nicht selten ist und auf Orkane schließen läßt. Der gegen den Rand der Insel zu niedrige Wald scheint deren fortschreitende Erweiterung anzudeuten. Der Pandanus ist verdrängt, nichts zieht an diesem Ort den Menschen an. Eine Seeschwalbe, Sterna stolida, nistet in unendlichen Scharen in den hohen windgeschlagenen Wipfeln.*)

Das nutzbarste Gewächs dieser Inselkette ist der gemeine Pandanus der Südseeinseln (Wob). Er wächst wild auf dem dürrsten Sande, wo erst die Vegetation anhebt, und bereichert den Grund durch die vielen Blätter, die er abwirft. Er wuchert in den feuchten Niederungen reicherer Inseln. Er wird außerdem mit Fleiß angebaut; zahlreiche Abarten mit veredelter Frucht, die der Kultur zuzuschreiben sind, werden durch Ableger fortgepflanzt. Ihr Samen bringt die Urform der Art (der Eruan) wieder hervor.**) Die Frucht des Pandanus macht auf Radack die Volksnahrung aus. Die zusammengesetzten faserigen Steinfrüchte, aus denen die kugelförmige Frucht besteht, enthalten an ihrer Basis, dem Punkte ihrer Anheftung, einen würzigen Saft. Man klopft erst, diesen Saft zu genießen, die Steinfrucht mit einem Stein, kaut sodann die Fasern und dreht sie in dem Munde aus. Man bäckt auch die Früchte in Gruben nach Art

*) Zu Erigup sahen wir auch über einer Insel, die sich übrigens vor andern nicht auszeichnet, denselben Vogel in gleich unzählbaren Flügen schwärmen.

**) Man zählt dieser Abarten über zwanzig und unterscheidet sie an der äußern Gestalt der Frucht oder der zusammengesetzten Steinfrüchte, die sie bilden, und an der Zahl der in jeglicher enthaltenen einfachen Früchte oder Kerne. Der männliche Baum heißt Digar, der wildwachsende weibliche Eruan; Abarten sind: Buger, Bugien, Eilugk, Undaim, Erugk, Lerro, Adiburik, Eideboton, Eromamugk, Tabenebogk, Rabilebil, Tumulisien, Lugulugubilan Ulidien 2c. (Die Frucht, die wir 1816 von Ubirick erhielten, war Lerro, der Pandanus auf der Insel Romanzoff Eruan.) Der Teil der Frucht, woraus auf Radack und Ralick die Menschen ihre Nahrung ziehen, wird auf den Sandwich-, Marquesas- und Freundschaftsinseln zu wohlriechenden, goldglänzenden Kränzen angewandt. Wir bemerken beiläufig, daß die Gattung Pandanus eine fernere schwierige Untersuchung erfordert, da die Charaktere, welche die meisten Botaniker gewählt haben, die Arten, die sie aufgestellt, zu unterscheiden, von keinem Gewichte sind. Loureiro flor. Cochin. bemerkt ausdrücklich, daß die Frucht des P. odoratissimus ungenießbar sei.

der Südsee, nicht sowohl um sie in diesem Zustande zu genießen, als um daraus den Mogan zu bereiten, ein würziges trocknes Konfekt, das, ein köstlicher Vorrat, sorgfältig aufbewahrt, für Seereisen aufgespart bleibt. Zur Bereitung des Mogan sind alle Glieder einer oder mehrerer Familien geschäftig. Aus den Steinfrüchten, wie sie aus der Backgrube kommen, wird der verdickte Saft über den Rand einer Muschel ausgekratzt, dann auf ein mit Blättern belegtes Rost ausgebreitet, über ein gelindes Kohlenfeuer der Sonne ausgesetzt und ausgedörrt. Die dünne Scheibe, sobald sie gehörig getrocknet, wird dicht auf sich selbst zusammengerollt, und die Walze dann in Blätter des Baumes sauber eingehüllt und umschnürt. Die Mandel dieser Frucht ist geschmackvoll, aber mühsam zu gewinnen und wird öfters vernachlässigt. Aus den Blättern des Pandanus verfertigen die Weiber alle Sorten Matten, sowohl die zierlich umrandeten viereckigen, die zu Schürzen dienen, als die, die zu Schiffssegeln verwendet werden, und die dickeren, woraus das Lager besteht.

Nach dem Pandanus gehört dem Kokosbaum (Ni) der zweite Rang. Nicht nur seine Nuß, die Trank und Speise, Gefäße und Öl zum häuslichen Gebrauch gewährt, macht ihn schätzbar, sondern auch und hauptsächlich der Bast um dieselbe, woraus Schnüre und Seile verfertigt werden. Auf dem Pandanus beruht die Nahrung, auf dem Kokosbaum die Schiffahrt dieses Volkes. Die Verfertigung der Schnüre und Seile ist eine Arbeit der Männer, und man sieht selbst die ersten Häuptlinge sich damit beschäftigen. Die Fasern des Bastes werden durch Maceration in Süßwassergruben ausgeschieden und gereinigt. Die Schnur wird zugleich mit den zwei Fäden, aus welchen sie besteht, gesponnen, indem jeglichem vorläufig bereitete gleiche Bündel Fasern hinzugesetzt werden. Das Holz des alten Kokosbaumes, zu Pulver gerieben und mit dem Saft der Hülle der unreifen Nuß zu einem Teige gemischt, wird in Kokosschalen gekocht oder auf dem Feuer geröstet, zu einer Speise bereitet. Kokosschalen sind die einzigen Gefäße, worin die Menschen Wasser mit sich zu tragen vermögen; sie werden in geflochtenen länglichen, eigens dazu bestimmten Körben, mehrere, das Auge nach oben, aneinander gereiht, verwahrt. Der Kokosbaum wird überall auf bewohnten und unbewohnten Inseln angepflanzt und vermehrt, aber bei den vielen jungen Pflanzschulen, auf die man trifft, sieht man ihn nur auf bewohnten Inseln Früchte tragen und nur auf wenigen und auf den südlicheren Gruppen seine luftige Krone hoch in den Lüften wiegen. Der Kokosbaum trägt auf Radack nur sehr kleine Nüsse.

Der Brotfruchtbaum (Mä) ist auf Radack nicht sehr gemein, man findet ihn nur im feuchteren Innern bewohnter Inseln ange-

pflanzt. Alte Bäume befinden sich jedoch selbst auf etlichen der ärmeren. Sein Holz ist wie seine Frucht schätzbar; daraus wird der Kiel zu den Booten gelegt, die übrigen Planken werden meist aus Flößholz gearbeitet. Sie werden mit Schnüren von Kokosbast zusammengefügt, und die Fugen mit Pandanusblättern kalfatert. Der Brotfruchtbaum liefert außerdem ein Harz, welches verschiedentlich gebraucht wird. Es gibt von dem Brotfruchtbaum wie von allen kultivierten Gewächsen mehrere Abarten. Die einzige hier vorkommende ist von der Urform wenig abgewichen, ihre Frucht ist klein, und die Samenkörner darin öfters ausgebildet.

Aus der Rinde von drei verschiedenen Pflanzenarten, die nur wild vorkommen, wird ein nutzbarer Bast gewonnen. Die vorzüglichste ist ein Strauch aus der Familie der Nessel (eine Boehmeria), der Aromä, der nur auf besserem feuchterem Grunde wächst.

Die Aromä liefert einen weißen Faden von ausnehmender Feinheit und Stärke. Der Atahat (Triumphetta procumbens Forst.) ist eine kriechende Pflanze aus der Familie der Linden, sie ist gemein und überzieht mit der Cassyta die dürrsten Sande. Aus ihrem braunen Bast werden meist die Männerschürzen verfertigt, die aus freihängenden Baststreifen, um einen Gurt von Matte genäht, bestehen. Daraus werden auch Randverzierungen in die feineren Matten eingeflochten. Der feine weiße Bast des Hibiscus populneus (Lo), den wir auf Radack nur auf der Gruppe Aur gefunden, hat denselben Gebrauch. Auf den Sandwichinseln und an andern Orten werden Seile aus diesem Bast verfertigt.

Aus der knolligen Wurzel der hier häufigen Tacca pinnatifida wird ein nährendes Mehl gewonnen, welches aber selten bereitet und wenig benutzt zu werden scheint.

Drei Arten Arum (Caladium), A. esculentum, macrorrhizon und sagittifolium, die Banane und die Rhizophora gymnorhiza werden einzeln hie und da auf verschiedenen Gruppen und Inseln angebaut. Wir fanden die Bananen auf Kaben erst angepflanzt und sahen sie bloß auf Aur Früchte tragen. Die Arten Arum finden hier nirgends den tiefen Moorgrund, der ihnen nötig ist, ihre Wurzel auszubilden, und eignen sich auf diesen Inseln nicht dazu, einen wesentlichen Teil der Volksnahrung auszumachen.

Außer diesen Gewächsen werden noch zwei der seltner wild vorkommenden allgemein um die Wohnungen angepflanzt, zwei Zierpflanzen, eine Sida und ein Crinum, deren wohlriechende Blumen mit denen der Guettarda speciosa, der Volcameria inermis, und auf Aur der Ixora coccinea (?) in anmutigen Kränzen um das lange aufgebundene Haar und in den Ohren getragen werden. Sinn

für Wohlgerüche und Zierlichkeit zeichnet das dürftige Volk von Radack aus.

Das Meer wirft auf die Riffe von Radack nordische Fichtenstämme und Bäume der heißen Zone (Palmen, Bambus) aus. Es versieht die Eingebornen nicht allein mit Schiffsbauholz, es führt ihnen auch auf Trümmern europäischer Schiffe ihren Bedarf an Eisen zu. Wir trafen bei ihnen, das Holz zu bearbeiten, keine anderen Werkzeuge an als das auf diesem Wege gewonnene kostbare Metall und fanden selbst, als wir noch die Aussage unserer Freunde über diesen Punkt bezweifelten, ein solches Stück Holz mit eingeschlagenen Nägeln am Strande einer unter dem Winde liegenden Insel der Gruppe Otdia. Sie erhalten noch auf gleiche Weise einen andern Schatz, harte zum Schleifen brauchbare Steine. Sie werden aus den Wurzeln und Höhlungen der Bäume ausgesucht, die das Meer auswirft; Eisen und Steine gehören den Häuptlingen zu, denen sie gegen eine Belohnung und unter Strafe abgeliefert werden müssen.

Das Meer bringt diesen Inseln den Samen und die Früchte vieler Bäume zu, die meist auf denselben noch nicht aufgegangen sind. Die meisten dieser Sämereien scheinen die Fähigkeit zu keimen noch nicht verloren zu haben, und wir haben oft dem Schoße der Erde das ihr zugedachte Geschenk fromm anvertraut. Wir haben dieselben gesammelt und darunter die Früchte von der Nipapalme und von Pandanusarten gefunden, die nur auf den größern im Westen gelegenen Landen vorkommen, die der Baringtonia speciosa, der Aleurites triloba und anderer Bäume, die der gemeinsamen Flora Polynesiens angehören und die wir zunächst im Westen auf den Marianeninseln angetroffen haben. Der größte Teil dieser Sämereien gehört den baumartigen oder rankenden Schotenpflanzen an, die überall zwischen den Wendekreisen gleich häufig sind. Der Samen der Guilandina Bonduc kommt darunter häufig vor, und wir haben die Pflanze selbst nur einmal auf der Gruppe Otdia, und zwar auf einer unter dem Winde gelegenen Insel angetroffen. Wir bemerken, daß Sämereien, die, mit der Flut über das Riff getrieben, auf die innere Seite einer Insel unter dem Winde gelangen, mehr Schutz, bessere Erde und zu ihrem Aufkommen günstigere Umstände antreffen als die, so die Brandung auf das Äußere der Insel auswirft.

Man findet häufig gerollte Bimssteine unter dem Auswurf des Meeres und dichtgeballte Massen der Cassyta, ähnlich denen, die die Zostera marina auf einigen unserer Küsten bildet und die man in Frankreich am Mittelländischen Meere Plotte de mer nennt.

Außer den Säugetieren, die das Meer ernährt, den Delphinen,

welche die Radacker nur selten und einzeln erlegen, da sie nicht zahlreich und mächtig genug sind, sie, wie andere Insulaner, herdenweis zu umringen, in ihre Riffe einzutreiben und zu erjagen, dem Kaschelot*) und den seltneren Walfischen wird auf Radack nur die allgemein verbreitete Ratte gefunden, welche sich, da ihr kein Feind an die Seite gesetzt ist, auf eine furchtbare Weise vermehrt hat. Kadu, der die Ratte nur im Gefolge des Menschen zu denken scheint, behauptet, sie befände sich auf Bygar nicht. Man stellt auf den bewohnteren Gruppen und namentlich auf Aur diesen lästigen Tieren zuweilen nach. Man läßt sie bei Lockspeisen sich versammeln, die halb von Feuergruben umringt sind, und treibt sie dann in das Feuer, das man für sie geschürt hat. — Die Ratte wird auf Udirick von den Weibern gespeist, und auch auf Otdia haben unsere Matrosen Weiber sie essen sehen.

Die Hühner finden sich auf Radack wild oder verwildert, sie dienen nur auf Udirick zur Speise und werden auf anderen Gruppen nur zur Lust einzeln gefangen und gezähmt, ohne daß man Nutzen aus ihnen zu ziehen verstünde. Man findet hie und da um die Wohnungen einen Hahn, der, mit einer Schnur am Fuß an einen Pfahl gebunden, an den Streithahn der Tagalen erinnert. Ein kleiner weißer Reiher wird gleichfalls gezähmt. Außer dem Huhn und der Taube der Südsee (Columba australis) kommen nur Wald- und Wasservögel vor, und diese sind auf den bewohnten Gruppen nicht in großer Anzahl. Am häufigsten ist die Sterna stolida, die sich gern in der Nähe der Brandung aufhält.

Die Seeschildkröte wird auf Bygar gefangen; aus der Klasse der Amphibien kommen außerdem vier kleine Arten Eidechsen auf Radack vor.

Die Lagunen im Innern der Inselgruppen sind an Fischen nur arm. Man trifft außen um die Riffe und an deren Eingängen Scharen von Haifischen an, die nur selten in das innere Meer dringen; diese Tiere sollen bei Bygar den Menschen unschädlich sein. Wir haben beim Eingange in Eilu Boniten gefangen. — Der fliegende Fisch ist in der Nähe der niedern Inseln am häufigsten. Die Radacker stellen ihm nachts bei Feuerschein nach. Es kommen mehrere Arten von Fischen vor, die nicht gegessen werden und deren Genuß für tödlich gilt. Kadu führte uns Beispiele von also erfolgten Vergiftungen an. Dieselben Arten werden auf Ulea, nachdem man einen innern Teil (die Leber?) herausgenommen hat, verspeist, und etliche (namentlich Diodon- und Tetrodonarten) gelten da sogar für leckere

*) Wir haben im Jahre 1817 einen Physeter macrocephalus bei Radack gesehen.

Bissen. Unter den giftigen Fischen von Radack werden zwei Roggen (Raja) angeführt, welche eine ausnehmende Größe erreichen; die eine hat, wie Raja Aquila und R. Pastinaca, einen großen Stachel am Schwanze, die andere hat deren fünf. Beide sollen nach Kadu zu ihrer Verteidigung diese Stacheln von sich schießen und sie nach deren Verlust binnen zwanzig Tagen wieder erzeugen. Man greift sie nur von vorn an. Sie werden der Haut wegen, welche die Trommeln zu bespannen dient, aufgesucht. Beide Arten werden auf Ulea gegessen.

Man trifft eine reiche Mannigfaltigkeit sowohl einschaliger als zweischaliger Muscheln an. Manche werden gespeist und die Schalen von manchen werden verschiedentlich benutzt. Das Tritonshorn dient als Signaltrompete. Die Chama gigas und andere große zweischalige Muscheln dienen als Gefäße, und es werden auch Schneidewerkzeuge daraus verfertigt; die Perlmutter wird zu Messern geschärft, und kleinere Schneckenarten werden zum Schmuck in zierlichen Reihen um Haupt und Nacken getragen.

Unter den Krebsen machen sich verschiedene kleine Pagurusarten bemerkbar, die in erborgten bunten Gehäusen von allerhand Seeschnecken in das Innere der Insel ihrer Nahrung wegen eingehen.

An nackten Mollusken, Würmern und Zoophyten ist die Fauna vorzüglich reich. Wir bemerkten einen Tintenfisch, etliche schöne Arten von Seeigeln und Seesternen, etliche Medusen, doch diese nicht in allen Gruppen, und etliche Holothurien. Die dürftigen, um Nahrung bekümmerten Radacker haben in Überfluß auf ihren Riffen eins der Tiere (Trepang), nach welchen die chinesischen Wollüstlinge so gierig sind, und darben oft, ohne noch versucht zu haben, den Hunger mit diesem ekelhaften Wurm zu stillen. Das Meer wirft häufig eine kleine Physalis (Physalis pelagica Tiles.) auf die Riffe aus. Ein Wurm durchbohrt den Felsen unter der Linie des höchsten Wasserstandes und lebt im Innern des Kalksteines, und unser gemeiner Regenwurm ist auch auf diesen entlegenen Inseln einheimisch.

Insekten giebt es nur sehr wenige; wir bemerkten die Scolopendra morsitans und den Scorpio Austral-asiae, vor dem die Eingebornen keine Scheu bezeigten und dessen Stich nach Kadu eine örtliche vorübergehende Gewulst verursachen soll.

Die Einwohner von Radack sind weder von großer Statur, noch von sonderlicher körperlicher Kraft. Sie sind, obgleich schmächtig, wohlgebildet und gesund und scheinen ein hohes Alter mit heiterer Rüstigkeit zu erreichen.*) Die Kinder werden lange gesäugt und

*) Wir müssen einer natürlichen Mißbildung erwähnen, die wir an verschiedenen Weibern der Häuptlinge auf verschiedenen Gruppen und an einem jungen Häuptling der

nehmen noch die Brust, wenn sie schon zu gehen und zu sprechen vermögen. Die Radacker sind von dunklerer Farbe als die O.-Waihier, von denen sie sich vorteilhaft unterscheiden durch größere Reinheit der Haut, die weder der Gebrauch des Kava noch sonst dort herrschende Hautkrankheiten entstellen. Beide Geschlechter tragen ihr langes, schönes schwarzes Haar sauber und zierlich hinten aufgebunden. Bei Kindern hängt es frei und lockig herab. Die Männer lassen den Bart wachsen, welcher lang, obgleich nicht sonderlich dicht wird.*) Sie haben im allgemeinen die Zähne von der Art ihrer Volksnahrung, von dem Kauen der holzig faserigen Frucht des Pandanus verdorben und die vorderen oft ausgebrochen. Es ist bei den Häuptlingen weniger der Fall, für die gewöhnlich der Saft der Frucht über den Rand einer Muschel ausgekratzt und ausgeschieden wird. Mann und Weib tragen in den durchbohrten Ohrlappen ein gerolltes Pandanusblatt. Die Rolle hat bei den Männern drei bis vier Zoll im Durchmesser, bei den Weibern unter die Hälfte. Sie wird zuweilen von einer feinen Schildpattlamelle überzogen. Etliche ältere Leute hatten außerdem den obern Rand des Ohrknorpels zum Durchstecken von Blumen durchbohrt.

Die kunstreich zierliche Tatuierung**) ist nach dem Geschlecht verschieden, bei jedem gleichförmig. Sie bildet bei den Männern über Schulter und Brust ein am Nabel zugespitztes Dreieck, das aus kleineren verschiedentlich verbundenen Strichen besteht. Ähnliche wohlgeordnete Horizontalstriche nehmen den Rücken und den Bauch ein. Bei den Weibern sind nur die Schultern und die Arme tatuiert. Außer dieser regelmäßigen Zeichnung, die am Erwachsenen erst ausgeführt wird und nur bei wenigen fehlt, haben alle als Kinder schon an Lenden, Armen, aber seltener im Gesicht Gruppen von Zeichen oder Strichen tatuiert. Wir bemerkten etlichemal unter diesen Zeichen das Bild des römischen Kreuzes.***) Die tatuierte Stelle ist sehr dunkel, scharf gezeichnet und über der Haut erhaben.

Das Kleid der Männer besteht im Gürtel mit hangenden Bast-

Gruppe Eilu bemerkt haben; sie betrifft die Vorderarme. Die Ulna erscheint im Bug der Hand nach oben ausgerenkt, und der gekrümmte, in seinem Wachstum mehr oder minder gehemmte Vorderarm ist in einigen Fällen kaum spannenlang; die Hand ist klein und nach außen geworfen. Ein Kind auf Otdia hatte eine doppelte Reihe Zähne im Mund. Noch ist ein Beispiel von Taubstummheit anzuführen.

*) Man erzählte uns von einem im Kampf auf Tabual gebliebenen Mann aus Meduro, dessen voller Bart ihm bis auf die Knie hing.

**) Wir hatten im Frühjahr 1816 auf Ubirick (den Kutusoffsinseln) diese Tatuierung übersehen.

***) Eingeborne der Mulgravesinseln, die an Bord der Charlotte stiegen, trugen nach Art der Spanier ein Kreuz, am Halse gehangen. Wir haben diesen Schmuck auf Radack nicht angetroffen und uns vergeblich bemüht, in dem Zeichen, dessen wir erwähnten, irgend eine Beziehung auf Christen und Europäer zu entdecken.

streifen, den öfters eine kleinere viereckige Matte als Schürze begleitet; Knaben gehen, bis sie das männliche Alter erreicht haben, völlig nackt. Die Weiber tragen zwei längere Matten mit einer Schnur über die Hüften befestigt, die Mädchen früh schon eine kleinere Schürze. Die Männer tragen öfters außer den Blumen- und Muschelkränzen, womit sich beide Geschlechter zieren, einen Halsschmuck von gereihten Delphinenzähnen, mit vorn hängenden Platten von Knochen desselben Tieres oder von Schildkrot. Zu diesem Schmuck werden auch dünne runde Muschel- und Kokosschalenscheiben gebraucht. Wir haben auch unter ihrem Schmuck die Schwanzfedern des Tropikvogels, die Federn der Fregatte und Armbänder, aus der Schale einer größeren einschaligen Muschel geschliffen, angetroffen.

Die Irus oder Häuptlinge zeichnen sich durch höheren Wuchs aus, nie durch unförmliche Dicke des Körpers.*) Die Tatuierung verbreitet sich meist bei ihnen über Teile des Körpers, die beim gemeinen Mann verschont bleiben, die Seiten, die Lenden, den Hals oder die Arme. —

Die Häuser der Radacker bestehen bloß in einem von vier niederen Pfosten frei gelegenen Dache, das mit einem Hängeboden versehen ist. Man kann unter demselben nur sitzen. Man klettert durch eine viereckige Öffnung in den oberen Raum, worin die kleine Habe verwahrt wird. Man schläft auf diesem Boden oder unten in der offenen Halle, und etliche zeltförmige offene Hütten umher dienen zu abgesonderten Schlafgemächern. Die Dächer sind von Kokos- oder Pandanusblättern, der Estrich ist eine Streu von feinen am Strande aufgelesenen Korallen und Muscheltrümmern. Eine bloße grobe Matte dient zum Bett und ein Holzstamm zum Kopfkissen.

Wir hielten anfangs nicht diese Häuser, die wir auch oft verlassen fanden, für die stetigen Ansiedelungen der Menschen. Die Schiffer ziehen auf ihren kunstreichen Booten**) mit Habe und Familie bald auf die eine, bald auf die andere Insel, und so versammelte sich, als wir erst mit ihnen befreundet waren, immer der größte Teil der Bevölkerung einer Gruppe in unserer Nähe.

Der wildwachsende Pandanus scheint ein gemeinschaftliches Gut zu sein. Ein Bündel Blätter dieses Baumes (Zeichen des Eigentums) an den Ast gebunden, woran eine Frucht reift, sichert dem,

*) Der Häuptling der Gruppe Liegiep soll hierin eine Ausnahme machen und ein ausnehmend feister Mann sein.

**) Der Verfasser dieser Aufsätze überläßt Befugteren, diese Fahrzeuge, die im wesentlichen mit den oft erwähnten Proas der Marianeninseln übereinkommen, kunstgerecht zu beschreiben.

der sie entdeckt hat, ein Recht darauf. Wir haben oft und besonders auf den ärmlichen nördlichen Gruppen diese Frucht, die fast alleinige Nahrung der Radacker, ganz unreif verzehren sehen. Die Kokosbäume sind ein Privateigentum. Man sieht öfters die, so in der Nähe der Wohnungen mit reifenden Nüssen beladen sind, mit einem um den Stamm derselben durch Zusammenknüpfen der entgegengesetzten Blättchen befestigten Kokosblatt, das durch Rauschen das Hinanklettern verraten soll, verwahrt. Auf den volkreicheren Gruppen Kaben und Aur sind oft Bezirke und Baumgärten an Umzäunung Statt mit einer Schnur umzogen.

Außer der Sorge für Nahrung beschäftigt unsere Freunde nur ihre Schiffahrt und ihr Gesang. Ihr liebstes, ihr einziges Gut sind ihre Boote und ihre Trommeln, welche schon ihre Kinderspiele ausmachen. Sie führen besonders am Abend, im Kreis um ein hell loderndes Feuer versammelt, ihre sitzenden Liedertänze auf. Berauschende Freude ergreift dann alle, und aller Stimmen mischen sich im Chor. Diese Lieder gleichen denen der O-Waihier, sie sind aber roher, verzerrter, die allmählich gesteigerten Wellen des Gesanges arten zuletzt in Geschrei aus.

Wir lernten zuerst und hauptsächlich auf der Gruppe Otdia das anmutige Volk von Radack kennen. Die Menschen, die uns freundlich einladend entgegenkamen, schienen uns eine Zeitlang im Gefühl unserer Überlegenheit zu scheuen. Die Häuptlinge bewiesen den stärkeren Mut, die größere Zuversicht. Vertrauen machte unsere Freunde nie zudringlich, nie überlästig. Die Vergleichung unseres überschwenglichen Reichtums und ihrer Dürftigkeit erniedrigte sie nie zum Betteln, verführte sie selten zum Diebstahl, ließ sie nie die Treue brechen, wo ihnen getraut ward. Wir durchwandelten täglich einzeln, ohne Waffen ihre Inseln, schliefen bei weggelegten Schätzen (Messer, Eisen) unter ihren Dächern, entfernten uns auf längeren Zügen auf ihren Booten und vertrauten ihrer Gesinnung, wie wir bei uns dem wachenden Schutze der Gesetze vertrauen. Wir tauschten mit ihnen, von ihnen zuerst aufgefordert, unsere Namen. Die Menschen kamen uns, wo wir erschienen, gastfreundlich entgegen und reichten uns Kokosnüsse dar. Wir handelten auf Otdia nicht, wir beschenkten und wurden beschenkt. Einzelne schienen zu geben eine gleiche Lust zu haben als wir und brachten uns noch mit feiner Sitte Geschenke, wann Gegengeschenke nicht mehr zu erwarten waren. Andere betrugen sich eigennütziger. Wo unerhörte Ereignisse nie überdachte Verhältnisse herbeiführen und die Sitte schweigt, muß der eigentümliche Charakter der Menschen sich selbständig offenbaren. Die Frauen verhielten sich schamhaft und zurückhaltend, sie ent-

fernten sich, wo wir uns zuerst zeigten, und kamen nur in dem Schutze der Männer wieder hervor. Gegen unsere kleinen Geschenke, Ringe, Glasperlen, die sie weniger als wohlriechende Holzsplitter von englischen Bleistiften zu schätzen schienen, reichten sie uns mit zierlicher Art den Schmuck, den sie eben trugen, dar, ihre Muschel- und Blumenkränze. — Kein Weib von Radack ist je an unsern Bord gekommen.

Uns trat überall das Bild des Friedens bei einem werdenden Volke entgegen; wir sahen neue Pflanzungen, fortschreitende Kultur, viele aufwachsende Kinder bei einer geringen Menschenzahl, zärtliche Sorgfalt der Väter für ihre Erzeugten, anmutige leichte Sitten, Gleichheit im Umgang zwischen Häuptlingen und Mannen, keine Erniedrigung vor Mächtigeren und bei größerer Armut und minderem Selbstvertrauen keine der Laster durchblicken, welche die Völkerschaften des östlicheren Polynesiens entstellen.

Wir erfuhren zuerst auf Aur, daß diese kümmerlich sich nährenden Menschen auch ihre Kriege führen, das Herrsch- und Eroberungssucht auch über sie diesen Fluch gebracht. Sie forderten uns auf, mit unserem furchtbaren Eisen (die verderblichere Wirkung anderer Waffen hatten sie durch uns nicht kennen gelernt) in ihre blutigen Fehden wie Schicksalsmächte einzugreifen.

Der gewaltige Lamari ist von Meduro ausgegangen, sich alle nördlicheren Inselgruppen Radacks mit den Waffen zu unterwerfen. Er herrscht nun über Aur, Kaben und den Norden der Kette und hat auf Aur seinen Sitz. Die von Meduro und Arno führen gegen ihn und sein Reich den Krieg. Ihre Streifzüge auf dreißig Booten, jedes mit sechs bis zehn Menschen bemannt, haben sich bis nach Otdia erstreckt. Der neuliche Kampf auf Tabual hat vier Menschen das Leben gekostet, dreien von seiten Meduros, einem von seiten Aur. In einem früheren Kriegszug waren auf derselben Insel gegen zwanzig von jeder Seite geblieben.

Lamari bereifte zu Anfang von 1817 die Inseln seines Gebietes, sein Kriegsgeschwader, eben auch an dreißig Boote stark, auf Aur zusammenzuberufen, von wo aus er gegen Meduro ziehen wollte. Wir erwarteten, diesen Fürsten auf Eilu anzutreffen; er war bereits auf Udirick, bei welcher Gruppe er uns in seinem Boote auf offener See besuchte. Als wir gegen das Ende desselben Jahres nach Otdia wiederkamen, war die Kriegsmacht in Aur versammelt. Lamari hatte die Insel Mesid verfehlt und — auf andere Gruppen verschlagen — Verzicht auf die Verstärkung geleistet, die er von da her zu erwarten hatte.

Wir werden, was uns von der Religion, der geselligen Ord-

nung, den Sitten und Bräuchen unserer Freunde kund geworden, ausführlich berichten.

Die Bewohner von Radack verehren einen unsichtbaren Gott im Himmel und bringen ihm ohne Tempel und Priester einfache Opfer von Früchten dar. In der Sprache bedeutet Jageach Gott, der Name des Gottes ist Anis. Bei zu unternehmenden Kriegen und ähnlichen Gelegenheiten finden feierliche Opfer statt; die Handlung geschieht im Freien. Einer aus der Versammlung, nicht der Chef, weiht dem Gotte die Früchte durch Emporhalten und Anrufen; die Formel ist: Gidieu Anis mne jeo; das letzte Wort wiederholt das versammelte Volk. Wenn ein Hausvater zum Fischfang ausfährt oder etwas ihm Wichtiges unternimmt, so opfert er unter den Seinen. Es gibt auf verschiedenen Inseln heilige Bäume, Kokospalmen, in deren Krone sich Anis niederläßt. Um den Fuß eines solchen Baumes sind vier Balken im Viereck gelegt. Es scheint nicht verboten zu sein, in den Raum, den sie einschließen, zu treten, und die Früchte des Baumes werden von den Menschen gegessen.

Die Operation des Tatuierens steht auf Radack in Beziehung zu dem religiösen Glauben und darf ohne gewisse göttliche Zeichen nicht unternommen werden.*) Die, welche tatuiert zu werden begehren, bringen die Nacht in einem Hause zu, auf welches der Chef, welcher die Operation vollziehen soll, den Gott herabbeschwört; ein vernehmbarer Ton, ein Pfeifen soll seine Zustimmung kundgeben. Bleibt dieses Zeichen aus, so unterbleibt auch die Operation. Daher sie an etlichen nie vollführt wird. Im Fall der Übertretung würde das Meer über die Insel kommen und alles Land untergehen. Vom Meere bedroht wohlbekannte Gefahr alle niedern Inseln, und der religiöse Glaube verhängt oft diese Rute über die Menschen. Dagegen helfen aber Beschwörungen. Kadu hat auf Radack das Meer bis an den Fuß der Kokosbäume steigen sehen, aber es wurde beizeiten besprochen und trat in seine Grenzen zurück. Er nannte uns zwei Männer und ein Weib, die auf Radack diese Beschwörung verstehen.

Die wüste Inselgruppe Bygar hat ihren eignen Gott. Der Gott von Bygar ist blind; er hat zwei junge Söhne, namens Rigabuil, und die Menschen, die Bygar besuchen, nennen einander, solange sie da sind, Rigabuil, damit der blinde Gott sie für seine

*) Unsere Freunde weigerten sich stets unter verschiedenen Vorwänden, uns diese Zierde zu erteilen. Sie schützten uns oft die bedenklichen Folgen, das Aufschwellen der Glieder, das schwere Erkranken vor. Einst beschied ein Chef auf Aur einen von uns, die Nacht bei ihm zuzubringen, daß er ihn am andern Morgen tatuiere; am andern Morgen wich er wiederholt der Zudringlichkeit seines Gastes aus.

Söhne halte und ihnen Gutes tue. Anis darf auf Bygar nicht angerufen werden; der Gott würde den, der es täte, mit schwerer Krankheit und mit Tod schlagen. Unter einem Baume von Bygar werden Opfer von Früchten, Kokos usw., dargebracht. Daß in die Gruben Wasser quelle, helfen wohl und ohne Fehl ausgesprochene Beschwörungsformeln; denn ist der Erfolg ungünstig, so ist etwas versehen worden, und die Worte wurden nicht recht gesagt. Es ist überall wie bei uns.*) Bei Bygar dürfen die Haifische dem Menschen nichts tun, Gott läßt es nicht zu. Von allen Gruppen Radacks aus wird Bygar über Udirick besucht, nur die aus Eilu dürfen es nicht unmittelbar. Sie müssen einen Monat auf Udirick verweilen, bevor sie hinfahren, und müssen nach der Rückkehr einen andern Monat auf derselben Gruppe verharren, bevor sie von dem mitgebrachten Vorrat genießen. — Dieser Vorrat besteht in Fleisch von Vögeln und Schildkröten, welches erst gebacken und sodann an der Sonne getrocknet worden. Der Gebrauch des Salzes ist auf Radack unbekannt.

Die Ehen, die Bestattung der Toten, die Gelage, die bei verschiedenen Gelegenheiten angestellt werden, scheinen außer Beziehung mit der Religion zu sein. Über den Begriff der Fortdauer nach dem Tode ist es uns nicht geglückt uns mit Kadu zu verständigen.

Obgleich den Häuplingen keine besondere Ehrfurchtsbezeigung gezollt wird, so üben sie doch über alles Eigentum ein willkürliches Recht. Wir sahen selbst von uns beschenkte Häuptlinge gegen Mächtigere unsere Gaben verheimlichen. Sie scheinen in mehreren Graden einander untergeordnet zu sein, ohne daß wir recht diese Verhältnisse durchschauen gekonnt. Rarick war der mächtigste auf Otdia, sein Vater Saur-aur, vielleicht der wirkliche Häuptling der Gruppe, lebte auf Aur. Rarick und sein Sohn, ein Knabe von ungefähr zehn Jahren, trugen allein etliche Streifen von Pandanusblättern, worin Knoten geknüpft waren, um den Hals, und es schien ein Vorrecht zu sein. Wir haben ähnliche Streifen in Häusern von Häuptlingen hängen sehen, die, wie gedörrte Fischköpfe, unreife Kokos und Steine, das Ansehen geweihter Gegenstände hatten. Die Erbfolge ist nicht unmittelbar von dem Vater auf den Sohn, sondern von dem älteren Bruder auf den jüngern, bis nach Ableben aller der erstgeborne Sohn des ersten wieder an die Reihe tritt. — Frauen sind ausgeschlossen. — Wo ein Chef auf eine Insel anfährt, wird von seinem Boote aus ein Zeichen gegeben,

*) Als Beispiel der Glaube an die Arznei, der letzte, woran der Ungläubige noch hängt.

und seinen Bedürfnissen wird sofort mit dem besten Vorhandenen zuvorgekommen. Dieses Zeichen gibt, wer am Vorderschiffe sich befindet, indem er den rechten Arm schwenkt und ruft. Dieses wurde, wo Offiziere der Expedition auf Booten der Eingeborenen fuhren, auch beobachtet. Die Häuptlinge zeichnen sich durch freiere Bewegungen in ihrem Gange aus, die der gemeine Mann nicht nachahmen darf.

Zum Kriege berufen die Fürsten ihre Mannen; der Häuptling jeglicher Gruppe stößt mit seinen Booten zu dem Geschwader, man unternimmt mit vereinter Macht, eine feindliche Gruppe zu überfallen, man landet. Nur auf dem Lande wird gekämpft. Die Weiber nehmen Anteil an dem Kriege, nicht nur wo es dem Feinde auf eignem Boden zu wehren gilt, sondern auch beim Angriff, und sie machen auf dem Geschwader, obgleich in Minderzahl, doch einen Teil der Kriegsmacht aus. Die Männer stehen in der Schlacht voran. Ihre Waffen sind zum fernen Kampf: die Schleuder, die sie ohne Geschick handhaben, und ein nach beiden Enden zugespitzter Stab, der, in Bogen geschleudert, wie der Durchmesser eines rollenden Rades sich in der Luft schwingt und mit dem Ende, womit er voran fällt, sich einbohrt; zum nahen Kampf: der Wurfspieß, ein fünf Fuß langer Stock, der gespitzt und mit Widerhaken oder Haifischzähnen versehen ist; wir haben ein kurzes, krummes, hölzernes Schwert, dessen beide Schärfen mit Haifischzähnen versehen sind, nur auf Mesid gesehen. Die Weiber bilden unbewaffnet ein zweites Treffen. Etliche ihrer rühren nach dem Geheiß des Führers die Trommel, erst in langsamem, abgemessenem Takt (Ringesipinem), wenn von fern die Streiter Wurf auf Wurf wechseln, dann in verdoppelten raschen Schlägen (Pinneneme), wenn Mann gegen Mann im Handgemenge ficht. Die Weiber werfen Steine mit der bloßen Hand; sie stehen im Kampf ihren Lieben bei und werfen sich sühnend und rettend zwischen sie und den obsiegenden Feind. Gefangene Weiber werden verschont; Männer werden nicht zu Gefangenen gemacht. Der Mann nimmt den Namen des Feindes an, den er in der Schlacht erlegt. Eingenommene Inseln werden aller Früchte beraubt, aber die Bäume werden geschont.

Die Ehen beruhen auf freier Übereinkunft und können, wie geschlossen, auch aufgelöst werden. Ein Mann kann mehrere Weiber haben. Das Weib ist die Gefährtin des Mannes und scheint in billigem Verhältnis zu dem Haupt der Familie sich ihm selbständig und frei unterzuordnen. Beim Wandern gehen die Männer beschützend voran, und Weiber folgen ihnen. Wo gesprochen wird, reden die Männer zuerst; die Weiber nehmen aufgefordert Anteil am

Gespräch, und auf sie wird gehört. Im Frieden ist ihnen bloß, was wir weibliche Arbeiten nennen, auferlegt. Die Trommel, die in allen die Freude erweckt, ist in ihrer Hand. Unverheiratete genießen unter dem Schutze der Sitte ihre Freiheit. Das Mädchen bedingt sich Geschenke von dem Manne aus, — aber der Schleier der Schamhaftigkeit ist über alle Verhältnisse, die beide Geschlechter vereinigen, gezogen. Wir bemerken, daß die selbst unter Männern auf den Karolinen wie auf den Inseln des östlichen Polynesiens übliche Liebkosung durch Berührung der Nase auf Radack nur zwischen Mann und Weib und nur im Schatten, worin Vertraulichkeit sich verbirgt, gebräuchlich ist.

Das Band der ausschließlichen Freundschaft zwischen zwei Männern, welches auf allen Inseln der ersten Provinz sich wiederfindet, legt auf Radack dem Freunde die Verbindlichkeit auf, seinem Freunde sein Weib mitzuteilen, verpflichtet ihn aber nicht zur Blutrache.

Wir erwähnen zögernd und mit Schaudern eines Gesetzes, dessen Grund uns Kadu in dem drängenden Mangel und der Unfruchtbarkeit der stiefmütterlichen Erde angegeben hat. Jede Mutter darf nur drei Kinder erziehen; das vierte, das sie gebiert, und jedes darauf folgende soll sie selbst lebendig vergraben. Diesem Greuel sind die Familien der Häuptlinge nicht unterworfen. Uneheliche Kinder werden übrigens wie die ehelichen erzogen. Wenn sie zu gehen vermögen, nimmt sie der Vater zu sich. Wo kein Vater sein Kind anerkennt, behält es die Mutter. Wenn die Mutter stirbt, nimmt sich ein anderes Weib des Kindes an.

Die Leichen der Verstorbenen werden in sitzender Stellung mit Schnüren ganz umwickelt. Die Häuptlinge werden auf den Inseln begraben. Ein mit großen Steinen abgemessener viereckiger Raum bezeichnet unter den Palmen am innern Strand den Ort. Die aus dem Volke werden in das Meer geworfen. Gegen in der Schlacht gefallene Feinde findet nach ihrem Range dasselbe Verfahren statt. Ein eingepflanzter Stab mit ringförmigen Einschnitten bezeichnet das Grab der Kinder, die nicht leben durften. Wir haben selbst beide Arten der Begräbnisse gesehen.

Vor langer Zeit hat sich ein europäisches Schiff bei Kaben gezeigt und einen Tag lang, ohne eine Landung zu versuchen, in der Nähe dieser Gruppe verweilt. Der Häuptling Saur-aur, unser Gastfreund auf Tabual, ist an Bord dieses Schiffes gestiegen. (Wir bemerken, daß er zur Zeit Laelidjü hieß, indem er seither seinen jetzigen Namen durch freundlichen Tausch von einem Häuptling der Inselkette Ralick erhalten hat, welcher nun nach ihm Laelidjü ge-

nannt wird.) Die Eingebornen haben von diesem Schiff Eisen und Glasscherben erhandelt. Kadu besaß selbst auf Aur zwei dieser Scherben und erinnerte sich dessen bei Gelegenheit ähnlicher, die er unter uns für seine Freunde aufhob.*) Kein Lied hat das Andenken dieses Schiffes aufbewahrt. Keine Namen sind der Vergessenheit entrissen.

Wir sind die ersten Europäer, die auf Radack gelandet und dessen anmutiges Volk kennen gelernt. Wir haben aus Grundsatz und aus Neigung, aus wirklicher inniger Liebe von dem, was wir für dieses Volk zu tun vermochten, nichts zu unterlassen uns bestrebt. Wir hatten bei unserm ersten Besuch unsere Freunde auf Otdia in Besitz von Schweinen, Ziegen, zahmen Hühnern gesetzt; Ignam waren gepflanzt, und Melonen und Wassermelonen waren aufgegangen und in gutem Gedeihen. Wir fanden, als wir nach wenigen Monaten zurückkehrten, die Stelle des Gartens auf der Insel Otdia verödet und leer. Nicht ein fremdes Unkraut war, unsere fromme Absicht zu bezeugen, zurückgeblieben. Die Schweine waren verdurstet, die Hühner waren nicht mehr vorhanden, der Fürst Lamari hatte die Ziegen nach Aur überbracht und so auch die Igname von der Insel Otdia, die allein der feindlichen Ratte widerstanden, dahin verpflanzt. Der alte Häuptling Laergaß hatte auf einer Insel seines Gebietes andere von uns dort angepflanzte Igname entdeckt. Er hatte die Wurzeln wohlschmeckend gefunden und, nachdem er sie gegessen, das Kraut sorgfältig wieder gepflanzt. Dieses Verfahren, welches bei der Kultur der Taro beobachtet wird, hatte sein Vertrauen getäuscht.

Der eigentliche Zweck unseres zweiten Besuches war, unsern Freunden wohltätig zu sein. Wir brachten ihnen Ziegen, Schweine, Hunde, Katzen, zahme Hühner, Bataten aus den Sandwichinseln (Ipomoea tuberosa Lour. Coch.), Jams (Dioscorea alata), die Melone, die Wassermelone, Kürbisse verschiedener Arten, solche, wovon die Frucht zu schätzbaren Gefäßen benutzt, und andere, wovon sie gegessen wird, das Zuckerrohr, die Weinrebe, die Ananas, den Apfelbaum der Sandwichinseln (nicht eine Eugenia), die Tea root (Dracaena terminalis), den Zitronenbaum und den Samen verschiedener auf den Sandwichinseln nutzbarer Bäume, des Kukui (Aleurites triloba), dessen Nüsse als Kerzen gebrannt werden und Öl und Farbestoff gewähren, und zweier der Sträucherarten, deren Bast zur Verfertigung von Zeugen dient, u. a. m.

Wir haben mit frommem Sinn den Samen ausgestreut, dessen zu warten unser Freund Kadu übernommen hat.

*) Man kann das Holz mit Glasscherben schaben und sie ungefähr wie wir den Hobel gebrauchen. Sie haben einen wirklichen Wert.

Möge Kadu in seinem schönen Beruf mit Weisheit und Kraft verfahren; möge ihm gelingen, was ohne ihn nicht zu hoffen stand! Möge der Gute das Gute, was er will, bewirken; möge er, der Wohltäter eines liebenswerten Volkes, dessen Wohlstand begründen, es friedlich und volkstümlich zum Besseren leiten und es bald bewegen, ein Natur empörendes Gesetz abzuschwören, welches nur in der Not begründet war!

Wir müssen es uns gestehen, unser Freund steht allein dem Neid seiner Ebenbürtigen, der Begehrlichkeit und Macht seiner Fürsten bloß, und die Schätze, womit ihn unsere Liebe überhäuft, ziehen das Gewitter über sein Haupt zusammen. Unsere Besorgnis kann noch weiter gehen. Der wirkliche Reichtum an Eisen, welchen wir mit Lust auf Radack vergeudet, kann zwischen dem Süden und dem Norden dieser Kette und zwischen ihr und Ralick einen verderblichen Krieg schüren, und Blut die Frucht unserer Milde sein.

Die dürftigen und gefahrdrohenden Riffe Radacks haben nichts, was die Europäer anzuziehen vermöchte, und wir wünschen unsern kindergleichen Freunden Glück, in ihrer Abgeschiedenheit zu beharren. Die Anmut ihrer Sitten, die holde Scham, die sie ziert, sind Blüten der Natur, die auf keinen Begriff von Tugend gestützt sind. Sie würden sich unsern Lastern leicht bildsam erweisen und, wie das Opfer unserer Lüste, unsere Verachtung auf sich ziehen.

Ralick ist nah im Westen von Radack eine ähnliche Kette niederer Inselgruppen, deren Geographie selbst Weibern auf Radack geläufig ist. — Ralick ist fruchtreicher und bevölkerter als Radack. Das Volk, die Sprache, die Tatuierung sind dieselben. Es werden keine Kinder gemordet, die Frauen ziehen nicht mit in den Krieg. Die Menschen sind wohlhabender, wohlgenährter als auf Radack, sie tragen einen noch größeren Ohrenschmuck. Etliche Männer werden namentlich angeführt, welche die erweiterten Ohrlappen über den Kopf zu ziehen vermögen.

Zwischen beiden Inselketten finden Reisen, feindliche und freundliche Berührungen statt. Ein Häuptling von Eilu zeigte uns Narben von Wunden, die er auf Ralick empfangen; Ralick hat auf 50 Booten den Krieg in Radack geführt, Häuptlinge von Radack fuhren hinüber; ein freundschaftliches Verhältnis ward wiederhergestellt.

Es ist einmal ein europäisches Schiff nach Ralick gekommen. Dieses Schiff soll eine längere Zeit (angeblich ein Jahr) in Odia (einer Hauptgruppe dieser Kette) vor Anker gelegen haben.

Wir vermuten, daß gleichfalls auf Ralick die südlichern Gruppen die reicheren sind. Nicht alle Erzeugnisse, Bananen, Wurzeln u. a. m., kommen auf allen Gruppen vor.

Repith-Urur wird uns als eine beträchtliche Gruppe niederer Inseln geschildert, durch häufige von dorther auf ihre Riffe verschlagene Boote den Einwohnern von Radack bekannt. Die Boote und die Tracht der Menschen sind auf Repith-Urur dieselben als auf Radack. Die Sprache ist eine eigene, die Tatuierung ist verschieden. Sie nimmt die Seiten des Körpers ein, und erstreckt sich auf das Äußere der Lenden und Beine. Haustiere sind da nicht; die Brotfrucht, der Kokos, die Bananen, Wurzeln und, wie auf Radack, die Frucht des Pandanus dienen zur Nahrung.

Die Eingebornen von Repith-Urur leben in fortwährendem Kriege unter sich. Der Mann hat fortwährend die Waffen in der Hand, und wenn er sich, um zu essen, niedersetzt, so legt er einen Wurfspieß zu seiner Rechten und einen andern zu seiner Linken neben sich. Menschenfleisch wird auf Repith-Urur gegessen.

Auf der Insel Relich[A] der Kette Ralick kamen einmal vor langer Zeit fünf Menschen aus Repith-Urur auf einem Boote an. Sie fischten und fingen keine Fische, an Früchten war kein Mangel, sie schlachteten einen aus ihrer Zahl, buken und aßen ihn. Ein zweiter ward ebenso geschlachtet und verzehrt. Die Bewohner von Relich bezwangen und töteten die drei übrigen.

Auf der Insel Airik der Gruppe Kaben leben ein Mann und ein Weib, auf der Gruppe Arno zwei Männer und ein Weib aus Repith-Urur, die auf Booten auf Radack getrieben sind. Ein zweites Weib, welches letztere noch bei sich gehabt, war zur See während der langen Irrfahrt vor Durst gestorben. Diese fünf Menschen waren schon vor Kadus Ankunft auf Radack. Zu seiner Zeit sind noch zwei Boote zugleich aus Repith-Urur auf der Gruppe Aur, wo er sich befand, angelangt, in jeglichem ein Mann und ein Weib. Sie waren nach ihrer Angabe seit neun Monaten zur See und hatten fünf Monate vom Fischfange ohne frisches Wasser gelebt. Die Eingebornen von Radack wollten gegen diese Menschenfresser zu den Waffen greifen. Die Häuptlinge beschützten die Fremden; ein Chef auf Tabual hat einen Mann und ein Weib aufgenommen, ein Chef auf Aur die anderen.

Bogha ist der Name einer geringen niederen Inselgruppe, welche den Radackern durch folgendes Ereignis bekannt geworden. Ein Weib von Bogha ward, als sie längs dem Riffe von einer Insel dieser Gruppe zu der andern eine Ladung Kokos zog, von der Flut

---

A) Diese Insel fehlt auf der Karte des Herrn von Kotzebue.

weggespült. Ihre Kokos dienten ihr zu einem Floß und trugen sie; sie trieb mit Wind und Strom an Bygar vorüber und ward am fünften Tag auf Udirick ausgeworfen. Dieses Weib lebt noch auf der Insel Tabual der Gruppe Aur. Bogha erscheint uns in seiner Abgesondertheit als der Sitz einer verschollenen Kolonie von Radack, deren Sprache daselbst gesprochen wird.

Die von Kapitän Johnstone auf der Fregatte Cornwallis im Jahre 1807 gesehenen und von uns wieder aufgesuchten Inseln im Norden von Radack (dieselben nach Krusenstern, Beiträge zur Hydrographie, p. 114, Nr. 24 und p. 119, die Ferdinand Quintana auf dem Schiffe Maria 1796 und die nassauische Flotte 1625 gesehen, wie auch das Gaspar rico der alten Karten) bilden eine niedere, sichelförmige Gruppe geringen Umfangs, deren Rundung gegen den Wind gekehrt ist. Nur auf der Windseite hat sich Erde auf dem Riff angesammelt. Es ragt meist unter dem Winde nackt aus den Wellen hervor und senkt sich zu keinem Eingange in das innere Meer. Die Inseln bilden eine dichtgedrängte Reihe; auf ihnen erscheint aber die Vegetation dürftig, und der Kokosbaum ragt nirgends empor.

Das wüste Ansehen dieser Gruppe und die Menge der Seevögel, der Fregatten, die uns in deren Nähe umschwärmten und auf die roten Wimpel unseres Schiffes wie auf eine Beute schossen, überführen uns, daß sie wirklich unbewohnt ist, und wir können nicht unserem Gefährten Kadu beistimmen, der in derselben Bogha erkennen gewollt. Der Nordostpassat und die starke westliche Strömung, die wir auf der Fahrt von Udirick dahin empfanden, wie sie in diesem Meerstrich mit Beständigkeit zu erwarten ist, weisen bei der Geschichte des Weibes auf Tabual eine östlichere Lage der Gruppe Bogha an. Sie müßte vielleicht noch östlich von der durch Udirick und Bygar angegebenen Richtung in geringerer Entfernung von Radack zu suchen sein.

Daß auf Bogha die Kokosbäume nur niedrig seien, und die Menschen keine Boote besäßen, mag aus der vorgefaßten Meinung unseres Freundes, die vor ihm liegenden Inseln seien eben Bogha, in seine Schilderung dieser Gruppe übergegangen sein, von der er erst bei dieser Gelegenheit zu erzählen begann.

Die Karolineninseln.

Der scharfsinnige Pedro Fernandez de Quiros 1605 wollte südwärts nach der Mutter so vieler Inseln forschen (en demanda de la madre de tantas Islas), die man schon damals im Großen Ozean entdeckt hatte. Wir haben diese Mutter in dem Kontinent erkannt, in dessen Osten man sie antrifft, wie man die Seevögel über dem Winde der Klippen antrifft, die ihr Mutterland sind, und zu welchen sie abends mit der sinkenden Sonne nach ihren Nestern zurückkehren.

Dieses Bild, welches besonders treffend auf die Inseln der ersten Provinz paßt, hat sich uns wieder aufgedrungen, als wir von dem östlichen entfernten Radack auf die westlicheren Karolinen, von dem sich verlierenden Kinde zu den Kindern im Schoße der Mutter zurückgekehrt. Uns empfängt eine reichere Natur und dasselbe Volk ist bei gleicher Lieblichkeit gebildeter.

Der Meerstrich, den die Karolinen einnehmen, ist heftigen Stürmen unterworfen, die meist den Wechsel der Monsuns bezeichnen. Diese Orkane, welche die Spanier auf den Philippinen- und Marianeninseln mit dem tagalischen Wort Bagyo nennen, verwüsten zuweilen auf den niedern Inseln alle Früchte, so daß die Menschen eine Zeitlang sich von dem Fischfang allein zu ernähren gezwungen sind. Sie gefährden die Inseln selbst, gegen die sie das Meer empören. Kadu hat auf Mogemug einen Orkan erlebt, während dem das Meer eine zwar unbewohnte, jedoch mit Kokospalmen und Brotfruchtbäumen bewachsene Insel wegspülte.

Herr Wilson gewährt uns einen Blick über die Natur der Pelewinseln und deren Erzeugnisse. Eap, das andere westliche hohe Land der Karolinen, erscheint uns, obgleich ohne hohe Gipfel, als der Sitz vulkanischer Kräfte. Die Erdbeben sind häufig und stark, es werden sogar die leicht gebauten Häuser der Eingebornen davon umgestürzt. Die Korallenriffe von Mogemug und Ulea werden, wenn auf Eap die Erde bebt, erschüttert, jedoch mit minderer Gewalt. Kadu hat dasselbe von Feis nicht erfahren. Nach seiner Bemerkung sind auf Eap die Nächte bei gleich warmen Tagen viel kühler als auf Ulea. — Eap bringt Schleifsteine hervor, welche die östlicheren niedern Inseln von daher beziehen. Sie sind ein freundlicheres Geschenk der Natur als das Silber, welches Cantova dieser Insel auf Zeugnis des dort gebornen Cayal zuschreibt, Kadu erklärt uns diese Sage. Ein weißer Stein wird in den Bergen von Eap ge-

funden, worauf die Häuptlinge ein ausschließliches Recht haben. Ihre Ehrensitze sind davon gemacht. Ein Block bildet den Sitz; ein anderer die Rücklehne; Kadu hat diesen Stein gesehen, es ist nicht Silber, nicht Metall. Ein gelber Stein hat auf Pelli (die Pelewinseln) gleiche Würde. Man erinnere sich aus Wilson des als Kriegstrophäe entführten Sitzes eines Häuptlings. Ein Töpferton wird auf Eap wie auf Pelli benutzt, es werden längliche Gefäße daraus gebrannt. Die Kunst kann auf den niedern Inseln ohne das Material nicht bestehen.

Die verschiedenen nutzbaren Palmen der Philippinen (Palma braya, Palma de Cabello negro), die unter den Gewächsen der Pelewinseln angeführt werden, lassen uns den Reichtum ihrer Flora ermessen. Eap genießt mit Pelew die Vorrechte eines hohen Landes; wir finden unter den Erzeugnissen von Eap die Arekapalme (Areca Catechu), den Bambus, drei in den Bergen wachsende Baumarten, aus deren Holz man Boote baut, wozu auf den niedern Inseln nur der Brotfruchtbaum gebraucht wird; die Aleurites triloba, den Würznelkenbaum (Caryophyllus aromatica), der nicht bloß nicht geachtet, sondern noch verachtet wird und nebst zwei andern Bäumen, die nutzlos und bittern Geschmackes sind, der Schlechtigkeit und Häßlichkeit zur Vergleichung dient, den Orangenbaum, das Zuckerrohr und endlich den Curcuma, der freilich auch auf Ulea und den niedern Inseln vorkommt, aber in größerem Reichtum auf Eap. Kadu erkannte auf den Sandwichinseln und unter den auf die Riffe von Radack ausgeworfenen Sämereien viele Arten, die teils auf Eap, teils auch auf den niedern Inseln der Karolinen einheimisch sind. Feis erfreut sich unter allen niedern Inseln des reichsten Bodens und der reichsten Flora. Der seines vielfachen Nutzens wegen aus Eap verpflanzte Bambus ist da gut fortgekommen. Die andern Inselgruppen beziehen ihren Bedarf aus Eap. — Ulea und sämtliche niedere Inseln dieser Meere bringen viele Pflanzenarten hervor, die auf Radack nicht sind, und haben eine bei weitem üppigere Natur. D. Luis de Torres hat sogar Pflanzen von Ulea nach Guajan überbracht, die der Flora dieses hohen Landes fremd waren.

Alle diese Inseln sind reich an Brotfruchtbäumen, Wurzeln, Bananen. Die Volksnahrung scheint auf den niedern Inseln auf dem Brotfruchtbaum zu beruhen, von dem verschiedene großfrüchtige Abarten unter verschiedenen Namen kultiviert werden. Die Wurzeln machen auf den hohen Landen die Volksnahrung aus. Die süße Kartoffel (Camotes),* die nebst dem Samen anderer Pflanzen

*) Die Spanier nennen die süßen Wurzeln Camotes, und es scheint, daß sie dieses Wort von den Sprachen der Philippinen entlehnt haben. Der Camote der Tagalen und Bisayas war auf diesen Inseln vor der Eroberung angebaut.

Cayal, drei seiner Brüder und sein Vater Corr von den Bisayas (Philippineninseln), wohin sie verschlagen worden, nach Eap zurückbrachten und von wo sie sich auf andere Inseln verbreitet hat (s. Cantova), kommt nach Kadu auf Ulea nicht fort. Die Wurzel der Arumarten erreicht nur auf dem hohen Lande und allenfalls auf Feis ihr volles Wachstum. Auf den Pelewinseln werden verschiedene Varietäten der einen Art angebaut, von denen etliche zu einer außerordentlichen Größe gelangen.*) — Der Pandanus wächst auf allen Karolinen, ohne daß seine Frucht gegessen oder nur zum Schmuck benutzt werde. Es kommt keine der veredelten Abarten vor. Die Agrikultur von Eap muß unvergleichlich sein. Schwimmende Arumgärten werden da auf den Wässern auf Holz- und Bambusflößen künstlich angelegt.

Der Pisang wird nicht sowohl der Frucht als seiner Fasern wegen kultiviert, aus welchen die Weiber zierliche mattenähnliche Zeuge oder zeugähnliche Matten zu weben oder zu flechten verstehen. Die Stücke dieser Zeuge sind in Gestalt eines türkischen Shawls, eine Elle breit und etliche Ellen lang. Eingeschlagene schwarze Fäden bilden zierlich durchwirkte Muster an beiden Enden, und die Fäden des Aufzuges hängen als Fransen heraus. Diese Zeuge werden zuweilen mit Curcuma gefärbt. In der Reisebeschreibung des Kapitän James Wilson, der im Duff 1797 mit den Insulanern der Provinz von Ulea verkehrte, werden diese Zeuge beschrieben, und die Kunst, sie zu verfertigen, ohne allen Grund der Belehrung der spanischen Missionare zugeschrieben.**) Die Bananenpflanze wird nach Kadu meist, bevor sie Früchte getragen, zur Gewinnung der Fasern abgeschnitten.

Eine andere Pflanze, eine Malvacea, liefert einen Bast, der ebenfalls auf einigen Inseln zu ähnlichen Zeugen verarbeitet wird.***)

Der Papiermaulbeerbaum und die Bastzeuge von O-Waihi waren Kadu gleich unbekannt.†) Die Curcumawurzel wird zu

*) Im Account of the Pelew-Islands steht überall Jams, d. i. Dioscorea irrig für Taro oder Arum Lin.

**) Wir erklären uns leicht, daß die Eingebornen das Eisen mit dem Namen begehrten, unter welchem Luito neun Jahre früher vieles von den Europäern auf Guajan erhalten hatte. (Lulu Chamori, für Parang Ulea.) Wir begreifen aber nicht, daß die mitgeteilten Zahlen aus keinem der uns bekannten Dialekte dieser Meere sind. Wir erkennen nur die allgemeinen Wurzeln des Sprachstammes darin.

***) Eine Stelle in Cantovas Brief bestärkt uns in der Vermutung, daß die unfruchtbare Bananenart, die auf den Philippinen eigens ihres Flachses wegen kultiviert wird, gleichfalls auf den Karolinen sich vorfindet. „Mettre en oeuvre une espèce de Plane sauvage et un autre arbre qui s'appelle Balibago pour en faire de la toile."

†) Eine Stelle in Pigafetta möchte auf die Vermutung bringen, daß die kleine Schürze der Weiber auf den Marianeninseln Bastzeug gewesen sei. „Toile ou plutôt écorce mince comme du papier que l'on tire de l'aubier du palmier." S. 61 der franz. Ausgabe.

einem Pulver geraspelt, welches einen beträchtlichen Handelszweig von Cap ausmacht. Sich die Haut mit diesem Pulver zu färben, ist von Tuch im Osten bis Pelli im Westen eine allgemeine Sitte, die auf den südwestlich von den Pelewinseln gelegenen Gruppen nicht herrscht und auch auf den Marianeninseln nicht herrschte. So schmücken sich die Weiber jederzeit und die Männer bei Festen oder, wo Krieg herrscht, zum Kampf; so werden die Leichen zur Bestattung geschmückt. — Die Sitte, den Betel zu kauen und die Zähne schwarz zu färben, ist ausschließlich auf Pelli, Ngoli, Cap und den Marianeninseln, wo sie ursprünglich auch war, beschränkt. Süßer Sirup wird aus dem Safte der Kokospalme nur auf den Pelewinseln gewonnen. Das Trinken des Kava und der Gebrauch des Salzes sind allen diesen Inseln gleich fremd.

Es finden sich auf keiner der Inseln der ersten Provinz des Großen Ozeans andere Haustiere als die, so die Europäer dahin gebracht. Wir lassen Wilson über die Pelewinseln berichten. — Nach Kadu ist vor langer, langer Zeit ein großes Schiff auf Mogemug gekommen, welches daselbst Katzen zurückgelassen hat. Die Art dieser Tiere hat sich von Mogemug aus nach Westen bis Pelli, nach Osten bis Ulea verbreitet. Sie werden auf diesen Inseln mit dem spanischen Namen Gato benannt. Von einem sehr bejahrten Greise auf Mogemug haben Menschen aus Cap und aus Ulea, hat Kadu selbst in der Sprache jener Fremden von eins bis zehn zählen gelernt. So weit zählt er wirklich auf Spanisch mit Geläufigkeit und reiner Aussprache. Er hat ferner auf Mogemug zwei große irdene Gefäße (drei bis vier Fuß hoch) gesehen, die von jenem Schiffe herrühren. — Wir haben sonst von der Mission von Cantova auf Mogemug kein anderes Andenken aufgespürt. Von dem auf der Insel Falalep zurückgebliebenen Geschütz hat Kadu nichts vernommen.*)

Der Trichechus Dugong kommt in den Gewässern der Pelewinseln wie in denen der Philippineninseln vor.

Cantova erwähnt der Jagd, welche die Bewohner der niedern Inseln auf den Walfisch machen. Es möchte vielleicht, was er davon berichtet, auf die Delphinenjagd zu beziehen sein. Es kommen drei Arten Delphinen mit weißen, roten, schwarzen Bäuchen in diesem Meerstriche vor. Wenn die von Ulea diese Tiere gewahr werden, so gehen kleine Boote, gegen achtzig an der Zahl, in die See, umzingeln die Herde, treiben selbige gegen das Land, und wenn sie

*) Caschattel, Herr von Mogemug zur Zeit des Briefes von Cantova, war Kadu dem Namen nach als ein längst verstorbener Häuptling dieser Gruppe wohl bekannt.

sich dem hinreichend genähert, belästigen sie die Tiere mit Steinwürfen, bis sie sich auf den Strand werfen. So wird man ihrer in großer Anzahl habhaft. Ihr Fleisch wird gern gegessen. Bei dem Zerschneiden sind kunstgerechte Schnitte zu beobachten. Ein falscher Schnitt entfernt die Tiere auf eine gewisse Zeit von der Insel. Zu Iviligk, wo das Riff nur einen schmalen Eingang hat, werden die Tiere in die Laguna getrieben, und es wird keines getötet, bis sie sich in gehöriger Anzahl (gegen ein halbes Hundert) eingefangen haben. Auf den zu Ulea gehörigen Inseln wird diese Treibjagd mit besonderem Erfolg ausgeübt. Man versteht auf anderen die Kunst nicht so gut. Die Delphine steigen zuweilen in die Flüsse von Eap hinauf, man versperrt ihnen dann die Rückkehr mit Netzen, und sie werden harpuniert.*)

Das Huhn findet sich auf allen Karolineninseln, ohne daß man daraus besonderen Nutzen zu ziehen verstünde. Wir müssen gegen Cantova, der uns Berichte von Eingebornen von Eap selbst mitteilt und sagt, daß eine Art von Krokodilen daselbst angebetet oder verehrt werde, das Zeugnis von Kadu ausführlich anführen.

Auf Pelli (den Pelewinseln) kommt eine Art Krokodil vor, Ga-ut genannt (Ye-use nach Wilson). Der Ga-ut hält sich beständig im Wasser auf und hat einen zusammengedrückten Schwanz. Die Kinderstimmen ähnlichen Töne, die dieses gefährliche Tier hervorbringt, möchten Unkundige verlocken. Der Ga-ut von Pelli wird auf Eap nicht angetroffen. Es hat sich einmal einer da gezeigt und ist getötet worden, nachdem er ein Weib verschlungen hatte.

Eine große Art Eidechse, Kaluv genannt, kommt auf Pelli und Eap vor, und zwar ausschließlich auf diesen Inseln und namentlich nicht auf Feis. Der Kaluv ist viel kleiner als der Ga-ut, und sein Schwanz ist rund. Er geht zwar in das Wasser, wo er Menschen gefährlich werden kann, und frißt Fische, er hält sich aber meist auf dem Lande auf und kriecht auf die Bäume, wo er während der Tageshitze schläft. Kadu erkannte den Kaluv in der Figur der Lacerta Monitor, die Sonini und Latreille in den Suites à Buffon geben; das Fleisch dieses Tieres gilt auf Eap für giftig und wird nicht gegessen. Die Eingebornen meinen, man stürbe davon; sie töten aber das Tier, wo sie können. Boëlé, der angenommene Sohn des Häuptlings und Priester des Gebietes Kattepar, und seine Gefährten (unmaßgeblich Europäer) aßen das Fleisch ohne Ärgernis wie ohne böse Folgen.

---

*) Die von Eap haben zum Fischfang größere Netze, dergleichen auf den niedern Inseln nicht üblich und vermutlich nicht anwendbar sind.

Unter den Insekten von Cap, die auf andern Inseln nicht vorkommen, führt Kadu einen sehr großen Skorpion an, dessen angeblich tödlicher Stich durch den Saft von Kräutern geheilt wird, und eine kleine Art Lampyris, die nur in etlichen Gebieten angetroffen wird. Der Floh war Kadu, bevor er zu uns kam, völlig unbekannt.

Eisen wird von ausgeworfenen Schiffstrümmern auf Ulea, Cap und andern Inseln in reicherer Menge als auf Radack gewonnen. Es soll auf den Inseln im Südwesten von Pelli gar nicht vorkommen. Das Treibholz wird überall vernachlässigt.

Cantova erwähnt einer Mischung verschiedener Menschenrassen auf den Karolinen, von der unsere Nachrichten schweigen. Wohl möchten Papuas aus den südlichen Landen durch irgend einen Zufall, und etliche Europäer, Martin Lopez und seine Gefährten, oder andere auf andern Wegen auf diese Inseln gelangt sein, wie seit der Zeit es häufiger geschehen ist. Die Rasse der Eingebornen ist aber die, so auf allen Inseln des Großen Ozeans verbreitet ist. Ihr Haar scheint krauser lockig zu sein als das der Radacker. Alle lassen es lang wachsen und legen auf diese natürliche Zierde einen besonderen Wert. Es wird nur auf Cap den Kindern abgeschnitten.

Nach Kadus Bemerkung sind die Bewohner des Gebiets Summagi auf Cap von ausnehmend kleiner Statur. Mißgeburten und natürliche Fehler sind nach demselben auf dieser Insel merkwürdig häufig. Er führte uns als Beispiele an: einen Mann ohne Arme, dessen Kopf außerordentlich groß ist, einen ohne Hände, einen andern ohne Daumen, einen Menschen mit nur einem Bein, Hasenscharten und Taubstumme.*) Selbst minder auffallende Fälle sind auf andern Inseln viel seltener. Eine Krankheit, welche die Europäer auf den meisten Inseln der Südsee verbreitet haben, scheint nach Kadu auf Ulea nicht unbekannt zu sein.

Die Menschen sind im allgemeinen auf den Karolinen wohlgenährter und stärker als auf Radack. Die Tatuierung ist überall willkürlich und in keiner Beziehung mit dem religiösen Glauben. Die Häuptlinge sind mehr als das Volk tatuiert. Ein Stück Bananenzeug, ungefähr wie das Maro von O-Waihi und O-Taheiti getragen, ist das bräuchliche Kleid, nur auf Pelli gehen die Männer völlig nackt, wie es auch ehemals auf den Marianeninseln der Fall war. Der Ohrenschmuck der Radacker wird nur auf Pelli nicht getragen. Der Nasenknorpel wird zum Durchstechen wohlriechender Blumen durchbohrt. Das Armband aus dem Knochen des Trichechus

*) Auch auf Cap hat Kadu einen monstruösen Kaluv gesehen, der zwei Schwänze und zwei Zungen hatte.

Dugong, das die Häuptlinge der Pelewinseln tragen, ist aus H. Wilson bekannt. Die Häuptlinge von Eap tragen ein ähnliches breiteres Armband, das aus einer Muschel geschliffen ist.

Die Häuser sind überall groß und geschlossen. Man kann, ohne sich zu bücken, zu den Türen eingehen. Gepflasterte Wege und viereckige Plätze vor den Häusern der Häuptlinge finden sich auf Eap wie auf den Pelewinseln, wo wir sie durch H. Wilson kennen gelernt.

Wir müssen dieses mutige Schiffervolk zuerst auf seinen Booten betrachten.

Von gleicher Bauart mit den Booten von Ulea sind nach Kadu die von Nugor nnd Tuch, deren Völker durch ihre Sprachen abgesondert sind, und die von den gleichredenden niedern Inseln bis Ulea, Feis und Mogemug. Die anders redenden Einwohner von Savonnemusoch zwischen Nugor und Tuch unternehmen keine weiten Seereisen und möchten andere Boote haben. Die Vergleichung, welche Cantova zwischen den Booten der Karolinen und denen der Marianen anstellt, läßt uns auf diese zurückschließen. Die Boote der Marianen waren ähnlich denen von Ulea, jedoch vorzüglicher und bessere Segler.*)

Die Bauart der Boote von Eap und Ngoli weicht wenig von der von Ulea ab. Die Eingebornen von Eap gebrauchen aber gern Boote aus Ulea, die sie sich auf dem Wege des Handels verschaffen. Pelli hat eine eigene Bauart und die niedern Inseln im Südosten von Pelli wieder eine andere. Pelli und diese Inseln stehen in der Schiffahrt nach, und ihre Boote besuchen die östlicheren Inseln nicht.

Die kühnsten Seefahrer sind die Eingebornen von Ulea und den umliegenden Inseln, die auch Cantova für gesitteter als die übrigen hält.**) Das Triebrad der Schiffahrt ist der Handel. — Die Hauptgegenstände des Handels sind: Eisen, Boote, Zeuge und

*) Die zwei Boote, die Cantova gesehen, waren mit vier andern auf der Reise von Fatoilep nach Ulea von dem Westwinde ergriffen und zerstreut worden. Die meisten Menschen darin waren Eingeborne beider benannten Gruppen, und wir nehmen an, die Boote selbst seien von diesen Inseln gewesen. Das erste größere Boot, welches 24 Menschen trug, drei Kajüten hatte und seiner Merkwürdigkeit wegen sorgfältig beschrieben wird, heißt: Une barque étrangère peu différente des barques marianoises, mais plus haute, das andere kleinere: une barque étrangère quoique semblable à celle des îles Marianes. Es heißt ferner wo die Entfernung der Inseln unter sich geschätzt werden soll: J'ai fait attention à la construction de leurs barques qui n'ont pas la légèreté de celles des Marianes, und wir glauben seines Ortes bewiesen zu haben, daß, wo kein anderer Maßstab gegeben war, die Entfernungen noch zu groß angenommen worden sind. Ulea ist selbst in geringerem Abstand von Guajan niedergesetzt, anscheinlich wegen der falschen Bestimmung von Fatoilep durch Juan Rodriguez 1696, auf die sich Cantova verlassen hat.

**) Les habitants de l'isle d'Ulea et des isles voisines m'ont paru plus civilisés et plus raisonnables que les autres.

Curcumapulver. — Wir haben an anderem Orte von dem Handel mit Guajan gesprochen, woselbst die von Ulea hauptsächlich Boote gegen Eisen verkaufen. Die von Feis, Eap und Mogemug holen Boote in Ulea gegen Curcumapulver. Die von den östlicheren Inseln haben den Brotfruchtbaum im Überfluß und bauen ihre Boote selbst; die von Nugor und Tuch holen in Ulea Eisen gegen Zeuge. Die von Ulea fahren auch gegen Tuch und Nugor; die von Savonnemusoch werden auf diesen Reisen besucht, ohne selbst andere Inseln zu besuchen. In Pelli wird das Eisen, welches die Europäer dorthin bringen, gegen Curcuma eingehandelt. Auf den südwestlicheren Inselgruppen werden Zeuge gegen Eisen, welches ihnen fehlt, eingetauscht. Ein Geschwader von zehn Segeln, fünf aus Mogemug und fünf aus Eap, vollbrachte diese Reise; die Seefahrer selbst hat Kadu auf Eap persönlich gekannt.

Ihrer Schiffahrt dient zur Leiterin die Kenntnis des gestirnten Himmels, den sie in verschiedene Konstellationen einteilen, deren jede ihren besonderen Namen hat.*)

Sie scheinen auf jeder Fahrt den Auf- und Niedergang eines andern Gestirns zu beobachten. Ein mißgedeuteter Ausdruck von Cantova hat ihnen irrig die Kenntnis der Magnetnadel zuschreiben lassen.**) Cantova meint nur die Einteilung des Gesichtskreises in zwölf Punkte, wie wir sie nebst anderen Benennungen der Rumben und Winde in unserm Vocabulario nach D. Luis de Torres und Kadu mitgeteilt haben. Der Steuermann eines Bootes legt nach Don Luis ein Stückchen Holz, einen kleinen Stab, flach vor sich hin und glaubt von demselben geleitet zu werden, wie wir von dem Kompaß. Es ist uns nicht unbegreiflich, daß dieser Stab, im Moment der Beobachtung gestellt, im Gebiet sehr beständiger Winde den gegen den Wind zu haltenden Kurs zu versinnlichen dienen könne.

Man zählt auf den Karolineninseln Tage und Monde und teilt das Jahr nach der Wiederkehr und dem Verschwinden der Gestirne in seine Jahreszeiten ein. Niemand aber zählt die Jahre. Das Vergangene ist ja vergangen, das Lied nennt die Namen, die der Aufbewahrung wert geschienen, und sorglos wallet man den Strom hinab.***)

---

*) Nach Cantova wird die Sternkunde gelehrt: Le maître a une Sphère, où sont tracés les principaux astres.

**) Ils se servent d'une boussole qui a douze airies de vent.

***) „Carpe diem."

Kadu wußte ebensowenig sein eigenes Alter als jeder Insulaner des östlicheren Polynesiens. — Das Leben dieser Insulaner, unbedächtlich, entschlossen und dem Moment gehörend, ist vieler der Qualen bar, die das unsere untergraben. Als wir Kadu von dem unter uns nicht beispiellosen Selbstmorde erzählten, glaubte er sich verhört zu haben, und es blieb für ihn eins der lächerlichsten Dinge, die er von uns vernommen. Aber sie sind, und aus denselben Gründen, fremder planmäßiger Bedrückung unduldsam, und die Geschichte hat den Selbstmord des Volkes der Marianen unter den Spaniern (den Boten des Evangelii?) in ihr Buch aufgezeichnet.

Es werden auf allen Karolineninseln nur unsichtbare himmlische Götter geglaubt. — Nirgends werden Figuren der Götter gemacht, nirgends Menschenwerke oder körperliche Sachen verehrt. Kadu war in der Theosophie seines Volkes wenig bewandert. Was wir ihm hier nacherzählen, läßt vieles zu wünschen übrig und bedarf vielleicht der Kritik. Wir haben nach ihm das Wort Tautup (Tahutup, Cant.), auf Radack Jageach, durch das Wort Gott übersetzen zu müssen geglaubt. Nach Cantova sind die Tahutup abgeschiedene Seelen, die als Schutzgeister betrachtet werden.

Der Gott (Tautup) von Ulea, Mogemug, Eap und Ngoli heißt Engalap, der von Feis: Rongala, der von Elath und Lamureck: Fuß, der von der wüsten Insel Fayo: Lagé. —

Ist Engalap der Eliulep von Cantova, Aluelap von D. Luis de Torres, der große Gott?

Menschen haben Engalap nie gesehen. Die Väter haben die Kunde von ihm den Kindern überliefert. Er besucht abwechselnd die Inseln, wo er anerkannt wird. Die Zeit seiner Gegenwart scheint die der Fruchtbarkeit zu sein. Er ist mit Rongala, dem Gott von Feis, durch Freundschaft verbunden; sie besuchen gastfreundlich einander. Mit Fuß, dem Gott von Lamureck, scheint er in keinem Verhältnis zu stehen.

Es gibt auf Ulea und den östlicheren Inseln (Lamureck usw.) weder Tempel noch Priester, und es finden da keine feierlichen Opfer statt. Auf Mogemug, Eap und Ngoli sind eigene Tempel erbaut, Opfer werden dargebracht, und es gibt einen religiösen Dienst.

Kadu hat uns berichtet, wie er es auf Eap, wo er sich lange aufgehalten, befunden hat, und er behauptet, daß es auf den beiden nächsten Gruppen sich ebenso verhält. Es haben beide Geschlechter andere Tempel und andere Opferzeiten. Bei den Opfern der Weiber ist kein Mann gegenwärtig. Bei den Opfern der Männer ist der Häuptling der Opfernde. Er weiht dem Gott durch Emporhalten und Anrufen eine Frucht jeglicher Art und einen Fisch.

Die Formel ist: Wareganam gure Tautup; das Volk wiederholt das letzte Wort. Die geopferten Früchte werden nicht verzehrt, sondern in dem Tempel weggelegt. Die Menschen bleiben zu diesen Opfern einen Monat lang im Tempel versammelt und abgeschieden, wo sie ihre Nahrung von außen her erhalten. Jeder weiht von allen Früchten oder Fischen, die er während der Zeit verzehrt, den ersten Bissen nach obigem Brauche ein und wirft dann solchen ungenossen weg. Gesänge und Tänze finden in dem Tempel nicht statt. Diese Feierlichkeit wird abwechselnd einen Monat in einem Gebiete, den folgenden in einem andern gehalten. Kadu hat, als ein Fremder, der Feier im Tempel nicht beigewohnt. Er ist in denselben nie eingetreten. Der ist außer den Opferzeiten jedem andern als dem Häuptling und Priester verboten. (Matamat.)

Rongala hat zu Feis keine Tempel. Es gibt aber Zeiten, wo er auf die Insel herabsteigt und unsichtbar im Walde gegenwärtig ist. Dann dürfen die Menschen nicht laut sprechen oder gehen, dann nähern sie sich dem Walde nur mit Curcuma gefärbt und festlich geschmückt.

Wir teilen die Götterlehre von Ulea nach Don Luis de Torres getreu und ausführlich mit. Cantova, den wir hier zu vergleichen bitten, erzählt die Abstammung der Götter fast auf dieselbe Weise und etwas vollständiger. Die liebliche Mythe von Olifat ist völlig neu.

Angebetet werden drei Personen im Himmel, Aluelap, Lugeleng und Olifat. Der Ursprung aller Dinge ist aber, wie folgt. Vor allen Zeiten war ein Götterweib, Ligopup geheißen. Diese wird für die Erschafferin der Welt gehalten.*) Sie gebar Aluelap, den Herrn alles Wissens, den Herrn der Herrlichkeit, den Vater von Lugeleng.**) Wer aber Lugelengs Mutter und wie dessen Geburt gewesen, weiß man nicht. Lugeleng hatte zwei Weiber, eine im Himmel und eine auf Erden. Die himmlische hieß Hamulul, die irdische Tarisso, die an Schönheit und andern natürlichen Gaben sondergleichen war.

Tarisso gebar Olifat***) nach vier Tagen Schwangerschaft aus

*) Nach Cantova: Ligopud, Schwester und nicht Mutter von Eliulep (Aluelap T.), Erschafferin der Menschen. Die ersten der Götter sind aber Sabucur und sein Weib Halmelul, Eltern von Eliulep und Ligopud.

**) Lugueileng nach Cantova, der dessen Mutter nennt Leteuhieul aus Ulea gebürtig.

***) Oulefat Cant. Er nennt die Weiber von Lugueileng nicht, läßt aber die irdische Mutter von Oulfat aus der Insel Falalu der Provinz von Hogoleu gebürtig sein. — Diese Insel ist dem Kadu unbekannt; sie heißt Felalu auf der Karte von D. L. de Torres.

ihrem Scheitel. Olifat entlief sogleich nach seiner Geburt und man folgte ihm nach, um ihn von dem Blute zu reinigen. Er aber sagte, er wolle es selber tun, und litt nicht, daß man ihn berühre. Er reinigte sich an dem Stamme der Palmbäume, an denen er vorbeilief, daher sie ihre rötliche Farbe behalten. Man rief ihm zu und verfolgte ihn, um ihm die Nabelschnur abzuschneiden. Er aber biß sie sich selber ab; er sagte, er wolle selber für sich sorgen, und ließ sich von keinem Sterblichen berühren. Er gedachte, wie es Brauch sei, den Neugebornen die Milch der jungen Kokosnuß trinken zu lassen, und kam zu seiner Mutter, die ihm den Kokos zu trinken reichte. Er trank und wandte die Augen gegen den Himmel, worin er seinen Vater Lugeleng gewahrte, welcher nach ihm rief. Da folgte er dem Rufe seines Vaters und seine Mutter mit ihm. Also schieden beide von der Welt. Wie Olifat in dem Himmel angelangt war, begegnete er daselbst etlichen Kindern, die mit einem Haifische spielten, welchem sie eine Schnur um den Schwanz gebunden hatten. Er stellte sich, um unerkannt zu bleiben, aussätzig an. Da hielten ihn die Kinder fern von sich und berührten ihn nicht. Er begehrte von ihnen den Fisch, um auch damit zu spielen, und sie verweigerten ihm denselben. Einer jedoch erbarmte sich seiner und reichte ihm die Schnur, woran der Fisch gebunden war. Er spielte eine Weile damit und gab ihn den Kindern wieder, sie ermahnend, sich nicht zu fürchten, sondern fort zu spielen, der Fisch werde ihnen nichts tun. Er biß aber alle bis auf den, der sich dem Olifat gefällig erwiesen. Olifat hatte dem Haifisch, der zuvor keine Zähne gehabt und unschädlich gewesen, geflucht. Also ging er fürder durch den Himmel, seinen Fluch bei ähnlichen Gelegenheiten allen Kreaturen erteilend, weil man ihn in der Herrlichkeit reizte. Da keiner ihn kannte, und er zu seinem Vater noch nicht gekommen, der allein ihn erkennen konnte, stellte man seinem Leben nach. Er kam an einen Ort, da ein großes Haus gebaut wurde; er begehrte von den Arbeitern ein Messer, um Kokosblätter für das Dach schneiden zu helfen; sie schlugen es ihm aber ab; einer jedoch reichte es ihm, und er schnitt sich eine Last Blätter; aber er verfluchte alle Arbeiter bis auf den, der ihm behilflich gewesen, daß sie regungslos zu Bildsäulen erstarrten. Lugeleng aber, der Herr des Baues, erkundigte sich nach seinen Arbeitern, und es wurde ihm berichtet, wasmaßen dieselben regungslos wie Bildsäulen erstarrt seien. Daran erkannten Lugeleng und Aluelap, daß Olifat im Himmel wandelte. Sie fragten den Mann, der noch bei der Arbeit geschäftig Kokosblätter zu dem Bau trug, ob er nichts umher gesehen, und er antwortete, er habe nichts gesehen, als einen Canduru (eine

Art Uferläufer), in welchen Vogel sich Olifat verwandelt hatte. Sie schickten den Mann aus, den Canburu zu rufen; als er es aber tat, erschrak der Vogel ob der Stimme und flog davon. — Der Mann berichtete das, und die Götter fragten ihn, was er denn dem Vogel entboten. Er antwortete, er habe ihn kommen heißen. Sie schickten ihn abermals aus und unterwiesen ihn, den Vogel sich entfernen zu heißen, weil er den Häuptern hinderlich sei. Er tat es also, und der Vogel kam alsbald herbei. Er verbot ihm ferner, hineinzugehen und sich in Gegenwart der Häupter zu setzen, und der Vogel tat alsbald, was ihm verboten ward. Sobald derselbe sich gesetzt hatte, befahl Lugeleng, die Arbeiter, welche im Walde erstarrt geblieben, zusammenzurufen und diese kamen alsbald zur Bewunderung der Umstehenden; denn Aluelap und Lugeleng wußten allein, daß jener Olifat war.

Die Arbeiter fuhren nun mit dem Bau fort und gruben tiefe Löcher in den Boden, um die Pfosten darin aufzurichten. Dies schien ihnen, die damit umgingen, den Olifat zu töten wegen des vielen Unheils, das er gestiftet, eine gute Gelegenheit zu sein. Olifat erkannte aber ihren Vorsatz und führte bei sich versteckt gefärbte Erde, Kohlen und die Rippe eines Palmblättchens. So grub er nun in der Grube und machte unten eine Seitenhöhle, sich darin zu verbergen. Sie aber glaubten, es sei nun die Zeit gekommen, warfen den Pfosten hinein und Erde um dessen Fuß und wollten ihn so zerquetschen. Er aber rettete sich in die Seitenhöhle, spie die gefärbte Erde aus, und sie meinten es sei sein Blut. Er spie die Kohlen aus und sie meinten es sei die Galle. Sie glaubten, er sei nun tot. Mit der Kokosrippe machte Olifat durch die Mitte des Pfostens sich einen Weg und entwich. Er legte sich als ein Balken quer über den Pfosten, aus dem er herausgekommen, und wurde nicht bemerkt. Als nun das Tagewerk vollendet war, setzten sich die Arbeitsleute zum Mahl. Olifat schickte eine Ameise hin, ihm ein Bißlein Kokos zu holen. Sie brachte ihm ein Bröckelchen davon nach ihren Kräften. Er ergänzte selbiges nach seiner Macht zu einer ganzen Nuß. Er rief sodann laut: „Gebet acht da unten, ich will meinen Kokos spalten!" Sie wurden ihn bei dem Ausruf gewahr und wunderten sich sehr, daß er am Leben geblieben sei. Sie hielten ihn für Alus, den bösen Geist.*) Sie beharrten bei ihrem Vorsatz, ihn umzubringen, und sagten ihm, er solle nur seine Mahlzeit beendigen, sie würden nachher ihm einen Auftrag geben. Sie schickten ihn nach dem Hause des Donners, demselben sein Essen zu bringen. Olifat nahm ein Rohr

*) Nombre que dan al Diablo.

zu sich und ging getrost hin. Er kam zu dem Donner ins Haus und sagte ihm roh und herrisch: „Ich habe mich ermüdet, dir die Nahrung eines mißgestalteten Mundes zu bringen.“ Er gab das Essen ab und ging. Der Donner wollte über ihn herfallen; er aber versteckte sich in sein Rohr. Der Donner konnte ihn nicht finden und ließ ab, ihn zu verfolgen. Olifat kam wieder hervor und erregte, da er aus dieser Prüfung ohne Unheil zurückgekehrt, desto größere Bewunderung. Die Werkleute schickten ihn abermals aus, dem Fische Fela sein Essen zu bringen.*) Olifat trat ein in des Fisches Fela Haus, und da dieser selbst nicht zugegen war, so warf er denen, die da waren, das Essen hin, indem er sagte: „Nehmet hin für euch!“ und ging. Als der Fisch nach Hause kam, so fragte er nach dem, der das Essen gebracht. Die Familie erzählte ihm, einer hätte ihnen das Essen zugeworfen, sie wüßten aber nicht, wer er sei, noch wohin er gegangen. Der Fisch fing nun an, eine Angel an einer langen Leine nach allen Winden auszuwerfen, und wie er zuletzt die Angel nach Norden auswarf, so zog er den Olifat heraus. Da gab er ihm den Tod. Nachdem vier bis fünf Tage verstrichen, ohne daß Olifat wieder erschienen, so trösteten sich die, welche ihm im Himmel nachstellten, und meinten, er sei nun tot. Aber Lugeleng suchte seinen Sohn und fand ihn endlich entseelt und voller Würmer. Er hob ihn in seinen Armen empor und weckte ihn wieder auf. Er fragte ihn, wer ihn getötet. Olifat antwortete, er wäre nicht tot gewesen, sondern hätte geschlafen. Lugeleng rief den Fisch Fela zu sich und schlug ihn mit einem Stock über den Kopf und zerbrach ihm die obere Kinnlade. Daher die Gestalt, die er nun hat. Aluelap, Lugeleng und Olifat gingen nun in die Herrlichkeit ein, wo sie die Gerechtigkeit auszuüben sich beschäftigen.

Andere bringen die Zahl der Himmlischen auf sieben, als da sind: Ligopup, Hautal, Aluelap, Litefeo, Hulaguf, Lugeleng und Olifat.

Auf die Frage, ob andere Inseln einen andern Glauben hätten, antworteten etliche, dieses sei der Glaube der ganzen Welt, und die Welt würde untergehen, wenn es Aluelap verhänge.

Wir führen zur Vergleichung noch die Lehre der ehemaligen Einwohner der Marianeninsel an. Velarde, T. 2, f. 291. Puntan war ein sehr sinnreicher Mann, der vor Erschaffung des Himmels und der Erde viele Jahre in den leeren Räumen lebte. Dieser trug, als er zu sterben kam, seiner Schwester auf, daß sie aus seiner Brust und seinen Schultern den Himmel und die Erde, aus seinen Augen

*) Dies ist ein Fisch, dessen obere Kinnlade um vieles kürzer ist als die untere.

die Sonne und den Mond, aus seinen Brauen den Regenbogen verfertigte.*)

Obgleich zu Ulea kein öffentlicher Dienst der Götter oder der Gottheit stattfindet, sind doch nach Don Luis de Torres die Menschen nicht ohne frommen Sinn. Der einzelne legt zuweilen Früchte als Opfer den Unsichtbaren hin, und es wird niemandem verargt, dieses Opfer aufzunehmen und zu verzehren.

Cantova erwähnt einer eignen Weise, das Los zu befragen. Das Verfahren dabei ist folgendes. Man reißt aus einem Kokosblättchen von jeder Seite der Rippe zwei Streifen, indem man die Silbe pué pué pué rasch hintereinander hersagt, knüpft sodann hastig, und ohne zu zählen, Knoten in jeglichen Streifen, indem man die Frage, die man dem Schicksal vorzulegen hat, mit vernehmbaren Worten wiederholt. Der erste Streifen wird zwischen dem kleinen und dem Ringfinger mit vier Knoten nach dem Innern der Hand genommen, der zweite zwischen dem Ring- und mittleren Finger mit drei Knoten nach dem Innern der Hand, sowie die andern mit abnehmender Knotenzahl zwischen dem mittleren und Zeigefinger und zwischen Zeigefinger und Daumen. — Je nachdem die Zahl der nach dem Rücken der Hand heraushängenden Knoten mit den Zahlen der Finger, eins, zwei, drei und vier zusammentrifft oder davon abweicht, spricht sich das Los günstig oder ungünstig aus.

Es werden zu Ulea wie unter allen Völkern der gläubigen Bräuche viele beobachtet, und auch manche Beschwörungen sind im Schwange. Wir haben das Zerschneiden des Delphins erwähnt. Es wird ein kleiner Fisch häufig gefangen, mit welchem Kinder nicht spielen dürfen. Geschähe es, daß wer einen dieser Fische bei dem Schwanze anfaßte und aufhöbe, so daß der Kopf nach unten hinge, würden bei dem nächsten Fischfange alle Fische ebenso mit dem Kopf nach unten die Tiefe suchen, und es könnte keiner gefangen werden. Es dürfen nicht mehrere Menschen Früchte von derselben Bananentraube genießen. Wer eine der Bananen gegessen hat, nur der darf die andern verzehren.

Auf der wüsten Insel Fayo wird, wie auf Bygar, das süße Wasser in den Wassergruben besprochen.

---

*) So in unserer nordischen Mythologie:

	wörtlich:
Or Ymis höldi	Aus Ymers Fleisch
Var iörth vm scavpvth	Ward die Erde geschaffen,
enn or beinom biörg	Aber aus (seinen) Gebeinen Felsen,
Himinn or havsi	Der Himmel aus dem Schädel
ins hrimkalda iotvnns	Des eiskalten Giganten,
Enn or sveita siör	Aber aus seinem Blute die See.

Vafthrusdismal, XXI. Edda saemundar, p. 13.

Es gibt eine schwarze Vogelart, die auf dieser Insel in heiligem Schutze steht und die nicht getötet werden darf.

Die von Eap sind ihrer Zauberkünste wegen berüchtigt. Sie verstehen den Wind zu besprechen, den Sturm zu beschwören, daß er schweige, und bei der Stille den Wind aus dem günstigen Rumbe herzurufen! — Sie verstehen, indem sie mit Beschwörungen ein Kraut ins Meer werfen, die Wellen aufzuwiegeln und unendliche Stürme zu erregen. Dem wird der Untergang vieler Fahrzeuge aus Mogemug und Feis zugeschrieben, ja die allmähliche Entvölkerung dieser Insel. In einem süßen Wasser des Gebiets Sütemil befinden sich zwei Fische, nur spannenlang, aber uralt; sie halten sich beständig in einer Linie, mit dem Kopf gegeneinander gekehrt. Wenn man den einen etwa mit einer Gerte berührt, daß er sich vorwärts bewege und beide sich kreuzen, so wird die Insel in ihrer Grundfeste erschüttert, und es ist des Erdbebens nicht Ruhe, bis beide ihre gewohnte Stellung wieder angenommen. Über diesen Fischen und dem Wasser, worin sie sich befinden, ist ein Haus erbaut, und darüber wachen die Häuptlinge, bei deren Tode manchmal ein Erdbeben veranstaltet wird.

Ein gewisser Eonopei (er ist jetzt tot, sein Sohn Tamanagack ist ein Häuptling des Gebietes Eleal) zeigte einst unserm Freunde Kadu ein merkwürdiges Probestück seiner Kunst. Eonopei bereitete aus Taroteig einen runden flachen Kuchen. Es war Nacht und Vollmondschein. Er begann unter Beschwörungen von seinem Kuchen zu essen. In dem Maße, als er dessen Scheibe antastete und davon einen Einschnitt aß, ward die erst volle Scheibe des Mondes angegriffen und mehr und mehr sichelförmig ausgeschweift. Als er so eine Zeitlang magisch an dem Monde gezehrt hatte, änderte er sein Verfahren und seine Beschwörungen. Er hub an, den übriggebliebenen weichen Teig seines Kuchens wiederum in die Form einer vollen Scheibe zu kneten, wobei dann die Mondsichel sich gleichmäßig wieder füllte und zuletzt der Mond wieder voll erschien. Kadu saß indes dicht neben dem Beschwörer, betrachtete alles, den Mond und den Kuchen, mit der größten Aufmerksamkeit und bewunderte, wie die Rundung beider gleichmäßig erst verletzt und dann wieder ergänzt wurde. Wir lassen die uns unverdächtige Aussage unseres kindergleichen Freundes auf sich beruhen, es aufgeklärten Auslegern überlassend, dieselbe auf eine Mondfinsternis zu deuten, welche jedoch auf Eap vor Erfindung der Schrift nicht wohl als voraus berechnet angenommen werden darf.

Feste und Gelage, die bei verschiedenen Gelegenheiten, dem Durchbohren der Ohren der Kinder, dem Abschneiden ihres Haares

auf Cap, dem Tatuieren u. a. m. stattfinden, scheinen nichts Religiöses zu haben.

Gesang und Tanz, meist unzertrennlich, machen überall die Hauptergötzung, die Hauptlustbarkeiten aus. Es gibt verschiedene Arten Festspiele, die von den verschiedenen Geschlechtern oder von beiden vereint aufgeführt werden, und jede derselben hat einen anderen Charakter und einen eigenen Namen. Diese Gesänge werden aber von keinem musikalischen Instrument begleitet, und selbst die Trommel ist auf den Karolineninseln unbekannt.

Die Häuptlinge scheinen nach einer Art Lehnssystem einander untergeordnet zu sein. Die Meinung erhebt sie hoch über das niedere Volk, und es werden ihnen außerordentliche Ehrfurchtsbezeigungen gezollt, die uns aus Cantovas Briefen und (für Pelli) aus dem Account of the Pelew islands bekannt sind. Man bückt sich vor ihnen zur Erde und kriecht nur zu ihnen hin. Im Angesicht der Insel Mogemug, Wohnsitz des Oberhauptes des Gruppe dieses Namens, lassen die Boote ihre Segel herab. Diese Verehrung der adeligen, vielleicht göttlichen Abstammung scheint in rein menschliche Verhältnisse nicht einzugreifen, welche unbeschadet der Rangverhältnisse, denen ihr Recht geschieht, zwischen Häuptling und Mann stattfinden. Die Oberhäupter haben eine große Autorität und verwalten die strafende Gerechtigkeit nach dem Grundsatze der strengen Wiedervergeltung. Aug' um Aug', Zahn um Zahn.

Die Verbrecher werden nach Cantova nur durch Verbannung gestraft. Wir erzählen unserm Freunde Kadu eine Geschichte nach, worin es sichtbar wird, wie mit großer Milde das Verbrechen weniger gesühnt als unterdrückt werden soll. Wir wähnen, Fin voleur, das volkstümliche Märchen aus dem Munde unserer Ammen zu vernehmen.

Auf einer Insel von Mogemug wurden die Bäume regelmäßig ihrer besten Früchte beraubt, ohne daß die Menschen, die aufmerksam einander bewachten, eine lange Zeit hindurch den Täter zu entdecken vermochten. Sie wurden endlich inne, daß ein anscheinlich frommer Knabe allnächtlich aufstand und den Diebstahl verübte. Sie züchtigten ihn und gaben auf ihn acht. Er aber belog ihre Wachsamkeit und ließ von seiner Sitte nicht ab. Sie sperrten ihn während der Nacht ein, sie banden ihm die Hände auf den Rücken; aber der schlaue Dieb verstand alle ihre Vorsicht zu vereiteln, und es geschah nach wie vor. Sie brachten ihn auf eine entlegene unbewohnte Insel der Gruppe, die kärglich zu der Nahrung eines Menschen genügen konnte. Sie ließen ihn da allein. Sie bemerkten aber bald, daß solches nicht gefruchtet, und ihre Bäume wurden nach wie vor

beraubt. Etliche fuhren nach der wüsten Insel hinüber und fanden den jungen Menschen in großem Überfluß von den Früchten ihres Eigentums schmausend. Ein Baumstamm diente ihm zu einem Boot und er fuhr allnächtlich auf seine Ernte aus. Sie zerstörten dieses Fahrzeug und überließen ihn, unschädlich gemacht, seiner Einsamkeit. Sie hatten nun Ruhe. Sie wollten nach einiger Zeit wissen, wie es ihm ginge, und etliche fuhren wiederum nach der Insel. Sie sahen und hörten nichts von ihm. Nachdem sie vergeblich im Walde nach ihm gerufen und gesucht, kehrten sie nach dem Strande zurück und fanden nun ihr Boot nicht mehr. Der schlaue Dieb war damit in die See gegangen. Er segelte damit nach Sorol über. Er ließ auf dieser Gruppe von seiner Tücke nicht ab, sondern sann auf größere Unternehmungen. Er vermochte den Häuptling von Sorol zu einem Anschlage gegen Mogemug. Er sollte bei einem nächtlichen Überfall die Häuptlinge töten und sich die Obergewalt anmaßen. Die Verschworenen kamen bei Tage in Ansicht von Mogemug. Sie ließen die Segel nieder, die Nacht auf hoher See zu erwarten. Das Boot war dennoch bemerkt worden, und sie wurden, sowie sie landeten, umringt. Der Aufwiegler ward getötet. Die von Sorol zogen frei nach ihrer Insel zurück.

Die Erbfolge geht zu Ulea und Eap, wie auf Radack, erst auf die Brüder, sodann auf die Söhne des Erstgebornen.

Nach Kadu sollen die Häuptlinge ihrem Erstgebornen den Namen ihres Vaters, dem zweiten Sohn den Namen des Vaters ihrer Frau, dem dritten wieder den Namen ihres Vaters und so fort, die Leute aus dem Volke hingegen ihrem Erstgebornen den Namen des Vaters ihrer Frau und den andern Kindern andere Namen geben, und so soll es auch auf Radack beobachtet werden. Nach D. Luis de Torres liegt in den Namen die Andeutung der Sippschaft, und es läßt sich daran erkennen, wessen Sohn und Enkel einer sei.

Der freundliche Namentausch, eine allgemeine Sitte des östlichen Polynesiens, ist auf den Karolinen unbekannt, und Kadu leugnete anfangs, daß er auf Radack gebräuchlich sei, ob er gleich selbst in der Folge Beispiele davon anführte. —

Die Ehen werden ohne Feierlichkeit geschlossen. Der Mann macht dem Vater des Mädchens, das er heimführt, ein Geschenk von Früchten, Fischen und ähnlichen Dingen. Die Ansehnlichkeit dieser Mitgift richtet sich nach dem Range des Brautvaters; denn Ehen finden auch zwischen Ungleichgebornen statt. Ist nur der Vater oder nur die Mutter aus der Klasse der Häuptlinge, so werden die Kinder dieser Klasse auch zugezählt. Im ersten Fall erweist der Mann und Vater seinem Weibe und seinen von ihr gezeugten Kindern die äußer-

lichen Ehrfurchtsbezeigungen, die ihrem Range zukommen. Die Mehrheit der Weiber ist zugelassen. Die Ehen werden ohne Förmlichkeit getrennt, wie sie ohne Förmlichkeit geschlossen werden. Der Mann schickt seine Frau ihrem Vater zurück. Die Männer wohnen ihren Weibern auch bei, wenn sie gesegneten Leibes sind, nicht aber, wenn sie ein Kind an der Brust haben. Das letztere geschieht nur auf Radack; das erstere wird, gegen Wilsons Zeugnis, ausdrücklich von Pelli behauptet. Dort läßt ein Häuptling, der gewöhnlich mehrere Weiber hat, seine Stelle bei der seiner Frauen, die in diesem Falle ist, von einem ausgesuchten Manne (ab egregie mentulato quodam) vertreten. — Wir werden von den Sitten von Pelli besonders reden. — Ehefrauen sind auf den übrigen Inseln allein ihren Männern ergeben. Sie sind in Pflicht genommen, und es scheint die Unverdorbenheit des Volkes ihre Tugend zu behüten. Unverheirateten gewährt die Sitte, ihre Freiheit zu genießen. Sie bringen in eigenen großen Häusern die Nächte zu. Der Kindermord ist unerhört; der Fürst würde die unnatürliche Mutter töten lassen.

Was wir von der Bestattung der Toten auf Radack berichtet, ist auch auf Ulea und den östlicher gelegenen Inseln Brauch. Auf Feis, Mogemug und Eap werden nach Kadu die Leichen aller, ohne Unterschied der Geburt, auf den Inseln beerdigt. Wir sehen jedoch auf Mogemug nach der großen Tragödie, welche die Geschichte der karolinischen Missionen beschließt, gegen die Körper der erschlagenen bedrohlichen Fremden die Bräuche von Ulea beobachten und müssen glauben, daß Kadu in Rücksicht auf Mogemug irrt. Auf Eap sind die Begräbnisse im Gebirge. Die Bergbewohner holen die Leichen der im Tale Verstorbenen ab und erhalten für dieses Amt ein Geschenk an Früchten, Wurzeln usw. Es scheint, daß keiner der Angehörigen zu Grabe folgt.

Ein unverbrüchlicher Freundschaftsbund wird auf allen diesen Inseln ausschließlich zwischen zwei Männern geschlossen, der mit ganz besonderer Kraft die Verbündeten gegeneinander verpflichtet. Der Häuptling und der geringe Mann können auch dieses Bündnis eingehen, unbeschadet der Rangverhältnisse, denen ihr Recht fortwährend geschieht. Ob sich gleich diese Freundschaft auf allen diesen Inseln wiederfindet, ist sie doch an verschiedenen Orten mit verschiedenen Rechten und Pflichten verknüpft. Auf Eap muß bei jedem Handel der Freund für seinen Freund stehen, und wo ihm Unbill geschieht, oder wo er gefällt wird, liegt ihm die Pflicht der Rache ob. Zu gleichen Verpflichtungen kommt auf Ulea eine neue hinzu. Wenn ein Freund die Gastfreundschaft seines Freundes anspricht, so tritt ihm dieser auf die Zeit seines Besuches sein Weib ab, welches

auf Feis und westlicher nicht geschieht. Wir haben gesehen, daß auf Radack die Pflicht in erster Hinsicht unverbindlicher, in anderer dieselbe ist als auf Ulea.

Die Berührung mit der Nase ist, wie auf den Inseln des östlichen Polynesiens, die bräuchliche Liebesbezeigung.

Den Krieg kennen unter den Karolinern nur Pelli, Eap, Tuch und die entlegneren Inseln, womit Tuch in Fehde ist. Die übrigen Inseln genießen, wie Ulea, eines ungestörten Friedens. „Da" — wiederholte oft und gern unser gutherziger Gefährte — „da weiß man nichts von Krieg und Kampf, da tötet nicht der Mann den Mann, und wer den Krieg sieht, dem wird das Haar weiß." — Auf Eap hat nicht immer der Krieg geherrscht. Sonst erkannte die Insel die Autorität eines Oberhauptes, und es war Friede. Seit aber Gurr, der letzte Alleinherrscher, nicht mehr ist, fechten häufig die Häuptlinge der verschiedenen Gebiete ihre Fehden blutig aus. Wo eine Übertretung, eine Beleidigung geschehen, wird das Tritonshorn geblasen. Beide Parteien rücken in Waffen gegeneinander. Man unterhandelt. Wo Genugtuung verweigert wird und kein Vergleich zustande kommt, wird gekämpft. Der Krieg dauert, bis von jeglicher Seite einer aus der Klasse der Häuptlinge gefallen ist und die der Gegenpartei von seinem blutigen Fleische gekostet haben. Ein jeder führt eben nur ein Stückchen zum Munde. Dies ist eine unerläßliche Förmlichkeit. Der Friede, wenn erst diese Bedingung erfüllt ist, tritt wieder ein, und Ehen zwischen beiden Gebieten besiegeln ihn. Der Charakter dieser Insulaner ist dennoch mild und gastfreundlich wie auf den übrigen Inselgruppen. Der Fremde auf Eap und Pelli geht unbefährdet durch die kriegführenden Parteien und genießt hier und dort gleich freundlichen Empfang. — Die von Eap werfen den Wurfspieß in Bogen mit Hilfe eines rinnenförmigen Stückes Bambus, worin das unbewaffnete Ende des Geschosses gehalten wird und beim Wurf den Anstoß erhält. Sie treffen so auf eine außerordentliche Weite. Es scheint diese Waffe mit der der Aleuten und nördlichen Eskimos im wesentlichen zusammenzutreffen. — Sie haben auch den zweispitzigen Wurfstab der Radacker. Derselbe Wurfspieß wird, wenn die Streitenden sich genähert, grad und mit der bloßen Hand geworfen. Es wird zuletzt damit Mann gegen Mann gefochten. Der Häuptling leitet mit dem Tritonshorn das Treffen. Die Kriegsmacht zieht auf Booten und Flößen von Bambus gegen das feindliche Gebiet. Der Landung sucht man zu wehren. Auf dem Lande fallen die entscheidenden Kämpfe vor.

Die von Tuch gebrauchen in der Nähe den Wurfspieß, aus der Ferne aber die Schleuder. Ihr Wurf ist weit und sicher, sie hand-

haben diese Waffe mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit. Sie tragen sie auch im Frieden stets um das Haupt gebunden und gebrauchen sie, um Vögel zu töten, Früchte von den Bäumen herabzuwerfen und dergleichen. Kadu hatte auf Ulea von Eingebornen von Tuch die Schleuder brauchen gelernt und er vertrieb sich oft unter uns die Zeit mit dieser Übung, worin er übrigens sehr ungeschickt war.

Don Luis de Torres lobte an seinen Freunden von Ulea, was an unsern Freunden von Radack zu loben uns gefreut hat. Sie sind gut, freundlich, zierlich und schamhaft. Nie ist ein Weib an Bord der Maria gestiegen. Sie sind gemütlich, liebevoll, freigebig und erkenntlich. Sie haben das Gedächtnis des Herzens. Das Ding, das nützliche Werkzeug etwa, das sie als eine Gabe aus lieber Hand besitzen, erhält und trägt zum späten Angedenken unter ihnen den Namen des Freundes, der es ihnen verehrt hat. Und so wollte Kadu auf Radack den Tieren und Pflanzenarten, die wir eingeführt, unsere Namen zum ewigen Gedächtnis unser auflegen.

Von den Eingebornen der Pelewinseln (Palaos, Panlog) entwirft uns Cantova ein abschreckendes Bild.*) Es sind nach den Nachrichten, die er eingesammelt, feindliche Menschenfresser. Dieselben erscheinen uns sodann in den Berichten des erkenntlichen Henry Wilson, der ihrer großherzigen Gastlichkeit die Rückkehr ins Vaterland verdankte, im günstigsten Lichte, dem Farbenspiele der Liebe, mit allen Tugenden ausgestattet, — und die Tat bewährt, daß sie die meisten dieser Tugenden ausgeübt. Wir leben mit Wilson unter diesem Volke, sehen mit eigenen Augen und urteilen selbst. Seit Wilson haben die Engländer, Spanier, Amerikaner die Pelewinseln unausgesetzt besucht, verschiedene Europäer haben sich dort angesiedelt, und der Trepang wird fortwährend auf deren Riffe für den Markt von Kanton gesammelt. Kadu aus Ulea war auf den Pelewinseln, und in seinem Urteil geht eine Vergleichung beider Völker uns auf. Diese Vergleichung ist wie das Urteil unsers Freundes den Eingebornen von Pelli ungünstig. Kadu rügt besonders, wie er sie aller Scham entblößt befunden, so daß sie viehisch den Naturtrieb vor aller Augen befriedigten. Er erweckte in uns das

*) „Peuple nombreux, mais inhumain et barbare; les hommes et les femmes y sont entièrement nus et repaissent de chair humaine, les Indiens des Carolines regardent cette nation avec horreur, comme l'ennemie du genre humain et avec laquelle il est dangereux d'avoir le moindre commerce. Ce rapport me paroit fidèle et très conforme à ce que nous en a appris le P. Bernard Messia, comme on le peut voir dans sa relation.“ Dieser Bericht wird nirgends gefunden und scheint nicht gedruckt worden zu sein.

Bild einer ausschweifenden Verderbtheit, wie sie auf den Sandwichinseln zu Hause ist.

Etliche Blätter, die ein Spanier, der neun Monate auf den Pelewinseln zugebracht, uns in Cavite über diese Inseln mitgeteilt, sind schmähend und nicht beurteilend abgefaßt. Er macht weniger Eindruck auf uns als unser redlicher Freund, dessen Beschuldigungen er unter andern umständlich wiederholt. „Der Mann erkennt das Weib im Angesichte aller Menschen. Alle sind bereit, für jede Kleinigkeit ihre Weiber preiszugeben" ꝛc. Aber er gibt ihnen auch schuld, Menschenfleisch zu essen, und gönnt ihnen von Menschen kaum die Gestalt.

Wir legen seine traurige Schrift aus der Hand, nachdem wir bloß ihrer erwähnt. — Es sind wohl nicht mehr die unschuldigen, arglosen Freunde von Wilson. Was sie von uns gelernt, hat sie nicht besser gemacht.

Die Penrhyninseln.

Die hohen, vollen Wälder, welche die Kokospalme auf den Penrhyninseln bildet, täuschten uns von fern mit dem Anschein erhöhter Ufer. Rauch verkündete die Gegenwart des Menschen. Bald, als wir uns dem Lande genähert, umringten uns zahlreiche Boote, und ein friedliches Volk begehrte mit uns zu verkehren.

Die Insulaner sind stark und wohl gebaut, beleibter als die Bewohner der Osterinsel und von derselben Farbe als sie. Sie sind nicht tatuiert, dagegen haben viele quer in die Haut des Leibes und der Arme eingerissene Furchen, Striemen, die bei einem noch frisch und blutend schienen. Es fehlen ihnen öfters die Vorderzähne. Ältere Leute werden feist und haben dicke Bäuche. Wir bemerkten verschiedene Greise, die den Nagel des Daumens wachsen gelassen, ein redendes Ehrenzeichen ihres vornehmen Müßigganges. Bei einem hatte dieser einwärts gebogene Nagel eine Länge von 2 bis 3 Zoll erreicht.

Wir zählten gegen 36 Boote. In jedem waren 7 bis 13 Männer, welche zu einer Familie zu gehören schienen. Ein Greis (der Hausvater?) stand in der Mitte und führte das Wort. Er hatte, anscheinlich als Friedenszeichen, das Ende eines Kokosblattes um den Hals gebunden. Weiber befanden sich nur in drei Booten. In diesen nahm ein bejahrtes Weib (die Hausmutter?) den hinteren Sitz ein

und schien eine gewichtige Stimme in den Angelegenheiten der Männer zu haben. Die Autorität keines einzelnen schien sich weiter als über sein eigenes Boot zu erstrecken.

Die Weiber tragen einen mit frei hängenden Baststreifen besetzten Gürtel, welcher dem Männerkleide von Raback ähnlich ist, die Männer an dessen Statt nur ein durch Schnüre befestigtes Bündel von Kokosblättchen. Nur wenige hatten eine ärmliche Schulterbedeckung. Diese besteht in einer groben, aus zwei Stücken von einem Kokosblatt geflochtenen Matte. Ein Teil der Mittelrippe, der die Blättchen trägt, bildet den unteren Saum dieses korbähnlichen Mantels. Zuweilen sind gebleichte Pandanusblätter der Zierlichkeit wegen eingeflochten. Wenige trugen einen Kopfputz von schwarzen Federn.

Sie drängten sich gesprächig und zutraulich an das Schiff, keiner aber unterfing sich, unsern Einladungen, auf dasselbe zu steigen, Folge zu leisten. Sie hatten gegen unsere Waren, nach denen sie sich begierig zeigten und die sie mit einer Art Verehrung empfingen, nur wenig zu vertauschen, einige Kokosnüsse, meistens unreife, den Durst zu löschen, zufällig mitgenommene Gerätschaften und ihre Waffen. Diese sind lange Spieße von Kokosholz, an deren Fuß eine Handhabe von anderem Holze mit Schnüren von Kokosbast befestigt ist und deren Spitze entweder erweitert und zweischneidig oder einfach und lang zugespitzt ist. Sie weigerten sich erst, diese Waffen zu veräußern, und entschlossen sich nur dazu gegen lange Nägel oder wollene scharlachne Gürtel. Wir erhandelten von ihnen etliche Fischangeln, die, aus zwei Stücken echter Perlmutter zusammengesetzt und auf das zierlichste gearbeitet, denen der Sandwichinseln vollkommen gleich waren.

Die Boote sind aus mehreren mittels Schnüren von Kokosbast wohl aneinander gefügten Holzstücken gearbeitet. Beide Enden sind über dem Wasser abgerundet und unter dem Wasser mit einem vorspringenden Sporn versehen. Sie haben einen Ausleger, und die Waffen liegen auf demselben verwahrt.

Ein Boot, welches aus einer der entfernteren Inseln der Gruppe unter Segel auf uns zu kam, wurde nicht erwartet.

Die niedere Gruppe von Penrhyn ernährt reichlich eine starke Bevölkerung, welches das Ansehen der Menschen verbürgt. Wir kennen von ihren Erzeugnissen nur die Kokoswälder sondergleichen, die sie überziehen, und den Pandanus. Welche Früchte sonst und welche Wurzeln, ob auch das Schwein und der Hund oder letzterer allein daselbst vorhanden sind, haben wir aus keinen Merkmalen abnehmen können.

Als wir uns von den Penrhyn entfernten, überhingen sie blitzend und donnernd Gewitterwolken und gewährten uns ein erhabenes Schauspiel, dessen man selten zur See genießt.

Die niedern Inseln

unter dem 15° S. B. zwischen dem 138° und 149° W. L.

Die Insel Romanzoff.

Die niedern Inseln, welche wir gegen den 15. Grad südlicher Breite zwischen dem 138. und 149. Grad Länge westlich von Greenwich im Jahr 1816 gesehen namentlich in der Ordnung, in der sie von Ost in West, der Richtung unseres Kurses, aufeinander folgen: die zweifelhafte Insel (Sumnitelny Ostroff), die Inseln Romanzoff und Spiridoff, die Kuriks- und Deansketten und die Inseln Krusenstern, einerseits mit den Entdeckungen früherer Seefahrer und besonders mit denen von Le Maire und Shouten, deren Kurs wir folgten, zu vergleichen und andererseits ihre Namen auf der Karte von Tupaya, in deren Bereich sie sich befinden, aufzusuchen, — überläßt der Verfasser dieser Aufsätze den gelehrten Hydrographen, die in Ansehung der gleichgestalteten Riffe und niedern Inseln dieses Meerstriches der wissenschaftlichsten Kritik bedürfen.

Krusenstern hat in seinen „Beiträgen zur Hydrographie" S. 173 u. f. die erste dieser Aufgaben abgehandelt. Wir können jedoch in der traurigen Spiridoffinsel die wohlbevölkerte und mit Kokosbäumen reich bewachsene Sondergrondt nicht erkennen, was uns andre seiner Bestimmungen mit zu erschüttern scheint.

Die von uns gesehenen Inseln haben uns alle unwirtbar und wirklich unbewohnt geschienen, der Kokosbaum erhebt sich nur auf der kleinen Insel Romanzoff, der einzigen, auf der wir landeten. Die Bildung, zu der sie insgesamt gehören, ist bereits erläutert worden. Wir haben nur über die, welche wir betreten haben, einige Bemerkungen mitzuteilen. Ein Blick auf den Atlas wird in Rücksicht der übrigen belehrender sein, als was wir zu sagen vermöchten.

Die Insel Romanzoff ist von geringem Umfange. Der aufgeworfene Damm von Madreporengeschieben, der ihren äußern Saum bildet, schließt eine Niederung ein, wo die Dammerde mehr Tiefe zu haben scheint und aus welcher sich schlankstämmige Kokospalmen hie und da erheben, ohne sich zu einem ganzen Walde zu drängen. — Der erhöhte schützende Rand ist auf der Seite unter dem Winde stellenweis durchbrochen, und es scheint, daß bei sehr hoher Flut das Meer in das Innere der Insel eindringen müsse. Das an manchen Stellen angesammelte Regenwasser war vollkommen süß.

Die Flora ist von der äußersten Dürftigkeit. Wir zählten nur neunzehn Arten vollkommene Pflanzen (ein Farrenkraut, drei Monokotyledonen und fünfzehn Dikotyledonen), und wir glauben nicht, daß viele unserer Aufmerksamkeit entgangen sind. Die niedern Akotyledonen, womit in höheren Breiten die Vegetation anhebt, scheinen zu fehlen. Die Lichene erscheinen nur an älteren Baumstämmen als ein pulverähnlicher Überzug, und der schwarze Anflug des Gesteins scheint nicht vegetabilischer Natur zu sein. Ein Moos und etliche Schwämme, die wir auf Radack gefunden, haben sich uns auf Romanzoff nicht gezeigt. — Die Pflanzen, die wir beobachteten, waren: ein Polypodium, der Kokosbaum, der Pandanus, ein Gras, Scaevola Königii, Tournefortia argentea, Lythrum Pemphis, Guettarda speciosa, eine Cassyta, eine Euphorbia, eine Boerhavia, eine krautartige Nesselart, Pflanzen, welche alle auf Radack vorkommen; und an Pflanzen, die daselbst fehlen: zwei strauchartige Rubiaceen, ein anderer Strauch, Lithospermum incanum Forst., Portulacca (oleracea?), Lepidium piscidium Forst. und eine Buchnera (?).

Gesträuche mit ganzrandigen, einfachen, meist fleischigen Blättern und farblosen Blüten bilden ein leicht durchdringliches Gebüsch, über welches der Kokosbaum sich erhebt, worin der Pandanus sich allein durch seine auffallende Form auszeichnet und nur die Cassyta mit blätterlosen rötlichen Fäden rangt. Der Grund scheint überall durch das lose Pflanzenkleid hindurch.

Wir haben die Ratte, die freilich während der heißen Mittagsstunden (der Tageszeit, die wir auf der Insel zubrachten) sich eingezogen hält, nicht wahrgenommen. Verschiedene Arten Waldvögel (Numenius, Scolopax) waren auf der Insel häufig, sie schienen nicht den Menschen fürchten gelernt zu haben. Sie wichen nur vor unsern Tritten wie zahmes Geflügel in einem Wirtschaftshof. Die Sterna stolida war unter den Wasservögeln am häufigsten. Der zutrauliche Vorwitz dieses Vogels hat ihm billig seinen Namen verdient. Es flogen uns in diesem Meerstrich mehrere buchstäblich in die Hände,

und wir schenkten etlichen ihre Freiheit wieder, nachdem wir ihnen Zettel mit Namen des Schiffes und dem Datum um den Hals gebunden hatten.

Eine kleine Eidechse schien auf der Insel Romanzoff der einzige unbeflügelte Gast zu sein. Ein kleiner Schmetterling war gemein und das einzige Insekt, das uns in die Hände fiel.

Die Insel Romanzoff wird von andern Inseln her besucht, welche außer Sicht von derselben liegen. — Der Landungsplatz ist auf der Seite, die dem Winde zugekehrt ist. Von da aus führen glänzend in die scharfen Korallentrümmer getretene Pfade in verschiedenen Richtungen durch die Insel. Wir fanden im Innern ein der Verwesung überlassenes kleines Boot, das aus einem Kokosstamm ausgehöhlt und mit einem Ausleger versehen war. An zwei verschiedenen Stellen standen leichte, zirkelförmige Hütten, die aus wenigen Stäben, groben Matten und Kokosblättern zusammengesetzt waren. Wir fanden in einer derselben ein kammähnliches Gerät von Holz, mit Schnüren von Kokosbast zusammengefügt. Gruben waren zum Ansammeln des Regenwassers gehöhlt. Feuer hatte an verschiedenen Orten über der Erde gebrannt. Backgruben bemerkten wir nicht. Unter dem Winde der Insel schien längs dem Strande ein Platz zum Aufziehen von Leinen eingerichtet zu sein, und in der Nähe dieses Ortes war ein junger Baum mit abgeschnittenen Ästen, woran Kokosnüsse und Blätter und eine Schnur von Kokosbast hingen.

Feste Wohnungen oder Morais waren auf der Insel Romanzoff nicht, und wir fanden keine Merkmale eines neulichen Besuches der Menschen.

Waihu oder die Osterinsel. — Salas y Gomez.

Wir setzten eben nur den Fuß auf den Lavastrand der Osterinsel und schmeicheln uns nicht, die Kenntnis, die man davon hat, beträchtlich erweitern zu können. Wir beziehen uns auf die Berichte unserer Vorgänger und suchen nur den Eindruck, den diese rasche Berührung in uns hinterließ, unserm Leser zu vergegenwärtigen.

Die Osterinsel erhebt sich mit breitgewölbtem Rücken, dreieckig,

die Winkel an pyramidenförmige Berge anlehnend, majestätisch aus den Wellen empor. Es wiederholen sich in ihr im kleinen die ruhig großartigen Linien von O-Waihi. Sie schien uns durchaus mit dem frischesten Grün angetan, die Erde überall und selbst an den steilsten Abhängen der Berge in gradlinige Felder eingeteilt, die sich durch anmutige Farbenabstufungen unterschieden, und deren viele in gelber Blüte standen. Wir staunten diese vulkanische, steinbedeckte, wegen ihres Mangels an Holz und Wasser berüchtigte Erde verwundert an.

Wir glaubten einige der kolossalen Bildsäulen, die so viel Bewunderung erregen, auf der Südostküste mit dem Fernrohr unterschieden zu haben. In Cooksbai auf der Westküste, wo wir die Anker fallen ließen, sind diejenigen dieser Büsten, die den Landungsplatz bezeichneten, und die Lisianskoy noch gesehen hat, nicht mehr vorhanden.

Zwei Kanots (wir sahen im ganzen nur drei auf der Insel) waren uns, jedes mit zwei Mann bemannt, einladend entgegen gekommen, ohne sich jedoch an das Schiff heran zu wagen. Schwimmende hatten unser zum Sondieren ausgesetztes Boot umringt und den Tauschhandel mit ihm eröffnet. Die Untreue eines dieser Handelnden war strenge bestraft worden. Wir ließen, eine Landung zu versuchen, ein zweites Boot in die See. Ein zahlreiches Volk erwartete uns friedlich, freudig, lärmend, ungeduldig, kindergleich und ordnungslos am Ufer. Mit Lapeyrouse zu entscheiden, ob diese Kindermenschen zu bedauern sind, zügelloser zu sein, als andere ihrer Brüder, ist unsers Amtes nicht. Gewiß ist es, daß dieser Umstand den Verkehr mit ihnen erschwert. Wir näherten uns dem Strande. Alles lief, jauchzte und schrie, Friedenszeichen, bedrohliche Steinwürfe und Schüsse, Freundschaftsbezeigungen wurden gewechselt. Endlich wagten sich die Schwimmenden haufenweise an uns heran, der Tauschhandel begann mit ihnen und ward mit Redlichkeit geführt. Alle, mit dem wiederholten Rufe Hóë! Hóë! begehrten Messer oder Eisen gegen die Früchte und Wurzeln und die zierlichen Fischernetze, die sie uns anboten, zum Tausch. Wir traten auf einen Augenblick an das Land.

Diese als so elend geschilderten Menschen schienen uns von schönen Gesichtszügen, von angenehmer und ausdrucksvoller Physiognomie, mit wohlgebildetem, schlankem, gesundem Körperbau, das hohe Alter bei ihnen ohne Gebrechen. Das Auge des Künstlers erfreute sich, eine schönere Natur zu schauen, als ihm die Badeplätze in Europa, seine einzige Schule, darbieten. Die bläulich breitlinige Tatuierung, die den Lauf der Muskel kunstreich begleitet,

macht auf dem bräunlichen Grunde der Haut eine angenehme Wirkung. Es scheint an Bastzeugen kein Mangel zu sein. Weiße oder gelbe Mäntel davon sind allgemein. Frische Laubkränze werden in den bald länger, bald kürzer abgeschnittenen Haaren getragen. Kopfputze aus schwarzen Federn sind seltener; wir bemerkten zierlich anliegende Halsbänder, die vorn mit einer geschliffenen Muschel (Patella) geschmückt waren. Keine unschöne, entstellende Zierraten fielen uns auf. Die bei einigen Greisen durchbohrten und erweiterten Ohrlappen waren zusammengeknüpft, in das Loch wieder durchgezogen und unscheinbar. Die Schneidezähne waren öfters ausgebrochen. Einige junge Leute unterschieden sich durch eine viel hellere Farbe der Haut. Wir sahen nur wenige Weiber, diese mit dunkelrot gefärbten Gesichtern, ohne Reiz und Anmut und, wie es schien, ohne Ansehen unter den Männern. Eine derselben hielt einen Säugling an der Brust. Wir halten uns deshalb zu keinem Schluß über das Zahlenverhältnis der beiden Geschlechter berechtigt.

Wenn wir die Berichte von Cook, Lapeyrouse, Lisianskoy und unsere eigenen Erfahrungen vergleichen, drängt sich uns die Vermutung auf, daß sich die Bevölkerung der Osterinsel vermehrt und der Zustand der Insulaner gebessert hat. Ob aber die wohltätigen Absichten des menschenfreundlichen Ludwig XVI., der diesem Volke unsere Haustiere, nutzbaren Gewächse und Fruchtbäume durch Lapeyrouse überbringen ließ, erreicht worden, konnten wir nicht erfahren, und wir müssen es bezweifeln; wir sahen nur die in Cook aufgezählten Produkte, Bananen, Zuckerrohr, Wurzeln und sehr kleine Hühner.

Als wir am Abend die Anker lichteten, ruhten befruchtende Wolken auf den Höhen der Insel.

Wir haben die vermutliche Veranlassung des zweifelhaften Empfanges, den man uns auf der Osterinsel gemacht, seither erfahren und über uns selbst zu erröten Ursache gehabt, wir, die wir diese Menschen Wilde nennen.

Die Insel Salas y Gomez ist eine bloße Klippe, die nackt und niedrig aus den Wellen hervortaucht; sie erhebt sich sattelförmig gegen beide Enden, wo die Gebirgsart an dem Tage liegt, indem die Mitte anscheinlich mit Geschieben überstreut ist. Sie gehört nicht zu den Korallenriffen, die nur weiter im Westen vorzukommen beginnen. Vermuten lassen sich Zusammenhang und gleiche Natur mit dem hohen vulkanischen Lande der nahegelegenen Osterinsel. Noch sind keine Anfänge einer künftigen Vegetation darauf bemerk-

bar. Sie dient unzähligen Wasservögeln zum Aufenthalt, die solche kahle Felsen begrünten, obgleich unbewohnten Inseln vorzuziehen scheinen, da mit den Pflanzen sich die Insekten auch einstellen und die Ameisen, die besonders ihre Brut gefährden.

Die Seevögel, nach unserer unmaßgeblichen Erfahrung, werden am häufigsten über dem Winde der Inseln, wo sie nisten, angetroffen. — Man sieht sie am Morgen sich gegen den Wind vom Lande entfernen und am Abend mit dem Winde dem Lande zufliegen. Auch schien Kadu den Flug der Vögel am Abend zu beobachten.

Man soll bei Salas y Gomez Trümmer eines gescheiterten Schiffes wahrgenommen haben; wir spähten umsonst nach denselben. Man schaudert, sich den möglichen Fall vorzustellen, daß ein menschliches Wesen lebend darauf verschlagen werden konnte; denn die Eier der Wasservögel möchten sein verlassenes Dasein zwischen Meer und Himmel auf diesem kahlen sonnengebrannten Steingestell nur allzusehr zu verlängern hingereicht haben.

Die Sandwichinseln. — Die Johnstoneinseln.

O-Waihi steigt in großartig ruhigen Linien majestätisch aus den Wellen empor und gestaltet sich mit enormer Masse zu drei verschiedenen Berggipfeln, von denen auf zweien der Schnee mehrere Monate im Jahre liegt.

Wir haben beidemal die Sandwichinseln im Spätjahr besucht und auf den Höhen von O-Waihi keinen Schnee gesehen.*)

Mauna-roa, der große Berg, La Mesa, die Tafel der Spanier,**) erhebt sich breit gewölbt südlich im Innern der Insel und überragt die andern, die sich ihm anschließen. Mauna-kea, der kleine Berg, der nächste nach Mauna-roa, nimmt mit zackigen Zinnen den Norden ein. Der dritte, Mauna-Wororay, ein vulkanischer Pik, befindet sich auf der Westküste. Sein Krater ist in Vancouvers Atlas

*) Im November 1816 und im September 1817.

**) O-Waihi und die Sandwichinseln, La Mesa oder La Mira und Los Monges der alten spanischen Karten (San Francisco von Anſons Karte möchte ebenfalls O-Waihi sein) mußten oft von den Galleonen auf der Fahrt von Acapulco nach Manila gesehen werden. Es ist zu bemerken, daß Herr Marini in den Volkssagen von O-Waihi keine Erinnerung früheren Verkehrs mit Europäern auffinden konnte.

abgebildet. Auf seinen nackten Abhängen erschimmern Lavaströme, deren letzten er durch einen Seitenausbruch im Jahr 1801 nach dem Meere ergossen hat.[A] Das Dorf Powarua ist am Strande auf dieser schlackenartigen Lava erbaut. Der Mauna-Puoray, der die Nordwestspitze der Insel bildet, schließt sich als ein geringerer Hügel den Grundfesten von Mauna-kea an.

Die Höhen von O-Waihi erscheinen meist klar und rein während der Nacht und am Morgen; der Wasserdunst schlägt sich gegen Mittag an denselben nieder; die Wolken, die sich erzeugen, ruhen am Abend in dichtem Lager verhüllend über der Insel und lösen sich gegen Mitternacht wieder auf.

Wo wir uns O-Waihi genähert haben, die Nordwestspitze umsegelnd und längs der Westküste bis an den südlichen Fuß des Wororay bei Titatua, erscheinen die Abhänge kahl und sonnengebrannt. Etliche Gegenden gehören dem Feldbau an, die meisten überzieht ein fahler Graswuchs. Hoch unter den Wolken fängt erst die Region der Wälder an, und das Auge erreicht kaum die nackten Kronen des Riesenbaues. Der Strand bietet eine ununterbrochene Reihe von Ansiedelungen dar, die, wie man nach Süden fortschreitet, reicher umgrünt und von häufigeren Kokospalmen untermischt sich zeigen.

In der vulkanischen Gebirgskette der Sandwichinseln scheint allein noch der Wororay auf O-Waihi wirksam zu sein. Heiße Quellen befinden sich im Gebiete Kochala bei dem Wohnsitze des Herrn Jung an der Küste südlich von Puroray. — Die Kette läuft von der Nordwestspitze von O-Waihi über die Inseln Mauwi, Marotoi und O-Wahu nach West-Nord-West. Der östlichere Berg auf Mauwi gibt an Höhe dem Wororay, dessen großartige Formen er wiederholt, nur wenig nach. Der westlichere ist niedriger, und sein Gipfel scheint in zwei verschiedene Spalten von Nord in Süd tief eingerissen zu sein.

Die großgezeichneten Berglinien senken sich auf Morotoi noch niedriger bis zu der ganz flachen westlichen Spitze dieser Insel. Das Gebirge erhebt sich wiederum auf O-Wahu (Waohoo der Engländer), wo es bei einem ganz verschiedenen Charakter kaum ein Vierteil der Höhe von O-Waihi erreicht. Zwei ungleiche Berggruppen erheben sich auf der Insel O-Wahu. Die östliche niedrige hat einen größeren Umfang als die westliche, welche die höheren Gipfel enthält. Das Gebirge, von reich bewässerten, schön begrünten Tälern tief durchfurcht, erhebt zackige Gipfel in unruhigen Linien. Tiefer als in O-Waihi senken sich die Wälder auf ihren Abhängen zu den sonnen-

A) Im Jahre 1774 nach Choris, Voyage pittoresque. Isle Sandwich, p. 2.

verbrannten Ebenen, welche die Insel meist umsäumen und einst Korallenriffe waren, die das Meer bedeckte; und Korallenriffe erstrecken sich vor diesen Ebenen weit in das Meer. Eine Furche im Riff am Ausflusse eines Stromes angesammelter Berggewässer bildet am südlichen Fuß der östlichen Bergmasse den sichern Hafen von Hana-ruru, von welchem Orte aus sich unsere Exkursionen in verschiedenen Richtungen durch beide Teile der Insel erstreckten.

Der nächste niedrige Hügel hinter Hana-ruru ist ein alter Vulkankrater, dessen verschütteter Mund wie die äußeren Abhänge mit dichtem Grase bewachsen ist. Ein anderer ähnlicher, aber größerer und höherer Krater begrenzt als ein meerbespültes Vorgebirge die Aussicht nach Osten. Angebliche Diamanten, die ein Europäer in dieser Gegend gefunden haben soll, haben den Tabu veranlaßt, mit dem dieser Berg belegt worden ist. Man hat uns als solche gemeine Quarzkristalle gezeigt.

Das Gebirge erhebt sich hinter diesen nackten Vorhügeln schön begrünt in ungleichen Stufen zu seinem höchsten Rücken, welcher längs der nördlichen Küste läuft. Täler und Schluchten führen zu den Pässen, die es zwischen seinen Gipfeln durchkreuzen. Das Tal Nuanu hinter Hana-ruru ist unter allen das weiteste und anmutigste. Jenseits gegen Norden oder Nordosten bietet das Gebirge einen steilen Absturz, den man nur barfuß auf schwindligen Pfaden und Felsenstiegen erklimmen kann.

Niedere Hügel, von sonnenverbrannten Savannen überzogen, vereinigen die beiden Bergmassen der Insel. Südlich dieser Hügel schlängelt sich mehrfach verzweigt bis an deren Fuß der Einlaß des Meeres, den die Engländer Pearl river nennen, durch eine weite Ebene, die ein meerverlassenes Korallenriff ist, dessen Oberfläche gegen zehn Fuß über den jetzigen Wasserspiegel erhaben sein mag.

Dieser Fjord scheint den schönsten Hafen darzubieten, doch soll eine Bank den Schiffen den Eingang versperren. Er nimmt nur vom östlichen Gebirge Wasserströme auf.

Das westliche höhere Gebirge, dessen Rücken nach dem Innern der Insel gekehrt ist, ergießt seine Gewässer in die Täler, die es gegen Westen zwischen etliche Arme einschließt. Die Pässe zwischen den Gipfeln sind hoch und steil und nur auf gefährlichen Pfaden zu erklettern. Die Üppigkeit der Vegetation, die in der Höhe von etwa dreihundert Toisen, zu welcher wir gestiegen, unverändert erscheint, entzieht meist dem Auge des Geognosten den Gegenstand seiner Forschung, und die Gebirgsart kommt selten an den Tag.

Wir haben in beiden Teilen der Insel nur Mandelstein und

Tonporphyr beobachtet; schwarze Stellen, die wir von der See aus am östlichen Abhang und Fuße des größern alten Kraters bemerkten, schienen uns eine Lava zu sein.

Um die Gipfel der Berge sammeln sich die Wolken an, und Regen fällt häufig im Innern der Insel, während eine brennende Sonne den Strand versengt.

Die Temperatur verändert sich merklich, sobald man nur von den äußeren Ebenen in die Bergtäler tritt.

Wir besaßen bereits drei voneinander sehr abweichende ungefähre Messungen der Höhe von Mauna-roa, nach King, Marchand und Horner. Die genauere Messung von Herrn von Kotzebue stimmt bis auf sechs Toisen mit dem Mittleren der drei früheren überein, und seine trigonometrische Arbeit über die übrigen Gipfel der Sandwichinseln bietet eine interessante Reihe dar.[A]

Die Kürze der Frist, die uns beidemal bestimmt war, erlaubte uns nur mit Betrübnis zu den Bergen von O-Waihi zu schauen, die uns zu verdienen schienen der Zweck einer eigenen Reise nach den Sandwichinseln zu sein. Wir mußten am Ziele selbst darauf Verzicht tun.

Mauna-roa von Titatua aus zu besteigen, erfordert eine Reise von mindestens zwei Wochen (man vergleiche Vancouver), und wenn wir zu Titatua und zu Powarua am Fuße selbst des Wororay dessen Gipfel in kurzer Frist zu ersteigen hoffen durften, blieb uns die Reise zum Schiff nach Hana-ruru in einem Doppelkanot der Eingebornen unzuverlässig, da sich auf keinen Fall über ein solches Fahrzeug gebieten läßt, häufige Tabu die Schiffahrt hemmen, und die Überfahrt von O-Waihi nach Mauwi und von Morotoi nach O-Wahu von den Winden erschwert und lange verzögert werden kann. Was Archibald Menzies, der gelehrte Gefährte von Vancouver, in verschiedenen Reisen auf den Höhen von O-Waihi und Mauwi an Pflanzen gesammelt hat, ist mit so vielen andern Schätzen im Herbario Banks' noch vergraben, und obgleich der ehrwürdige Senior der Naturforscher sein Gazophylacium mit gleich unbeschränkter Gastfreiheit allen Gelehrten offen hält, hat keiner noch übernommen, uns mit der alpinischen Flora von O-Waihi bekannt zu machen.

A) Auf O-Waihi Mauna-roa . . . . . 2482,4 Toisen.
Mauna-kea . . . . . 2180,1 „
Mauna-Wororay . . . . . 1687,1 „
Mauna-Puoray (mündl. mitgeteilt) . . . . . 817,3 „
Der östliche höhere Gipfel von Mauwi . . . . . 1669,1 „
Auf O-Wahu der höchste Gipfel im N. W. . . . . 631,2 „
der höchste Gipfel im S. O. . . . . 529,0 „
(Kotzebues Reise, II. S. 21 und 22.)

Die Flora von O-Wahu hat mit der des nächsten Kontinents, der Küste von Kalifornien, nichts gemein. Die blätterlose Form der Akazien, die Gattungen Metrosideros, Pandanus, Santalum, Aleurites, Dracaena, Amomum, Curcuma, Tacca drücken ihr das Siegel ihres Ursprungs und ihrer natürlichen Verwandtschaft auf. Vorherrschend sind die Familien der Rubiaceen, Contorten und Urticeen, aus welcher letzten viele verschiedene wildwachsende Arten zur Verfertigung verschiedenartiger Bastzeuge benutzt werden.*) Etliche baumartige milchige Lobeliaceen zeichnen sich aus. — Der äußere Saum der Insel bringt nur wenige Arten Gräser und Kräuter hervor. Im Innern ist die Flora reich, ohne jedoch an üppiger Fülle der brasilianischen Natur vergleichbar zu sein. Nur niedrige Bäume steigen hinab zu Tal; unter ihnen die Aleurites triloba, die mit weißlichem Laube sich auszeichnende Gebüsche um den Fuß und an dem Abhange der Berge bildet. Man findet hie und da in den hohen Bergschluchten wundervolle Bananenhaine, die, Stamm an Stamm gepreßt, eine dunkle Nacht unter ihren großen ausgebreiteten Blättern hegen. Diese Pflanze, die, am Strande kultiviert, kaum fünf Fuß hoch wird, erreicht an solchen Orten eine dreifache Höhe. — Die Akazie, aus deren Stamm die großen Kanots der Eingebornen ausgehöhlt werden, erreicht nur im hohen Gebirge die dazu erforderliche Größe, und es findet sich auch nur da der Sandelbaum, dessen in China so sehr gepriesenes Holz dem Beherrscher dieser Inseln zu Schätzen verhilft, während das bedrückte Volk, welches dasselbe einsammeln muß, seinen Feldbau und seinen Künsten entzogen, verarmt.

Die Tarowurzel (Arum esculentum), zu einem zähen Brei, nachdem sie gekocht worden, gestampft, macht die Hauptnahrung des Volkes aus. Am fruchtreichsten unter den Sandwichinseln ist O-Wahu, von der O-Waihi einen Teil seines Bedarfs an Taro bezieht. Die Kultur der Täler hinter Hana-ruru ist bewundernswürdig. Kunstvolle Bewässerungen unterhalten selbst auf den Hügeln Taropflanzungen, die zugleich Fischweiher sind, und allerlei nutzbare Pflanzungen werden auf den sie scheidenden Dämmen angebaut. Viele eingeführte Pflanzen werden nun neben den ursprünglich einheimischen angebaut; aber das Volk, welches seiner alten Lebensweise anhängt, macht von wenigen Gebrauch. Unter diese ist hauptsächlich der Tabak zu rechnen, dessen Genuß sich anzueignen alle Völker der Erde sich gleich bereitwillig erwiesen haben. Die Wassermelone, die

*) Der Papiermaulbeerbaum (Broussonetia papyrifera) wird auf den Sandwichinseln wie auf den meisten Inseln der Südsee zur Verfertigung von Zeugen angebaut. Man irrt aber, zu glauben, daß nur aus dessen Rinde Zeuge gemacht werden.

Melone und das Obst überhaupt haben nächst dem Tabak die willigste Aufnahme gefunden. Außer dem verderblichen Kava werden gegorne Getränke aus der Tearoot (Dracaena terminalis) bereitet, aber das Zuckerrohr wird dazu noch nicht benutzt.

Der Betriebsamkeit des Herrn Marini als Landwirt haben die Sandwichinseln im allgemeinen und O-Wahu, sein jetziger Aufenthalt, insbesondere vieles zu verdanken. Er hat unsere Tier- und Pflanzenarten unermüdlich eingeführt und vermehrt. Er besitzt bei Hana-ruru zahlreiche Rinderherden. (Die Ziegen scheinen allgemeiner verbreitet.) Er besitzt Pferde und wird Esel und Maultiere, die in diesen Gebirgen nützlicher sind, vermehren. Viele ausländische Bäume und Gewächse werden in seinen Pflanzungen gehegt. Etliche, die er eingeführt, werden bereits überall verwildert gefunden, z. B. die Portulacca oleracea. (Der einheimischen Flora gehören nur zwei andere Arten derselben Gattung an.) Er hat jüngst den Reis nach mehreren vergeblichen Versuchen aus chinesischem Samen aufgehen sehen. Er hat Weinberge von beträchtlichem Umfange angelegt, und die Traube gedeiht zum besten; aber er ist in der Kunst, den Wein zu keltern, noch ungeübt. Wir haben auf unserer Reise vielfach in Erfahrung gebracht, daß überall die Kunst, die vorhandenen Produkte zu benutzen, dringenderes Bedürfnis sei als die Einführung neuer Erzeugnisse, und ergreifen diese Gelegenheit, menschenfreundlichen Reisenden einen nützlichen Fingerzeig zu geben. Es bedarf nur etlicher Bücher zum Unterricht.

Die einzigen ursprünglich wilden Säugetiere der Sandwichinseln sind eine kleine Fledermaus und die Ratte. Dieser hat sich nun unsere Hausmaus zugesellt, wie sich auch der Floh, Blattaarten und andere schädliche Parasiten eingefunden haben. Die Rinder sind nun im Innern von O-Waihi verwildert, wo der König zuweilen welche für seinen Tisch erlegen läßt. Wir bemerkten unter den Landvögeln die Nectarinia coccinea, deren geschätzte Federn einen Teil des Tributs ausmachen. Das Meer ist reich an Fischen, deren viele mit einer außerordentlichen Farbenpracht begabt sind. Sie gehören zu den Lieblingsspeisen der Eingebornen, welche verschiedene Arten in den Taropflanzungen und in Fischweihern erziehen, die auf den Riffen längs dem Strande durch Mauergehege gebildet sind.

Unter den Krebsen zeichnen sich schöne Squilla- und Palinurusarten aus, unter den Muscheln die kleine Perlmuttermuschel, welche nur im Pearl river gefischt wird und aus der kleine Perlen von geringem Wert gewonnen werden.

Den reichsten und interessantesten Teil der Fauna möchten die Seewürmer und Zoophyten ausmachen. Es scheinen hier im allge-

meinen andere Arten als auf Radack vorzukommen. Das fortschreitende Wachstum der Riffe selbst scheint den Eingebornen nicht entgangen zu sein. Man erzählte uns, daß einmal die Menschen, welche auf Geheiß des Königs eine Mauer aufführten, wozu sie die Steine aus dem Meere holen mußten, bei der Arbeit geäußert, es würde solche von selbst nachwachsen und sich vergrößern.

Wir besitzen über die Sandwichinseln nur noch die Berichte flüchtiger Reisenden, welche uns in ihrer Treue nur Bilder vorführen, wo wir gründlichere Erkenntnis erwarten und zu begehren immer mehr gereizt werden. Cook entdeckte diese Inseln, und ein unglücklich begonnener Streit ließ ihn unter den starken und kriegerischen O-Waihiern sein schönes Leben beschließen. Sie hatten ihn wie einen Gott verehrt, sie verehren noch sein Andenken mit frommem Sinn. Der Handel folgte den Spuren von Cook nach der Nordwestküste von Amerika; und die Sandwichinseln, die den dahin fahrenden Schiffen alle Arten Erfrischungen darboten, erhielten sofort die Wichtigkeit, die ihnen ihr Entdecker beigelegt. Wir werden mit Vancouver einheimisch auf denselben. Ein großer Mann, den wir schon bei Cook als Jüngling kennen gelernt, hatte auf O-Waihi die Zügel der Macht ergriffen und strebte nach der Alleinherrschaft der gesamten Gruppe. Tameiameia versicherte sich des Schutzes von Großbritannien, indem er in die Hände seines Freundes Vancouver selbständig, freiwillig und feierlich dem König Georg huldigte. Spätere Reisende bis auf Lisianskoy, von den auf den Sandwichinseln angesiedelten Europäern unterrichtet, erweitern unsere Kenntnis derselben und berichten uns den Verlauf der Geschichte. Unsere gewinnsüchtigen Abenteurer schüren geschäftig den Krieg, um die Waffen, womit sie bezahlen, in Preis zu erhalten. Tameiameia vollführt die Eroberung aller Inseln, und der König von Atuai (der im Westen abgesonderten Gruppe) eilet, sich freiwillig dem zu unterwerfen, dem er nicht widerstehen kann. Er wird zwar zur Empörung unter der Flagge der russisch-amerikanischen Kompanie verleitet, aber er sühnt sogleich sein Vergehen und huldigt seinem Lehnsherrn aufs neue (1817).

Tameiameia, durch die Lage seines Reiches und das Sandelholz, das es hervorbringt, begünstigt, hat erstaunliche Reichtümer gesammelt. Er kauft mit barem Gelde Geschütz und Schiffe, baut selbst kleinere Schiffe, die, wenn er das Kupfer, sie zu beschlagen, erspart, auf das Land gezogen, unter Schuppen zu Titatua, Karakakoa und andern Orten der Insel O-Waihi verwahrt werden. Er schickt seine Schiffe aus, halb von Eingebornen, halb von Europäern bemannt, und versucht, was ihm noch nicht geglückt, seiner Flagge

Eingang in Kanton zu verschaffen. Er wählt mit großer Menschenkenntnis unter den Europäern, die sich seinem Dienste anbieten; aber er ist gegen die, die er braucht, mit Löhnen und Gehalten freigebig; er ist großgesinnt und bleibt bei der Belehrung, die er von den Fremden annimmt, dem Geiste seines Volkes und den väterlichen Sitten getreu.

Aber nach dem Tode des alten Helden wird sein durch Gewalt gegründetes und zusammengehaltenes Reich, dessen Teilung bereits entschieden und vorbereitet ist, in sich zerfallen.

Kareimoku, sonst Naja genannt (Bill Pitt der Engländer), aus dem königlichen Geblüt aus Mauwi entsprossen, ward nach der Eroberung der Insel, noch ein Knabe, von Tameiameia verschont, liebreich behandelt und auferzogen. Er hat ihm Liebe, Güter, Macht geschenkt, ihn zu einer Größe erhoben, die kaum der eignen weicht. Er hat das Recht, über Leben und Tod zu sprechen, in seine Hände niedergelegt. Er hat ihn stets treu befunden. Kareimoku, Statthalter von O-Wahu und Herr der Festung von Hana-ruru auf dieser letzteren, ihres Hafens wegen wichtigsten der Inseln, ist, dieselbe an sich zu reißen, gerüstet und kauft für eigene Rechnung Geschütz und Schiffe. Mit ihm ist einverstanden und in enger Freundschaft verbunden Teimotu, der, aus dem Königsstamm von O-Waihi und ein Bruder der Königin Kuhumanu, die Insel Mauwi zu seinem Anteil erhält. Der König von Atuai wird unabhängig sein angebornes Reich behaupten. Und der natürliche Reichserbe, der schwache, geistlose Liolio (Prince of Wales der Engländer), Enkel des letzten Königs von O-Waihi, Sohn von Tameiameia und der hohen Königin Kahumanu, vor dem sein Vater nur entblößt erscheinen darf, wird auf die Erbinsel O-Waihi beschränkt. Kein Ausländer, so viel ihrer auch unter den mächtigsten Häuptlingen und Reichsvasallen gezählt werden, kann über die Eingebornen zu herrschen irgend einen Anspruch machen.

Bei diesen bevorstehenden Staatsumwälzungen werden die Sandwichinseln bleiben, was sie sind: der Freihafen und Stapelplatz aller Seefahrer dieser Meere. Sollte es irgend eine fremde Macht gelüsten, unsinnig Besitz von denselben zu nehmen, so würde es, die Unternehmung zu vereiteln, nicht der eifersüchtigen Wachsamkeit der Amerikaner bedürfen, welche sich den Handel dieser Meere fast ausschließlich angeeignet, und nicht des sichern Schutzes Englands. Die Eroberung könnte zwar gelingen. Das Fort im Hintergrunde des Hafens von Hana-ruru, welches Herr Jung ohne Sachkenntnis angelegt, ein bloßes Viereck von trocknem Mauerwerk, ohne Basteien oder Türme und ohne Graben, entspricht nicht der doppelten Absicht

des Herrschers, sich gegen äußern Angriff und innern Feind zu verwahren. Das Fort müßte, wo es steht, regelmäßig erbaut sein, und es sollte eine Batterie auf dem äußersten Rande des Riffes den Eingang des Hafens verteidigen. Bei dem Vorrat an Geschütz und Waffen sind die Eingebornen im Artilleriedienst wie in unserer Kriegskunst noch unerfahren. Ein erster Überfall könnte entschieden zu haben scheinen; aber die Sieger hätten nur die Erde zu ihrem eigenen Grabe erobert. Dieses Volk unterwirft sich Fremden nicht, und es ist zu stark, zu zahlreich und zu waffenfreudig, um schnell wie die Eingebornen der Marianeninseln ausgerottet zu werden.

Dieses ist die geschichtliche Lage der Sandwichinseln. Was im Missionary register für 1818, Seite 52, behauptet wird, daß ein Sohn von Tamori, König von Atuai, welcher jetzt in der Schule der auswärtigen Missionen zu Cornwall (Connecticut, Nordamerika) nebst andern O-Waihiern erzogen wird, der natürliche Erbe aller Sandwichinseln sei, verrät eine unbegreifliche Unkunde.

Noch sind keine Missionare auf die Sandwichinseln gekommen, und wahrlich, sie hätten auch bei diesem sinnlichen Volke wenig Frucht sich zu versprechen. Das Christentum kann auf den Inseln des östlichen Polynesiens nur auf dem Umsturz alles Bestehenden sich begründen. Wir bezweifeln die Ereignisse auf O-Taheiti nicht, aber wir begreifen sie auch nicht, und Herr Marini, der diese Insel früher besucht, berichtete uns, was uns sehr anschaulich war, daß die Eingebornen meist nur die Missionare besuchten, aus Lust, sich nachher an der Nachahmung ihrer Bräuche zu ergötzen.

Wir verdanken den Mitteilungen von William Mariner und dem rühmlichen Fleiß des D. John Martin den schätzbaren Beitrag zur Kenntnis Polynesiens in dem befriedigenden Account of the Natives of the Tonga Islands. London 1818. Dieses wichtige Werk war zur Zeit unserer Reise nicht vorhanden, und desto dringender das Bedürfnis eines ähnlichen über die O-Waihier. Die Begierde sowohl, die Sagen und die Geschichte, die gemeine und liturgische Sprache, die Religion und Bräuche, die gesellige Ordnung und den Geist dieses Volkes gründlich zu studieren, als die Sehnsucht, auf den Höhen von O-Waihi, der Geschichte der Pflanzen und ihrer Wanderungen nachzuforschen, veranlaßten bei unserem ersten Besuch auf den Sandwichinseln den Naturforscher der Expedition, sich zu erbieten, auf denselben bis zur Rückkehr des Rurik dahin zu verweilen. Diese Idee, die ohnehin die obwaltenden politischen Verhältnisse vereitelt hätten, ward mit den Zwecken der Expedition unvereinbar gefunden. Es ist unter dem großgesinnten Tameiameia und mit Beihilfe der in seinem Reiche angesiedelten

Europäer, deren Erfahrung und Wissen dem gelehrten Forscher zu großem Vorsprung gereichen würde, jetzt an der Zeit, dieses Werk zu unternehmen und, was die O-Waihier noch von sich selber wissen, der Schrift anzuvertrauen; denn wo Monumente und Schrift fehlen, verändern sich unter fremder Einwirkung die Sprachen, die Sagen verschallen, die Sitten gleichen sich aus, und der Europäer wird einst auf den Sandwichinseln nur anerzogene Europäer finden, die ihrer Herkunft und Väter vergessen haben.

Herr Marini scheint unter allen dort ansässigen Europäern die umfassendste Kenntnis des Volkes von O-Waihi zu besitzen. Er hat es in vielfacher Beziehung studiert und seine Erfahrungen auf andern Inseln der Südsee, von O-Taheiti bis auf den Pelewinseln, zu vergleichen und zu bereichern auf verschiedenen Reisen Gelegenheit gehabt. Herr Marini hatte geschrieben; wir bedauern mit ihm den Verlust seiner Manuskripte. Er hatte uns bei unserm ersten Aufenthalt zu Hana-ruru versprochen, etliche Fragen, die wir ihm vorgelegt, schriftlich zu beantworten und uns bei unserer Rückkehr seine Aufsätze zu überreichen. Aber wir wurden in der Hoffnung, zu der er uns berechtigte, getäuscht. Er hatte die Zeit zu dieser Arbeit nicht erübrigt, nnd er war während unseres zweiten Aufenthaltes für die im Hafen liegenden Schiffe dergestalt beschäftigt, daß wir kaum in flüchtigen Momenten seines lehrreichen Gespräches genießen konnten.

Heer Marini bedauerte den neulich erfolgten Tod eines Greises von O-Wahu, welcher in den alten Sagen seines Volkes besonders bewandert war, und mit dem bereits ein Teil der überlieferten Geschichte verklungen sein mag. Die alten Sagen werden sehr verschieden erzählt. Es hat eine Flut gegeben, bei welcher bloß der Gipfel von Mauna-roa aus den Wellen hervorgeragt hat. Die Menschen haben sich auf denselben gerettet. Es hat noch vor dieser Flut eine andere Weltumwälzung gegeben, bei welcher die Erde vierzig Tage lang verdunkelt gewesen ist.

Es sind ehemals Fremde, ihr Name wird genannt, auf einem Boot auf den Sandwichinseln angelangt. Herr Marini hat eine Sage auf O-Taheiti vernommen, nach welcher Seefahrer dieser Insel, die zur See verloren gegangen, eben die sind, die auf die Sandwichinseln verschlagen worden.

Die Verhältnisse einer geselligen Ordnung, die auf keinem geschriebenen Rechte und Gesetze, sondern mächtiger als die Gewalt auf Glauben und Herkommen beruhen, sind verschiedentlich angesehen und gedeutet zu werden fähig. Herr Marini nimmt im Volke von O-Waihi vier Kasten an: de Sangre real, die Fürsten; de

hidalguia, der Adel; de Gente media, der Mittelstand (der bei weitem die Mehrzahl der Bevölkerung ausmacht), und de baxa plebe, das niedere Volk, ein verachtetes Geschlecht, welches nicht zahlreich ist. Sonst war jeder Weiße gleich dem Adel geachtet, jetzt hängt sein Verhältnis von seiner Persönlichkeit ab.

Man könnte das Wort Hieri, jeri, erih, ariki oder hariki (Chief, Chef, Häuptling) am besten durch Herr übersetzen. Der König ist Hieri ei Moku, der Herr der Insel oder Inseln. Jeder mächtige Fürst oder Häuptling ist Hieri nue, Großer Herr, und so werden ohne Unterschied Tameiameia, Kareimoku, Haul-Hanna (Herr Jung) u. a. genannt.

Dem Herrn der Insel gehört das Land, die Herren besitzen die Erde nur als Lehen; die Lehen sind erblich, aber unveräußerlich, sie fallen dem Könige wieder zu. Mächtige Herren mögen wohl sich empören und, was sie besitzen, verteidigen. Das Recht des Stärkeren macht den Herrn der Insel aus. Die großen Herren führen unter sich ihre Fehden mit den Waffen. Diese kleinen Kriege, die ehemals häufig waren, scheinen seit 1798 aufgehört zu haben. Der Herr führt im Kriege seine Mannen an, kein Unedler kann ein Lehen besitzen und Mannen anführen. Er kann nur Verwalter des Gutes sein. Welche die Erde bauen, sind Pächter oder Bauern der Lehnbesitzer oder unmittelbar des Königs. Von aller Erde wird dem Könige Tribut bezahlt. Über die verschiedenen Inseln und Gebiete sind vornehme Häuptlinge als Statthalter gesetzt. Das Volk steht fast in der Willkür der Herren, aber Sklaven oder Leibeigene (glebae adscripti) gibt es nicht. Der Bauer und der Knecht ziehen und wandern, wie es ihnen gefällt. Der Mann ist frei; getötet kann er werden, nicht aber verkauft und nicht gehalten. Herren oder Adelige ohne Land dienen Mächtigeren. Der Herr der Insel unterhält ihrer viele, und seine Ruderer sind ausschließlich aus dieser Kaste. Es versteht sich, daß die Kasten dergestalt geschieden sind, daß kein Übergang aus der einen in die andere möglich ist. Ein Adel, der gegeben und genommen werden kann, ist keiner. Das Weib wird nicht des Standes ihres Mannes teilhaftig. Der Stand der Kinder wird nach gewissen, sehr bestimmten Gesetzen, vorzüglich durch den der Mutter, aber auch durch den des Vaters bestimmt. Eine Edle, die einen Mann aus dem niedern Volk heiratet, verliert ihren Stand erst dadurch, daß sie ihm Kinder gebiert, in welchem Falle sie mit ihren Kindern in die Kaste ihres Mannes übergeht. Nicht die Erstgeburt, sondern bei Vielweiberei die edlere Geburt von Mutterseite bestimmt das Erbrecht. Die Ungleichheit des Adels und der verschiedene Grad des Tabu oder der

Weihe, die jedem vornehmeren Häuptling nach seiner Geburt und unangesehen seiner Macht zukommt, sind uns nicht hinlänglich erklärt. Der Vorgänger Tameiameias auf O-Waihi war dergestalt Tabu, daß er nicht bei Tag gesehen werden durfte. Er zeigte sich nur in der Nacht; wer ihn bei Tagesschein zufällig nur erblickt hätte, hätte sofort sterben müssen: ein heiliges Gebot, dessen Vollstreckung nichts zu hemmen vermag. Die menschlichen Opfer, die herkömmlich beim Tode der Könige, Fürsten und vornehmen Häuptlinge geschlachtet und mit deren Leichen bestattet werden sollen, sind aus der niedrigsten Kaste. In gewissen Familien dieser Kaste erbt nach bestimmten Gesetzen das Schicksal, mit den verschiedenen Gliedern dieser oder jener vornehmen Familien zu sterben, so daß von der Geburt an verhängt ist, bei wessen Tode einer geopfert werden soll. Die Schlachtopfer wissen ihre Bestimmung, und ihr Los scheint nichts Abschreckendes für sie zu haben. Der fortschreitende Zeitgeist hat diese Sitte bereits antiquiert, welcher kaum noch bei dem Tode des allerheiligsten Hauptes nachgelebt werden dürfte. — Als nach dem Ableben der Mutter von Kahumanu sich drei Schlachtopfer von selbst meldeten, ihr Verhängnis zu erfüllen, ließ Kareimoku solches nicht geschehen, und es floß kein menschliches Blut. Wohl finden noch Menschenopfer statt, die man aber mit Unrecht den O-Waihiern vorwerfen würde. Sie opfern die Verbrecher ihren Göttern, opfern wir sie doch in Europa der Gerechtigkeit. Jedes Land hat seine Sitten. Was waren unter Christen die Autodafés, und seit wann haben sie aufgehört? Die Sitte übrigens, Menschenfleisch zu essen, hat lange vor Cooks Tode aufgehört. Die letzten geschichtlichen Spuren davon lassen sich auf der Insel O-Wahu nachweisen.

Jeder vornehme Häuptling hat seine eigenen Götter (Akua), deren Idole in allen seinen Morais wiederholt sind. Andere haben andere. Der Kultus dieser Idole scheint mehr vornehmer Prunk als Religion zu sein. Das Volk muß dieser Bilder entbehren und macht verschiedene Kreaturen, Vögel, Hühner u. a. m., zum Gegenstande seines Kultus. Vielgestaltig ist auf den Sandwichinseln der Aberglaube. Wir wohnten als Gast Kareimokus der Feier eines Tabu pori bei, die von einem Sonnenuntergang bis nach dem Sonnenaufgang des dritten Tages währt. Man weiß die Art Heiligkeit, die, wer Anteil an diesem Verkehr mit den Göttern nimmt, während der Zeit seiner Dauer bekommt. Sollte er ein Weib nur zufälligerweise berühren, so müßte es sofort getötet werden. Sollte er ein Weiberhaus betreten, so müßte es sofort die Flamme verzehren. Wir erwarteten bei diesen Gebeten und Opfern einigen

Ernst; uns befremdete die profane Stimmung, die herrschend war, der unehrbare Scherz, der mit den Bildern getrieben wurde, und die Schwänke, in die man uns während der heiligen Handlungen zu ziehen sich ergötzte. Kinder spielen mit frömmerem Sinn mit ihren Puppen.

Alle hemmende Gesetze des Tabu*) bestehen übrigens in ungebrochner Kraft. Wir sahen selbst um unser Schiff die Leiche eines Weibes schwimmen, die, weil sie in der Trunkenheit das Speisehaus ihres Mannes betreten, getötet worden war. Es sollen jedoch die Weiber, wo sie unbelauscht sich wissen, die häufigen sie betreffenden Verbote zu übertreten keinen Anstand nehmen. Der Verkehr mit den Europäern hat bis jetzt auf die gesellige Ordnung, die Art und Weise dieses Volkes äußerlich wenig eingewirkt. Gewiß nur die Laster, die Künste der Verderbtheit, die in diesen kindergleichen Menschen empörend sind, haben wir in ihnen auszubilden beigetragen. Ingens nostratium Lupanar! Turpissimis meretricum artibus, foetidissimis scortorum spurcitiis omnis instructa est femina vel matrona. Omnis abest pudor, aperte avideque obtruditur stuprum, precio flagitato. Aperte quisque maritus uxorem offert, obtrudit solventi.

Ein Vorfall, welcher sich gegen das Jahr 1807 ereignete, wird von dem Gerüchte verschiedentlich erzählt. Wir folgen dem Berichte des Herrn Marini.

Ein Neffe des Königs ward in den Armen der Königin Kahumanu angetroffen. Er selbst entsprang, sein Gewand aber blieb zurück und verriet ihn. Er ward ungefähr drei Tage nach der Tat von den Großen des Reiches ergriffen und stranguliert. Ein Soldat der Wache meldete dem Könige zugleich die Strafe und das Verbrechen. Es war so in der Ordnung. Tameiameia bedauerte den armen Jüngling und weinte Tränen um ihn.

Wir haben die O-Waihier in Vergleich mit unsern Freunden von Radack eigennützig, unzierlich und unreinlich gefunden. Sie haben im Verkehr mit Fremden, von denen sie Vorteil ziehen wollen, die

*) Man kennt sie aus den Reisebeschreibungen (Cook, Vancouver, Turnbull, Lisianskoy, u. a. m.). Zu einer Familie gehören notwendig drei Häuser, das Speisehaus der Männer ist den Frauen verboten (tabu). Das Wohnhaus ist das gemeinschaftliche, das Haus der Frauen ist unserm Geschlecht nicht versperrt, aber ein anständiger Mann geht nicht hinein. Jedes Geschlecht muß seine Speisen selbst und bei besonderem Feuer bereiten. Auf Schiffen ist das Verbot (tabu) weniger streng. Beide Geschlechter dürfen sich nicht in das Fleisch desselben Tieres teilen. Das Schweinefleisch (nicht das Hundefleisch, welches nicht minder geschätzt wird) und das Schildkrötenfleisch wie auch etliche Arten Früchte, Kokos, Bananen u. a. m., sind den Weibern untersagt (tabu). Die männlichen Bedienten der Frauen sind in vielen Hinsichten denselben Beschränkungen unterworfen als sie selbst usw

natürliche Gastfreundschaft verlernt. Ihr großes mimisches Talent und die Gewohnheit macht ihnen, sich mit uns zu verständigen, leicht. Sie sind ein unvergleichlich kräftigeres Volk als die Radacker. Daraus entspringt größeres Selbstvertrauen und rücksichtslosere Fröhlichkeit. Die Häuptlinge besonders sind von dem schönsten, stärksten Körperbau. Die Frauen sind schön aber ohne Reiz.

Frühere Reisende haben bemerkt, daß auf den Sandwichinseln natürliche Mißbildungen häufiger sind als auf den übrigen Inseln des östlichen Polynesiens. Wir haben auf O-Wahu verschiedene Bucklige, einen Blödsinnigen und mehrere Menschen einer Familie mit sechs Fingern an den Händen gesehen.

Die O-Waihier sind wenig und unregelmäßig tatuiert. — Es ist merkwürdig, daß jetzt diese volkstümliche Verzierung ausländische Muster entlehnt. Ziegen, Flinten, auch wohl Buchstaben, Name und Geburtsort werden häufig längs dem Arme tatuiert. Die Männer scheren sich den Bart und verschneiden ihr Haar in die Gestalt eines Helmes, dessen Kamm öfters blond oder weißlich gebeizt wird. Die Frauen tragen es kurz geschoren und nur um die Stirn einen Rand längerer, mit ungelöschtem Kalk weiß gebrannter, borstenartig aufstarrender Haare. Oft wird auch mitten auf der Stirn eine feine lange Locke ausgespart, die violett gebeizt und nach hinten gekämmt wird. Den Europäern zu gefallen, lassen etliche ihr Haar wachsen und binden es hinten in einen Zopf gleich dem, der 1800 im preußischen Heer vorschriftsmäßig war. Die O-Waihier sind im allgemeinen ihrer volkstümlichen Tracht wie ihrer Lebensart weislich treu geblieben. — Ihre Fürsten erschienen nur uns zu Ehren in feinen englischen Kleidern aufs sauberste angetan, und sie ahmten mit Anstand unsere Sitten nach. Sie sind sonst daheim heimisch gekleidet, und nur ihr fremder Gast wird in Porzellan und Silber bedient. Die Mode herrscht auch auf O-Waihi mit wechselnden Launen besonders über die Frauen. Der Schmuck, den die Königinnen und Vornehmen tragen, steigt alsbald außerordentlich im Wert. Alle tragen jetzt Spiegel und Pfeifenkopf an einem europäischen Tuch um den Hals gebunden. Die Europäer gehen europäisch gekleidet und entblößen sich vor denen nicht, deren Rang diese Ehrfurchtsbezeigung sonst heischt.

Viele O-Waihier verstehen etwas Englisch, keiner aber ist der Sprache vollkommen mächtig, selbst die nicht, die auf amerikanischen Schiffen gereist sind, wie es sehr viele getan. Die Buchstaben hat wohl keiner erlernt.*) Es sind nur unsere Schiffe, die ihre ganze

*) Tameiameia versteht Englisch, ohne es zu reden. Liolio hat zwei Zeilen auf Englisch schreiben gelernt, worin er sich eine Flasche Rum von dem Schiffskapitän

Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Wir sahen mit Bewunderung zu Titatua Kinder mit einer Gerte Schiffe in den Sand des Strandes zeichnen. Zwei- und Dreimaster waren in dem richtigsten Ebenmaß und mit den geringfügigsten Kleinigkeiten der Takelage versehen. Die O-Waihier bauen indes ihre Boote nach alter Weise, einfache und doppelte. Größere Doppelkanots des Königs, welche die Verbindung der verschiedenen Inseln zu unterhalten dienen, sind nach europäischer Art betakelt worden. Man muß nicht mit Zimmermann (Australien) die Boote des östlichen Polynesiens (Freundschafts-, Sandwichinseln usw.), die auf Rudern gehen und auf Segeln nur vor dem Winde, mit den kunstreichen Fahrzeugen der Insulaner der ersten Provinz (der Ladronen usw.), welche bei allen Winden bloß auf Segeln gehen, verwechseln. Die ersteren sind uns aus Cook und den neuern Reisenden, die letzteren aus Dampier, Anson u. a. hinlänglich bekannt.

Wie an der Schiffahrt haben die kriegerischen O-Waihier an ihren Waffen, an ihren Wurfspießen Lust. Sie erfreuen sich an Waffenspielen, die nicht ohne Gefahr sind, und üben sich als Knaben schon, den Wurfspieß zu werfen. — Das Lieblingsspiel der Knaben und Jünglinge, mit kurzen leichten Rohrhalmen, womit der Wind spielt, sicher nach einem wandernden Ziele in die Wette zu werfen, scheint auf diese Waffe zu deuten. Sie haben wenig andere Spiele. Das eigene Brettspiel, welches sich bei ihnen vorgefunden hat, wird jetzt von unserm europäischen Damenspiel verdrängt.

Poesie, Musik und Tanz, die auf den Südseeinseln noch Hand in Hand, in ihrem ursprünglichen Bunde einhertreten, das Leben der Menschen zu verschönen, verdienen vorzüglich beachtet zu werden. Das Schauspiel der Hurra, der Festtänze der O-Waihier, hat uns mit Bewunderung erfüllt.

Die Worte verherrlichen meist, wie Pindarische Oden, den Ruhm irgend eines Fürsten. Unsere Kenntnis der Sprache reicht nicht hin, ihre Poesie zu beurteilen. Der Gesang ist an sich monoton. Er mißt mit den ihn begleitenden Trommelschlägen die Wendungen des Tanzes ab, trägt gleichsam auf seinen Wellen eine höhere Harmonie. — Im wandelnden Tanze entfaltet sich nach diesem Takt die menschliche Gestalt aufs herrlichste, sich im Fortfluß leichter, ungezwungener Bewegung in allen naturgemäßen und schönen Stellungen darstellend. Wir glauben die sich verwandelnde Antike zu sehen; die Füße tragen nur den Tänzer. Er schreitet gelassen einher. Sein

ausbittet. Louis XIV. lernte als Kind schreiben: L'hommage est dû aux Rois, „ils font ce qu'il leur plait." (Manuskript der Dubrowskischen Sammlung in der Petersburger Kaiserlichen Bibliothek.)

Körper bewegt sich, seine Arme, alle seine Muskeln regen sich, sein Antlitz ist belebt. Wir schauen ihm wie dem Mimen in das Auge, wenn uns seine Kunst hinreißt. Die Trommelschläger sitzen im Hintergrunde, die Tänzer stehen vor ihnen in einer oder mehreren Reihen, alle mischen ihre Stimmen im Chor. — Der Gesang hebt langsam und leise an und wird allmählich und gleichmäßig beschleunigt und verstärkt, indem die Tänzer vorschreiten und sich ihr Spiel belebt. — Alle führen dieselben Bewegungen aus. Es ist, als stünde derselbe Tänzer mehreremal wiederholt vor uns. Wir werden bei diesen Festspielen O-Waihis an den Chor der Griechen, an die Tragödie, bevor der Dialog hervorgetreten war, erinnert, und wenden wir den Blick auf uns zurück, so erkennen wir, auf welchen Abweg wir lächerlicherweise geraten sind, den Tanz in die Bewegung der Füße zu bannen. Diese Festspiele berauschen mit Freude die O-Waihier. Ihre gewöhnlichen Lieder werden in demselben Sinn, stehend oder sitzend, getanzt; sie sind von sehr verschiedenem Charakter, aber stets mit anmutigen Bewegungen des Körpers und der Arme begleitet. Welche Schule eröffnet sich hier dem Künstler, welcher Genuß bietet sich hier dem Kunstfreunde dar!

Diese schöne Kunst, die einzige dieser Insulaner, ist die Blüte ihres Lebens, welches den Sinnen und der Lust angehört. Sie leben ohne Zeitrechnung in der Gegenwart, und ein bejahrtes Weib weiß bloß von ihrem Alter, das sie über die erste Zeit des Genusses, über zwölf Jahr hinaus gelebt hat.

Die O-Waihier werden in der Beschuldigung mit einbegriffen, die unsere Seefahrer den Insulanern der Südsee überhaupt machen, dem Diebstahl ergeben zu sein. Daß wir in diese Klage mit einzustimmen keine Veranlassung hatten, ist wohl bloß der uns hegenden Vorsorge Tameiameias zuzuschreiben, der uneigennützig und hochgesinnt die Nachfolger Vancouvers in uns ehrte. Hier angesiedelte Europäer sprechen der Ehrlichkeit der Eingebornen ein ehrenvolles Zeugnis. Sie lassen Türen und Laden unbesorgt unverschlossen. Diese Menschen erlauben sich nur den Diebstahl gegen die reichen Fremden auf den gutbeladenen Schiffen. Wie sollte nicht unser Überfluß an Eisen, diesem köstlichen Metall, die Begierde der Insulaner der Südsee reizen? „Was siehest du aber den Splitter in deines Bruders Auge, und den Balken in deinem Auge wirst du nicht gewahr?“ Wir gedenken hier nicht der verflossenen Zeiten der Eroberungen der Spanier, sondern uns liegt nahe vor dem Blick, was in unseren Tagen noch gewinnsüchtige Abenteurer in diesem Meerbecken, wo unsere Gesetze sie nicht erreichen, für Taten verüben. Manche haben wir in diesen Blättern berührt, manche deckt

die Nacht. Wir sind unseres Amtes Anwalt des schwächeren Teiles. Man verwerfe unser Zeugnis, aber man schlage unparteiisch die Berichte aller Seefahrer nach, die diese Meere befahren haben, seitdem sie sich unserem Handel eröffnet, von Vancouvers Reise an bis auf Nicolas' New-Zealand. Man urteile selbst. Indem wir richten und strafen, üben die Menschen unserer Farbe ungerichtet und ungestraft Menschenraub, Raub, List, Gewalt, Verrat und Mord. — Diese Macht haben uns Wissenschaften und Künste über unsere schwächern Brüder gegeben.

Der Handel dieses Meerbeckens soll zweihundert nordamerikanische Schiffe beschäftigen, welche Zahl uns jedoch zu stark angenommen scheint. Die Hauptmomente desselben sind der Schleichhandel der spanischen Küste beider Amerika, welcher spanischerseits von den Mönchen getrieben wird; der Pelzhandel der N. W.-Küste, die Ausfuhr der sich in den russisch-amerikanischen Faktoreien ansammelnden Pelzwerke, das Sandelholz der Sandwich-, Fidji- und anderer Inseln. — Das Feld ist den kühnsten Unternehmungen eröffnet. Man versucht, man verfolgt neue Entdeckungen (wir erinnern an das Schiff, welches nach Mackenzies Nachrichten sich gegen das Jahr 1780 im Eismeer gezeigt), man nimmt Aleuten oder Kadiaker zum Jagen der Seeotter auf der kalifornischen Küste mit usw. Kanton ist der gemeinsame Markt, Hana-ruru ein Freihafen und Stapelplatz. Der Kapitän steht meist den Handelsgeschäften vor, und es sind keine der Zwistigkeiten zu befürchten, die zwischen Kapitän und Superkargo häufig vorfallen, wo diese Ämter getrennt sind. Im gefahrvollen Handel der N. W.-Küste herrscht beiderseits keine Treue, und man hat gegen die Waffen, die man verkauft, auf seiner Hut zu sein. Benachbarte Völkerschaften sind häufig im Kriege begriffen. Man unterhandelt mit dem Anführer der einen und liefert ihm seinen Feind, dessen man sich durch List oder Gewalt zu bemächtigen sucht, gegen ein angemessenes Blutgeld aus. Man lockt Häuptlinge an Bord, entführt sie und gibt sie gegen ein Lösegeld wieder frei usw. Auch sollen Menschen, die man auf der südlicheren Küste kauft, vorteilhaften Absatz auf der nördlicheren finden. Wir haben des Menschenraubes auf den Südseeinseln in unserm Aufsatz über Guajan erwähnt. Es war kein Amerikaner, der auf einer Insel längs der Küste von Kalifornien alle männlichen Einwohner zusammentreiben und niederschießen ließ.[A] Der Kapitän Door (mit

A) Ich habe erwartet, daß Herr von Kotzebue, aus dessen Munde ich diese Greuelgeschichte vernommen, sie niederschreiben würde. Er hat schaudernd den Schleier darüber fallen lassen. — Der Täter war ein Beamter der russisch-amerikanischen Handelskompanie, der mit dem Otterfang längs der kalifornischen Küste beauftragt war; der Schauplatz eine der größeren Inseln in der Gegend von Santa Barbara. Vergleiche Kotzebues Reise, II. S. 35.

der Jenni aus Boston) legte im Jahr 1808 auf Guajan an, nachdem er Sandelholz auf den Fidjiinseln geladen hatte. Er rühmte gegen Don Luis de Torres die gastfreie, freundliche Aufnahme, die er unter den Eingebornen gefunden. Er machte im Jahre 1812 dieselbe Reise mit einem andern Schiffe. Er erzählte bei seiner Rückkehr Don Luis de Torres, wie er dieses Mal feindlich empfangen worden sei und einen Master und vier Matrosen verloren habe. Die Eingebornen hatten ihm gesagt, daß sie in der Folge der Zeiten die Weißen kennen gelernt und fürder keinem Gnade widerfahren zu lassen beschlossen hätten. (Über die Fidjiinseln siehe Mariner's Tonga.)

Man liest auf dem Begräbnisplatz der Europäer nahe bei Hana-ruru diese einfache Grabschrift des Herrn Davis:

The remains
of
M. Isaac Davis
who died at this
Island April 1810.
aged 52 years.

Wir haben, als wir zuletzt nach Hana-ruru segelten, Herrn Jung sehr altersschwach zurückgelassen. Beide Freunde, deren Namen vereint eine lange Zeit in der Geschichte dieser Inseln geglänzt haben, werden beisammen ruhen. Die Kinder des Herrn Jung werden, obgleich Erben seiner Güter, sich ohne Ansehn unter dem Volke verlieren, weil sie von keiner edlen Mutter geboren sind.

Die Inseln, welche Kapitän Johnstone auf der Fregatte Cornwallis im Jahre 1807 im W. S. W. der Sandwichinseln entdeckte und die wir im Spätjahre 1817 wieder aufgesucht, sind gleich der Insel Salas y Gomez völlig nackte Klippen, die nicht der Bildung der niedern Inseln anzugehören scheinen. Die Riffe, die sich ihnen anschließen, bilden noch in großer Entfernung derselben Untiefen, welche den Schiffen Gefahr drohen.

Methoden, Feuer anzumachen.

Es gibt verschiedene Weisen, das Feuer durch Reibung hervorzubringen.

Auf den Karolineninseln wird auf einem Stück Holz, das am Boden festgehalten wird, ein anderes, welches grad und wie gedrechselt, ungefähr anderthalb Fuß lang und wie ein Daumen dick sein muß, senkrecht gehalten, mit seiner stumpf abgerundeten Spitze angedrückt und zwischen den flachen Händen durch Quirlen wie ein Bohrer in Bewegung gesetzt. Die erst langsam abgemessene Bewegung wird bei stärkerem Druck beschleunigt, wenn der Holzstaub, der sich unter der Reibung bildet und rings um das bewegte sich einbohrende Holz ansammelt, sich zu verkohlen beginnt. Dieser Staub ist der Zunder, der Feuer fängt. In diesem Verfahren sollen die Weiber von Cap eine ausnehmende Fertigkeit besitzen.

Auf Radack und den Sandwichinseln hält man auf dem festliegenden Holz ein anderes spannenlanges Stück mit abgestumpfter Spitze unter einem Winkel von etwa dreißig Grad schräg angepreßt, so daß die Schenkel des Winkels nach sich, die Spitze von sich gekehrt sind. Man hält es mit beiden Händen, die Daumen unten, die Finger oben zum sichern Druck aufgelegt, und reibt es sodann in dem Plane des Winkels gerade vor sich in einer zwei bis drei Zoll langen Spur hin und her. Wenn der Staub, der sich in der entstehenden Rinne vor der Spitze des Reibers ansammelt, sich zu verkohlen beginnt, wird der Druck und die Schnelligkeit der Bewegung verdoppelt.

Es ist zu bemerken, daß nach beiden Methoden zwei Stücke derselben Holzart gebraucht werden, wozu etliche von gleich feinem Gefüge, nicht zu hart und nicht zu weich, die tauglichsten sind. Beide Methoden erfordern Übung, Geschick und Geduld.

Das Verfahren der Aleuten ist die erste dieser Methoden, mechanisch verbessert. Sie regieren das zu drehende Holzstück wie den Bohrer, dessen sie sich in ihren Künsten bedienen. Sie halten und ziehen die Schnur, die um dasselbe zweimal gewickelt ist, mit den beiden Händen, indem sich dessen oberes Ende in einem bearbeiteten Holz dreht, welches sie mit dem Munde halten. Wir sahen so Tannenholz auf Tannenholz in wenigen Sekunden Feuer geben, da sonst eine viel längere Zeit erfordert wird. —

Die Aleuten machen auch Feuer, indem sie zwei mit Schwefel eingeriebene Steine über trocknes mit Schwefel bestreutes Moos zusammenschlagen.

Kamtschatka, die aleutischen Inseln und die Beringsstraße.

Wir haben mit einem Blick das Becken des Großen Ozeans und seine Ufer überschaut und die Inseln, welche sich darinnen zwischen den Wendekreisen erheben, von Ostindien aus betrachtet, als von dem Mutterlande, dem sie angehören, und von woher die organische Natur und der Mensch sich auf dieselben verbreitet haben.

Wir wenden uns von jenen Gärten der Wollust nach dem düstern Norden desselben Meerbeckens hin. Der Gesang verhallt. Ein trüber Himmel empfängt uns gleich an der Grenze des nördlichen Passats. Wir dringen durch die grauen Nebel, die ewig über diesem Meere ruhen, hindurch, und Ufer, die kein Baum beschattet, starren uns mit schneebedeckten Zinnen unwirtbar entgegen.

Wir erschrecken, auch hier den Menschen angesiedelt zu finden!*)

Der Erd- und Meerstrich, den wir uns zu betrachten anschicken, begreift die Kette der Vorlande, die das Becken des Großen Ozeans gegen Norden begrenzen, und die Meere, Inseln und Ufer, welche sich im Norden derselben befinden.

Diese Kette zieht sich von der Halbinsel Kamtschatka auf der asiatischen Seite aus über die aleutischen Inseln nach der Halbinsel Alaska auf der amerikanischen Seite hin, über welche Halbinsel das vulkanische Ufergebirge den Kontinent der neuen Welt erreicht. Wir begreifen unter den aleutischen Inseln die gesamte Inselkette, ohne in deren Einteilung einzugehen, und wir rechnen dazu die außer der Reihe zunächst im Norden von Unalaschka gelegenen, gleichfalls vulkanischen kleinen Inseln St. George und St. Paul, welche man unbegreiflicherweise auf Arrowsmiths Karten vermißt, obgleich sie selbst englischen Reisebeschreibern, z. B. Sauer, vollkommen bekannt sind. — Wir haben im Norden der Vorlande nur Urgebirge, Eis und Schlemmsand (terres d'alluvions) angetroffen.**)

Die Küsten beider Kontinente laufen, die asiatische in einer nordöstlichen, die amerikanische in einer nördlichen Richtung, gegen-

*) Homo Sapiens habitat intra tropicos palmis lotophagus, hospitatur extra tropicos sub novercante Cerere carnivorus. Lin. Syst. Nat.

Ipsos Germanos indigenas crediderim — Quis — Asia aut Africa aut Italia relicta, Germaniam peteret, informem terris, asperam coelo, tristem cultu aspectuque, nisi si patria sit? Tacitus. Germ. 2.

**) Wir haben von der Flötzformation, welche im höchsten Norden von Europa gänzlich vermißt wird, eben auch keine Spur an den nördlichen Küsten, die wir gesehen, bemerkt. Die Expedition des Kapitän Roß hat aber das Vorkommen des Flötzkalks in der Baffinsbai außer Zweifel gesetzt.

einander und bilden zwischen hohen Vorgebirgen, dem asiatischen Ostkap (Cap East — Vostotschnoi oder auch Tschukotskoy noss) und dem amerikanischen Kap Prince of Wales, die Meerenge, welche die Beringsstraße genannt wird. Das Meerbecken, welches diese Küsten und die aleutischen Inseln einbegreifen, heißt das Kamtschatkische Meer. Die Insel St. Matwey (Gores Island) liegt in dessen Mitte.

Die asiatische Küste ist hoch und von einem tiefen Meer bespült. Sie ist gegen Norden von dem weiten und tief eindringenden Meerbusen von Anadir ausgerandet, welcher von der Nordseite von dem vorspringenden Tschukotskoy noss (Anadirskoy noss) begrenzt wird. Sie ist zwischen diesem Noss und dem Ostkap noch von den Matschickma- und St. Laurenzbuchten eingerissen. Zunächst vor dem Tschukotskoy noss und im Süden der Straße liegt die Insel St. Laurentii (Clerkes Island) vor den Vorgebirgen, die des Tores Pfeiler sind, wie ein halber Mond vor zwei Basteien. Das Meer hat zwischen der Insel und dem Tschukotskoy noss mehr Tiefe als zwischen derselben und der amerikanischen Küste, auf welcher Seite der Durchgang breiter und seichter ist. Der östliche Teil der Insel scheint eine Gruppe felsiger Inseln zu sein, die angeschlämmte Niederungen zu einer einzigen vereinigt haben. Etliche unzugängliche Felseninseln erheben sich noch zwischen der Insel St. Laurentii und der Beringsstraße und mitten in der Straße selbst aus dem Meere.

Die amerikanische Küste ist zwischen der südlichen Bristolbai (zunächst im Norden der Halbinsel Alaska) und zwischen dem nördlichen Nortonsund, der durch seine Lage dem Meerbusen von Anadir der entgegengesetzten asiatischen Küste entspricht, unzugänglich. Das Meer ist ohne Tiefe und die Welle brandet, noch bevor man Ansicht des Landes hat. Ein beträchtlicher Strom soll aus dem Innern Amerikas sich in dieser Gegend entladen und das Ufer versanden.

Wir bringen durch die Beringsstraße nach Norden. Beide Küsten entfernen sich. Cook hat die asiatische Küste bis zu dem Nordkap unter dem 68° 56′ N. B., die amerikanische bis zu dem Eiskap 70° 29′ N. B. gesehen. Angeschlämmte Niederungen bilden vor den Hochlanden Amerikas das Ufer, und das Meer, welches es bespült, hat keine Tiefe. Die asiatische Küste scheint nach Cook von gleicher Beschaffenheit zu sein. Das Land scheint durch Versandungen über das Wasser zu gewinnen, und man möchte besorgen, daß sich dieses Meer allmählich ausfülle.

Das Sandufer Amerikas ist von mehreren Eingängen und Fjorden durchfurcht. Wir ließen die südlichere Schischmareffsbucht ununtersucht und drangen in den weiten Kotzebuessund ein, der südlich

vom hohen Kap Mulgrave in südöstlicher Richtung bis in das Urland eindringt, und dessen Hintergrund sich dem des südlich von der Beringsstraße eindringenden Nortonsund nähert.*) Ein Fjord, der sich an der südlichen Seite von Kotzebuessund in angeschlämmtem Lande eröffnet und in neun Tagen Fahrt auf Baidaren der Eingebornen in ein offenes Meer führt, die Bucht der guten Hoffnung, möchte wirklich beide vereinigen und das Kap Prince of Wales als eine Insel vom festen Lande trennen, denn es scheint diese Einfahrt zu nah der Schischmareffsbucht zu liegen, um ihre von den Eingebornen beschriebene Ausfahrt in dieser letzten zu erkennen.

Im Norden der Beringsstraße liegt vor uns das noch unerforschte Feld der letzten wichtigen Streitfragen der Erdkunde, und wir werden aufgefordert, unsere Meinung über dieselben auszusprechen zu einer Zeit, wo verschiedene Expeditionen ausgerüstet sind, die Tatsachen selbst zu untersuchen, und unsere Stimme ungehört verhallt. Wir schreiten zögernd zu diesem Geschäfte.

Sind Asien und Amerika getrennt, und ist das Meer, in welches man durch die Beringsstraße nach Norden dringt, das große nördliche Eismeer selbst, oder ist dieses Meerbecken eine Bucht des südlichen Ozeans, welche die Küste beider im Norden zusammenhängenden Weltteile begrenzt und umfaßt?

Kann aus den Gewässern der Hudsons- und Baffinsbai längs der Nordküste von Amerika eine Nordwestdurchfahrt nach der Beringsstraße möglich sein?

Kann es möglich sein, aus dem Atlantischen Ozean nordwärts von Spitzbergen und über den Nordpol selbst nach der Beringsstraße zu gelangen, und gibt es ein offenes fahrbares Polarmeer oder einen Polargletscher festen anliegenden Eises?

Ein Mann, dessen Name uns die größte Ehrfurcht einflößt, den Gelehrsamkeit und Kritik in gleichem Maße zieren, und der selbst, ein Gefährte Cooks in seiner zweiten und dritten Reise, den südlichen Polarocean und das Meer im Norden der Beringsstraße wiederholt befahren hat, James Burney, findet sich zu vermuten veranlaßt, daß Asien und Amerika zusammenhängen und Teile eines und desselben Kontinents sind.

Wir gestehen, daß Kapitän Burney uns für seine Meinung nicht gewonnen hat. Wir finden in seiner „Chronologischen Geschichte der nordöstlichen Reisen" die auf vorliegende Frage sich be-

*) Man vergleiche die von Koboleff 1779 unter den Tschuktschi gesammelten Nachrichten und die neueren russischen Karten, welche Arrosmith und andere Geographen befolgen.

ziehenden historischen Zeugnisse auf das freimütigste abgehandelt und beziehen uns mit vollem Vertrauen darauf.

Daß Samoen Deschnew auf seiner berühmten Reise aus der Kolima oder Kovima nach dem Anadir 1648 das Nordostkap (Schelatzkoy oder Swoetoy noss, das große Kap der Tschuktschi) nicht wirklich umfahren, sondern, wie später Staras Staduchin, zu Land auf einem engen Isthmus durchkreuzt habe, dünkt uns eine willkürliche Annahme, zu welcher die Berichte nicht berechtigen und die namentlich Deschnews Vorsatz, ein Schiff an der Mündung des Anadir zu bauen, um den erpreßten Tribut nach Jakutzk auf dem vorigen Wege zurückzusenden, hinlänglich widerlegt.

Sollten auch die Dokumente, die Müller, Coxe, Pallas in Händen gehabt und aus denen sie uns Deschnews Reise berichtet, nicht mehr aufzuweisen sein, scheinen uns diese Männer selbst hinlängliche Bürgen zu sein, und wir nehmen auf ihre Autorität unbedenklich an, daß in diesem einen Falle das Nordostkap oder Schelatzkoy noss zu Schiff umfahren worden ist.

Andere Gerüchte und Sagen einer gleichen Fahrt scheinen uns selbst unverbürgt. Wir messen gern dem von Sauer mitgeteilten Zeugnisse von Dauerkin Glauben bei, daß Schalauroff 1664 im Eismeer und nicht am Ausflusse des Anadir umgekommen, und wir haben kein Zutrauen zu der Reise von Laptiew 1740, wie sie angeblich aus Gmelins mündlichen Bekenntnissen in den Mémoires et observations géographiques et critiques sur la situation des pays septentrionaux, Lausanne 1765, 4. p. 42 erzählt wird.

Die von Hendrick Hamel auf der Küste von Korea 1653 und wiederholt von Henry Busch auf der Küste von Kamtschatka 1716 in Walfischen gefundenen europäischen Harpunen scheinen uns von einigem Gewichte zu sein. Burney nimmt im Widerstreit gegen Müller an, daß Busch den Hamel bloß wiederholt haben könne, und es scheint uns diese Annahme sehr willkürlich. Er meint ferner, daß die Russen lange vor der Zeit von Busch den Gebrauch der europäischen Harpunen auf diesen Küsten eingeführt haben möchten, und dieses ist unseres Wissens nicht der Fall. Die Russen, schwach an Zahl in diesem Teile der Welt, eignen sich die Früchte der Industrie der Völker zu, die sie sich unterwerfen, ohne ihnen neue zu bringen, und noch wird heutigen Tages auf den aleutischen Inseln dem Walfische nur von den Eingebornen und nach alter Art mit ihren eigenen Harpunen nachgestellt. Jede andere Auslegung der Tatsache schien uns zulässiger.

Wir finden außer dem Bereich von Burneys Werke eine andere Tatsache, die Barrow, Chronological history of voyages into

the arctic regions, London 1818, unbeachtet gelassen und die uns Aufmerksamkeit zu verdienen scheint.

Nach Mackenzies am Ausflusse des nach ihm benannten Stromes gesammelten Nachrichten hat gegen das Jahr 1780 ein Schiff, ein sehr großes Fahrzeug, welches weiße Menschen trug, diese Küste besucht, und die Eskimos haben von demselben Eisen gegen Tierhäute eingehandelt. Mackenzie river scheint sich zwischen zwei weit vorgestreckten Landzungen in das Meer zu entladen. Das Meer im Westen, worin sich dieses Schiff zeigte, hat davon den Namen Belhoullaï Tou, Weißen-Mannes-See, erhalten. Es scheint uns natürlich, vorauszusetzen, daß dieses Schiff über die Beringsstraße dahin gelangt.

Eine nördliche Strömung findet in der Beringsstraße selbst, wenigstens während der Sommermonate, unbezweifelt statt. Wir haben diese Strömung am 16. August auf der asiatischen Seite der Straße hinreichend stark gefunden. Ihre Wirkung brachte uns merklich zurück, als wir, aus der Straße zu kommen, das Ostkap umfahren wollten, und hierin ist unsere Erfahrung mit der von Cook und Clerke vollkommen übereinstimmend. Es ist aber die Jahreszeit gerade diejenige, worin die schmelzenden Schneemassen der Ufer eine südliche Strömung notwendig bedingen müßten, falls dieses Meer ein geschlossenes Becken bildete. Wie die Ströme der Schweiz, die von den Alpengletschern herabkommen, im Sommer anschwellen und reißender werden, müßte in derselben Jahreszeit und aus denselben Gründen das Wasser sich in diesem Becken vermehren und aus dessen verhältnismäßig engem und seichtem Tore ausströmen.

Es beweisen aber auch andere Tatsachen die nördliche Strömung der Beringsstraße. Beim Aufbrechen des Eises treiben in dem Meere von Kamtschatka die Eisberge und Felder nicht wie im Atlantischen Ozean nach Süden, sie treiben nicht nach den aleutischen Inseln, sondern straßeinwärts nach Norden. Das Eis war am 5. Juli 1817 auf der südlichen Küste der St. Laurenzinsel aufgegangen, und wir kamen am 10. dahin, ohne schwimmendes Eis angetroffen zu haben. Wir begegneten erst diesem Eise in der Nacht zum 11., als wir um die Ostspitze der Insel nach Norden vorrückten. Auf dieser Seite der Insel ist das Meer minder tief, und der Strom minder stark als auf der asiatischen.

Es ist zu bemerken, daß im Kamtschatkischen Meere die Südwinde während des Sommers vorherrschen und die Nordwinde sich gegen September einstellen, im Spätjahr fortzudauern. Man kann den Einfluß der Winde auf die Strömungen nicht in Abrede stellen.

Die Menge des Treibholzes, die das Meer nach Norden bringt

und auswirft und worunter sich entschieden südliche Baumarten sowohl als nordische Tannen befinden,*) die Sämereien bekannter südlicher Schotenpflanzen, die, wie auf Raback so auch auf Unalaschka, obgleich minder häufig, ans Ufer gespült werden,**) lassen uns nicht mit Bestimmtheit auf eine allgemeine Bewegung der Gewässer des Großen Ozeans nach dem Norden schließen. Es werden einerseits ebensowohl nördliche Bäume auf Raback ausgeworfen, als südliche auf Unalaschka, und andererseits, da die Beringsstraße einer solchen Strömung einen entschieden zu geringen Ausfluß darbietet, so schiene uns, falls die Tatsache feststünde, natürlicher anzunehmen, daß nach der Theorie eine doppelte Strömung im Meere wie in der Atmosphäre stattfindet, eine obere des erwärmten leichteren Wassers nach Norden und eine untere des erkalteten schwereren Wassers nach dem Äquator.

Die Bewohner der aleutischen Inseln, der St. Laurenzinsel und der Ufer der Beringsstraße besitzen kein anderes Holz als Treibholz. Es wird in verschiedenen Jahren in verschiedener Menge ausgeworfen. Es ist zu bemerken, daß es mehr an die amerikanische Küste als an die asiatische gespült wird. Wir fanden es in Kotzebuessund in hinreichender Menge, und es mangelte hingegen in der St. Laurenzbucht, wo die Tschuktschi nur Moos und winzige Weidenreiser brannten. Man möchte fragen, ob ihre Berichte von Wäldern auf der entgegengesetzten Küste nicht vielleicht ebensowohl auf Treibholz, woran sie reich ist, als auf die Wälder von Nortonsund und dem Innern zu deuten wären.

Die angeschlämmten Sandhügel der amerikanischen Küste enthalten Baumstämme und Holz, wie dasjenige ist, welches an den Strand ausgeworfen wird.

Das Treibholz des Nordens scheint uns im allgemeinen aus dem Innern der Kontinente durch Flüsse und Ströme herbeigeführt zu werden und in den Meeren, die uns beschäftigen, besonders aus Amerika herzurühren. Es möchte namentlich der Fluß, der zwischen der Bristolbai und Nortonsund ins Meer fließt, eine der ergiebigsten Quellen desselben sein.

---

*) Wir haben auf Unalaschka ausgelegte Schreinerarbeiten gesehen, zu welchen nur an den Ufern dieser Inseln ausgeworfenes Treibholz gebraucht worden war und die sich durch eine große Mannigfaltigkeit schöner Holzarten auszeichneten. Es bringt aber der hohe Norden nur Nadelholz und Birken hervor, und hier nur weit im Innern des festen Landes. Wir haben auf derselben Insel einen großen bearbeiteten Block Kampferholz gesehen, den ebenfalls das Meer ausgeworfen hatte. Die Spur der Menschenhand schwächt allerdings sein Zeugnis. Er konnte von jedem Schiffe herrühren.

**) Sie wurden sonst von den Aleuten sehr begierig gesucht, da ein besonderer Aberglaube an diesen schwimmenden Steinen hing. — Sie sollen vorzüglich auf der östlichen Küste der Insel ausgeworfen werden.

Die Strömungen im Eismeer längs der Küste von Sibirien sind im ganzen noch wenig bekannt, und wir stehen an, aus schwankenden Nachrichten Folgerungen zu ziehen. Liachoff und Schalauroff fanden im Norden der Jana und der Kolima den Strom West, Sauer mit Billing bei Westwind Ost und Nordostwind West. In der Waigatzstraße und im Norden von Nowaja Semlja scheint der Strom auch West zu sein.

Nachdem wird uns bemüht haben, darzutun, daß ein Strom durch die Beringsstraße nach Norden geht, müssen wir bekennen, daß solcher zu schwach ist und nur zu wenig Wasser durch das enge Tor führen kann, um den Strömungen, die aus der Davisstraße und längs der Ostküste von Grönland nach Süden fließen, wie solche während der Jahreszeit, wo diese Meere der Schiffahrt offen sind, anerkannt stattfinden, und wie mehrere Tatsachen schließen lassen, daß sie auch im Winter Beständigkeit haben, entsprechen zu können.

Die Anzeichen von Land im Norden der Beringsstraße, der Flug der Vögel aus dem Norden her nach Süden und die nach Norden nicht zunehmende Tiefe des Meeres, woraus Burney auf den Zusammenhang beider Kontinente schließt, scheinen uns durch die Voraussetzung hinlänglich erklärt, daß Inseln, wie die Liachoffsinseln gegen den Ausfluß der Jana im Eismeere sind, in dieser Gegend liegen können. Das bewohnte Land von Andreef oder Andreanoff im Norden der Kolima 1762 und die Gerüchte und Sagen, es erstrecke sich solches von dem Kontinente Amerikas bis nach dem neuen Sibirien von Sanikoff 1805 (die östlichen der Liachoffsinseln), scheinen uns gleich unverbürgt, und Burney selbst legt darauf kein Gewicht.

Wir sind also der Meinung, daß beide Kontinente getrennt sind, und halten das Nordostkap oder Schelatzkoy noss nicht für einen Isthmus, der beide Weltteile vereinigt, sondern, gleich dem Kap Taimura zwischen dem Jenisei und der Lena, welches nur von Chariton Laptiew 1738, und zwar nur zu Land umgangen und rekognosziert worden ist, für ein bloßes Vorgebirge Asiens, welches zu umfahren das Eis, und zu Land zu rekognoszieren das kriegerische ungebändigte Volk der Tschuktschi seit Deschnew verhindert hat, welche Aufgabe zur See oder zu Land nach seinen Instruktionen zu lösen Billing alle Umstände günstig fand und unverantwortlicherweise vernachlässigte.

Wir wenden uns zu der Nordküste von Amerika..

Das Nordkap von Cook, Mackenzie's river, Copper mine river von Hearn sind Punkte, die uns die Hauptrichtung angeben, in

der sie ungefähr unter dem 70. Grad nördlicher Breite läuft. Die Nachrichten und Karten der Indianer der Hudsonsbai, welche einmütig die Küste von Copper mine river bis nördlich der Repulsebai fortsetzen; der Nordweststrom und die gleiche Richtung der Wellen (Swell) in der Baffinsbai nach älteren Autoritäten; die Strömungen und Fluten in Roes Welkome: alle Umstände treffen überein, uns auf Zusammenhang der Meere und Trennung der Lande schließen zu lassen, und wir suchen den Kanal nordwärts von der Repulsebai bis zu Sir James Lancasters Sund.*) Der Kapitän John Roß, dessen Reise Baffins frühere Entdeckungen bestätigt hat, behauptet, den Zusammenhang der Lande um die Baffinsbai erwiesen zu haben, wogegen viele Teilnehmer derselben Expedition ihre Stimmen laut erheben (der Kommandeur des anderen Schiffes, Lieutenant W. E. Parry, der gelehrte Kapitän E. Sabine, der Wundarzt G. Fischer u. a.), und die näher beleuchtete Frage schwebt noch unentschieden. Es bleibt auf jeden Fall die Küste vom Eingang der Cumberlandstraße bis zu der Repulsebai zu untersuchen.

Ob aber, selbst in den günstigsten Jahren, die Durchfahrt frei von Eis und offen befunden werden kann, ob je die Nordküste Amerikas in ihrem ganzen Umfange und mit ihren etwaigen nördlichsten Vorgebirgen selbst, wie die asiatische Küste streckweise und zu verschiedenen Malen, umfahren werden kann, ist eine andere Frage, die wir dahingestellt sein lassen. Das Meer kann in diesen hohen Breiten nur wenige Tage offen sein, und es verbinden sich alle Umstände, die Entdeckungen zu erschweren und deren Zuverlässigkeit zu vermindern. Über dem Meere ruht zur Sommerzeit ein dicker Nebel, welcher sich nur auflöst, wenn er von dem Winde über das erwärmtere Land getrieben wird, und man sieht zur See die Sonne nicht, welche die Küste bescheint.**)

---

*) Es haben andererseits Walfische, die bei Spitzbergen harpuniert worden und die man in derselben Jahreszeit in der Davisstraße wiedergefunden hat, sowie andere Umstände der Vermutung Gewicht gegeben, das Grönland eine Insel oder eine Gruppe von Inseln sei.

**) Wir haben dieses Phänomen besonders auf der Insel St. Laurentii, auf Unalaschka, in der Bucht von Awatscha und zu San Francisco beobachtet.

Das Phänomen der Parhelien, welches sich oft im Norden des Atlantischen Ozeans zeigen soll, scheint im Kamtschatkischen Meere selten. Wir selbst haben es nicht beobachtet, und ein Russe, welcher auf den aleutischen Inseln alt geworden, hatte es in seinem Leben nur einmal gesehen.

Wir haben das Phänomen der Kimmung (mirage) am auffallendsten in der Beringsstraße und namentlich am Eingang der Schischmareffsbucht beobachtet, wo es uns auf dem Lande und auf der See zu allen Stunden des Tages wie ein Zauber mit vielfältigen Täuschungen umringte. (Vergl Capt. J. Ross, Voyage, p. 147.) — Die Gegenstände, die am Horizonte liegen, scheinen sich von demselben zu trennen und über denselben zu erheben (in gewöhnlichen Fällen um 3 bis 5 Minuten, mit dem Sextant gemessen), sie spiegeln sich in dem Kreise ab, der durch ihren Abstand vom Horizonte entsteht, und

Wir bemerken, daß der Teil der amerikanischen Küste, den wir im Norden der Beringsstraße untersucht haben, uns geschienen hat, die Hoffnung zu erregen, unter den Eingängen und Fjorden, die sie zerreißen, noch einen Kanal zu finden, der nach dem Eismeere gegen den Ausfluß des Mackenzies führe, ohne das Eiskap zu umfahren, welches dann einer Insel angehören würde.*) Die vorerwähnte Nachricht der Erscheinung eines Schiffes in diesem Meere leitet uns sogar auf die Vermutung, es sei bereits ein solcher Kanal befahren worden.

Es bleibt uns die letzte Frage zu erörtern.

Felsenblöcke, welche häufig auf schwimmenden Eisbergen des Nordens beobachtet werden, und andere Merkmale beurkunden, daß sich diese Berge ursprünglich am Lande gebildet, und man hat durch wissenschaftliche und Erfahrungsgründe durchzuführen gesucht, daß Eis überhaupt nur am Lande anschießen könne und daß ein offenes tiefes Meer ohne Land und Inseln nicht zu gefrieren vermöge, sondern zu jeder Zeit offen und fahrbar befunden werden müßte. Wir haben dieser Meinung nur eine Tatsache entgegenzusetzen, welche man unseres Erachtens zu wenig beachtet hat. Es ist diese die Beschaffenheit des Meeres um den Südpol. Man müßte sich denn durch eine ganz willkürliche Voraussetzung, zu der nichts berechtigt, den südlichen Gletscher als einem unentdeckten, unzugänglichen Lande anliegend vorstellen. Man hat aus seinem ganzen Umkreis nur in einem Punkte Land hervorragen sehen, das Sandwichland, und dieses ist unmaßgeblich wie das neue Georgien eine Insel von geringem Umfang, hingeworfen in die weite Öde des südlichen Ozeans.

Wir können einem nördlichen freien Polarmeer keinen Glauben beimessen.

Die Masse der von Barrington und Beaufoy**) gesammelten Zeugnisse, ob man gleich jegliches vereinzelt anfechten könnte, scheint uns unwiderleglich darzutun, daß in günstigen Jahren die See im Norden von Spitzbergen bis zu sehr hohen Breiten der

---

scheinen durch ihr Spiegelbild verlängert. Die Bedingungen dieses Phänomens haben uns eher in Örtlichkeiten als in dem Wechsel der Atmosphäre zu liegen geschienen, und wir haben es unter verschiedenen Zonen mit ziemlicher Beständigkeit an denselben Orten beobachtet, z. B. im Hafen von Hana-ruru (an der Aussicht nach Westen), in der Bucht von Manila usw., nie aber in der Nähe der niedern Inseln.

*) Verschiedene Zeitschriften haben einen Brief des Verfassers dieser Aufsätze (S. Francisco, Neu-Kalifornien, am 28. Oktober 1816) mitgeteilt, worin diese Meinung ausgesprochen war. Ein Fehler des Kopisten veränderte den Sinn dahin, als sei dieser Eingang wirklich von uns untersucht worden.

**) The possibility of approaching the Northpole asserted by Barrington, a new edition with an Appendix by Beaufoy. London 1818.

Schiffahrt offen und völlig frei von Eis befunden werden kann, wie sie wirklich in den Jahren 1754, 1773 und andern befunden worden ist. Es ist aber gleich bewährt, daß in andern Jahren und öfters das Eis den Fortgang nach Norden schon unter dem 80. Breitengrad verhindert hat und verhindern wird.

Wenn bisweilen im Norden von Skandinavien zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja das Meer bis unter sehr hohen Breiten, vielleicht bis unter dem Pole selbst offen befunden wird, während es hingegen auf andern Punkten, etwa im Norden der Beringsstraße, selten unter dem 70. Grade frei von Eis befunden werden dürfte; wenn im Norden von Europa der Polargletscher, woran wir glauben, von einer tiefen, gegen den Pol eindringenden Bucht ausgerandet sein möchte, scheint uns diese Anomalie örtlichen, die Temperatur bedingenden Ursachen zugeschrieben werden zu müssen, und zwar anscheinlich denselben, welche das viel wärmere Klima bewirken, dessen sich anerkanntermeise der Weltteil, den wir bewohnen, vor allen auf der nördlichen Halbkugel unter gleicher Breite gelegenen Landen zu erfreuen hat; welche Lappland mit Wäldern und Kornwuchs bis unter dem 70. Grad begaben und die Vegetation bis unter dem 80. Grad auf Spitzbergen unterhalten und dieses Land für zahlreiche Renntierherden wirtbar machen, welche schon die viel südlicher gelegene Nowaja Semlja in trauriger Nacktheit nicht mehr ernähren kann.

Es sei uns erlaubt, zu einer Zeit, wo Männer wie Humboldt, Buch, Wahlenberg u. a. die Masse der Erfahrungen zu vermehren sinnvoll geschäftig sind, und ein Humboldt, um die Bruchstücke örtlicher meteorologischer Beobachtungen, welche nur noch als dürftige Beiträge zu einer physischen Erdkunde vorhanden sind, zu überschauen, zu beleuchten und unter ein Gesetz zu bringen, isothermische Linien über den Globus zu ziehen versucht, eine Hypothesis zur Erklärung der Phänomene der Prüfung der Naturkundigen zu unterwerfen.

Wir fragen uns, ob die Theorie, welche die Tag und Nacht abwechselnden See- und Landwinde der Küsten, die örtlichen Sommer- und Winter-Monsuns und endlich die allgemeinen Passatwinde beleuchtet, nicht zugleich in den meisten Fällen die örtliche Verschiedenheit des Klimas unter gleichen Breiten zu erklären hinreichen möchte.

Es scheint uns, wenn unser Blick auf dem Globus ruht, daß die doppelte Strömung der Atmosphäre von dem Äquator nach den Polen in ihrer obern, und von den Polen nach dem Äquator in ihrer untern Region, bedingt in ihrer Richtung durch die Achsendrehung

der Erde, über Europa den Kreislauf einer über dem sonnendurchglühten Innern von Afrika verhältnismäßig ungleich erwärmteren Luft unterhalten müsse als über irgend einem anderen Teil der Welt. Wir glauben in dem südlich und südwestlich von Europa, zwischen der Linie und dem nördlichen Wendekreis gelegenen festen Lande gleichsam einen Zugofen zu erkennen, der die Luft, welche es bestreicht, erwärmt und sein Klima bedingt; einen Ofen, desgleichen kein anderes Land der Erde sich zu erfreuen hat, und wir meinen, daß überhaupt zwischen dem Äquator und den Wendekreisen gelegene Kontinente den östlicheren Weltstrichen gegen die Pole zu ein wärmeres Klima geben müsse, als dasjenige ist, welches andere Weltstriche unter dem Einflusse gleich gelegener Meere haben.

Es ist hier nicht der Ort, diese Idee weiter zu entwickeln und durchzuführen oder eine neue Theorie der Berechnung zu unterwerfen und sie an dem Probierstein der noch mangelhaft bekannten Tatsachen zu prüfen. Wir haben nur den Gedanken andeuten wollen, der in uns flüchtigen Reisenden beim Anblick der winterlichen aleutischen Inseln (unter der Breite von Hamburg) und der Küsten der Beringsstraße (unter der Breite von Drontheim und Norwegen) im Norden des großen Ozeans aufgestiegen ist. Wir versuchen nun, diese Lande selbst dem Blicke unseres Lesers näher zu rücken.

Die Punkte, auf welchen wir angelegt und die Natur zu erforschen uns bemüht haben, sind vom Süden nach Norden folgende:

Der geschützte Hafen von St. Peter und Paul im Innern der Bucht von Awatscha auf der Ostküste von Kamtschatka . .	58°	1′	N. B.
Unalaschka, eine der Fuchsinseln und in der Reihe der aleutischen Inseln östlich gegen Amerika gelegen	54°	—	„ „
Die Insel St. George	56°	42′	„ „
und die Insel St. Paul im Kamtschatkischen Meere, nordwärts von Unalaschka . .	57°	5′	„ „
Das Südkap der Insel St. Laurentii im Jahr 1817.	62°	47′	„ „
und ein anderer Teil derselben Insel im Jahr 1816.	63°	13′	„ „
Die St. Laurenzbucht der asiatischen Küste, bis zu deren Hintergrund wir landeinwärts gedrungen sind	65°	34′	„ „
Der Eingang der Schischmareffsbucht auf der amerikanischen Küste.	66°	13′	„ „

Die Felseninseln im Innern des Kotzebues-
sund[A] . . . . . 66° 13′ N. B.
und etliche wenige Minuten nördlicher gelegene Punkte der Ufer dieses Sundes.

Wir haben zu St. Peter und Paul vom 20. Juni bis zum 13. Juli 1816 dem ersten Erwachen des Frühlings zugeschaut. Das Jahr war verspätet, die frühen Anemonen und Korydalis waren erst erblüht, der Schnee schmolz von den wohlbewachsenen Hügeln, welche den Hafen rings umschließen, und sie begrünten sich nach und nach. Es erschlossen sich zur Zeit unserer Abfahrt die ersten Rosen, die ersten Blüten des Rhododendron, der Lilien u. a., und noch ruhte der Schnee auf den Bergen und bedeckte die Grundfesten der hohen vulkanischen Pyramiden, welche das Land überragen und die der unermüdliche Horner trigonometrisch gemessen hat. Die Jahreszeit war uns ungünstig, und wir schmeicheln uns nicht, die mangelhafte Kenntnis, die man von der Natur dieses Landes hat, erweitern zu können. Wir verweisen auf Krascheninikoff, Pallas, Steller (Beschreibung von Kamtschatka, Frankfurt 1774), Lesseps und die anderen Reisenden. Krusenstern ist in anderer Hinsicht über Kamtschatka erschöpfend.

Die Bucht von Awatscha liegt zwischen der Breite von Berlin und Hamburg und der Hafen von St. Peter und Paul im Innern derselben scheint ebensowenig als das Innere der Fjorden Nordlands dem Einfluß der Seewinde ausgesetzt. Es wächst daselbst nur noch die Birke baumartig, aber verkrüppelt und ungleich dem schlanken, anmutigen Baume, den man im Norden von Europa und namentlich bei St. Petersburg in seiner Schönheit bewundert. Pinus Cembra, der sich auf unsern Alpen höher als Pinus Abies erhält und die Grenze der Bäume bezeichnet, Pyrus (Sorbus) Sambucifolia N., Alnus viridis und etliche Weiden bleiben strauchartig. Das Bauholz wird aus dem Innern der Halbinsel bezogen, welches sich eines milderen Klimas erfreut als die Ostküste, und die Samenkörner von Pinus Cembra, welche man auf der Tafel der Russen sieht, kommen aus Sibirien und Ochotzk.

Gräser und Kräuter wachsen auf reichem Humus unter einem feuchten Himmel mit großer Üppigkeit. Es kommen der Pflanzenarten wenige vor, und sie sind überall gleichmäßig verteilt. An schattigen Orten wachsen Spiraea kamtschatica, Allium ursinum, Mayanthemum canadense, Uvularia amplexifolia, Trillium obovatum Pursch usw., auf den Triften ein Veratrum, Lilium kamtschaticum

A) Die Insel Chamisso von der Karte von Kotzebue.

Iris sibirica usw., auf den felsigen Hügeln Caprifolien, Spiräen, Rosen, Atragene alpina und alpinische Pflanzen, wie Rhododendron kamtschaticum, Empetrum nigrum, Trientalis europaea, Linnaea borealis, Cornus suecica, Saxifragen usw. Etliche Farrenkräuter machen durch Zahl der Exemplare einen bedeutenden Teil der Vegetation aus. Etliche Orchideen kommen vor. Urtica dioica ist, anscheinlich eingeführt, einheimisch geworden.

Wir glauben, daß Sommerkorn bei St. Peter und Paul wie in Lappland unter dem 70. Grad und in den Tälern der Savoyeralpen (au Tour usw.) gedeihen möchte. In dessen Ermangelung gerät aber die Kartoffel leidlich, ob sie gleich nur kleine Knollen ansetzt; und diese Wurzel, welche bereits in einem großen Teil von Europa die Cerealien ersetzt, müßte hier die größte Wichtigkeit erhalten. Man könnte Branntwein daraus brennen und einem Hauptbedürfnis dieser Kolonie abhelfen. Aber es fehlt noch mehr an Händen und an Industrie als an Produkten oder an produktiver Kraft der Erde, und selbst was einmal mit Nutzen unternommen worden, wie das Salzkochen, unterbleibt. Krusenstern bemerkt ganz recht, daß die Erde zu spät bestellt wird. Der Hügel von Übergangsschiefer, welcher den Hafen von der Bucht von Awatscha absondert, bietet Lager dar, welche die Stadt bequem mit Bausteinen versehen würden, und Kalk könnte aus Muscheln gebrannt werden, wenn nicht Kalkstein noch entdeckt werden sollte.

Unzählige wirksame Vulkane erheben sich längs dem Gebirge, welches sich bogenförmig zwischen beiden Kontinenten ziehend, die Kette der aleutischen Inseln bildet, und ragen in Pyramidengestalt über die Wolken. Zerrissene, zackige Felsenzinnen bilden in unruhigen Linien den Rücken, welcher diese bedrohlichen Kolosse verbindet. Das Gebirge scheint sich von dem amerikanischen Kontinent aus über die Halbinsel Alaska und die Kette der Inseln gegen Asien zu senken. Die Inseln werden gegen Westen geringeren Umfanges und seltener ausgestreut, und die letzte derselben, die Beringsinsel, neigt sich in sanften Flächen gegen die kamtschatkische Küste hin.

Die zwei Piks der Halbinsel Alaska sind von einer außerordentlichen Höhe. Der erste im Nordosten, welcher vor einigen Jahren bei einem Ausbruch in sich versank, scheint noch mit abgestumpftem Gipfel der höhere zu sein. Der folgende, ein scharfgespitzter Kegel, ist anscheinlich beträchtlich höher als der Pik auf Unimak, und dieser, welcher den Makuschkin auf Unalaschka und die ähnlichen Gipfel auf den nächsten Inseln zu übertreffen scheint, hat nach der Messung von Herrn von Kotzebue 1175 Toisen

Höhe.[A] Der Schnee bekleidet ganz den Kegel und seine Grundfesten nach ungefährer Schätzung in den zwei obern Dritteln dieser Höhe und senkt sich stellenweis noch tiefer gegen den Strand herab.

Der Anblick des Gebirges hinterläßt einen außerordentlichen Eindruck. Das Auge, welches sich in unsern Alpen gewöhnt hat, die Schneelinie als ungefähren Maßstab zu gebrauchen, kann sich nur schwer der Täuschung erwehren, die Höhen dieser Gipfel zu überschätzen;*) die Schneelinie, welche Wahlenberg in den Schweizeralpen auf 1371 Toisen und in den lappländischen Bergen auf 555 Toisen beobachtet und Leopold von Buch auf Mageroe 71° N. B. auf 333 Toisen geschätzt hat, möchte sich nach unserer unmaßgeblichen Schätzung über diesen Inseln zu 400 oder 300 Toisen herabsenken, und abgesonderte Gipfel, welche diese Höhe nicht erreichen, hegen noch Schnee unter ihren Zinnen und in den Furchen und Höhlen ihrer Abhänge. Im Spätjahr 1817 hatte sich der Schnee an vielen Orten erhalten, von wo er im Spätjahr 1816 verschwunden war. Die Quellen in den niedern Tälern von Unalaschka, welche wir gegen den Anfang Juli 1817 untersuchten, zeigten uns die Temperatur der Erde zwischen 38 und 39° Fahrenheit an.**)

Granit kommt auf Unalaschka vor. Die Berge des Innern, links von dem Tale, welches man auf dem Wege von der Hauptansiedelung nach Makuschkin verfolgt, sind Granit. Wir haben sonst an allen Ufern der großen Bucht, auf dem Wege nach Makuschkin und bei Makuschkin selbst nur Tonporphyr, einerseits und hauptsächlich in Mandelstein, andererseits in Grünstein übergehend, konglomeratartigen Porphyr und wahren Konglomerat angetroffen.

Diese Gebirgsarten liegen übereinander in mächtigen, wenig geneigten, anscheinlich ohne Gesetz abwechselnden Lagern. Die Lagerung ist nur von weitem an dem Profil der Berge wahrzunehmen. Diese Porphyre bieten im großen scharfkantige, zackige, nadelförmige Formen dar und nur, wo sie konglomeratartig werden, abgerundete Formen (Wollensäcke), wie es der Granit öfters tut.***)

A) Herr von Kotzebue (Reise, Vol. II. p. 5) gibt die Höhe dieses Berges auf 5525 englische Fuß an, welche Angabe der obigen vorzuziehen sein möchte, die er mir mitgeteilt hatte, vielleicht bevor er seine Berechnung revidiert und abgeschlossen.

*) Aus derselben Ursache entsprang auf Teneriffa die entgegengesetzte Wirkung. Der Pik, den kaum der Schnee berührte, als wir ihn sahen, machte nicht auf uns den Eindruck, den seine wirkliche Höhe erwarten ließ.

**) Wir bedauern, daß der Zustand unserer meteorologischen Instrumente, von denen wir früher mehrere eingebüßt und deren letzte vor möglichem Unfall zu verwahren, Pflicht war, uns die Beobachtungen zu wiederholen und die Resultate zu einer befriedigenden Genauigkeit zu bringen verwehrte; so haben wir den Barometer als Höhemesser zu gebrauchen nicht vermocht.

***) Die in diesen Blättern zerstreuten geognostischen Bemerkungen sind zumeist dem Professor Weiß zu verdanken, welcher mit dem Verfasser alle mitgebrachten Proben von Gebirgsarten freundschaftlich belehrend durchgesehen hat.

Aus diesen Porphyrgebirgen brechen mehrerer Orten heiße Quellen hervor, deren Wasser geschmack- oder geruchlos ist und auf den Steinen einen Anflug von gelblich bräunlichem Kalksinter absetzt. Der Doktor Eschscholtz fand die Temperatur einer dieser Quellen, die in einem gegen den Eingang dieses Hafens gelegenen Tale auf einer Wiese sprudelt, zwischen 93° und 94° Fahrenheit. Das stockende Wasser etlicher Lachen auf derselben Wiese setzt ein hellgelbliches schwefelähnliches Sediment ab. Das Wasser der erwähnten Quelle und einer andern auf der Insel Akutan, in welcher Speisen in kurzer Zeit gar gekocht werden, schien dem Doktor sich durch größeren Kalkgehalt von dem Wasser gewöhnlicher Quellen zu unterscheiden. — Bei Makuschkin quillt am Fuße eines insularisch abgesonderten Hügels von geringer Höhe am Meeresstrand unter der Linie der hohen Flut eine andere heiße Quelle aus einem Lager wirklichen Konglomerats hervor. Die darauf liegenden Lager, aus welchen der Hügel besteht, bieten die gewöhnliche Abwechselung von Tonporphyren dar.

Die Makuschkaia sobka raucht ruhig fort, und die Aleuten holen sich Schwefel daraus. Wir sind in die abgesondert liegende enorme Gebirgsmasse, welche diesen Feuerschlund trägt, nicht gedrungen und haben in den Teilen der Insel, welche wir durchwandert sind, keine eigentliche Lava angetroffen.

Schwefelkies hat auf Unalaschka wie an so manchen Orten der Welt die Habsucht der ersten Entdecker getäuscht, welche solchen für Gold angesehen haben.

Wir haben auf Unalaschka versteinertes Holz, Fragmente großer Dikotyledonenstämme, erhalten, welche angeblich aus dem Bette eines Sees auf Umnak herrühren, der infolge eines Erdbebens ausgetrocknet ist. Die Vulkane dieser Insel sind besonders wirksam, und von ihnen ausgeworfene Steine haben in neuerer Zeit einen Kanal ausgefüllt, welcher sonst schiffbar gewesen ist.

Die neue Insel, welche im Jahre 1795 in der Nähe von Umnak und Unalaschka aus den Wellen emporstieg und über deren Entstehung Langsdorf uns benachrichtigt hat, fängt dem Vernehmen nach bereits an, sich mit Vegetation zu überziehen.

Auf der Halbinsel Alaska und auf der zunächst gelegenen Insel Unimak, die davon nur durch eine enge Durchfahrt getrennt ist und auf welche die Natur des Kontinents überzugehen scheint, kommen Bäume noch vor. Unalaschka und die übrigen Inseln dieser Kette sind durchaus davon entblößt. Man hat auf Unalaschka Tannen, eine Art Abies, die man aus Sitcha hergebracht, anzupflanzen versucht; die meisten sind ausgegangen, die übrigen scheinen

kaum sich zu erhalten, jedoch ist die Pflanzung noch jung, und man weiß, wie schwer Zapfenbäume das Umpflanzen überstehen.

Wir haben uns auf Unalaschka, wo wir uns zu drei verschiedenen Malen im Früh- und Spätjahr aufgehalten, die Flora besonders zu studieren beflissen, und diese Insel wird uns zu einem Vergleichungspunkt dienen für die übrigen nördlicher gelegenen Landpunkte, welche wir berührt haben.

Auf Unalaschka (unter der Breite von Lübeck) überragen die Weiden in den feuchten Gründen kaum den üppigen Gras- und Kräuterwuchs. Sobald man aus diesen Niederungen die nächsten Hügel hinansteigt, findet man eine durchaus alpinische Flora, und es erheben sich nur noch in der untersten Bergregion etliche myrtillusähnliche Vaccinien strauchartig über den Boden. Übrigens unterhält ein feuchter Himmel den grünen Mantel der Erde bis zu den nacktern Felsenzinnen und dem Schnee in frischem Glanze, und etliche gesellige Pflanzen schmücken diese traurige Welt mit bewunderungswürdiger Farbenpracht. (Lupinus nootkaensis, Mimulus luteus Pursch. guttatus Willd. En. Sup., Epilobium angustifolium und latifolium, Rhododendron kamtschaticum u. a.) Das frische Grün der Matten erinnert an das Urserental.

Die Flora scheint mit der von St. Peter und Paul keine andere Gemeinschaft zu haben, als die, welche sie der allgemeinen alpinischen und arktischen Flora und der Strandflora dieser nordischen Küsten verdankt. Wir haben außer solchen Pflanzen, die sich im höheren Norden wiederfinden, nur das Lilium kamtschaticum (falls die Varietät auf Unalaschka nicht eine eigene Art sei) und die Uvularia amplexifolia an beiden Orten beobachtet und hingegen auf der amerikanischen Küste im Norden der Beringsstraße mehrere kamtschatkische Pflanzenarten gefunden, die wir auf Unalaschka vermißt haben. Es ist die Flora der Nordwestküste von Amerika, die sich bis an den Fuß der Hügel dieser Insel hinzieht, wo sie sich mit der arktischen vermählt.

Wir nennen als Beispiele Rubus spectabilis, Lupinus nootkaensis (welcher, jedoch verkrüppelt, auch zu den Höhen hinansteigt), Epilobium luteum und Mimulus guttatus Willd.*) Die Claytonia unalaschcensis Fisch. sibirica hort. alsinoides Sims. möchte vielleicht auch hieher zu rechnen sein. Sanguisorba canadensis u. a. gehören der gemeinsamen Flora von Amerika.

Viele Gräserarten wuchern in den Niederungen, mit ihnen et-

*) Der Same dieser Pflanze, welche im botanischen Garten zu Berlin gezogen wird, soll vom See Baikal (?) hergekommen sein.

liche Umbellaten, Angelica, Heracleum u. a. Ein Dutzend Carices machen kaum einen bedeutenderen Teil der Vegetation aus als in Norddeutschland; etliche Scirpus und Eriophorum begleiten sie, die Junci gesellen sich ihnen ungefähr in dem Verhältnis von eins zu zwei. Die Orchideen behaupten sowohl durch die Zahl der Arten, als durch die der Exemplare in der Flora des Tales und der Höhen einen bedeutenden Rang. Wir zählten deren elf Arten, worunter sich Cypripedium guttatum auszeichnete. Wir haben höher im Norden keine einzige Pflanze dieser Familie beobachtet. Von den Farrenkräutern kommen gegen acht Arten vor; wir haben nördlicher nur eine Filix, und diese nur einmal angetroffen. Etliche Lykopodien kommen auf Unalaschka, nördlicher eine einzige Art noch vor. Man findet in den Seen verschiedene Wasserpflanzen: Potamogeton, Sparganium, Ranunculus aquatilis u. a., wir haben in dem höheren Norden nur die zwei Hippuris-Arten und die gemeine Callitriche beobachtet.

Zwei andere Ranunkeln, die Prunella vulgaris, ein Rhinanthus, eine Cineraria, eine Achillea, eine Plantago, ein Geum, einige Rubiaceen, eine Claytonia, die Menyanthes trifoliata, eine Triglochin u. a. gehören mit den oben erwähnten Pflanzen der Talesflora von Unalaschka an. Eine Bartsia scheint sich von der nördlicher vorkommenden Bartsia pallida zu unterscheiden. Eine schöne Pflanze, die eine neue und ausgezeichnete Gattung begründet, die Romanzoffia unalaschcensis, erhielt den Namen des Beförderers aller Wissenschaften in Rußland. Die Gattungen Rumex, Polygonum, Aconitum, Thalictrum, etliche Alsinaceen, die Iris sibirica, das Geranium pratense, das Comarum palustre, die Montia fontana sind über den ganzen Norden verbreitet.

Das Empetrum nigrum, welches mit Helleborus trifolius Linn. (eine amerikanische Pflanze, die wir nördlicher nicht wiedergefunden) die Hügel zumeist bekleidet, eröffnet das Reich der alpinischen Flora. Man findet etliche Arten Vaccinium und den gemeinen Oxycoccos, Arbutus alpinus und Uva ursi, eine weißblütige Menziesia, welche unter Erica caerulea mit einbegriffen worden; Rhododendron kamtschaticum, Azalea procumbens, Andromeda lycopodioides, welche höher im Norden durch die Andromeda tetragona ersetzt wird, alpinische Salices, Sylene acaulis, Sibbaldia procumbens, Cornus suecica, Trientalis europaea, Linnaea borealis, Ornithogalum striatum,*) Anthericum calyculatum, L. variet. borealis, Königia islandica, eine von der nördlicher vorkommenden anscheinlich ver-

*) Zwei Varietäten dieser Pflanze möchten wohl verschiedene Arten sein.

schiedene Gymnandra, zehn Saxifragae, drei Pediculares, etliche Potentillae, zwei Gea, zwei Anemonae, drei Primulae, ein Papaver, eine Drosera, eine Pinguicula, zwei Pyrolae, eine Viola, eine Parnassia, einen Rubus, eine Armeria. Es kommen nur ein alpinischer Ranunculus und drei Gentianae vor, von welchen Gattungen man nördlicher mehrere Arten antrifft. Aus der Klasse der Syngenesia kommen Aster, Hieracium, Gnaphalium, Leontodon, Artemisia u. a. vor. Diese Klasse gewinnt eine größere Ausdehnung im höheren Norden, wo besonders die Gattung Artemisia mehrere ausgezeichnete Arten aufzuweisen hat. Dagegen kommen auf Unalaschka etliche alpinische Arten der Gattungen Campanula und Veronica vor, welche man im höheren Norden gänzlich vermißt. Aus der Klasse der Kreuzblumen sind etliche Arten teils im Tale, teils auf den Höhen verteilt.

Wir haben auf Unalaschka Alnus viridis, Betula nana, Ledum palustre, Dryas octopetala, Diapensia lapponica, Rhodiola rosea, die Gattungen Spiraea, Astragalus, Allium, Myosotis, Corydalis, Valeriana, Aretia, Androsace, Dodecatheon, Delphinium und Orobanche vermißt, welche wir im höheren Norden angetroffen haben.

Die Strandflora, welche nördlicher unverändert dieselbe bleibt, bilden vorzüglich Elymus mollis, Herb. Görenk. Trinius in Sprengels Ent. 2. p. 72. Arenaria peploides, Pisum maritimum, verschiedene Formen der Pulmonaria maritima Willd., Cochlearia officinalis und Arnica maritima, welche, üppig und ästig auf dieser Insel, im höheren Norden einblütig wird. — Wir möchten dieser Flora die Potentilla anserina zuzählen.

Das Meer ist längs der Küsten und in den Buchten an Algen reich und der Fucus esculentus, der Seekohl der angesiedelten Russen, zeichnet sich unter vielen gigantischen Fucusarten aus.

Die Moose und Lichene beginnen bereits zu Unalaschka in der Flora den großen Raum einzunehmen, welchen sie im höheren Norden behaupten.

Die Insel St. George mit abgeflachtem Rücken von Felsentrümmern und steilen Ufern bildet eine Tafel von mäßiger Höhe und geringem Umkreis, an welcher sich an der Ostseite eine Niederung anschließt. Man nimmt an den Profilen der Ufer die Lagerung wahr; die Gebirgsart scheint wie zu Unalaschka Tonporphyr zu sein, und große Blöcke einer porösen Lava bilden zum Teil den Strand.

Die Insel St. Paul ist von größerem Umfang und niedriger als St. George. Es erheben sich nur im Innern niedrige Hügel, deren einer einen stumpfen Kegel bildet. Die Ufer senken sich sanft zum Meer und bilden etliche Vorgebirge und Halbinseln. Etliche

Riffe erstrecken sich von der Insel und einem nahe gelegenen Felsen (der Boberinsel) aus in die See und sind für Schiffe nicht ohne Gefahr. Die Halbinsel, auf welcher die Ansiedelung liegt, ist teils aus gehäuften vulkanischen Schlacken, teils aus einer porösen, Eisenschlacken ähnlichen Lava gebildet, deren runzlige Oberfläche, an einigen Stellen noch unbewachsen, außer Zweifel setzt, daß sie wirklich geflossen sei. Hat sich dieser Fluß aus Meeresgrund erhoben, oder hat ihn ein Berg ausgeworfen, welcher in sich versunken ist? — Er kann sich schwerlich in dem jetzigen Zustande der Insel von den fernen und niedern Hügeln des Innern auf fast wagerechter Fläche bis zu den Ufern fortgewälzt haben. Ein Profil bei dem Landungsplatz zeigt deutliche wagerechte Lagerung.

Man hat zu verschiedenen Malen von St. George und St. Paul Feuer zur See brennen sehen und in hellen Tagen Land im Südwesten von St. Paul zu unterscheiden geglaubt. Unsere Untersuchung hat erwiesen, daß die letzte dieser Erscheinungen Trugschein war; die erste möchte vulkanisch gewesen sein.

Wir haben diese Inseln, die ungefähr unter der Breite von Riga liegen, nur mit flüchtigem Blick angeschaut; es ist auffallend, um wie viel winterlicher die Natur auf ihnen erscheint als auf Unalaschka. Es hegen nicht, wie dort, geschützte Täler und Gründe eine üppige Vegetation und südlichere Pflanzen. Eine durchaus alpinische Flora schließt sich wie im höheren Norden unmittelbar an die Flora des Strandes an. Die erhöhten Rücken von Felsentrümmern sind von schwarzen und fahlen Lichenen, die vom schmelzenden Schnee bewässerten Stellen von Sphagnum, Moosen und wenigen Carices bewachsen. Die Erde hat keine Quellen mehr. Die verschiedenen arktischen Pflanzen wählen sich nach ihrer Natur Felsen- oder Moorgrund, und keine erhebt sich über den Boden, dem sie angedrückt sich schmiegen. Der Lupinus auf St. George, die Achillea auf St. Paul erinnern noch an Unalaschka; mehrere Pflanzen aber, die auf Unalaschka nicht vorkommen, an den höheren Norden. Ranunculus Pallasii und Gmelini, eine Androsace, eine Claytonia u. a. Wir haben eine einzige Pflanze, Cochlearia spathulata Schl. septentrionalis DC., ausschließlich auf diesen Inseln gefunden, wo sie häufig und charakteristisch ist.

Beide Inseln waren, bevor sie die Russen entdeckten, den nachbarlichen Völkern unbekannt, ein befriedeter Aufenthalt der Wasservögel und Robben (Phoca leonina und ursina). Auf beiden sind nun Aleuten unter russischer Aufsicht angesiedelt, und die Tiere sind wie die Völker hörig worden. Die Insel St. Matwey ist noch unbewohnt; man weiß das Schicksal der dort beabsichtigten Ansiedelung.

Die Menschen fanden sich während des Winters von den Tieren, auf die sie für ihre Nahrung angewiesen waren, verlassen, alle verhungerten bis auf drei, welche ihr Leben mit einem mageren Ton, den sie entdeckten, fristeten. Wir haben auf Unalaschka Proben von diesem Mineral erhalten, welches, bereits von früheren Reisenden gebracht, in den europäischen Sammlungen vorhanden ist.

Solche Inseln, und in solcher Nähe bewohnter Küsten, würden im Großen Ozean nicht unbevölkert geblieben sein.

Wir werden die Insel St. Laurentii und die beiden Ufer der Beringsstraße unter einem Gesichtspunkt vereinigen. Sie sind von demselben Urgebirge gebildet, und dieselbe Flora ist über sie verbreitet. Es liegen diese Lande ungefähr zwischen den Breiten von Christiansund bis Dönnaöe an der norwegischen Küste oder von Hernosand bis Tornea auf der schwedischen am Bottnischen Meerbusen.

Die St. Laurenzbucht ist ein Fjord der asiatischen Küste, der in das Gebirge eindringt und dessen Hintergrund Höhen mit nackten Felsenabhängen begrenzen. Die Gebirgsart ist Urkalk.

Die alpinische oder arktische Flora, die hier den Fluß der Berge schmückt, scheint nicht deren Stirn, wenn diese sich gleich von Schnee entblößt, zu bekränzen, und wenn die Abflüsse des schmelzenden Schnees im reichsten Flore prangen, sind die dürren Rücken und Abhänge von gehäuften Felsentrümmern kaum von grauen und schwärzlichen Lichenen angeflogen.

Die Berge unter diesem winterlichen Himmel, von Vegetation unbekleidet und ungeschützt, veralten und verfallen. Der Frost sprengt den Felsen, jeglichen Sommers milde Wärme bringt neue Trümmer herab, und die Zerstörung schreitet fort, bis sie vollendet. Der Boden ist überall Felsentrümmer, wo nicht das Sphagnum einen Torf- und Moorgrund an tiefen bewässerten Orten gebildet hat.

Unter einem glücklicheren Himmel weist uns der Dichter an den waldbewachsenen Scheiteln seiner Berge das Bild der Unvergänglichkeit, und das düstere Lied des nordischen Barden zeigt uns an seinen Felsen des Alters zerstörende Macht.

Die Tschuktschi, welche die St. Laurenzbucht bewohnen, besitzen einen ziemlichen Vorrat von einem schönen Graphit, womit sie sich zum Schmuck das Gesicht mit Kreuzen und anderen Figuren bemalen. Wir haben von den verschiedenen Völkerschaften, mit welchen wir an beiden Küsten verkehrt haben, verschiedentlich bearbeiteten Nephrit erhandelt, dem sie bei ihrem jetzigen Reichtum an Eisen keinen besonderen Wert beizulegen schienen. Es ist uns unbekannt geblieben, wo beide Minerale vorkommen.

Die Insel St. Laurentii ist von mäßiger Höhe, und ihre Rücken sind abgeflacht. Wir haben am Orte, wo wir im Jahre 1816 landeten, eine grünsteinartig gemengte Gebirgsart anliegend, und im Jahre 1817 östlich und in der Nähe des Südkaps, gleichsam an dessen Fuß, Granit in großen Trümmern angetroffen. Die Formen, die, von der See aus betrachtet, das Profil dieses Vorgebirges uns gezeigt, hatten unsere Neugierde erregt; wir hatten geglaubt, basaltähnliche Säulen, die sich fast senkrecht in gleicher Richtung gegen Süden neigten, daran zu erkennen.

Die amerikanische Küste im Norden der Straße wird zwischen dem Kap Prince of Wales und dem Kap Krusenstern (Cap Mulgrave Cook?), welche zwei Felsensäulen sind, von angeschwemmten Niederungen und Dünen gebildet. Der Kotzebuesund führte uns durch diese hindurch bis zu dem Urland, dem sie anliegen. Das Land hat sich nur wenig erhöht, und die ruhigen Linien der Hügel lassen nicht erkennen, wo der Felsengrund beginnt.

Die Felseninsel, die den Ankerplatz im Hintergrunde des Sundes schützt, ist von gemengter Gebirgsart (Quarzschiefer). Sie wirkt kräftig auf die Magnetnadel und verändert ihre Richtung. Der Felsen blickt wieder an den Profilen des gegenüberstehenden Ufers, welches den Grund des Sundes bildet, durch. Die Eschscholtzbucht, in die sich der Sund nordöstlich verlängert, dringt wiederum in angeschlämmtes Land ein. Wir landeten auf der Ostseite dieser Bucht auf einer Sandspitze, wo die Magnetnadel gleichfalls außerordentlich abweichend befunden ward. Soll diese Anomalie auf die Nähe des Urgebirges, welches man unmittelbar nicht sieht, schließen lassen?

Der Doktor Eschscholtz wollte längs dem Strande dieses Sandufers nach dem Felsenufer, dessen Fortsetzung es ist, zurückgehen. Er fand zwischen dem Sande und dem Urgebirge, welches er suchte, in unmerklicher Fortsetzung von beiden, ohne daß die Lagerungsverhältnisse deutlich zu erkennen waren, eine Gebirgsart, die unseres Wissens nur Link unter die Gebirgsarten gerechnet hat, nämlich: Eis, klares, festes Eis.

Das Profil, wo es vom Meere angenagt zum Vorschein kommt, hat eine Höhe von höchstens achtzig Fuß, und der höchste Rücken der Hügel kaum das Doppelte. Auf dem Eise liegt ein dünnes Lager von bläulichem Lehm, zwei bis drei Zoll stark, und unmittelbar darauf die torfartige Dammerde kaum einen Schuh hoch. Die Vegetation ist da vollkommen dieselbe als auf dem angeschlämmten Sand- und Lehmboden. Die Erde taut überall nur wenige Zoll auf, und man kann durch Graben nicht erkennen, auf was für einem Grunde

man sich befindet. Die Dammerde, die von den angenagten Eishügeln herabfällt, schützt wieder deren Fuß, und der ferneren Zerstörung geschieht Einhalt, wann sich unter dieser fallenden Erde ein Abhang gebildet hat, der von dem Fuße bis zu der Höhe reicht. Die Länge des Profils, worin das Eis an den Tag kommt, mag ungefähr einen Büchsenschuß betragen. Es ist aber an den Formen der bewachsenen Abhänge des Ufers sichtbar, daß dieselbe Gebirgsart (Eis) eine viel größere Strecke einnimmt.

Wir kennen bereits von verschiedenen Reisenden ähnlichen Eisgrund im Norden von Asien und Amerika, und es gehört namentlich hierher der bewachsene Eisfelsen am Ausfluß der Lena, aus welchem das Mammut, dessen Skelett sich in St. Petersburg befindet, herausschmolz und auf welchem Adams, dem man die Erhaltung dieses Skeletts und die Nachrichten darüber verdankt, ein Kreuz errichten ließ.

Fossiles Elfenbein kommt hier wie in Nordasien vor, und die Eingebornen verfertigen Werkzeuge daraus, wie aus Walroß- und Physeterzähnen. Wir fanden in der Nähe des Eisbodens auf der Sandspitze, wo wir biwakierten und wo die Eingebornen vor uns sich aufgehalten, etliche Molarzähne, die denen des Mammuts völlig glichen; aber auch einen Hauzahn, der durch seine größere Dicke an der Wurzel und seine einfache Krümmung sich merklich von den bekannten Mammutshörnern unterschied und vielmehr mit den Zähnen der lebenden Elefantenarten übereinzukommen schien. — Während der Nacht ward unser Wachtfeuer zum Teil mit solchem Elfenbein geschürt.

Wir haben den größeren Reichtum der arktischen Flora unter vielfältiger Abwechselung des Bodens an den felsigen Ufern der St. Laurenzbucht gefunden, die größere Dürftigkeit hingegen auf der flachen sandigen Küste Amerikas, deren Hügel einförmig von Sphagnum bekleidet sind und wo uns nur die Felseninsel im Innern des Sundes etliche der alpinischen Pflanzenarten darbot, welche nur auf Felsengrund gedeihen. Wir haben in der St. Laurenzbucht viele Pflanzenarten gesammelt, denen wir nur da begegnet sind. Die gleich felsige Insel St. Laurentii, die wir nur auf flüchtige Augenblicke auf zwei verschiedenen Punkten betraten, hat uns mehrere Arten gezeigt, welche sie mit der Bucht gleichen Namens gemein hatte und die auf der amerikanischen Küste fehlen. Diese Küste endlich hat uns wenige andere Arten dargeboten, welche wir in der St. Laurenzbucht nicht gefunden haben. Wir können zwischen der Flora beider Küsten keinen wesentlicheren Unterschied aufstellen als den, welchen die Verschiedenheit des Bodens und des Klimas bedingt.

Der Anblick der Natur ist in der St. Laurenzbucht am winterlichsten. Die dem Boden angedrückte Vegetation erhebt sich kaum merklich im Hintergrunde derselben, woselbst die strauchartigen Weiden den Menschen kaum bis an die Knie reichen. Die Andromeda polyfolia, die wir nur da gefunden, war nur zwei bis drei Zoll hoch und einblütig. Die Flora dieser Bucht schmücken ein Delphinium, ein Dodecatheon, eine Aretia und mehrere von uns nur da beobachtete Arten von jeder echt arktisch-alpinischen Gattung. Gentiana, Saxifraga. Astragalus, Artemisia, Draba, Ranunculus, Claytonia usw. Mehrere derselben waren noch unbeschrieben.

Die St. Laurenzinsel, zwei Grad südlicher gelegen, unterscheidet sich nicht von der St. Laurenzbucht in Rücksicht der Vegetation. Die Andromeda tetragona, die Dryas octopetala, die Diapensia lapponica, alpinische Myosotis-Arten, eine Gymnandra u. a. m. bezeichnen wie in der St. Laurenzbucht den Charakter der Flora. Wir bemerken, daß wir, zuerst auf dieser Insel in diese arktische Pflanzenwelt versetzt, in wenigen Minuten mehr blühende Pflanzen sammelten, als wir während mehreren Wochen auf der zwischen den Wendekreisen gelegenen Inselkette Radack beobachtet haben. Weiter nach Norden, auf der Felseninsel im Innern des Kotzebuessund wächst die Azalea procumbens, wie auf Unalaschka, in der Bucht und auf der Insel St. Laurenz; mit ihr alpinische Weiden, Cornus suecica, Linnaea borealis, arktische Rubusarten usw. Empetrum nigrum und Ledum palustre kommen auf dem Moorgrund und unter dem Sphagnum überall vor, aber das Ledum bildet nicht da den hohen Strauch, der die Torfmoore von Norddeutschland ziert.

Die Vegetation hat sich im Innern des Kotzebuessund beträchtlich mehr erhoben als im Innern der St. Laurenzbucht. Die Weiden sind höher, der Graswuchs üppiger, alle Gewächse saftiger und stärker. Die meisten Pflanzenarten, die wir auf der amerikanischen Küste gefunden und die in der St. Laurenzbucht gefehlt, deuten auf eine minder winterliche Natur. Wir fanden auf der erwähnten Insel Alnus viridis als winzigen Strauch und Spiraea chamaedrifolia, Pflanzen, welche wir in Kamtschatka und nicht auf der amerikanischen Insel Unalaschka beobachtet und die ein rauheres Klima aus der St. Laurenzbucht verdrängt zu haben scheint. Die Flora dieser Insel zierten eine Orobranche (rossica N.) und eine Pinguicula. — Die Cineraria palustris wächst besonders üppig auf den wohlbewässerten Abhängen, die sich am Fuße der Eiswände bilden. Betula nana kommt schon an der äußern Küste vor. Das ebene Land dieser Küste bleibt den Sommer über von Schnee entblößt.

Unfern des Grundes von Kotzebuessund, ungefähr anderhalb

Grad südlicher, hat Cook die Ufer von Nortonsund bewaldet gefunden, und die Bäume erhoben sich mehr und mehr nach dem Innern des Landes zu (nordwärts). —

Mackenzie hat östlicher im Innern von Amerika die Ufer des Flusses, dem er seinen Namen gegeben, noch unter dem 68. Grad nördlicher Breite mit hohen Bäumen bewachsen gefunden, und diese Ufer schienen ihm von Eis zu sein.

Es scheint uns, wenn wir alle Umstände erwägen, die amerikanische Küste der Beringsstraße sich eines milderen Klimas als die asiatische zu erfreuen.

Es sei uns erlaubt, dem traurigen Gemälde dieser Küsten ein Bild der europäischen Natur unter dem 70. Grad nördlicher Breite (drei und einen halben Grad nördlicher als die nördlichsten von uns berührten Punkte) an die Seite zu setzen. „Da erschien uns reizend die kreisrunde Bucht und das Amphitheater von Talvig, als sie sich uns plötzlich und auf einmal durch den engen Kanal eröffnete, durch den wir hineinfuhren. Die Kirche auf dem lebhaft grünen Abhange in der Mitte, der große Predigerhof darüber, an den Seiten zwei ansehnliche Gaarde und rund umher am Ufer fort Quäner und Bauern und darüber malerische Felsen und ein herrlich schäumender Fall. Dazu die Lebendigkeit des Sommers; Schiffe im Hafen, eine Kopenhagener und eine Flensburger Brigg neben einem Russen von Archangels Küsten her und Finnen und Normänner in fortwährender Bewegung in der Bucht, herein und wieder fort, mit frischen Fischen zum Russen, mit getrockneten nach dem Kaufmann und mit Mehl und Kornwaren zurück. Wer mag sich doch Finnmarken traurig und elend vorstellen, wenn ihm Talvigs Bucht in solcher Lage erscheint.

„Gegen Mittag fuhren wir die zwei kleinen Meilen herüber von Talvig nach Altengaard, dem Amtmannssitz im innersten Teil des Fjord. Auch dieser Gaard überrascht. Er liegt mitten im Wald von hohen Fichten auf einer grünen Wiese mit herrlichen Blicken durch die Bäume auf den Fjord, auf die hintereinander in das Wasser hervorstehenden Spitzen und endlich auf Seylands und Langfjords Fielde. Die Bäume umher sind so schön, so abwechselnd. Zwischen den Zweigen schäumt jenseits des Wassers im ewigen Treiben der Bach der Sägemühle von den Felsen herunter, und im Fjord und in Refsbotn leuchten fast in jeder Stunde, welche die Sonne fortschreitet, neue Gaarde herüber. Eine Villa ist diese Wohnung; ein Landsitz, nicht für Aktenstaub gebaut, oder um dort Prozesse zu führen. Ist es doch, wenn man durch den Wald vom Strand herankommt, als wäre man bei Berlin in den Tiergarten versetzt, und

dann wieder, wenn sich die Perspektiven den Fjord herunter eröffnen, als sähe man italienische Fernen oder einen See in der Schweiz." (Leopold von Buchs Reise durch Norwegen und Lappland ꝛc., pag. 485.)

Mageröe, unter dem 71. Grad, scheint mit zertrümmerten nackten Felsen, unter welchen am Ende des Julius überall große und ausgedehnte Schneemassen liegen, den Anblick der Ufer der St. Laurenzbucht zu vergegenwärtigen. Die Birke wächst jedoch da, obgleich verkrüppelt, auf den Abhängen der Berge bis zu einer Höhe von 400 Fuß. Leopold von Buch schätzt die mittlere Temperatur der Luft auf dieser Insel $1\frac{1}{2}°$ R. und die Höhe des ewigen Schnees 2000 Fuß. Aber es friert da in gut geschlossenen Kellern niemals, und das Gras hört nie auf, noch unter dem Schnee zu wachsen. — Ein Bach fließt bei Hammerfest auf Qualöe den ganzen Winter hindurch.

Wir sehen hingegen auf den Küsten, auf welchen unsere Blicke haften, eine üppigere Vegetation, Sträuche, hohe Bäume (Mackenzie) auf einem ewig gefrornen Boden, auf einem Boden von gediegenem Eis gedeihen.

Wahlemberg (De vegetatione et climate in Helvetia septentrionali, p. LXXXIV.) hat für Europa dieses Gesetz aufgestellt: Die mittlere Temperatur der Luft ist gegen den 46. Grad nördlicher Breite der Temperatur der Erde im ebenen, wenig über die Meeresfläche erhabenen Lande gleich. Von diesem Mittelpunkt aus nimmt die Temperatur der Luft sowohl gegen Norden als gegen den Gipfel der Berge schneller ab als die Temperatur der Erde, und gegen Süden schneller zu, so daß im Norden und auf den Bergen die Temperatur der Erde wärmer, im Süden aber weniger warm ist als die mittlere Temperatur der Luft.

Auf den Küsten, welche wir besucht haben, können nur die direkte Sonnenhitze und die Temperatur der Luft während des Sommers die Vegetation auf einer ewig gefrornen Erde unterhalten. Sollte da die Winterkälte so strenge sein, daß die mittlere Temperatur der Luft noch unter die Temperatur der Erde fallen könnte? Der Anblick der Natur auf diesen Küsten widerstreitet in Ermangelung aller meteorologischen Beobachtungen dem erwähnten Gesetze, wie dasselbe, bewährt für Europa, ungünstig der von uns gewagten Hypothese scheint, nach welcher dieser Weltteil der erwärmteren Luft, die ihn bestreicht, sein milderes Klima zu verdanken hätte.

Steller zuerst, den Pallas den Unsterblichen nennt, hat unter Bering die Naturgeschichte dieses Land- und Meerstriches enthüllt, und Merk ist unter Billing seiner Spur rühmlich ergänzend ge-

folgt. Andere Gelehrte und Sammler haben gemächlicher in Kamtschatka geforscht, und Unalaschka ist besucht worden. Die Namen Steller und Merk sind unverdunkelt geblieben. Von dem, was für die Botanik gewonnen ward, liegt vieles noch vorzüglich in den Lambertschen, Wildenowschen und Görenkschen Herbarien unediert. Pallas hat in der Zoographia rossica, soweit selbige gediehen ist (bis zur Mitte der Fische), alles Zoologische zusammengestellt. Wir werden mit gebührender Ehrfurcht für unsere Vorgänger nur wenige Bemerkungen über die Fauna dieser Meere und Küsten uns erlauben.

Die größeren Säugetiere sind vom amerikanischen Kontinente bis auf Unimak übergegangen. Man findet da das Renntier, einen Wolf und einen Bären, welcher der europäische braune Bär zu sein scheint. Der schwarze Bär (Ursus americanus, gula genisque fuligineis), dessen kostbare Haut zu Pelzwerken gesucht wird, kommt mit dem braunen Bären zusammen erst an der entfernteren Nordwestküste vor. Man findet nur noch auf Unalaschka den schwarzen Fuchs und verschiedene kleine Nagetiere, worunter sich der Mus oeconomus auszeichnet, welcher die Wurzeln des Polygonum viviparum, der Surana (Lilium kamtschaticum) und anderer Pflanzen als Wintervorrat unter dem Schnee aufspeichert. Die übrigen Säugetiere gehören der Fauna des Meeres an.

Wie gegen Norden hin auf dem Lande die Wälder sich senken, die Vegetation allmählich abnimmt, die Tiere immer weniger werden, zuletzt (wie auf Novaja Semlja) das Renntier und die Nager mit den letzten Pflanzen verschwinden, und nur Raubtiere, denen ihre Nahrung auf dem Meere angewiesen ist, den beeisten Strand umschleichen, füllt sich dagegen das Wasser mehr und mehr mit Leben an. Die Algen, gigantische Tangarten, bilden um die felsigen Küsten überflossene Wälder, dergleichen in der heißen Zone nicht vorkommen.*) Aber das Leben im Wasser neigt sich auf die animalische Stufenreihe, obgleich alle Wassertiere auf einer niedrigeren Stufe zu beharren scheinen als ihre Verwandten aus denselben Klassen, welche dem Lande angehören. Die Medusen und freien Zoophyten, die Mollusken, Würmer und Crustaceen, unzählige Arten von Fischen in unglaublich gedrängten unendlichen Scharen, die riesigen schwimmenden Säugetiere, Walfische, Physeter, Delphine, die Walrosse und Robben erfüllen das Meer und dessen Strand, und es wiegen sich

*) Die Seetange, welche an der kalifornischen Küste den Galeonen von Manila zum Wahrzeichen des nahenden Landes dienen, möchten das äußerste Vorschreiten dieser Bildung gegen die Grenze der Passatwinde bezeichnen. — Am Vorgebirge der guten Hoffnung kommt der hierher zu rechnende Fucus buccinalis vor.

darüber wundersame, zahllose Flüge von Wasservögeln, welche in der Dämmerung gleich schwebenden Inseln anzusehen sind.

Die Seeotter scheint nicht nach Norden über die Kette der aleutischen Inseln auszuschweifen und beginnt auf denselben selten zu werden, nachdem sie den Untergang der eingebornen Völker veranlaßt hat. Der Seelöwe und der Seebär scheinen sich ungefähr in denselben Grenzen zu halten, andere, der Phoca vitulina ähnlichere Robben kommen nördlicher häufiger vor. Man trifft in der Beringsstraße unendliche Herden von Walrossen an, und die Zähne dieser Tiere scheinen einen beträchtlichen Handelszweig der Bewohner der St. Laurenzinsel auszumachen. Wir haben zu Unalaschka nur entstellte Sagen vernommen, die auf den Manatus borealis zu deuten schienen. Ein Physeter, ein Anarnack, sechs verschiedene Walfischarten, der Delphinus Orca und zwei andere Delphine kommen um die aleutischen Inseln und außerdem im Norden der Beringsstraße, wie wir aus etlichen Anzeichen schließen, noch der Delphinus leucas vor.

Man findet an den Küsten der Beringsstraße verschiedene Viverra- und Canis-Arten, unter welchen hauptsächlich der schwarze Fuchs unsere Habsucht zu reizen vermöchte. Der sehr gemeine Arctomys Cytillus, dessen Fell ein elegantes Rauchwerk abgiebt, zeichnet sich unter den Nagern aus. Das Renntier, welches beiden Küsten angehört, scheint auf der St. Laurenzinsel zu fehlen. Der Hund, überall im Norden der nächste Gefährte des Menschen und sein nützlichstes Zugtier, fehlt nur auf den aleutischen Inseln, wo er, sonst eingeführt, sich vermehrt hatte, aber von den Herren des Landes ausgerottet worden, weil er die Füchse gefährdete, deren Häute ihr sicherster Reichtum sind.

Viele Landvögel haben sich von der nächsten Küste aus auf Unalaschka verbreitet, über welche der weißköpfige amerikanische Adler herrscht. Wir haben in Hinsicht auf den Albatros, Diomedea exulans, einen gemeinen Irrtum zu berichtigen, der unter Pallas' Autorität Glauben gefunden hat.*) Der Albatros besucht nicht bloß als ein flüchtiger Gast aus der südlichen Halbkugel den Norden auf kurze Zeit, um seinen Hunger zu stillen und sofort zur Brutzeit nach der südlichen Heimat zurückzukehren. Der Albatros baut sein Nest aus Federn auf den höchsten Gipfeln der aleutischen Inseln, namentlich auf Umnak und Tschatirech sobpotschnie ostroff (die Insel der vier

*) Unica Septentrionem visitans avis Diomedea Albatrus, hiemem antarcticam fugiens, per immensum Oceanum ad nostra littora, aestiva abundantia piscium anadromorum allicitur, nec tamen apud nos generat, sed ad aestatem antarcticam prolificandi gratia illuc denuo abit. Zoogr. Ross., V. 1. p. 297 und V. 2. p. 308.

Piks). Er legt zwei sehr große Eier bläulicher Farbe und brütet sie zur Sommerszeit aus. Die schwarze Varietät, derer die Autoren erwähnen, ist das jüngere Tier. Die Aleuten besteigen gegen August diese Gipfel und holen die Eier aus den Nestern; den brütenden Vögeln selbst stellen sie mit eigens dazu gemachten Wurfspießen nach und sind besonders begierig des Fettes, womit selbige zu dieser Zeit beladen sind.

Kein einziges Tier aus der Klasse der Amphibien kommt auf Unalaschka und den aleutischen Inseln vor.

Vorherrschend sind unter den Insekten die Käfer und unter diesen die Gattung Carabus, aus welcher der Dr. Eschscholtz 16 Arten zählte, unter welchen mehrere noch unbeschrieben waren. Etliche Wasserkäfer beleben noch die Landseen und Lachen. Man möchte sie nördlicher vergeblich suchen.

Die gemeine nordische große Maja (Lithodes arctica Lat.) zeichnet sich unter den Krebsen aus und ist eine vorzügliche Speise.

Wir verweisen auf Pallas und andere Schriftsteller in Hinsicht auf die Fische, auf deren beständigen unzähligen Zügen die Nahrung des Menschen und seiner Haustiere*) (das Renntier ausgenommen) im Norden beruht, wie unter einem mildern Himmel auf den Ernten der Cerealien, und die getrocknet das Brot und Futter der Nordländer sind. Die einfacher organisierten Tiere des Meeres werden uns zu etlichen allgemeinen Bemerkungen veranlassen.

Wir haben im Äquatorialozean eine Werkstatt der Natur erkannt, wo sie von Mollusken, Würmern und vorzüglich von Polypen die Kalkerde erzeugen oder absondern läßt. Tiere aus denselben Klassen sind im Meere, welches die aleutischen Inseln bespült, wenigstens was die Zahl der Individuen anbetrifft, nicht minder zahlreich; und manche der Arten sind nicht minder riesig als die jener Zone; aber die Kalkerzeugung tritt zurück. Unter den Mollusken zeichnet sich ein Tintenfisch aus (Sepia octopus?), welcher zu einer Größe heranwächst, die ihn den kleinen Baidaren der Eingebornen, welche er umzuwerfen vermag, wirklich gefährlich macht und die Fabel des Polypen, welcher mit seinen Armen Schiffe umstrickt und in den Grund zieht, in etwas rechtfertigt. Es herrscht unter den Testaceen keine große Mannigfaltigkeit, aber die Zahl der Arten wird durch die der Individuen von wenigen allgemein verbreiteten ersetzt. Etliche Balanus und die gemeine Muschel (Mytilus edulis) überziehen meist

*) Wir bemerken, zu Vergleichungen geneigt, daß Marco Polo im 46. Kapitel des dritten Buches von der Landschaft Aden (unter der heißen Zone) berichtet, daß daselbst „Pferd, Rinder und Kamel, das isset alles Fisch, denn es mag kein Kraut aus der Erde wachsen vor großer Hitze wegen. Das Vihe isset lieber dürr, denn griene Fische."

den Strand. Die Muschel, welche bei uns allgemein gegessen wird, ist hier eine höchst gefährliche Speise, zu welcher man sich nur in der Not entschließt. Sie soll zu Zeiten als ein entschiedenes Gift wirken, und es sind, wie man uns berichtet, öfters Menschen an deren Genuß gestorben. Keine Mollusca dieser Meere kann an Kalkerzeugung mit der Chama gigas und anderen Arten des Südens verglichen werden.

Unter den Zoophyten Cuv. zeichnen sich die Seesterne (Asterias L.), Seeigel (Echinus L.) und Quallen (Medusa L.) aus. Der gemeinste Seestern (Asterias rubens?) erreicht die Größe von beiläufig einem Fuß im Durchmesser. Eine Euryale (Caput Medusae) ist entschieden eine andere Art als die, welche am Vorgebirge der guten Hoffnung vorkommt. Der gemeinste Seeigel (Echinus esculentus?) wird gegessen. Die Quallen und andere unscheinbare Tiere gereichen den Walfischen zur hinreichenden Nahrung.*) Die Stelle der südlichen Lithophyten nehmen die Ceratophyten ein, und namentlich die Nordküste der Insel Umnak bringt deren mehrere ausgezeichnete Arten hervor. Die Fischer angeln häufig aus des Meeres Grunde sechs Fuß lange Gerten herauf, die sie nach deren nächster Ähnlichkeit für Bärte eines riesigen Tieres halten und die uns das Skelett einer Seefeder (Pennatula) zu sein geschienen.

Es bleibt uns übrig, die Völker zu betrachten, welche die Küsten und Inseln, die wir überschaut haben, bewohnen.**)

Es ist bekannt, daß die ansässigen Tschuktschi auf der Nordostspitze von Asien, die Bewohner der St. Laurenzinsel der gegenüberliegenden Küste und überhaupt alle nördlichen Küstenbewohner Amerikas von der Beringsstraße an, einerseits südwärts bis zu den Konägen auf Kadiak und den Tschugatzen im Hintergrund von Cooksinlet und andererseits nord- und ostwärts längs dem Eismeere, am Ausfluß des Mackenzie und Coppermineriver, bis zu den Eskimos im Norden der Hudsonsbai und auf Labrador und bis zu den Grönländern und der im höchsten Norden der Baffinsbai von Roß aufgefundenen Völkerschaft zu einem und demselben Stamme gehören, einem Menschenstamme von ausgezeichnet mongolischer Gesichtsbildung, dem Stamme der Eskimos, dessen asiatischer Ursprung augenscheinlich ist und dessen Wanderungen man leicht über das Ostkap Asiens und längs den Küsten Amerikas verfolgen kann.

*) Wir haben die Clio borealis in diesem Meere nicht angetroffen.

**) Wir bemerken, daß wir meist diese Völker und Völkerschaften mit Namen benennen, die sie sich nicht selber, sondern die ihnen Fremde auferlegt. Und es geschieht also in Rücksicht der meisten Völker der Erde. So scheint das Wort Aleut von der fragenden Partikel Allix sich herzuleiten, die in der Sprache dieses Volkes den Fremden auffiel.

Die Sprache ist von ausgezeichnet künstlichem Bau. Die Lebensart, die Sitten, die Künste, die ganz eigentümliche Schiffahrt in ledernen Booten (Kajak Baidaren),*) die Waffen, die Kleidertracht sind im wesentlichen überall dieselben, und man unterscheidet kaum in dem Atlas der Reisenden den Grönländer von dem Tschuktschen oder Konägen.

Vater im Mithridates, 3. 3. p. 425, nimmt Anstand, die Bewohner der Fuchsinseln, die Aleuten, mit G. Förster zu den Eskimos zu rechnen. Sie gehören aber offenbar zu denselben. Der Dr. Eschscholtz hat sich von der wesentlichen Übereinkunft ihrer abweichenden Mundart mit der Stammsprache überzeugt, und sie sind sonst in allem ihren Stammverwandten gleich. Diese Völkerschaft ist augenscheinlich vom amerikanischen Kontinent westwärts auf die Inseln gewandert; die westlichsten der Kette sind wie die im Innern des kamtschatkischen Meerbeckens gelegenen unbevölkert geblieben.

Die Sprache dieses Menschenstammes ist uns hauptsächlich aus den Lehrbüchern der grönländischen Mundart, die wir den dänischen Missionaren verdanken, und aus den grönländischen und labradorischen Bibelübersetzungen hinreichend bekannt. Der Dr. Eschscholtz hatte mit Hilfe eines der uns begleitenden Aleuten unternommen, den aleutischen Dialekt und dessen sehr verwickelte Grammatik besonders zu beleuchten. Er war das begonnene, ebenso schwierige als verdienstliche Werk zu vollenden entschlossen, und es ist zu hoffen, daß ihm die zu diesem Behufe notwendige Hilfe seines Pfleglings nicht entzogen werde.

Im Aleutischen wie im Grönländischen findet zwischen der Rede der Männer und der der Frauen ein ausgezeichneter Unterschied statt.

Die Kamtschadalen gehören nicht zu diesem Volksstamme. Sie sind gleichfalls mongolischer Rasse und reden verschiedene Dialekte einer anscheinlich eigentümlichen Sprache. Dieses Volk ist bereits fast gänzlich unter der neuen fremden Herrschaft erloschen. (Siehe Krusenstern, V. 2. cap. 8.)

Über die Aleuten und die russisch-amerikanische Kompanie zu reden, ist der Verfasser nicht befugt. Er würde nur sein gekränktes Gefühl und sein Erbarmen auszudrücken vermögen. Wer auch nach hergebrachtem Brauch das Recht ungeschützter Völker zu ihrer angebornen Freiheit mißachtet, muß bekennen, daß unter diesem strengen Himmel Armut Elend ist, und arm und elend sind die Aleuten im Gegensatz

*) Merkwürdig, daß diese den nordischen Hochländern von Roß fehlen.

zu den wohlhabenden, starken, unabhängigen Völkerschaften gleiches Stammes unerhört. Sie sind harmlose, armselige Sklaven, die noch jetzt ohne gehörige Sparsamkeit, obgleich nicht mehr mit dem sonstigen Übermut ausgegeben werden und deren Stamm sehr bald versiegen wird.*)

Sauer, Davidoff, Langsdorf, Krusenstern und andere haben darüber ihre Stimmen erhoben.

Wir werden uns auch nur über die nördlicheren Völkerschaften, die Tschuktschi, die Bewohner der St. Laurenzinsel und die der Ufer des Kotzebuessund wenige Bemerkungen erlauben und uns im ganzen auf die russischen Berichte, Cook, die Geschichtschreiber der Billingschen Expedition, Saretschew und Sauer, und auf die Beschreibung unserer Reise beziehen. Befugtere haben über diese Völker zu reden übernommen.

Wir haben die Tschuktschi an demselben Orte kennen gelernt, wo Cook und Billing vor uns gewesen waren. Wir haben ihre Berichte über die Sitten und Bräuche dieses Volkes, insofern wir selbige kennen gelernt, sehr treu befunden und müssen ihnen nur in einem Punkte widersprechen, nämlich in Ansehung des Vorzugs der ihnen vor andern Völkerschaften eingeräumt wird: der Bildung, der Kraft, der Leibesgröße, der besonderen, mehr europäischen Gesichtszüge, die ihnen zugeschrieben werden. Wir haben in ihnen nur die Eskimos der gegenüberliegenden Küste wiedererkannt, denen sie uns sogar, wenigstens an Kunstfertigkeit, unterlegen geschienen haben. Nur möchten sich ihrer etliche durch eine höhere Statur unterscheiden.

Die Tschuktschi erkennen zwar die russische Oberherrschaft an, aber der Tribut, den sie in die russischen Handelsplätze freiwillig bringen, ist gleichsam nur ein Zoll, wodurch sie sich selbige eröffnen, und sie genießen der Vorteile des Handels, indem ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit ungefährdet bleibt.

---

*) Sauer teilt in den Anhängen zu seiner Reise den Auszug des Journals eines russischen Offiziers mit, worin von den ersten russischen Feldjägern auf diesen Inseln gesagt wird: They used not unfrequently to place the men close together and try through how many the ball of their rifle barelled musquet would pass. Gegori Schelikoff has been charged with this act of cruelty and I have reason to believe it. „Sie pflegten nicht selten die Menschen dicht zusammenzustellen und zu versuchen, durch wie viele die Kugel ihrer gezogenen Büchse hindurchgehen könne. Man hat Gegori Schelikoff dieser Grausamkeit beschuldigt, und ich habe Gründe, daran zu glauben."

Zu Billings Zeit zeichneten sich noch die Unalaschker durch größere Bildung, Feinheit, Kunstfertigkeit aus. Jetzt nicht mehr.

Auf den westindischen Inseln flüchten nicht selten Negersklaven zu den unwegsamen Bergen des Innern (Neigres marrons, Cimarrones). Hier, wo nur das Meer ernährt, sollen auch auf etlichen Inseln die Aleuten sich in die Berge geflüchtet haben.

Man hat uns als aktenmäßig mitgeteilt, daß die Zahl der Aleuten auf den Fuchsinseln im Jahre 1806 1334 Männer und 570 Frauen, im Jahre 1817 462 Männer und 584 Frauen gewesen ist. (?)

Wie die St. Laurenzinsel zwischen beiden Kontinenten liegt, so scheinen ihre Bewohner zwischen den Tschuktschi und Amerikanern die Mitte zu halten, den letzteren jedoch näher verwandt zu sein. Sie scheinen nicht ihre Toten, wie die Tschuktschi, zu verbrennen. Wir haben Schädel auf dem Plateau der Insel und in den Felsentrümmern am Fuße der Höhen angetroffen, aber nicht die aus Treibholz aufgeführten Monumente bemerkt, die auf der amerikanischen Küste die Ruhestätte der Toten über dem gefrornen Boden der Hügel bezeichnen und vor den wilden Tieren schützen. Sie tragen bekanntlich schon die Zieraten in den Ecken des Mundes, welche die Eskimos vom Kotzebuessund bis an den Ausfluß von Mackenzies River bezeichnen, aber sie sind bei ihnen weniger allgemein und von geringerer Größe. Sie scheinen mit den Tschuktschi in Handelsverkehr zu stehen und von ihnen namentlich die Pelzkleider (Parken) von Renntierfellen zu beziehen, welche sie brauchen; das Tier selbst besitzen sie nicht. Sie sind an Walroßzähnen und anderen den Seetieren abgewonnenen Produkten reich und zu Handel erbötig.

Die Tschuktschi hassen die Bewohner der amerikanischen Küste, mit denen sie in Feindschaft und Krieg leben, wie nur Brüder sich zu hassen vermögen, und schilderten sie uns mit den schwärzesten Farben. Wir haben an diesen im Verkehr mit ihnen nur die Vorsicht, die dem waffenfähigen Manne gegen Unbekannte geziemt und die wir selbst gegen sie gebrauchten, bemerkt, nichts aber, was uns zu dem Verdacht berechtigt hätte, sie sännen auf Verrat. — Ihr Reichtum an russischen Gütern, an Eisen, blauen Glasperlen usw. war uns auffallend; sie sollen diese Waren, wenn wir anders die Tschuktschi wohl verstanden haben und ihnen Glauben beimessen wollen, wie diese selbst aus Kolima holen. Sollte sich wirklich der Handel dieser Amerikaner einen Weg nach diesem Markt zur See um den Schelatzkoy noss oder vielmehr bei Nacht und Winterzeit zu Schlitten und über den mehr erwähnten Isthmus dieses Vorgebirges eröffnet haben?

Anhang.

I.

Teneriffa.

Viele Gelehrte haben Teneriffa besucht und beschrieben. Alexander von Humboldt und Bonpland waren auf dieser Insel und haben den Pik de Teyde bestiegen. Leopold von Buch und Christian Schmidt haben die gesamte Kette der kanarischen Inseln zum Schauplatz und Gegenstand ihrer wissenschaftlichen Forschungen erwählt und den Pik zu verschiedenen Malen bestiegen, zuletzt noch kurz vor unserer Ankunft in später Jahreszeit, um die darauf wachsenden Pflanzen mit reifer Frucht einzusammeln. Wir können nur nach dem flüchtigen Blicke, der uns vergönnt ward, Wißbegierige auf das gelehrte Werk von Bory de Saint Vinzent, auf Humboldts Reise und auf die Ernte der berühmten Männer verweisen, welche wir nicht mehr hier anzutreffen bedauern mußten. Die gelehrte Welt erwartet nun die Mitteilung dieser Ernte von Herrn von Buch allein, nachdem der Professor Schmidt in der Expedition am Zaire ein teures Opfer den Wissenschaften gefallen ist, denen er diente.*)

Die Insel Teneriffa erstreckt sich von Nordost nach Südwest. Den südwestlichen Teil nimmt der Pik mit seinen Grundlagen ein, den nordöstlichen ein zackiges ödes Gebirge. Beide scheidet ein breiter Col oder Paß, dessen Höhe die Hauptstadt Laguna einnimmt und unter welchem Santa Cruz an der südöstlichen Küste, dem östlichen Gebirge angelehnt, liegt. Die Stadt und der Hafen Oratava

*) Narrative of an Expedition to explore the river Zaire. London 1818. 4. Erschienen ist bereits: „Allgemeine Übersicht der Flora auf den kanarischen Inseln, eine Abhandlung von L. v. Buch", in den Mem. der Akademie. Berlin 1819.

liegen auf der entgegengesetzten Küste am Fuße des Piks, mitten unter reizenden Wein- und Palmengärten, die uns die Insulae fortunatae vergegenwärtigen. Der Weg von Santa Cruz dahin geht über Laguna (eine elende Stadt mit sieben Klöstern) und die Dörfer Matanza und Vittoria, Namen, die hier wie in andern spanischen Besitzungen das Schicksal der Eingebornen bei der Eroberung bezeichnen: „Sieg und Gemetzel!“

Die Erde ist um Santa Cruz nackt und öde, nur wenige Palmen und Pisang, die aus den Gärten über den weißen Mauern der Stadt hervorragen, verheißen den anlandenden Europäern eine südlichere Natur. — Die Flora ist, wie die aller Inseln, arm. Sie schließt sich zunächst durch gemeinschaftliche oder nah verwandte Pflanzenarten, Gattungen und Formen der Flora des großen Beckens an, dessen Gewässer das Mittelländische Meer aufnimmt. Wenige Pflanzenarten geben ihr jedoch mit üppigem Wachstum das Gepräge einer heißen Zone. Fremdlinge sind auf diesem Boden wie in Spanien und Sizilien die Dattelpalme, der Pisang, die amerikanische Agave und gemeine Fackeldistel, nach Humboldt auch der Drachenbaum. Aber die riesige, säulenförmige Euphorbia canariensis gehört mit wenigen andern saftigen Pflanzen, der Cacalia Kleinia, der Euphorbia balsamifera u. a. m., diesen Felsen an, die sie einnimmt, und verkündet ohne Falsch die afrikanische Pflanzenwelt.

Man fragt jetzt vergeblich in dem Garten des Marquis de Nava zu Laguna nach dem Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa), den Broussonet daselbst gepflanzt und den noch Humboldt gesehen hat.

Der Dr. Eschscholtz fand unter den Insekten, die wir sammelten, nur bekannte europäische Arten. Verderbliche Heuschreckenzüge (Gryllus tataricus?) fallen zuzeiten vom Kontinent her über diese Inseln. Man erzählte uns, daß im Jahr 1811 die Gegend von Laguna von ihnen verheert wurde, und wir hatten selbst zur See, 2 bis 3 Grad nördlich von Teneriffa, 4 bis 5 Grad im Westen vom festen Lande, die Trümmer eines solchen Zuges um unser Schiff schwimmen sehen. Später flog zwischen Teneriffa und Canaria eins dieser Tiere an unsern Bord.

Das Volk erschien uns im allgemeinen äußerst arm und häßlich, dabei heiteren Gemütes und von großer Neugierde. Die spanische Würdigkeit, die es, in Lumpen gehüllt, bewahrte, gebot uns eine gewisse Achtung. Überall, wo wir hinkamen, mußte unser Führer unsere Geschichte erzählen, unsere Insekten und Pflanzen vorzeigen. Wir hörten in einer elenden Hütte zu Matanza Menschen von der

untersten Klasse sich über die vulkanische Natur ihrer Gebirge vollständig unterhalten.

Zu unsern gemeinen Haustieren kommt hier das Kamel oder vielmehr der Dromedar hinzu. Er wird zum Lasttragen gebraucht, aber auf diesem felsigen Grunde geschont. Es gibt auf Teneriffa zwei Gasthäuser, das eine wird in Santa Cruz von einem Eingebornen, das andere in Oratava von einem Engländer gehalten.

Während der Kriege mit Frankreich wurden 3000 Kriegsgefangene auf Teneriffa verwahrt. Etliche sind auf der Insel geblieben, und besonders die Kinder haben von ihnen etwas Französisch gelernt.

Brasilien.

Wenn man in den Kanal von Santa Catharina einläuft, glaubt man sich beim ersten Anblick in das Reich der noch freien Natur versetzt. Die grün bewaldeten Berge, die sich in ruhigen Linien von den Ufern der Insel und des festen Landes erheben, gehören nur ihr an, und man gewahrt kaum an ihrem Fuß die Arbeiten des neu angesiedelten Menschen. Im Innern ragen höhere Gipfel empor, deren etliche sich als Kuppeln oder Kegel gestalten, und ein Bergrücken des festen Landes, den in den Wintermonaten der Schnee flüchtig berühren soll, begrenzt gegen Süden die Aussicht.

Die Inseln Teneriffa und Santa Catharina liegen unter einer gleichen Breite, diese in der südlichen Halbkugel, jene in der nördlichen. Welch einen andern Anblick gewährt jedoch auf beiden die Natur. Dort ist der felsige Grund nur stellenweise, nur dürftig begrünet, und fremdartige Pflanzenformen sind den europäischen nur beigemengt. Hier umfängt eine neue Schöpfung den staunenden Europäer, und in ihrer gedrängten Fülle ist alles auffallend und riesenhaft.

Die Gebirgsart, die man an den Klippen, die im Kanal aus dem Wasser hervorragen, und an dem Gestade erkennt und die sonst nur selten die Dammerde durchbricht, ist überall grobkörniger Granit.

Die Buchten begrenzen unzugängliche Moräste, die Wälder von grünem Mangle (Rhizophora) und luftigen Palmen überziehen. Ein

undurchdringlicher Wald, der die Berge bekleidet, verbreitet sich fast ununterbrochen über das Land. Die Form der Schotenbäume mit vielfach gefiederten Blättern, hohen Stämmen und fächerartig ausgebreiteten Ästen scheint die herrschende zu sein; ihr gesellen sich jedoch fast alle ordentlichen Baumformen in reicher Abwechselung. Die baumartigen Farrenkräuter mit zierlicher Palmengestalt erreichen nur eine Höhe von 15—20 Fuß und bleiben in dem Dickicht verborgen, Lianen aller Art (und es nehmen hier alle Pflanzenklassen und Familien diese Form an) ziehen zwischen der Erde, den Stämmen und den Wipfeln ein dichtgeschlungenes wunderbares Netz. Am Boden wuchern unter umgestürzten Bäumen weit über Manneshöhe Farrenkräuter, Gräser, Cyperaceen, Heliconien usw. Hoch auf den Ästen wiegt sich eine andere Pflanzenwelt aus Orchideen, Bromeliaceen, Cactus, Piper, Farrenkräutern, und die Tillandsia Usneoides behängt das Haupt veralteter Bäume mit Silberlocken.

Die ausgehauenen Pfade verlassen bald den, der durch diese dunkle Wildnis dringen will, und die Gipfel selbst der nächsten Hügel sind unerreichbar.

Die Aroideen wuchern am Abfluß der Bäche, die sich in den Schluchten der Berge ansammeln. Riesenhafte Cactus bilden stellenweise seltsame Gruppen. Bromeliaceen, Orchideen, Pfefferarten bekränzen die Felsen, und Farrenkräuter und Lichene bedecken dürre Sandstriche. Den Boden, den die Agrikultur verläßt, überzieht gleich ein dichtes Gesträuch, worunter schöne Meluſtoma-Arten sich auszeichnen.

Die Ansiedelungen der Menschen liegen unter Orangenhainen am Fuße der Berge und am Gestade, umringt von Pflanzungen, von Pisang, Kaffee, Baumwolle usw., und von Gehegen, worin manche unserer Gartengewächse, denen viele europäische Unkrautarten parasitisch gefolgt sind, unscheinbar bebaut werden. Der Melonenbaum (Carica Papaya), der hier einen hohen Stamm treibt, und der Coquero,*) eine Art von der Kokosgattung, mit spillenförmigem Stamm und unansehnlichen Früchten, überragen sie. Die echte Kokospalme, die zwischen den Tropen sich hält, kommt hier nicht mehr fort. Das Brasilien- oder Fernambukholz (Caesalpinia echinata) bereichert nur nördlichere Provinzen, und die Pilifera testiculata Bress. möchte auch nur nördlicher zu suchen sein. Es ist dies die interessante, nur noch mangelhaft bekannte Pflanze,

*) Es soll in der Gegend einen Palmenbaum dieser Art geben, dessen Stamm sich teilt und eine doppelte Krone trägt: die Zeit erlaubte es uns nicht, diesen Baum zu besuchen.

deren Spatha die natürlichen Mützen abgibt, die in Seba (I. Tab. 3, fig. d.) abgebildet und in manchen Sammlungen zu sehen sind.

Das Tierreich bietet nicht minderen Reichtum, nicht mindere Fülle dar, als das Pflanzenreich. In Harmonie mit dem Charakter der Vegetation herrscht unter den Vögeln die Form der Kletterer vor, und viele Gattungen der Säugetiere sind mit Wickelschwänzen versehen.

Die hier gemeinste Affenart ist Callitrix capucina. Man erzieht sie oft unter dem Namen Macaco. Ihre Stimme ist der eines Singvogels ähnlich. Wir sahen außerdem an Säugetieren den Aguti und ein Gürteltier (Dasipus gilvipes, Sex cinctus auct.).

Unter den Vögeln sind viele Papageien und Tukanarten die ausgezeichnetsten und häufigsten. Es kommt aber außerdem eine reiche Mannigfaltigkeit an Gattungen und Arten vor, ein großer Tinamu (Crypturus) ist häufig. Die Geier (Cathartes I. 11) reinigen den Strand, und Kolibri wetteifern mit den Schmetterlingen um die Blumen.

Von Amphibien (die Schildkröten etwa ausgenommen) kommt eine große Mannigfaltigkeit von ausgezeichneten Arten vor.

Wir bemerkten unter den Fischen einen kleinen Zitterrochen (Torpedo) ohne Flecken, dessen elektrische Kraft wenigstens sehr gering sein mußte, da unser Fischer sie nicht wahrnahm, und unter den Mollusken des Meeres eine große Aplysia, deren Tinte zum Rotfärben benutzt wird.

Der größte Reichtum und die größte Pracht herrschen aber unter den Insekten. Von denen, die wir sammelten, sind mehrere Arten neu und kommen unter denen, die man aus Rio Janeiro erhält, nicht vor. Wir fanden unter andern die Vogelspinne (Aranea avicularia), deren Biß hier als tödlich gefürchtet wird. Die Natur lehrt den Menschen nicht, was er wirklich zu fürchten hat.

Sobald die Sonne über Brasilien untergeht, entzünden leuchtende Geschöpfe aller Arten Luft,*) Meer**) und Erde.***) Ihr

*) Elater nocticulus und E. phosphoreus mit zwei Punkten beständigen Lichtes auf dem Brustschilde, und mehreren Arten Lampyris mit in gleichen Zwischenräumen wiederkehrendem Schimmer des Unterleibes. Ihre Zahl scheint jedoch, nach der Bemerkung des Dr. Eschscholtz in Fabricius' System vergrößert zu sein, indem Varietäten als Arten aufgeführt werden. Das Leuchten oder Schwärmen dieser Käfer scheint durch näher zu untersuchende Umstände bedingt zu werden. Bald ist die Luft damit angefüllt, und bald vermißt man sie ganz.

**) Insektenlarven und kleine Skolopendra-Arten.

***) Besonders Medusen, deren wir einige am Strande aufnahmen, die aber zu sehr gelitten hatten, um näher bestimmt zu werden. Das Leuchten war besonders in einem Kranz von Punkten um den Rand des Körpers sichtbar und erhöhte sich bei der Berührung wie bei jedem Reiz. Die mit dem Mucus des Tieres bestrichenen Hände behielten eine Zeitlang ihre Phosphoreszenz.

flimmernder Schein, das Gebell und Gepolter der froschartigen Amphibien und der helle Ton der Heuschrecken beleben märchenhaft diese grüne Welt.

Die erste Kenntnis der Naturgeschichte von Brasilien verdankt man dem Prinzen Moritz von Nassau, Markgrafen, Piso'n, deren Manuskripte und Originalzeichnungen in der Berliner Bibliothek aufbewahrt werden. In neuerer Zeit hat der Graf von Hoffmannsegg durch Jäger und gelehrte Korrespondenzen,*) die er dort unterhalten, vieles zur Bearbeitung dieses Feldes getan, und seine Sammlungen, die meist dem Berliner Museum einverleibt worden, waren die vorzüglichsten Quellen zu dessen Studium. Die Reise des Prinzen Max von Neuwied und viele jetzt sich beeifernde deutsche Gelehrte und Sammler vollenden endlich das Werk, und so wird durch deutschen Geist und Fleiß dieser portugiesische Teil der Welt den Wissenschaften gewonnen, wie wir schon den Deutschen, dem Grafen von Hoffmannsegg und dem Professor Link, die Kenntnis der Flora und Fauna von Portugal verdanken.

Das Gouvernement der Insel Santa Catharina enthält nach den Nachrichten, die wir eingezogen, ungefähr 30,000 Einwohner, von denen man zwei Schwarze auf einen Weißen rechnen kann. Wir fanden hier noch den Sklavenhandel, und dies Gouvernement bedarf allein jährlich fünf bis sieben Schiffsladungen Neger, jede zu hundert gerechnet, um die zu ersetzen, die auf den Pflanzungen aussterben. Die Portugiesen führen solche aus ihren afrikanischen Niederlassungen in Congo und Mozambique**) selber ein. Der Preis eines Mannes in den besten Jahren beträgt 200 bis 300 Piaster. Ein Weib ist viel geringeren Wertes, und die ganze Kraft eines Menschen schnell zu verbrauchen, ihn dann durch einen neuen Ankauf zu ersetzen, scheint noch vorteilhafter zu sein, als selbst Sklaven in seinem Hause zu erziehen. Wir lassen hier mit Bedacht die schlichten Worte eines Pflanzers der neuen Welt in das ungewohnte Ohr des Europäers tönen. Der Anblick dieser Sklaven in den Mühlen, wo sie den Reis in hölzernen Mörsern mit schweren Stampfkolben von seiner Hülse befreien, indem sie den Takt zu dieser Arbeit auf eine eigentümliche Weise ächzen, ist peinvoll und niederbeugend. Solche Dienste ver-

*) Wir nennen hier mit Erkenntlichkeit den Pater Francisco Agostinho Gomez in Bahia.

**) Die Sklaven aus Mozambique machen die Minderzahl aus; von ihnen unterscheiden sich die guineischen Neger durch den geringeren Gesichtswinkel bei mehr hervorspringenden Kinnladen, durch die höhere Schwärze der Haut, und viele außerdem durch eigene Figuren, die ihnen daheim in ihrer Kindheit in die Haut des Gesichts und Körpers mit einem scharfen Instrument eingerissen worden, Zeichen, woran sich die verschiedenen Stämme erkennen.

richten in Europa Wind, Wasser und Dampf. Wir sahen hier auch im Dorfe St. Michel eine Wassermühle, deren Krusenstern schon erwähnt. Die Anzahl der Sklaven ist auf der mehr bevölkerten Insel verhältnismäßig geringer als auf dem festen Lande. Ihre Nahrung ist Fleisch und Maniok. Die im Hause der Herren, und die in ärmeren Familien überhaupt gehalten werden, wachsen dem Menschen näher hinan als die, deren Kraft bloß maschinenmäßig in Anspruch genommen wird. Wir waren jedoch nie Zeugen grausamer Mißhandlungen derselben.

Die Stadt Nostra Senhora de Desterro, die Residenz des Gouverneurs, liegt auf der Insel selbst, an der engsten Stelle des Kanals. Der Ankerplatz größerer Schiffe ist in dessen nördlicher Einfahrt in einer Entfernung von mehreren Meilen von der Stadt. Sie enthält ein Mannskloster, und von den Mönchen soll keiner seine Muße irgend einer Wissenschaft widmen. Schmetterlingshändler heißen hier Naturalisten.

Der Handel dieser Kolonie ist gering. Ihren Hafen besuchen nur, um Erfrischungen einzunehmen, amerikanische Schiffe, die Kap Horn umfahren oder auf den Walfischfang nach Süden gehen. Ihre Erzeugnisse sind Zucker, Rum, Reis und Kaffee. Tabak, Mais, Maniok (Jatropha Manihot), Obst usw. nur zu eigenem Bedarf; Getreide wird auch gebaut, aber mit geringem Erfolg. Der Weinstock gedeiht nicht. Blätter und Trauben sind mit den schwarzen Flecken krankhaft behaftet, die man bei uns dem Hagel zuzuschreiben pflegt.

Die beträchtlichsten Pflanzungen liegen auf dem festen Lande in der Entfernung einiger Meilen hinter dem Gebirge.

Mit den Indianern findet kein Verkehr statt; man greift, wo man einander begegnet, zu den Waffen. Land erhält, sich anzusiedeln und anzubauen, jedweder, ohne Unterschied der Religion, unentgeltlich. Mehrere Engländer sollen sich auf der Insel angepflanzt haben, wo eine Ortschaft nach ihnen heißt.

Der Walfischfang gehört der Krone. Der Name Armaçao bezeichnet die königlichen Fischereien, die ihn ausüben, und deren es vier in diesem Gouvernement giebt. Der Fang geschieht in den Wintermonaten vor dem Eingange des Kanals. Es gehen bloß offene gezimmerte Böte aus, die mit sechs Ruderern, einem Steuermann und einem Harpunier bemannt sind, und der erlegte Fisch wird ans Land gezogen und da zerschnitten. Jede Armaçao bringt deren in jedem Winter nahe an hundert ein, und die Zahl könnte, wie man uns versicherte, viel höher anwachsen, wenn die Auszahlung der Gehalte, die jetzt um drei Jahre verspätet ist, pünkt-

licher geschähe. Der Walfischfang gehört in Brasilien nicht ausschließlich diesem Gouvernement an, nördlicher gelegene haben auch teil daran. In diesem Meere scheinen die Walfische des Südens weiter gegen den Äquator vorzudringen, als die des Nordens; man soll ihnen schon unter dem zwölften Grade südlicher Breite begegnen.

Die einzigen Fuhrwerke, die in der Kolonie üblich sind und womit die Früchte aus entlegenen Pflanzungen herbeigeführt werden, sind sehr unbeholfen. Zwei Holzscheiben, welche sich mit der Achse zugleich drehen, woran sie befestigt sind, tragen ein Stück Holz, das zugleich Wagenkorb und Deichsel bildet, und Ochsen werden vorgespannt. Pferde werden bloß zum Reiten gebraucht. Die Kanots, womit der Kanal, die Hauptstraße der Kolonie, befahren wird, sind nicht vorzüglicher. Die sind lang und schmal und bestehen aus einem bloß ausgehöhlten Baumstamme, ohne Ausleger; jede Baumart wird dazu gebraucht.

Wir sahen auf unsern Streifzügen längs der Küste Heiterkeit, Reinlichkeit und Gastfreiheit unter einem wenig bemittelten Volke herrschen. Wir wurden in die ärmlichsten Hütten gezogen, wo man uns Früchte gab, Fleisch und Maniok anbot und Bezahlung anzunehmen sich weigerte.

II.

Über malayische Volkslieder.

Es gibt eine ursprüngliche Poesie, die dem Menschen einwohnt wie die Stimme den Vögeln. Das Volk läßt sich von unbefugten Vorsängern nicht verleiten, sondern bleibt seinen eigenen Liedern getreu. Ein Lied, das im Volke angeklungen, überschreitet oft unbegreiflicherweise die Scheidegrenzen der Sprachen, erhält sich durch den Wechsel der Zeiten, und man trifft auf den entlegensten Punkten Europas unter örtlichen und eigentümlichen Gesängen dieselben Lieder wieder an. Ja, man wird oft überrascht, wenn man die Lieder von Völkern, die einander gänzlich fremd geblieben sind, zusammen vergleicht, sie einander so ähnlich zu finden, als wären sie aus einer Quelle geflossen, und es verhält sich auch also: es sind Stimmen der Natur.

Wir finden im Munde unseres eigenen Volkes Lieder, die uns die Pantun, die Volkslieder der Malayen auf den ostindischen Inseln, auf das treffendste vergegenwärtigen.

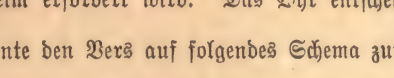
„Es ist nicht lang', daß es g'regnet hat,
Die Bäumli tröpfeln noch —
Ich hab' einmal ein Schätzl' gehabt,
Ich wollt', ich hätt' es noch."

Der Deutsche gesellt gerne der Empfindung, die er im Lied ausströmt, ein entsprechendes Naturbild und hebt mit demselben an — (der Regen, der von den Bäumen träufelt; die grüne Linde im Tale; das Mühlrad, das sich dreht; die Sterne, die am Himmel scheinen usw.) —; der Malaye läßt ähnliche Bilder und sprichwörtliche Gleichnisse ununterbrochen den Fortgang seiner Empfindung verkünden und begleiten, und es liegt darin der wesentliche Charakter der Pantun. Viele derselben sind, wie das angeführte deutsche Lied, ein bloßer Hauch. Man wird den Gang längerer Gesänge und die darin beobachtete Verkettung der Strophen und Reime aus den mitgeteilten Nachbildungen [T. 1, S. 116, 117]

ersehen. Diese Pantun sind wirkliche Volkslieder, die, im Volk entstanden, im Volke leben. Manche werden aus dem Stegreif gesungen, und Wettgesänge sind üblich, in welchen jeder Sänger abwechselnd eine Strophe auf die ihm überlieferten Reime vorträgt.

Der malayische Vers, der im Heldengedicht (Siàr) und im Pantun derselbe ist, besteht aus acht bis zwölf Silben, von denen vier akzentuiert sind und meist einen trochäisch-daktylischen Rhythmus hervorbringen. Selten fängt eine Zeile mit einer Vorschlagsilbe an. Der Einschnitt nach dem zweiten Akzent und der Endreim sind trochäisch, wie es die Betonung der malayischen Wörter mit sich bringt. Im Pantun ist der nach unserer Art vollständige weibliche Reim gewöhnlich, da sonst nur der Gleichlaut der unbetonten Silbe zum Reim erfordert wird. Das Ohr entscheidet mehr als feste Regeln.

Man könnte den Vers auf folgendes Schema zurückführen:



Ein Beispiel diene zur Erläuterung:

Kálau túan jàlan daúlu
Chári-kan sáya daún kambója
Kálau túan máti daúlu
Nánti-kan sáya de píntu súrga.

Zu deutsch, mit strenger Beobachtung der Silbenzahl und der Akzente, indem wir kambója (Plumeria obtusa), die um Gräber gepflanzt wird, in Rosmarin verwandeln:

Wenn im Wege Du vorangehst,
Wolle mir suchen Rosmarinlaub —
Wenn im Tode Du vorangehst,
Woll' mich erwarten am Paradiestor.

Wir verweisen übrigens die, so in den anmutigen Liedergarten der malayischen Poesie einzudringen wünschen, auf Marsden, Grammer of the Malayan language. Lond. 1812. Leyden in den Asiatic researches, Lond. ed. Vol. X. Werndly, Maleische Spraakkunst. Amst. 1736 u. a. m.

III.

Über die hawaiische Sprache.

1. Aus der Denkschrift über die hawaiische Sprache, vorgelegt der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 12. Januar 1837.

Als ich jüngst (im Winter 1834—1835) behufs einer neuen Ausgabe die Bemerkungen und Ansichten überlas, welche ich auf der Romanzoffschen Entdeckungsreise (1815—1818) gesammelt und bald nach der Heimkehr für den Druck verfaßt hatte, ward ich gewahr, wie seither diese Blätter im schnellen Fortgang der Weltgeschichte und der Wissenschaft veraltet sind. Die Zukunft, in die ich blickte, ist Vergangenheit geworden; Fragen, die ich abzuhandeln berufen war, hat die Erfahrung beseitigt, und wo ich, in tiefer Finsternis tappend, erraten mußte, ist jetzt der Forscher berechtigt, eine klare Einsicht zu verlangen.

Als die Sprache von Hawaii in meinem Ohr erklang und ich sie selbst zum notdürftigen Verständnis innerhalb eines engen Kreises von Begriffen mit den Eingebornen sprach, war noch kein Versuch gemacht worden, sie der Schrift anzuvertrauen; jetzt ist sie zu einer Büchersprache geworden, und von diesen Inseln, die der unermeßliche Ozean, aus dessen Mitte sie emportauchen, mit uns verbindet, sind uns bereits der Druckschriften genug zugekommen, um einem gründlichen Sprachstudium zugrunde gelegt zu werden.

Wilhelm v. Humboldt schickte sich an, auf die Sprachen Polynesiens das Licht seines Auges auszustrahlen. — Dieses Auge hat sich geschlossen.

Ich habe geglaubt, in meiner Reise und in meinen früheren Versuchen meinen Beruf zu erkennen, meine letzte Kraft daran zu setzen, dieses Feld der Sprachforschung urbar zu machen.

Ich habe unternommen, aus den mir vorliegenden Büchern die hawaiische Sprache zu erlernen. Ich habe mir vorgesetzt, eine Grammatik und ein Wörterbuch derselben zu verfassen. Ich behalte mir schließlich vor, dieselbe, nachdem ich sie mir angeeignet, mit anderen Sprachen oder Mundarten desselben Stammes zu vergleichen, welche

uns durch Druckschriften, Grammatiken und Vokabularien zugänglich geworden sind.

Bei dem Umfang des unternommenen Werkes vermag ich heute nur eine Vorarbeit darzubringen, für welche ich die Nachsicht der Sprachforscher ansprechen muß. Ich versuche etliche Grundzüge der hawaiischen Grammatik nach eigener Auffassung zu entwerfen.

Hier folgt ein Verzeichnis der hawaiischen Druckschriften, welche Chamisso benutzte.

Zur Vergleichung anderer Sprachen sind vorhanden:

A grammar of the Tonga language. — A vocabulary Tonga and English and English and Tonga. — Beides in Mariner and Martin: Account of the natives of the Tonga islands. London 1818.

A grammar and vocabulary of the language of New Zealand. London 1820.

A grammar of the Tahitian dialect of the Polynesian language. (Tahiti.)

Ein hawaiisches Vokabularium, dessen Herausgabe die Missionare zu Honolulu auf Oahu im Jahre 1833 zu beabsichtigen schienen, ist uns noch nicht zugekommen; von einer Grammatik war nicht die Rede. Die vorerwähnten neuseeländischen und tahitischen Grammatiken, die von Missionaren verfaßt sind, lassen dem Sprachforscher vieles zu wünschen übrig; wir möchten nicht so bald aus Honolulu eine Sprachlehre erhalten, die unsre eigene Forschung überflüssig machte.

Beim Entwerfen des obigen Verzeichnisses drängte sich uns schmerzlich die Bemerkung auf, daß unter diesen Schriften und wohl unter allen, die aus der Presse der Mission hervorgegangen und sämtlich in der Absicht verfaßt sind, dem Hawaiier die ihm so fremde Welt unserer Gesinnung zu eröffnen, keine einzige dem Zwecke gewidmet ist, das Altertümlich-Volkstümliche dieses Menschenstammes in der Erinnerung festzuhalten, wenn der Fortgang der Geschichte das Alte vor der aufgehenden neuen Zeit dem Untergang weiht. Gesellige Zustände, Satzungen, Bräuche, Geschichte, Sagen, Götterlehre, Kultus, die Sprache selbst der Liturgie, die eine von der lebenden abweichende zu sein gesagt wird: alle Schlüssel zu einem der wichtigsten Rätsel, welche die Geschichte des Menschengeschlechts und seiner Wanderungen auf der Erde darbietet, werden von uns selbst

in der Stunde, wo sie in unsere Hände gegeben sind, in das Meer der Vergessenheit versenkt. Sollte man diesen frommen Missionaren nicht zurufen: Er ist auch von Gott, der Durst nach Erkenntnis, der den Menschen von dem Vieh unterscheidet, und es ist nicht Sünde, wenn er auf seine eigene Geschichte zurückzuschauen begehrt, worin sich Gott im Fortschritt offenbaret. Aber zu spät! Bevor sich das Neue gestaltet hat, ist das Alte bereits verschollen.

Als wir gleichzeitig den Vorrat tahitischer Bücher durchmusterten, hatten wir die Freude, darunter E Ture na Huahine nei anzutreffen, dies ist: Das Gesetz von Huahine hier, gedruckt zu Huahine 1826, 36 Seiten, 8. Noch ist kein heimisches Gesetzbuch von der Presse von Honolulu hervorgegangen. Noch hat zu Hawaii unter der Einwirkung der Missionare kein Fortschritt der Art die Segnungen des Evangelii bezeichnet.

Wenn man die Zustände dieses Volkes, das auf seinen meerumspülten sonnigen Wohnsitzen mit frischer Freudigkeit der Lust lebte und dem Augenblick, mit den künstlichen Wundern unserer Gesittung vergleicht, wird man nicht erwarten, daß solche zu besprechen seine Sprache ausreichen werde. Dinge und Begriffe waren ihm gleich fremd und unerhört: unsere winterliche Natur, das Eisen, die uns fröhnenden Tiere, mit denen wir der kargen Erde unsere Nahrung abkümmern, die Stadt mit ihren Bauten, Straßen, Brücken, das Geld, die Schrift, die Buchdruckerei, die Teilung der Gewerbe, unsere Wissenschaft, unsere grübelnde Philosophie — — wird von allem Fremden nicht auch mit fremden Worten geredet werden müssen? Aber die kindliche Sprache fügt sich mit unerwarteter Schmiegsamkeit, und von dem allen spricht man mit dem Hawaiier mit seinen eignen Worten.

Es liegt uns ob, von dieser Sprache, deren Verständnis wir uns eröffnet haben, ein gedrängtes, möglichst anschauliches Bild zu entwerfen.

Hier fügt Chamisso eine kurzgefaßte Grammatik der hawaiischen Sprache ein. Am Schlusse derselben heißt es:

Es kann niemand die Mannigfaltigkeit des gegenwärtigen Versuches deutlicher erkennen als ich selbst, und dennoch nehme ich keinen Anstand, ihn der Öffentlichkeit zu übergeben. Diese Arbeit, so unreif ich sie weiß, wird dem Gelehrten, in dessen Forschungskreis der besprochene Gegenstand liegt, die nicht geringe Mühe, die sie mich gekostet hat, ersparen, und falls er billig denkt, wird er mir noch Dank wissen, wenn er mich längst auf dem betretenen Wege überholt haben wird.

---

2. Einleitung zu einer zweiten Denkschrift über die hawaiische Sprache.

Ich werde Rechenschaft von meinem vorgesetzten Studium der hawaiischen Sprache ablegen.

Nachdem ich in einer ersten Denkschrift die Grammatik der hawaiischen Sprache zu beleuchten versucht, habe ich aus den mir zugänglichen Quellen ein Wörterbuch derselben zu verfassen unternommen. Ich hatte die erforderlichen langwierigen Vorarbeiten vollendet und bereits den ersten Buchstaben vorläufig redigiert (das hawaiische Alphabet hat nur zwölf Buchstaben, von denen das A einer der stärkeren ist), als vor einigen Wochen neuere Bücher, die ein Reisender, Herr Deppe, aus Hawaii mitgebracht, mich die Eitelkeit meines Bemühens erkennen ließen und mich vermochten, von dem begonnenen Werke abzustehen.*)

In der vorerwähnten neueren Ausgabe des Neuen Testamentes sind die fünf historischen Bücher und die Epistel an die Römer dergestalt überarbeitet und verändert worden, daß die Übersetzung für eine neue gelten kann, wodurch die erste als ein schülerhafter Versuch erscheint, den die Verfasser selbst verworfen haben. — Das Bruchstück der Apostelgeschichte, welches „das tägliche Brot für das Jahr 1833" (ka ai ka la. Oahu, Jan. 1833) ausmacht, ist noch unverändert nach der ersten Ausgabe abgedruckt. — Aber jene erste Ausgabe war es, die ich, solchen Fortschritt nicht ahnend, meiner Arbeit zugrunde gelegt hatte. Mußte ich nicht die Bibel, mit welcher diesem Volke die Buchstaben zuerst gegeben wurden, für bestimmt halten, seine Schriftsprache unabänderlich festzusetzen?

Manche in meiner ersten Denkschrift bemerkte Sprachseltsamkeiten erweisen sich dieser neuen Übersetzung nach als Unrichtigkeiten, die verbessert worden sind. i kekahi i kekahi (§ 16 in der Note) kommt nicht wieder vor, sondern immer sprachgerecht: kekahi i kekahi, einer den andern, und die Passiva: ikea maka ia und ikea koke ia (§ 90) sind zu der gewöhnlichen Bildung: ike maka ia, mit Augen

*) Diese Bücher sind: Das Neue Testament. Ke kauoha hou. Oahu 1835. — A vocabulary of words in the hawaiian language. Lahainaluna 1836. — Erdkunde. Ke hoike honua. Oahu 1836. — Naturgeschichte der vierfüßigen Tiere. He mooolelo no na hohoholona wauna eha. Lahainaluna 1834. — Kirchengeschichte. Ka mooolelo no ka ekalesia o Jesu Kristo. Ebd. 1835. — Der hawaiische Lehrer (Zeitung von Honolulu) vom 11. Mai 1836. Ke kumu hawaii.

Der Dr. von Besser, der im Jahre 1833 Hawaii besuchte und dem ich bereits meinen hawaiischen Bücherschatz verdanke (die ersten Ausgaben des Neuen Testaments, der Erdkunde u. a.), hat eben ein zweites Exemplar des Vocabulary direkt aus Honolulu zugesendet erhalten und mich mit selbigem beschenkt.

Ich bemerke beiläufig, daß der an den Dr. von Besser aus Honolulu gerichtete Brief auf Papier geschrieben ist, welches in den Freistaaten aus hawaiischem Kapa (Bastzeug, Bast) verfertigt worden. Auf solchem Papier scheinen auch die meisten hawaiischen Bücher gedruckt zu sein.

gesehen werden, und ike koke ia, bald gesehen werden, zurückgeführt worden.

Wie die Sprache in grammatikalischer Hinsicht berichtigt worden, so haben auch sehr oft andere Wurzelwörter die früher gebrauchten verdrängt: ὁ λόγος Ev. Joh. C. 1. V. 1, war früher durch: ka olelo, das Wort, übersetzt, und diese Stelle hätte wohl im Wörterbuch ad vocem olelo angeführt werden müssen; in der neuen Übersetzung ist dafür das griechische Wort: ka logon wieder hergestellt worden. Für ὁ παράκλητος, Joh. C. 14. V. 16, 26; C. 15. V. 26; C. 16. V. 17, stand früher: ke kumu, Ursprung, Wurzelstock oder Stamm eines Baumes, Grund eines Gebäudes, Urbild, Lehrer; an die Stelle ist jetzt bestimmter: ke kokua, Helfer, Beistand, getreten.

Der Sprachgebrauch und die Rechtschreibung erweisen sich aber immer noch in dieser neuen Ausgabe des Neuen Testamentes und in den gleichzeitig aus den Pressen von Honolulu und Lahainaluna hervorgegangenen Büchern als in vieler Hinsicht schwankend, und wir werden gewahr, daß die, welche die Sprache schreiben, noch nicht zur Einsicht ihrer innern Notwendigkeit gelangt sind und noch nicht vermocht haben, sich der Gesetze ihre Grammatik bewußt zu werden.

Es ist dieses auszuführen hier nicht der Ort, mag indes ein einziges Beispiel angeführt werden:

Die vielen Bedeutungen des Wurzelwortes kau lassen sich füglich auf den Urbegriff (mit transitiver Geltung) stellen, legen, setzen, mettre, etwas auf etwas anderes, (mit intransitiver Geltung) stehen, liegen, sitzen, sein auf etwas, zurückführen. Daher das Frequentativ: kakau aufsetzen, aufschreiben, verfassen. Daher die Bedeutung walten, daher auch Jahreszeit, saison, und κατ' ἐξοχήν die Jahreszeit der Früchte, der Sommer; daher auch das Walten oder die Zeit des Waltens, des Herrschens z. B. eines Königs. In dieser Bedeutung hat dasselbe Wort neben der gewöhnlichen Form noch eine andere, und in gleicher Geltung kommen vor ke kau und ke au. Man findet bald beide Formen in demselben Buche, bald in anderen Büchern nur die eine ausschließlich gebraucht. In den meisten Schriften steht der Regierende im objektiven Fall: ke kau oder ke au i ke alii, ke kau oder ke au ia Kaisara. In der Kirchengeschichte hingegen tritt, dem Genitiv unseres eigenen Sprachgebrauches entsprechend, die Präposition o an die Stelle der Präposition des objektiven Falles und man ließ durchgängig darin: ke au o ke alii, ke au o Kaisara, die Herrschaft des Königes, die Herrschaft des Cäsars.

Der Verfasser des Vocabulary, Lorrin Andrews, kündigt dasselbe in der Vorrede mit seltener Bescheidenheit an. Es mußte einem längst gefühlten und geklagten Bedürfnis einigermaßen abgeholfen werden, und so sind vorläufig bloß etliche vorhandene Wörterverzeichnisse zusammengetragen worden, ohne selbige berichtigen oder vervollständigen zu können. Das begehrte Werk, welches nur als eine Vorarbeit zu einem künftig zu verfassenden Wörterbuch zu betrachten ist, schneller zu fördern, ist unterlassen worden, die Wörter durch Phrasen und Zitate zu erläutern. Die gehegte Absicht, einiges über die Sprache zur Einleitung des Vocabulary zu sagen, ist vorläufig aufgegeben und die Veröffentlichung dieser Spracherläuterungen einer künftigen Zeit aufgespart worden. Es wird die Hoffnung ausgesprochen, daß sich andere dem Geschäft unterziehen, die Hilfsmittel der hawaiischen Sprache ins Licht zu setzen. Das Feld ist offen und weit, und das Werk wird denen lohnend sein, die, mit Geschick, Geduld und Beharrlichkeit begabt, sich demselben widmen werden.

Dieses Vocabulary, allerdings noch rudis indigestaque moles, mag der Mängel nicht frei sein, die der bescheidene Verfasser an demselben rügt; es wird jedoch dem Sprachforscher vollkommen genügen, der mit Beihilfe der grammatikalischen Andeutungen, die ich zu geben vermag, sich einen Blick in die Sprache verschaffen und das Verständnis der Bücher eröffnen will. Viel reicher als meine Kollektaneen hat es mich belehrt, daß die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, nur auf Hawaii selbst befriedigend gelöst werden kann. Nur wer unter dem Volke lebt, vertraut mit seinen Zuständen, Bräuchen, Künsten, vermag von der eigentlichen, der erweiterten, der abgeleiteten, der bildlichen Bedeutung der Wurzelwörter seiner Sprache Rechenschaft zu geben. Die Mittel, die uns zu Gebot stehen, sind einerseits unzuversichtlich, andrerseits ungenügend: Schriften, deren Verfasser in der durchdringlichen Erlernung der Sprache noch im Fortschritt begriffen sind; Bücher, deren Zweck es ist, jenes Volk mit ihm neuen und fremden Gegenständen, Begriffen, Zuständen und Geschichten bekannt zu machen.

Für die Noachische Sündflut ist das Wort kaiakahinalii beliebt worden. Dies ist: ke kai a kahina 'lii, die See, die Flut von kahina dem Könige, die Flut der volkstümlichen Sage Hawaiis. — Das Joch, ζυγός, wird auamo übersetzt. Auf den Südseeinseln ist die volkstümliche Weise, Lasten zu tragen, folgende: zwei Menschen, die hintereinander gehen, tragen jeder auf einer Schulter ein Ende von einem Stocke, an welchem in der Mitte zwischen beiden die Last schwebend hängt. Dieses Tragen heißt auf Hawaii wie auf Tonga: amo, auamo ist der Tragebalken.

In wie wenigen Fällen dürfen wir imstande sein, die von den Missionaren in ihren Schriften gebrauchten Wörter genügend wie diese zu erläutern?

Eine Stelle in dem Vocabulary gibt uns eine schwache Hoffnung, daß etwas geschehen sein dürfte, die geschichtlichen Erinnerungen der Hawaiier aufzuzeichnen. Es heißt nämlich Seite 64 ad vocem kana, mythologische Person: see the story. Eine Geschichte von Hawaii, ein mooolelo no ka pae aino o Hawaii nei, falls ein solches Werk wirklich erschienen, ist uns nicht zugekommen. Die dürftige historische Notiz, die sich in der ersten Ausgabe der Erdkunde Seite 161 vorfindet, hebt erst mit der Landung Lonos, des Kapitän Cook, auf Hawaii an.

Die hawaiischen Inseln, die sich im Jahre 1779 vor ihrem Entdecker Cook wie eine märchenhaft abgeschiedene Welt aus dem Meere erhoben, liegen nicht mehr außerhalb unseres Bereiches. Mit uns verbindet sie die gemeinsame Straße, der Ozean. Ein Wald von Masten bedeckt den Hafen von Honolulu auf Oahu, der ein Mittelpunkt und Stapelplatz des Handels geworden ist, welcher zwischen allen Küsten des großen Meerbeckens getrieben wird, und der Walfischjäger, die den Cachalot an den Küsten von Japan verfolgen. Zu Honolulu liefen im Jahre 1836 hundertundzehn Schiffe ein. Darunter war der Kapitän A. Vaillant, der daselbst mit der Bonite vom 8. bis zu dem 25. Oktober verweilte; er hat unter anderen hawaiischen Büchern auch das erwähnte Vocabulary nach Frankreich mitgebracht. Ein preußisches Schiff besucht alle drei Jahre die hawaiischen Inseln, und man kann leicht und jährlich über Boston mit denselben verkehren und Bücher von dorther beziehen.

Die widerstreitende Einwirkung der Missionare und der Seefahrer vereinigt sich darin, die Hawaiier unserer Gesittung im Guten und im Bösen teilhaftig zu machen. Sie nehmen tätigen Anteil an dem Handel, dessen Markt ihre Inseln geworden sind. Von den vorerwähnten 110 Schiffen, die 1836 zu Honolulu einliefen, gehörten 15 der Insel selbst. Der Sandelbaum, der ursprüngliche Reichtum Hawaiis, ist in den Wäldern bis auf die jüngeren Sprößlinge ausgerottet; aber die Insel versorgen reichlich die fremdem Schiffe mit Lebensmitteln und Erfrischungen, und die Baumwollenstaude, deren Anbau zu fördern sich die Missionare beeifern, verheißt eine neue Quelle des Wohlstandes. Die neueren Berichte entwerfen von dem gedeihlichen Zustand Hawaiis, dem aufkommenden Handel, der zunehmenden Gesittung ein glänzendes Bild. Steinerne Häuser mit Magazinen, Läden, Restaurationen, erheben sich zwischen den volks-

tümlichen Strohdächern von Honolulu, wo verschiedene Handelsmächte Konsuln akkreditiert haben und wo der Europäer, keines der Bedürfnisse des gewohnten Luxus entbehrend, sich fast in einer heimischen Stadt zu sein bedünken kann. Daselbst sind zwei Kirchen; in der einen wird der Gottesdienst in hawaiischer, in der andern in englischer Sprache gehalten. Nach dem Ausspruch des Herrschers Kauikeaouli he aupuni palapala ko'u aupuni, ist sein Reich ein „Reich der Schrift" geworden. Überall Schulen: eine hohe Schule zu Lahainaluna auf Maui; daselbst und zu Honolulu Druckereien; verschiedene Zeitungen erscheinen regelmäßig in hawaiischer und englischer Sprache.

Daß sich nicht um des Segens willen, den wir diesem Volk gebraucht haben, unser Stolz überhebe, werde ich sogleich über das uns vorgespiegelte reizende Bild einen grellen Schatten werfen.

Es wird eingestanden, daß im allgemeinen, wo der Europäer einwandert und sich ansiedelt, minder gesittete Völker vor seinem Angesichte aussterben. Nicht gemordet haben wir auf Hawaii, nicht geknechtet haben wir das Volk; wir sind daselbst aller Frevel rein, die wir in andern Weltteilen begangen haben. Wir haben uns nur den Eingebornen gezeigt, und sie haben selbständig und freiwillig sich teils unserem Beispiele, teils unseren Lehren zu fügen begonnen; dennoch will auch hier, so scheint es, die alte Erfahrung sich betrübend erneuern.

Die Missionäre werden mit Entrüstung die schnelle Abnahme der Volkszahl auf den sonst übervölkerten Inseln gewahr. Ich stelle aus den zuverlässigen Quellen, die sie mitteilen, die Tatsache fest und füge ihre eigenen Worte hinzu, mit denen sie, wenig befriedigend, dieselben zu erläutern versuchen.

Nach der Volkszählung vom Jahre 1832 ergab sich als Zahl der Einwohner auf den sämtlichen hawaiischen Inseln 129,814

Sie war nach der Volkszählung im Jahre 1836 108,393

Demnach betrug die Abnahme, die während dieser vier Jahre stattgefunden 21,421

Dies ist mehr als ein Sechstel der ersten Zahl; s. Hoike honua (Erdkunde) 1836 auf dem Umschlag.

In der Ausgabe der Erdkunde, die im Jahre 1832 während der Volkszählung erschien, wird das Ergebnis derselben nur für Oahu, Maui, Kauai und Nihau mitgeteilt. Anscheinend ziehen Handel und Verkehr mit den Europäern die Bevölkerung der übrigen Inseln nach Oahu, wo, minder fühlbar, die Abnahme während der vorerwähnten vier Jahre wenig über ein Fünfzehntel betragen hat. Sie hat auf Maui fast ein Drittel erreicht, auf den entlegneren

westlichen Inseln Kauai und Nihau hat sie ein weniges über ein Sechstel betragen. Für die Hauptinsel Hawaii und die drei kleineren, Molokai, Lanai und Kahoolawe, zusammengenommen berechnet, hat sie nur um ein wenig über ein Achtel überstiegen.

Man liest über den besprochenen Gegenstand in der ersten Ausgabe der Erdkunde Seite 166:

„In der alten Zeit war die Bevölkerung ausnehmend stark. Dicht bedeckt mit Menschen war damals das Land. Jetzt vermindert sich die Bevölkerung.

Aus vier Ursachen hat sich die Bevölkerung vermindert.

1) Bevor sämtliche Inseln ein einziges Reich ausmachten, wurden in den Kriegen der Fürsten viele Menschen niedergemacht. Dieses trug dazu bei, das Land von Menschen zu entblößen.

2) Eine verderbliche epidemische Krankheit hat vorhin geherrscht. Sie fand zu der Zeit statt, wo sich Kamehameha auf Oahu aufhielt (gegen 1800). Außerordentlich viele Menschen wurden von derselben hingerafft, wenige nur verschont. Mancher, der am Morgen stark und gesund, war am Abend unter den Toten. Mancher ging aus, einen Toten zu bestatten, ward krank und starb und kehrte nicht wieder heim. Viele Leichen lagen verlassen, und keiner war da, sie zu beerdigen. Fast das ganze Volk erlag dem Tode. Auch diese Krankheit hat zu der jetzigen Schwäche der Bevölkerung mitgewirkt.

3) Der Kindermord trägt auch dazu bei, das Land zu entvölkern. Solches ist etwas Ungeheures, Widernatürliches, desgleichen vielleicht kein anderes Land darbietet. Die Frauen töten sohin ihre eigenen Kinder, etliche während ihrer Schwangerschaft, andere nach der Geburt. Sie halten die Kinder für eine Last und wollen nicht durch sie in ihrer Üppigkeit behindert und von Lustbarkeiten abgehalten werden. Andere befürchten, daß zu häufige Geburten ihre Schönheit gefährden. Aus diesen Ursachen verhärten sie ihr Herz und töten erbarmungslos selber ihre Kinder. Unzucht und Ehebruch veranlassen manchen Kindermord und manchen der Grimm der Männer.

4) Was aber hauptsächlich das Land verödet, das ist die Seuche, mit welcher die Frauen in unzüchtigem Verkehr auf den fremden Schiffen behaftet worden sind. Diese ist der Abgrund der Vernichtung für Hawaii; sie ist es, die den Leib verdirbt, die Frauen unfruchtbar macht und die Kinder versiechen läßt. Sie ist es, die die Straßen menschenleer macht, und die, falls ihr nicht Einhalt geschieht, die gänzliche Verödung des Landes erwarten läßt. Sie ist über alle Inseln verbreitet; die unzüchtigen Eltern vererben sie auf ihre Kinder und Kindeskinder bis ins dritte und vierte Glied.

Der Krieg, der Kindermord, jene epidemische Krankheit sind gegen dieselbe nur gering; sie ist bei weitem das größere Übel. Sie ist der böse Feind Hawaiis, der den Leib und die Seele der Menschen verdirbt.

Es gibt nur ein Kraut, nur eine Arznei, die diese Seuche auf diesen Inseln zu heilen vermag, sonst keine: das Wort Gottes allein. Wenn das sechste Gebot von allem Volk gehörig gehalten wird, so möchte sich das Land wiederum mit Menschen bedecken."

In der zweiten Ausgabe der Erdkunde wird der Bevölkerungstabelle von Hawaii folgende Bemerkung hinzugefügt:

„In den gesitteten Ländern vermehrt sich infolge der guten Ordnung*) die Bevölkerung mit jedem Jahre. Also verhält es sich in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und in England. Wie aber auf diesen Inseln? Hier vermindert sich in steigendem Verhältnis die Bevölkerung von Jahr zu Jahr. Bald möchte das Land gänzlich verödet sein. Woher diese Verminderung? Von dem unordentlichen Wandel der Fürsten und des Volkes. Wie möchte der gänzlichen Entvölkerung Hawaiis vorgebeugt werden? Vielleicht also: Laßt sich bald Fürsten und Volk zu Recht und Ordnung kehren; laßt sie alle von Unzucht, Branntwein, Tabakrauchen und allem, was den Leib verdirbt, ablassen; laßt Mann und Weib in ordentlicher Ehe züchtig leben und ihrer Kinder pflegen; befleißige sich jeder der Weisheit und des Heiles; dann werden sich die Menschen wiederum auf Hawaii vermehren, und das Land vielleicht sich mit Volk bedecken." So weit die Missionare.

Die Kriege der Fürsten haben aufgehört; die Krankheit von 1800 wirkt 1832 bis 1836 nicht nachhaltig fort; die Unsitte des Kindermordes hat hoffentlich unter Einwirkung des Christentums nicht überhand genommen. Es können nur die Syphilis und der Branntwein in Betracht kommen. Beide Übel waren auf den hawaiischen Inseln zu der Zeit, wo ich sie besuchte, nicht unbekannt, aber so verheerend war ihre Wirkung nicht.

Die Missionare benutzen in ihren Elementarbüchern jede Gelegenheit sehr zweckmäßig, gegen den Branntwein warnend zu eifern. Aber die Trunksucht war zu meiner Zeit kein vorherrschendes Laster der Hawaiier. Wir haben nie einen wohlanständigen Mann und nur selten Weiber sich betrinken sehen. Das volkstümliche berauschende Mittel Polynesiens, der Awa, nur selten und mäßig genossen, wie ich ihn selbst als Gast von Kaleimoku (Bill Pitt der Engländer) getrunken habe, hat auf diesen Inseln nie die verderblichen Folgen

*) ka pono, hier das Platonische: τάξις καὶ ἀνάγκη.

geäußert, die auf anderen Inseln die Aufmerksamkeit der älteren Reisenden auf sich gezogen haben.

Der unschuldige Tabak, dem Branntwein gesellt, entkräftet sehr in Hinsicht auf diesen die strafenden Worte der frommen Lehrer, und wenn in der hawaiischen Zeitung vom 11. Mai 1836 bekannt gemacht wird, daß sich am 23. April ein Betrunkener verbrüht habe und in Gefahr gewesen sei, glaube ich daraus schließen zu dürfen, daß solche Fälle zu den nicht täglichen gehören.

Übrigens stimmen die Erfahrungen des Dr. von Besser (1833) mit den meinigen vollkommen überein. Die auf Hawaii ansässigen Ärzte haben ihn versichert, daß daselbst die venerische Krankheit selten vorkomme und auf keine Weise dem abschreckenden Bilde entspräche, das die Missionare entwerfen.

Man verzeihe mir diese lange Abschweifung.

Die Kenntnis der hawaiischen Sprache, die ich mir erworben zu haben mich rühmen darf, müßte, um der Wissenschaft Früchte zu tragen, ich weiß es, mit der Kenntnis der Sprachen Ostasiens und Indiens gepaart, als ein entfernteres Glied der Kette zur überschaulichen Vergleichung der Sprachen des redenden Menschen benutzt werden. Ich bin auf diesem Felde des Wissens ein Fremder und zu alt und gebrochen, um daran zu denken, mich noch auf demselben anzubauen. Es genügt mir, zu dem Bau der Wissenschaft zugehauene Steine zugetragen zu haben, falls nur solche von den Werkmeistern tauglich befunden werden. Ich wünsche, ich begehre, das in meiner Hand nutzlose Werkzeug, mit dem ausgerüstet andere Nützlicheres wirken könnten, in befugtere Hände niederzulegen. Ich getraue mir, die mühsam errungene Kenntnis des Hawaiischen dem kundigen Sprachforscher leicht und in kurzer Zeit mitteilen zu können. Ich wünsche, ich erwarte, daß sich ein solcher Lernbegieriger an mich wende. Der Doktor Buschmann hat mir die Hoffnung gegeben, sich im Laufe dieses Sommers die Zeit abzumüßigen, meinen Unterricht anzunehmen.

Th. Knaur
Nachf.

Knaurs Oktav-Klassiker

mit großer, Augen schonender Schrift

			Einleitung
Chamisso sämtliche Werke in	1 Bd.	von	Rud. v. Gottschall
Freiligrath „ „	3 Bdn.	„	Schmidt-Weißenfels
Goethe sämtliche „ „	12 „	„	Dr. Franz Schultz
Goethe „ „	4 „	„	„ „ „
Grillparzer sämtliche „ „	4 „	„	Prof. Alfr. Klaar
Grillparzer Meisterdramen „	1 Bd.	„	„ „ „
Hauff sämtliche Werke „	2 Bdn.	„	Rud. v. Gottschall
Hebbel „ „	4 „	„	Prof. Ad. Stern
Heine „ „	4 „	„	Dr. Ad. Kohut
Ibsen „ „	3 „	„	Thomas Schäfer
Kleist sämtliche „ „	1 Bd.	„	Dr. Monty Jacobs
Koerner „ „	1 „	„	Dir. Dr. Dahmen
Lenau „ „	1 „	„	Prof. H. Loebner
Lessing „ „	3 Bdn.	„	Prof. Rob. Petsch
Mörike „ „	2 „	„	— — — — — —
Nestroy „ „	2 „	„	Leop. Rosner
Raimund „ „	1 Bd.	„	„ „
Reuter sämtliche „ „	4 Bdn.	„	Ad. Wilbrandt
Reuter „ „	8 „	„	„ „
Saphir „ „	2 „	„	Dr. Karl Meyerstein
Schiller „ „	4 „	„	Prof. Lachenmaier
Shakespeare „ „	4 „	„	Prof. Rud. Fischer
Stifter „ „	2 „	„	Dr. Karl Pröll
Tegnér „ „	1 Bd.	„	Fr. Ohnesorge
Uhland gesam. „ „	2 Bdn.	„	Archivrat Dr. Krauß
Uhland „ „	1 Bd.	„	„ „ „
Zschokke „ „	3 Bdn.	„	— — — — — —